Germ. ep. 287 h
137 Magazin

Neues

Lausitzisches Magazin.

Im Auftrage der

Oberlausitzischen Gesellschaft

der Wissenschaften

herausgegeben von

Gottlob Traugott Leberecht Hirche,

Ehrenmitglied und Sekretair der Gesellschaft.

Siebenunddreißigster Band.

Mit drei Tabellen.

Görlitz.

Im Selbstverlage der Gesellschaft und in Kommission der Buchhandlung von Gustav Köhler.

1860.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Säkularfeier des Geburtstages Friedrich Schiller's,

wie sie in Görlitz und anderwärts in der Lausitz begangen worden ist.

Es wird zwar keiner Rechtfertigung bedürfen, daß die große deutsche Nationalfeier, welche am 10. November v. J. nicht allein in Deutschland, sondern mit seltener Uebereinstimmung in der ganzen gebildeten Welt begangen worden ist, in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen werden soll: indessen mögen einige einleitende Worte vorangeschickt werden, zur geschichtlichen Anknüpfung an die vor 10 Jahren von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften veranstaltete Göthefeier, welche im 26. Bande dieser Zeitschrift, S. 22—49. der Nachrichten, dargestellt worden ist.

Wenn die damalige Feier sich in engeren Grenzen hielt und am wenigsten bei dem arbeitenden Theile der Bevölkerung Anklang und Theilnahme fand, so erklärt sich dies hinreichend dadurch, daß eben Göthe dem Volke, in seiner Gesammtheit aufgefaßt, fremd geblieben ist und wohl auch fremd bleiben wird, wie sehr er immer gerade die realen Seiten des Lebens in seinen dichterischen Darstellungen begünstigt. Ganz anders ist es dagegegen mit Schiller, dessen Name fast in Aller Munde ist. Denn sind auch nicht alle seine Dichtungen Eigenthum des Volkes geworden, so reicht doch sein „Tell" schon hin, ihn zum Lieblinge des Volkes zu machen. Daher ließ sich erwarten, daß die Theilnahme am Schillerfeste eine ganz andere Bedeutung erhalten und einen viel weiteren Umfang einnehmen werde, als es bei der Göthefeier der Fall sein konnte. Und wirklich verbreitete sich, sobald die öffentlichen Blätter den Gegenstand in Anregung gebracht hatten, die Begeisterung für die Feier des hundertsten Geburtstages Schiller's in wachsender Steigerung von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, ja über das Meer hinüber in entfernte Erdtheile.

Indem ich nun dem ehrenvollen Auftrage nachzukommen suche, als Sekretair der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften eine Geschichte

der Schillerfeier abzufassen, habe ich nur noch einige Worte hinzuzufügen, um die Grenzen zu bezeichnen, die meiner Darstellung gesetzt sind. Diese aber sind theils weiter, theils enger: weiter, insofern ich die ganze Lausitz, sowohl preußischen als auch sächsischen Antheils umfassen will, da die Schillerfeier von dieser politischen Trennung nicht berührt wird; enger, insofern ich über die Feier in Görlitz am umständlichsten sprechen werde. Da mir aus der Niederlausitz fast gar keine, oder doch nur sehr dürftige Nachrichten vorliegen, so werde ich in Bezug auf diesen Landestheil mich kurz fassen müssen. Nicht unterlassen aber will ich es, hier Allen den gebührenden Dank auszusprechen, die mich mit Nachrichten aus ihren Wohnorten unterstützt, sowie Denen, welche mir gestattet haben, ihre Festreden und Weihegedichte zu veröffentlichen.

Bereits am 27. April 1859, in ihrer 113. Hauptversammlung, beschloß die Gesellschaft der Wissenschaften, eine öffentliche Schillerfeier zu veranstalten, wies dazu die nöthigen Geldmittel an und ermächtigte ihr Beamten- und Repräsentanten-Kollegium, ein Comité zur Ausführung dieses Vorhabens zu ernennen. Glücklicherweise war die Ungewißheit über das wahre Geburtsdatum des großen Dichters — (man war zweifelhaft geworden, ob der 10. oder der 11. November der Geburtstag sei) — dadurch gehoben worden, daß ein bisher unbekannt gebliebenes authentisches Aktenstück aufgefunden ward, — nämlich ein von Schiller's Vater eigenhändig verfaßtes, „Solitude, den 17. Mai 1789" datirtes „Curriculum vitae meum" mit dem Geburtstage seiner Kinder. Demzufolge ist Friedrich Schiller am 10. November 1759 geboren.

Am 10. Juni ward das Festcomité ernannt. In dasselbe traten ein: Oberbürgermeister Justizrath Sattig, Gymnasialdirektor Dr. Schütt, Realschuldirektor Professor Kaumann, Archidiakonus Haupt, Oberlehrer Heinze, Stadtrath Mitscher und Dr. phil. Paur. Den Vorsitz übernahm Direktor Dr. Schütt. Wegen des musikalischen Theils der Festfeier wurde später Musikdirektor Klingenberg zur Theilnahme an den Versammlungen eingeladen.

In den nun folgenden Sitzungen des Comité wurde das Programm der Feier berathen und endgültig festgestellt. Von der ursprünglich angeregten Vertheilung einiger Exemplare der Werke Schiller's an Schüler und Schülerinnen der hiesigen höheren Lehranstalten wurde Abstand genommen, da die Behörden der Stadt eine solche Vertheilung aus städtischen Mitteln beschlossen hatten. Ebenso wurde das zuerst beabsichtigte nach der Feier zu haltende Festmahl aufgegeben, weil bereits die Liedertafel ein solches angeordnet hatte, und zwar in dem nämlichen Saale, in welchem die Schillerfeier Statt finden sollte, so daß die von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu veranstaltende Festlichkeit dadurch auf ein engeres Programm zurückgeführt ward.

Solcher Art waren die Vorbereitungen für die Feier des 10. November getroffen, die am Tage vorher, Mittwoch den 9. November, im Stadttheater durch eine Vorfeier in würdiger Weise eingeleitet ward. Als Festprolog sprach hier Fräulein Veneta Göthe's Epilog zu Schiller's Glocke, worauf das einaktige Festspiel von Th. Creizenach: „Schiller's Apotheose" folgte. Den Beschluß machte „Wallenstein's Lager", dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von Schiller. Musik von Eberwein. — Am Festtage selbst ward „Die Jungfrau von Orleans" aufgeführt, so daß auch das Theater dem Andenken des gefeierten Dichters den gebührenden Zoll entrichtet hat.

Der „Görlitzer Anzeiger", ein bereits 62 Jahre bestehendes Lokalblatt, gab am Morgen des 10. November der festlichen Stimmung einen entsprechenden Ausdruck in folgenden Versen, die an die Spitze von No. 132. des Blattes gestellt waren, darüber in einem Lorbeerkranze die Inschrift: 10. November 1759, unten aber in einem Lorbeerkranze das Brustbild des Gefeierten, und daneben: 10. November 1859.

Zu Schiller's Säcularfeier.

Ein Name tönet heut' durch alle Lande.
So weit der deutschen Sprache Laut erklingt,
Wie an der Newa, an der Themse Strande,
Und wo noch sonst ein deutsches Lied man singt:
Ein Name ist's, der wundersame Bande
Um alle Stämme, alle Stände schlingt,
In dessen Feier heut' der Süd und Norden,
So viel gespalten, plötzlich eins geworden.

Dein Name Schiller! Priester alles Schönen,
Das Du mit reinem Sinne stets gepflegt,
Du Dichterfürst, deß allgewalt'gen Tönen
Sich Jeder beugt, im Innern tief bewegt;
Des Volkes Lehrer, der Du Deutschlands Söhnen
Für alles Gute hast das Herz erregt;
Du wack'rer Kämpfer gegen alles Schlechte,
Vertheidiger der ew'gen Menschenrechte!

Du bist der Unsre! Was Dein Freund gesungen,
Noch wahrer ist es heut', das stolze Wort.
Das ganze Volk hat jetzt Dein Geist durchdrungen,
In seinem Herzen lebst Du ewig fort!
An Deiner Hand hat sich's emporgeschwungen.
Es sucht bei Dir in Leiden sichern Port,
Begeistert sich zum Schönen, Wahren, Guten
In Deiner Dichtung ewig reinen Fluthen!

So bleibst Du uns! Ward auch Dein Leib zu Staube,
Es lebt Dein Geist in ungebroch'ner Kraft.
Der Zeit ward nur, was irdisch war zum Raube,
Das Göttliche lebt fort und wirkt und schafft.

Und mit Dir lebt in uns Dein frommer Glaube,
Der über Nied're Dich emporgerafft:
Daß stets das Gute wirke, wachse, fromme,
Und endlich doch der Tag dem Edlen komme. F. B.

Die Schillerfeier in Görlitz bildet drei gesonderte Abschnitte, nämlich: 1) die Schulfeier; 2) die Gesellschaftsfeier und 3) die Volksfeier.

1) Die Schillerfeier in den Schulen.

Die Festfeier wurde von der Realschule am Jubeltage um 9 Uhr Morgens in der Aula eröffnet, die geschmackvoll mit Laubgewinden und Topfgewächsen geschmückt war. Rechts und links vom Katheder waren die Büsten Seiner Majestät des Königs und Seiner Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten angebracht; an der einen Seitenwand die Büsten von Luther und Melanchthon, an der andern gegenüber die von Schiller und Göthe, erstere mit einem Lorbeerkranze geschmückt. Fast sämmtliche Zöglinge der Realschule der drei obern Klassen, der höhern Töchterschule und der Selecta waren anwesend, und ein zahlreiches Publikum nahm an der Feierlichkeit Theil, die mit dem Schiller'schen Liede begann: „An der Quelle saß der Knabe."

Hierauf bestieg der Direktor Kaumann die Rednerbühne und leitete das Fest, das ohne Gleichen in der Geschichte dasteht, durch eine Ansprache ein, worin er Schiller, — den begeisterten Herold der höchsten Ideale, — der versammelten Jugend als Vorbild aufstellte, indem er zugleich an die unsterblichen Verdienste des Gottesmannes erinnerte, der an demselben Tage, 276 Jahre früher, das Licht der Welt erblickte. Nachdem der Redner nachgewiesen hatte, daß auch die Schule bei einer solchen allgemeinen Feier nicht stumm bleiben könne, daß auch sie ihm, der einst das große Wort gesprochen: „Dem Verdienste seine Krone!" ihren Zoll der Verehrung darbringen müsse, um sich selbst zu ehren, beantwortete er die Frage: Wie feiert die Jugend dieses Fest würdig? — Sie wird es würdig begehen, wenn sie den Gefeierten zu ihrem Vorbilde erwählt, an diesem Muster ihre eigene Kraft stählt, und durch seine ausharrende Begeisterung und seine rastlose Thätigkeit zur Nacheiferung sich ermuntern läßt; wenn endlich die Loosung: „Ihm nach!" welche diese Schulfeier erwecken dürfte, nicht wieder verhallt, wann dieses Tages Festklang auch längst verhallt ist. — Dann, ja dann — schloß der Redner, — würde das Säkularfest seiner Geburt ein Fest der Wiedergeburt seines Geistes. Das walte Gott!

Sodann deklamirten verschiedene Schüler „die vier Weltalter," ferner ein Fragment aus Schiller's Antrittsrede in Jena, und zuletzt den Dialog zwischen Wilhelm Tell und Parricida.

Die Festrede hielt der Oberlehrer Heinze. Da dieser meiner Bitte um Mittheilung derselben entsprochen hat, so lasse ich sie hier folgen.

„Die heutige Geburtstagsfeier Friedrich Schiller's soll eine Jubelfeier — ein Fest der Anerkennung und Verehrung, ein Fest der Freude sein! — so wird sie allgemein erwartet, so allenthalben aufgefaßt!

Eine solche erhebende, frohsinnige Geburtstagsfeier setzt voraus: daß der Gefeierte noch lebe — daß er in unserer Mitte sei! und so ist es hier: denn Fr. Schiller ist unsterblich! — er lebt in seinen Werken! er lebt in unserer Mitte fort in höherer Bedeutung, in einem tiefern Sinne, als das Leben eines Menschen gewöhnlich hin sonst wohl bedeuten mag!

Es würde aber kalt und herzlos — und darum nicht im Geiste Schiller's sein: wollte man am heutigen Tage vorzugsweise an die unsterblichen Werke des großen Dichtergeistes denken — diese hier besprechen und erörtern — und nicht ihn selbst, den Schöpfer dieser Werke, ihn, den Gefeierten, — ihn, unsern lieben Schiller in lebenswarmer Erinnerung zum Gegenstande eingehender Betrachtung machen! Eine solche literaturgeschichtliche Erörterung und Erläuterung der Geisteswerke Schiller's gehört in die Lehrstunden der obern Klassen; oder in einen Vortrag, der ausschließlich die Bestimmung hat, vor einem Hörerkreise gebildeter Erwachsener gehalten zu werden.

Dagegen dürfte eine biographische Darstellung des Jugend- und Schullebens — also der allmäligen Geistesentwickelung unseres großen Schiller's der rechte Gegenstand für die gegenwärtige Feier an diesem Orte sein — oder die Beantwortung der Frage:

„Wie wurde Friedrich Schiller Schriftsteller, Dichter?"

und diese Frage empfiehlt sich um so mehr, da die Jugendgeschichte ausgezeichneter Menschen immer von bedeutendem Interesse ist; denn in den ursprünglichen Geistesanlagen und Kräften und in der jugendlichen Entwicklung finden wir ja die Keime alles spätern Seins und Werdens; des spätern Wirkens und der spätern Werke großer Männer!

Schiller, nach seinen Pathen: Johann Christoph Friedrich genannt, wurde am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar in Würtemberg geboren; 1802 geadelt, und starb schon am 9. Mai 1805, an einem Donnerstage Nachmittag zu Weimar; er ist demnach heut, an seinem 100. Geburtstage, schon über 50 Jahr todt und nur die kurze Lebenszeit von 45 Jahren 5 Monaten 20 Tagen war ihm zugemessen.

Aber dieses kurze Erdendasein war ein überaus thätiges, schöpferisch-fruchtbares und fort und fort wirkt Schiller in die Tiefe und in immer weitern Kreisen bildend und veredelnd; erfreuend, belebend und erhebend einflußreich in Schulen, in der Familie, im Theater, in der Literatur und in der Presse: denn Schiller ist nicht nur ein allgemein gekannter, ein viel er-

hobener und bewunderter Schriftsteller; sondern auch ein viel gelesener — seine Werke sind in den Händen aller Gebildeten; seine Gedichte werden deklamirt und recitirt, illustrirt und komponirt — Schiller ist, wie außer ihm kein deutscher Dichter, der allgemeine Liebling, das Gemeingut seines Volkes! ein rechter Volksdichter — ein Dichter für Volkswohl, der das Volk zu sich, zum Edlen und zum Idealen emporzuheben strebte und in diesem Sinne zu ihm hinunterstieg!

Man hat ihn wohl erkannt und anerkannt: davon zeugen die Kritiken und Recensionen seiner Schriften: davon zahllose Preisgedichte und Reden zu seinem Ruhme; davon Schiller-Statüen in Marmor und in Erz an vielen Orten; davon endlich und besonders die große Menge der Schriften, die sein Wirken und seine Werke zum Gegenstande ihres Inhalts haben, die als Schiller-Literatur allein schon eine umfangreiche Bibliothek ausmachen!

Daß Schiller durch sein Wirken und sein Schaffen, durch den idealen, freien Geist seiner klassisch-unsterblichen Werke einen allseitig, tief eingehenden Einfluß übt und demgemäße Anerkennung findet, geht unverkennbar hervor aus der allgemeinen, lebhaftbegeisterten Betheiligung an der Feier seines 100. Geburtstages — aus den zahllosen, erhaben-festlichen Veranstaltungen für den heutigen Tag, von denen wir seit Monden schon aus allen Gauen Deutschlands hörten und aus vielen Ländern und Städten Europas und anderer Kontinente!

Wie also wurde Schiller Schriftsteller, Dichter? wie wurde er erzogen und gebildet und wie bildete er sich selbst? was wissen wir von seinen Geistesanlagen und Kräften? was überhaupt aus seinem Schul- und Jugendleben, aus der Zeit seiner jugendlichen Geistesentwicklung? — das war die oben angeregte Frage.

I. Ueber Schiller's Naturell, seine ursprünglichen Natur- und Geistesanlagen und Eigenthümlichkeiten, wie sie sich in der Jugend, 1) bei dem Kinde, dem Knaben und Jünglinge zeigten, haben wir von ihm selbst und Andern mancherlei treffend charakterisirende Bemerkungen: Schiller war mit einer empfänglichen Seele und, was meistens damit verbunden ist, mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde und krankhaften Zufällen ausgesetzt war. Milde, Liebe, Güte waren die hervorstechenden Eigenschaften des Knaben Friedrich Schiller — sie waren ihm angeboren und in seinem zarten Organismus als Keime seiner spätern Humanität, seines Edelsinns begründet. — Einer seiner Schulkameraden, von Hoven, berichtet uns über Schiller's Geistesorganisation: „wie Schiller in den gelehrten Sprachen bedeutende Fortschritte mache; wie denn auch bei der Preisvertheilung in der Karlsschule am 14. Dezember 1773, welche in Gegenwart des damaligen Herzogs von Würtem-

berg vorgenommen wurde, mit dem ersten Preise der griechischen Sprache Johann Christoph Friedrich Schiller von Marbach in den Listen aufgezählt wurde und dort noch zu finden ist. Französische Schriftsteller, fügte von Hoven hinzu, lernte er bald ohne Schwierigkeit lesen; in der Geographie, Geschichte, Mathematik machte er ebenfalls gute Fortschritte; das Studium der Philosophie zog ihn gleich anfangs mächtig an. Nur in der Rechtswissenschaft, die er 1774 zu studiren anfing, wollte es ihm nicht gelingen — er blieb hinter seinen Mitschülern zurück und wurde von den Lehrern für talentlos gehalten; aber der Scharfblick des Herzogs sah richtiger und urtheilte über den im Examen stockenden Schiller: „Laßt mir diesen nur gewähren; aus dem wird etwas!“ — Als Schiller seinen akademischen Kursus beendigt und behufs seiner Entlassung eine gelehrte Abhandlung eingereicht hatte, erklärten die Lehrer einstimmig: „daß er viele Kenntnisse an den Tag gelegt; aber zu viel Witz angebracht und seiner Einbildungskraft zu freien Lauf gelassen habe.“ Der Herzog las dieses Urtheil und auch die Abhandlung selbst und schrieb hierauf an den Direktor: „Ich muß gestehen, daß der junge Mensch viel Schönes darin gesagt und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deshalb und weil solches wirklich noch zu stark ist, glaube Ich, wird es recht gut für ihn sein, wenn er noch 1 Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann; so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein großes Subjektum werden kann.“ — Der Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart ertheilte ihm vorher in Ansehung seiner Befähigung auch schon ein günstiges Zeugniß bei Gelegenheit, wo Schiller sich um den Eintritt in eine Klosterschule bewarb — dieser bezeichnet ihn als „puer bonae spei, quem nihil impedit, quominus inter petentes hujus anni recipiatur,“ und bald darauf als „puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur.“ Und Gust. Schwab erzählt zum Belege für seine Wißbegierde zwei auffällige, anmuthige Geschichten: von der Untersuchung des Daches und eines Löwenkopfes an einer Dachrinne am herzoglichen Schlosse zu Hohenheim — und vom Besteigen einer hohen Linde an einem Gewitterabende, um das Feuer am Himmel besser beobachten zu können. Seine Mitschüler schildern ihn einstimmig als sehr aufgeweckt, lebhaft, lustig, bescheiden, schüchtern, dienstfertig, dankbar, freundlich und mehr in sich vergnügt, als äußerlich; namentlich aber sagten sie: daß er viel Verstand und Einbildungskraft besitze! Einem von ihnen fiel auf: daß Schiller beständig Gedichte lese; andere ahnen schon: daß seine vorherrschende Neigung auf Poesie und zwar auf die tragische gehe. Beim Spielen machte er gern den Tonangeber und in seiner Selbstschilderung gesteht Schiller ein: daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei; er schreibt sich aber auch wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz zu! — In einem noch

erhaltenen, eigenhändigen Aufsatze seines Vaters spricht dieser sich sehr günstig über die geistige Befähigung seines Sohnes aus, indem er sich mit folgenden Worten betend und dankend zu Gott erhebt: „Und Du Wesen aller Wesen! Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, — und Du hast mich erhört! Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest!"

2) Sehen wir von diesen vereinzelten Andeutungen und Beurtheilungen seiner Naturanlagen und Geisteskräfte auf die spätern, reifen Früchte seines Schaffens, auf seine Werke im Allgemeinen: so erscheint zunächst das Urtheil des Herzogs Karl: „Aus dem wird schon etwas werden!" gar wohl gerechtfertigt — und im Besondern hatten seine Mitschüler ihn am richtigsten erkannt, wenn sie „Verstand und Phantasie" als Schiller's hervorragendste Geisteseigenschaften nennen; so wie darin, daß sie ihm „für die tragische, dramatische Poesie" besondere Befähigung beilegten! — Wurde er noch später durch seine Dramen und durch praktisch-angemessene Bühneneinrichtung der eigentliche Schöpfer, oder doch der reformatorische Bildner und Vollender der deutschen Bühne, des deutschen Kunsttheaters; nachdem Gottsched sich schon früher das negative Verdienst erworben hatte, den Hanswurst von der Bühne vertrieben zu haben und durch Lessing „dramatische Natürlichkeit und Einheit" als leitendes Grundgesetz der Bühne bezeichnet und nachgewiesen worden war. — Trennender Verstand und vereinigende Phantasie sind in der That die Grundhebel in Schiller's dichterischem Geiste — beide Kräfte treten unverkennbar stark und meistens in sehr glücklich-harmonisch wirkendem Verhältnisse in allen seinen Dichtungen und selbst in seiner Prosa auf — und nehmen wir hierzu noch seine grenzenlose Herzensgüte, die ohne Rücksicht auf sich selbst Andern willig opferte, was er selbst nicht wohl entbehren konnte; so haben wir in diesen Seelenkräften und Eigenthümlichkeiten den Schlüssel zur Entstehungsquelle seiner spätern Werke — seiner Dramen und Balladen, seiner Epigramme, Räthsel und Charaden, seiner Laura- und Gesellschaftslieder und seiner Prosa in Briefen, Abhandlungen, im Romane, in der Philosophie und der Geschichte!

Das Wort der Schrift: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" — läßt sich auch wohl von Schiller sagen: „aus seinen Werken kann man ihn erkennen" — ihn, den Dichter der wahren, verständigen Idealität, des Erhabenen, des Aesthetisch-Schönen und des Sittlich-Reinen! — Aus jenen Grundkräften und Herzenseigenschaften erklärt sich seine ganze Liebenswürdigkeit: seine Humanität und Geistesklarheit; seine Freiheitsbegeisterung, seine geistesfreie Auffassung von Menschenwürde und Menschenwerth und von persönlicher Selbstständigkeit! Und aus der Mannigfaltigkeit seiner Geisteswerke

ergibt sich endlich noch die bewunderungswürdige Vielseitigkeit seiner geistigen Befähigung thatsächlich, augenscheinlich!

So war denn Schiller mit genialen Geisteskräften ausgestattet — sein Herz voll Edelsinn, schlug lebenswarm für Wahrheit, Schönheit, Menschlichkeit, — für alles Gute! — in seiner Phantasie lag eine ideale Welt für die sie Bilder und Gestalten schuf mit schwärmerischer Schöpferkraft!

So begabt mit Kopf und Herz; so ausgerüstet mit gewaltigen Geisteswaffen — mit sittlichem Ernst, mit Adel der Gesinnung und mit der Energie des Gedankens, wurde er ein Kämpe für die Sache, für das Wohl der Menschheit — ein Kämpe gegen die morschen und materiellen Zustände der Zeit — ein Kämpe für Realisirung großer, allgemein menschlicher Ideen: für Gedankenfreiheit, Menschenrecht und Menschenadel! Ihn hatte die Vorsehung sich zum Werkzeug ausersehen zur Aufklärung, Umwandlung und Veredelung kommender Geschlechter: und darum hatten die Musen ihn zum Liebling sich erkoren und ihn durchglüht mit ihrem eignen Feuer und ihn erfüllt mit ihrer eignen Kraft!

II. Wie diese Naturanlagen und Geisteskräfte Schiller's entwickelt und gebändigt und gebildet und zur spätern Vollendung und Meisterschaft erhoben wurden, wollen wir nun weiter sehen. Auf die Entwicklung derselben hatten 1) von Außen her entschiedenen Einfluß vor Allem: seine Eltern und die Schule.

Schiller's Vater, Johann Kaspar, war Wundarzt; doch genügte ihm die Ausübung der Chirurgie nicht lange — theils, weil sie ihn nur ärmlich nährte; theils, weil er sehr lebhaft, unruhig und etwas abenteuerlichen Sinnes war; viel las, selbst Philosophie studirte und stets weiter greifende Pläne und Entwürfe in seinem Kopfe trug. — Im siebenjährigen Kriege trat er daher als Fähndrich und Adjutant in militairische Dienste und brachte es im Verfolge seiner Laufbahn bis zum Hauptmann und zum Titular-Major; — im Kriege nahm er sich jedoch als Arzt noch immer der Verwundeten und Kranken an; auch besorgte er, wenn Geistliche fehlten, den Gottesdienst durch Vorlesen von Gebeten und durch Leitung des Gesanges. In Friedenszeit beschäftigte er sich zu Ludwigsburg vorzüglich mit Botanik, mit Gartenkunst und Obstbaumzucht: dies hatte der Herzog Karl gar wohl bemerkt und übertrug ihm daher die Oberaufsicht über alle Gartenanlagen und Baumpflanzungen in der Umgebung des neuerbauten Schlosses Solitude. Im Jahre 1795 gab Fr. Schiller's Vater eine berühmte Schrift heraus: „die Baumzucht im Großen," die 1806 in 2. Auflage erschien. — Eine rauhe Strenge milderte der alte Schiller durch Religiosität: er sprach im Kreise der Seinigen stets selbst das Morgen- und Abendgebet, las häufig religiöse Betrachtungen vor und wirkte so auf die frühe Entfaltung der sittlich-religiösen Kräfte seines Sohnes wohlthätig ein.

Auch scheint der Sohn philosophischen Geist und praktisches Talent und ganz besonders die unermüdete Thätigkeit von seinem Vater geerbt zu haben — insofern hier überhaupt von einer Vererbung die Rede sein kann! und noch weitergehend möchte man sagen: das Abenteuerliche des Vaters habe sich im Sohne zum Idealen veredelt und verklärt; wie die Beschäftigung des Vaters mit der Natur im Sohne die Hinneigung zur Natur veranlaßt und begünstigt haben mag.

Schiller's Mutter, Elisabeth Dorothea, Tochter eines Bürgers zu Marbach, Namens Kodweiß, welcher seine Familie von dem adligen Geschlechte von Kattwitz ableitete: aber verarmt, seinen Familiennamen änderte — wird als zärtlich liebende Mutter, als sorgsame Gattin und verständige Hausfrau geschildert; besonders eigen waren derselben sanftes, inniges Gefühl und herzliche Gutmüthigkeit! Von Figur groß, schlank und wohlgestaltet, mit langem Halse, sehr blonden, fast röthlichen Haaren und etwas entzündeten, kränklichen Augen — kündigte die breite Stirn eine verständige Hausfrau an und die Züge des etwas sonnenfleckigen Gesichts waren von Milde und Wohlwollen belebt. — Beinahe in allen diesen Körpereigenthümlichkeiten war ihr Sohn ihr Ebenbild und Schiller's Jugendfreund, der nachmalige Generallieutenant von Scharfenstein schildert uns den jungen Schiller ganz eben so; nur noch mit etwas mehr Humor und in fast komischer Manier, indem er zu obiger Charakteristik des Körpers für seinen Freund hinzufügt: „daß ihm die Uniform ein ganz sonderbares Ansehn gebe, daß er den Kopf voll Papilloten trage und einen ungewöhnlich langen Zopf!"

Mit seinem Vater hatte Schiller im Aeußern wenig Aehnlichkeit — wohl aber war der religiöse Einfluß beider Eltern ein ganz gleicher: denn auch die Mutter las häufig aus der Bibel, dem Gesangbuche und aus ihren Lieblingsdichtern Uz und Gellert religiöse Lieder vor; erklärte ihren Kindern das Sonntagsevangelium; auch an Naturschönheiten, an die Wunder der Schöpfung knüpfte die Mutter auf Spaziergängen ihre eindringlichen Worte — sie wirkte, wie Schiller's Biograph, Hoffmeister sagt, ohne eigne, tiefere Bildung um so tiefer, je weniger sie eigentlich bilden und belehren wollte! Von Schiller's Schwestern übte besonders die älteste auf ihren 2 Jahr jüngern Bruder viel Einfluß und ganz im Geiste ihrer Eltern! — In diesem gesunden, religiösen Lebenselemente, in diesem frommen Familienleben wuchs Friedr. Schiller auf — umgeben von einer üppigfruchtbaren, lieblichen Natur, in dem romantischen, historisch berühmten Schwabenlande, im sagenreichen Heimathslande der Minnesänger und der Hohenstaufen.

Den ersten Unterricht im Lesen und im Schreiben, sowie in den Anfängen des Lateinischen und Griechischen erhielt Fr. Schiller in Lorch von dem vortrefflichen Pastor Moser zugleich mit dessen Söhnen. Dem Andenken dieses, seines ersten, von Schiller stets hochverehrten Lehrers hat er später in

seinen Räubern ein liebevolles Denkmal gesetzt. Durch den religiösen Sinn im elterlichen Hause und den Umgang mit dem sanften, wackeren Geistlichen entstand in Schiller eine sehr entschiedene Neigung für den geistlichen Beruf, womit auch seine Eltern, und ganz besonders seine Mutter, gar wohl zufrieden waren. — Die weitere Schulausbildung erhielt er hierauf in der lateinischen Schule zu Ludwigsburg: dort hatte er zum Hauptlehrer den Professor Johann Friedrich Jahn, einen kalten, rauhen Polterer; der im Uebrigen ein regelfester, nicht unverdienter Sprachlehrer war. Dieser Mann gab Schiller die Censur: daß er sich in Nichts auszeichne, als im Lateinischen — die seltenen Anlagen Schiller's, die in ihm schlummerten, wurden zurückgedrängt, anstatt hervorgelockt zu werden und dennoch hatte er dort so viel gelernt, daß ihm der Rektor des Gymnasiums zu Stuttgart die schon angeführten, günstigen Zeugnisse ausstellen konnte — als Schiller 1772 zur weiteren Vorbereitung für das Studium der Theologie in eine Klosterschule übertreten sollte. Doch kam es anders: der Herzog Karl erbot sich, den jungen Schiller in der auf der Solitude gegründeten Karlsschule oder Karlsakademie erziehen und bilden zu lassen, was Schiller's Eltern nicht ausschlagen durften, so wenig ihnen eigentlich daran gelegen sein konnte — da ihr Sohn damit zugleich der Theologie entsagen mußte.

Die Karlsakademie war eine militairisch eingerichtete Lehranstalt für Militairs, Künstler und selbst für Handwerker — das harte Kommandowort „marsch!" „vorwärts!" strenge Strafbestimmungen und Orden als Belohnung regierten in derselben; jeder Zögling durfte nur das treiben, was vorgeschrieben war; militairische Pedanterie, äußerer Gehorsam, sklavische Unterordnung unter eine geistlose Formdisciplin, parademäßiges Verhalten galt dort Alles. Daneben trieb man tüchtig die alten Sprachen und die Philosophie; auch wohl Französisch und von den Wissenschaften Mancherlei und Allerlei! Schiller klagt gar oft in Briefen über den Geistesdruck in dieser Anstalt; einst rief er aus in einem Briefe an seinen Jugendfreund Moser, den Sohn des Pastors Moser: „o Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserem Herzen, als die wirkliche — wir kannten nur Ideale; nicht das, was wirklich ist!"

Trotz dem war doch der Unterricht in diesen Lehranstalten in Ludwigsburg und auf der Karlsakademie für Schiller wohlthätig einflußreich: insofern die Schule ihn nöthigte zum angestrengten Studium der alten Sprachen und ihn einführte in die Mythologie und in die Geschichte — überhaupt in die klassisch-philologische Bildung der Alten, der Griechen und der Römer, in die ästhetische Kunstwelt des alten Griechenlands! In klassischer Gelehrsamkeit und Gründlichkeit der alten Sprachen stand Schiller hoch über Göthe: daher bei Schiller der Duft und Zauber, mit dem er, gleich den Griechen, Alles lebensfrisch und lebenswarm umhauchte und Gegenstände der Natur und Kunst, Dinge und Gedanken umschuf in Allegorie, in Gleichnisse und

Bilder! — ihm war es leicht, mit seiner Phantasie sich in die Götter- und Zauberwelt der Alten zu versetzen; sich zu erheben zu den Götterregionen des Olymps und zu den Gipfeln des Parnasses und in das düstre Schattenreich der Unterwelt zu steigen! — Und eben darum wurde es ihm auch leicht, die Welt der Gegenwart und Wirklichkeit als Welt der Zukunft und Vollendung im Ideale zu erblicken, wodurch er uns so schön, so wohlthuend der rauhen und prosaisch-unvollkommenen Alltagswelt entrückt!

Eben daher, aus Griechenland und Latium, floß aber auch bisweilen die Ueberfülle von Gelehrsamkeit, die Anhäufung von gelehrtem Wissen in seinen Poesien; die massenhaften Anspielungen auf mythologische Geschichten und Gebilde, z. B. in „den Göttern Griechenlands."

Doch auch in anderer Hinsicht war die strenge Schulentwicklung und Durchbildung für Schiller heilsam: die ihm von seinen Lehrern gegebene Veranlassung zur Beschäftigung mit der Philosophie gab seinem Denken allseitige Anregung, Stoff und Ordnung des Denkens und der Gedanken: daher bei ihm die wunderbare Durchsichtigkeit und Klarheit der Begriffe in seinen Aufsätzen und philosophischen Briefen; die scharfen Antithesen und die treffende, die bündig-kurze Ausdrucksweise in seinen Reden und Distichen und in allen den Abschnitten größerer Gedichte, die er mit stark erregtem Geiste schrieb, so namentlich in den Meisterwerken, in seiner „Glocke", im „Don Carlos", im „Wallenstein", im „Tell" und andern Dramen, Liedern und Balladen.

2) Zu diesen äußern Anregungen und Einflüssen kam aber ganz besonders noch seine eigene, freie, starke Willenskraft; seine rege Wißbegierde und Begeisterung — seine tiefinnerste Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit.

Schiller fügte sich zwar öffentlich dem kategorisch-militairischen Imperativ der Schule, die ihn mit formaler Bildung, mit klassischer Gelehrsamkeit und Philosophie versorgte und ausstattete — er fügte sich, so weit es eben ging und gehen mußte; bis er später als Regiments-Medicus der militairischen Disciplin dennoch entfloh (1782), und sich mit seinem Freunde Streicher nach Mannheim rettete, als ihm (1781) nach dem Erscheinen der Räuber verboten wurde, etwas Weiteres drucken zu lassen. Der Herzog Karl meinte es mit seiner Karlsakademie gewiß nur gut — allein der Herzog Karl war vorherrschend nur und durch und durch Soldat, nicht Pädagog — man verwechselte in jener Lehranstalt „erziehen und bilden" mit „dressiren!" der Karlsakademie hätte man zurufen mögen:

„Wer Menschen bilden will, muß den Menschen wahrhaft lieben — und im Kinde schon die Menschenwürde achten und dadurch Gottes Willen ehren!" denn:

„Was man der menschlichen Natur irrthümlich Widernatürliches aufdrängt und anerzieht, ist — nichtig! Was man wohlwollend aus der Jugend macht und werden läßt, wird — tüchtig!"

Treffend läßt ſich daher in obiger Beziehung auf Schiller's Geiſtesentwicklung der bekannte Vers anwenden:

Naturam expellas furca, tamen usque recurrit!

Denn im Stillen, im Geheimen folgte Schiller ſeiner wahren, innerſten Natur, dem ihm von Gott verliehenen Berufe — er wollte urſprünglich Theologe werden und wäre er, wie anfangs, immer frei geblieben; ſo würde er's geworden ſein! er wurde halbgezwungen zuerſt Juriſt; dann mit mehr Neigung Mediciner: weil er dabei für ſeinen Geiſt, für pſychologiſche Studien mehr Stoff und Nahrung fand — in Wahrheit aber zog es ihn zur Poeſie! So trieb er im Geheimen moderne Wiſſenſchaft und Literatur und naſchte, wie er ſelbſt ſagt, oft verbotner Weiſe von den Früchten im Garten der Pieriden — ſo ſtudirte er den Shakespeare, deſſen verheimlichte Studien ſein entſchiedenes Talent für's Drama weckten — ſo las er Voltaire, Klopſtock, den er zuerſt nachahmte, und Uz und Haller, Leſſing, Gerſtenberg, Herder und Göthe, deſſen „Werther's Leiden" einen ungeheuren Eindruck auf ihn machten und ſchwärmte eben ſo für Miller's „Siegwart!"

So ſchuf er ſich zum Dichter, zum herrlichſten der Dichter um! und im Verfolge der von ihm ſelbſt im Stillen eingeſchlagenen Richtung ſeines dichteriſchen Strebens und wirklichen Berufes zeigt ſich ſeine unbeugſame, feſte, aus ſeiner wahren, tiefinnerſten Natur entſprungene, alle Schwierigkeiten und Hinderniſſe überwindende Beharrlichkeit!

Und ſo ſich im Geheimen vorbereitend und ſchon vorbereitet, fing er zu produciren, zu dichten an; wie er als Mediciner nebenher ſchriftſtellerte und wohl beachtenswerthe Abhandlungen ſchrieb. — Das Dichten war übrigens für Schiller anfangs mehr anſtrengende Arbeit, als ein leichtes Spiel — ſeine Dichtungen waren keineswegs ſofort und immer bequeme Ergießungen eines überſtrömenden Geiſtes, oder gleichſam Einflüſterungen freundlicher Muſen! Erſt nach langem Einſammeln und Aufſchichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorſtellungen, angeſtellter Beobachtungen — erſt nach vielen Bilderjagden, mißlungenen und vernichteten Verſuchen kam er, etwa um's Jahr 1777 ſo weit: daß ſcharfſichtige Prüfer aus einzelnen Aeußerungen und Jugendarbeiten die Dichtergröße Schiller's ahneten; ſo wie er auch ſich ſelbſt nicht früher, als um dieſe Zeit, des in ihm wohnenden und ſpäter ſo ſchöpferiſchen Dichtergeiſtes bewußt und ſicher wurde! — wenn gleich er einen tiefen Drang zur Poeſie ſchon lange in ſich fühlte! — Auch konnte Schiller nur Gediegenes ertragen — er machte ſich daher das Dichten ſelbſt nicht leicht: er mühte ſich vielmehr anfangs oft Stunden und Tagelang mit dem Baue einzelner Strophen und ſelbſt einzelner Verſe ab und eben jene Strenge, mit der er ſtets zuerſt ſein eigener Kritiker und Richter war, ließ ihn nicht eher zufrieden ſein, — als bis der widerhaarige Vers bezwungen, rhythmiſch reif gelungen im rechten Wohlklang vor ihm lag! — ſo erwarb ſich Schiller ſein Patent

als Dichter, die schöne Rundung seines Verses, die wohlgewählte, edle Diction in Poesie und Prosa.

Zu diesen, seinen dichterischen Jugend- und Erstlingsversuchen, die sich zum Theil in Döring's „Nachlese zu Schiller's Werken" finden, und die Schiller später mehr oder weniger alle selbst verwarf, gehören folgende:

„Heilige Gefühle und Vorsätze am Konfirmationstage" — Schiller's erstes Gedicht.

„Der Student von Nassau", — ein Drama, das Schiller als Dokument der ersten, glühenden Wärme des Gefühls später selbst erhalten zu sehen wünschte.

„Kosmus von Medicis", — ein Drama, das dem „Julius v. Tarent" von Leisewitz sehr ähnlich gewesen sein soll — ohne dieses Vorbild zu erreichen.

Sein erstes lyrisches Gedicht, im Geiste und in der Manier Klopstock's und noch erhalten, war eine Art von Hymne „der Abend" — gut recensirt im Schwäbischen Magazin, von Schiller aber verworfen. Noch verfehlter erschien ihm „der Eroberer" — ein Gedicht, das Schiller's Freund Petersen „den Erguß einer orientalischen Geistesergrimmung" nannte; es war voll wilden Feuers und brausender Kraft!

Diese seine anfangs oft excentrische schwärmerische Phantasie erklärt sich leicht aus seiner Unbekanntschaft mit der Welt und ihren wahren Zuständen und Verhältnissen — nicht aus dem Leben selbst, mit dem er in der Jugend unbekannt, dem er entfremdet war; sondern nur aus Büchern konnte er seine poetischen Stoffe anfangs schöpfen und gestalten und noch war das natürliche Feuer seiner Anlagen, seines Gefühls und seiner Phantasie stärker, als die Beherrschungskunst und die künstlerische Durchbildung und Abklärung! — aber religiös und sittlich und, so zu sagen, reines Herzens waren auch schon die ersten, wildesten Produkte seines Geistes; wenn gleich er mit dem Dogma und der äußeren Darstellung, Gestaltung und Erscheinung der Kirche nicht eben einig war: dies sehen wir namentlich schon früh aus einem noch erhaltenen „Morgengebete am Sonntag" aus dem Jahre 1777. — Recht Tüchtiges leistete Schiller in früher Jugend in seinen, schon berührten, prosaischen Arbeiten, z. B. in den Abhandlungen, die er als Probearbeiten schrieb:

„Philosophie der Physiologie (1778) und „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen (1780)."

In allen diesen Jugendarbeiten, den gelungenen und den mißlungenen, ist edle Geisteskraft, Gemüthsinnigkeit und Seelentiefe unverkennbar, die sich in hastiger Lebendigkeit, im wilden Freiheitsdrange Luft zu machen suchte. Dieses Uebermaaß an Kraft und Feuer in seiner Jugend finden wir auch in sei-

nen spätern, reifern Werken, in seinen Meisterstücken nicht erstickt und unterdrückt — nur schön gemildert und gemäßigt — doch immer kräftig, lebhaft mächtig — den Leser und den Hörer angenehm belebend, durchglühend und begeisternd — wie er die eigenen Dramen begeistert vorlas und mit lebhafter Mimik deklamirte! Höchst liebenswürdig, bescheiden, anspruchslos — doch auch mit edlem Selbstbewußtsein spricht sich Schiller in seinem „Abschied vom Leser" über den Werth seiner Gedichte aus, indem er sagt:

„Die Muse schweigt. Mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen:
Sie achtet es; doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht.
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne!

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönen Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, — sie verhallen in der Zeit:
Des Augenblickes Lust hat sie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht: auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor;
Die Stude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht sich in den Lüften
Und freuet sich und schweigt mit Aug' und Ohr —
— Der Lenz entflieht! die Blume schießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen!"

In diesen Abschiedsworten haben wir unsern Schiller nach seiner ganzen, liebenswürdigen Individualität in objektiver Wahrheit und Wirklichkeit vor uns! und so schließe ich denn mit einem kurzen, vergleichenden Hinblick auf Göthe, den zweiten großen Meister in der deutschen Literatur, den zweiten Dichterfürsten Deutschlands:

Wie Beide, bis der Tod sie trennte, lange Zeit vereint im Leben wirkten; so stehen sie Beide vereint in einer Doppelstatue in Weimar, sinnig, wohlgebildet von Künstlerhand, indem sie Beide einen und denselben Lorbeerkranz erfassen! und so werden Beide unter uns und bei allen kommenden Geschlechtern fortleben und fortwirken als zwei gleichwürdige Heroen der Poesie und Prosa, der idealen Subjektivität und der künstlerisch-vollendeten

Objektivität! — Als Dichter steht kein Deutscher über Schiller, auch Göthe nicht — zu Göthe's hohem Künstlerstandpunkte ist Schiller nicht emporgestiegen; dagegen ist in Schiller's Dichtungen noch warmes Lebensblut, so frisch kommen sie vom Herzen, und legen sich mit aller Wärme an unser Herz; während bei Göthe der Stoff mehr oder weniger schon abgekühlt erscheint, namentlich und ganz besonders in „der natürlichen Tochter" Göthe's. — Was vom höhern Standpunkte aus betrachtet als Unvollkommenheit erscheint: das hat das Publikum seinem Schiller zum Verdienste angerechnet! Denn in Schiller schlug das edelste der Herzen; seine Gedanken und Gefühle in seinen Gedichten sind nicht Dichtung — sie sind Wahrheit, tief empfundene, tiefe, lautere Wahrheit! Dazu kommt, daß Schiller Saiten anschlägt, die in einem deutschen Herzen stets mit- und wiederklingen: eine in den reinen Aether der Sittlichkeit erhobene Schwärmerei und den Kampf für Freiheit — den Gedanken vom ewigen Rechte des freigeschaffenen Menschen! (cf. Geschichte der schönen Lit. der Deutschen v. Kuttell.) So heißt es beispielsweise in „den Worten des Glaubens":

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!"

Diese Worte und ähnliche Aussprüche Schiller's sind nicht selten mißverstanden worden; obgleich er sich in denselben dagegen selbst verwahrt — wie weit er, gleich Göthe, bei seiner reinsittlichen Freiheitsidee von Unrecht und Ungerechtigkeit, von Ungesetzlichkeit, von revolutionärem Geiste und Freiheitsschwindel fern war, das zeigen obige Worte:

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!"

So ruft er in „der Glocke" die bedeutungsvollen Worte aus:

„Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter ꝛc."

und im „Eleusischen Feste" bezeichnet er die Freiheit des Menschen einzig und allein als „Sittlichkeit" in den Worten:

„Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein!"

Aber daß der Mißbrauch eines edlen Gutes ihm den Werth des Gutes selbst nicht verdunkelte, wird ihm vom deutschen Volke nie vergessen werden!

Ueber Schiller's frühen Tod tröstet Göthe uns in trefflich schönen Worten: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, rief Göthe seinem Freunde weinend nach, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweg genommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. — Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig!

Daß er früh hinweg schied, kommt auch uns zu Gute: von seinem Grabe stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaften Drang: das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fort zu setzen. — So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben!"

Schiller — der arme Schiller hat uns alle reich gemacht!
Er hat uns eine Erbschaft hinterlassen, — groß genug für Alle!

„Drum feiert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb verleiht, soll ganz die Nachwelt geben!"

Nach diesem Vortrage, der mit gespannter Aufmerksamkeit angehört ward, folgte die Vertheilung von Schiller's sämmtlichen Werken an drei Primaner und an drei Schülerinnen der ersten Klasse der höheren Töchterschule; hierauf wurde Schiller's „Lied an die Freude" gesungen und zum Schlusse der erhebenden Feier der Vers „Nun danket Alle Gott!" angestimmt.

An diese Feier schloß sich um 11 Uhr die des Gymnasiums, ebenfalls in der Aula. Nach Absingung der Schiller'schen Strophen „Die drei Worte des Glaubens" betrat Direktor Dr. Schütt den Rednerstuhl und gab, indem er zunächst den Zoll persönlicher Dankbarkeit den Manen Schiller's weihete, in freien Jamben einige Bilder aus dem Leben des Dichters. Durch besondere Güte bin ich in den Stand gesetzt worden, auch diese mitzutheilen.

In deinem Buche las ich, hoher Sänger,
mein Leben lang. Als noch ein Kind ich war,
und als mein Auge von dem Sonnenlicht,
das, wunderbar beseelend und veredelnd,
aus dir entstrahlet, nur den Funken sah,
da las ich dich schon, lernte dich; zwar konnte
des Kindes Geist den Genius nicht verstehen,

allein das Herz des Kindes ahnte und empfand
den Segen deines Wortes. Vor der Seele steht
kein Bild mir aus der Schulzeit so lebendig,
als meines greisen Lehrers einfach Wort,
du sei'st ein Genius, wie Gott den Menschen
sie nur nach langen Zwischenräumen sende. —
So bin an dir ich aufgewachsen; ja,
ich möchte mit dir sagen; denn, was man
an deinen Werken unvollendet nennt
und was dein Gang durch's Leben abgeworfen,
was wahrer (daß ich's richt'ger sag') und reiner
in spät'rer Zeit dein Dichtergeist gestaltet:
Das eben, jene schäumenden Ergüsse
gigantischer Kraft, die noch das Maaß nicht kennt,
gefiel dem Knaben, war ihm Ideal.
Doch später wuchs an dir dein Leser, sah
er doch, wie sich dein Geist geläutert, wie
gemildert und geformt, und strebte nun
dir nachzufühlen, durch dich sich empor
zu dir zu schwingen, mit dir zu verstehen
sie, welche göttlich unter Göttern wandelt,
sie, die zu schaffen du dein Leben lang
gerungen, die Gestalt des Ideals;
und — was er weiß von Seelenadel und
von jenem Drang, der über das Gemeine
empor des Menschen ringend Herz erhebt:
er dankt es nächst dem gottgegebenen Wort
vor allem dir. Er ist durch Hellas auf-
gezogen, hat den Weisen vom Sabinergut,
der Alles mit Geschick beginnet, lieb-
gewonnen, hat auch sonst wohl noch ein Körnlein
für Geist und Herz sich dankbar eingesammelt;
doch so mit ganzer Seele hieng allein
an dir von früher Jugend bis herab
in diese ältern Tage stets mein Herz.
Und als ich meinte dich zu fassen, da
war es die höchste Freude mir ein Lehramt,
wenn dich ich lehren konnte, wenn dein Wort
durch meinen Mund und meine Deutung in
die Jugendseelen, sie veredelnd, drang;
und — ob ich and're Meister hoch verehrte,

ob der Geſtaltung höchſten Preis ich auch
dem andern Genius theilweis zuerkannte:
dir ſchlug mein Herz, wie keinem Anderen. —

Und nun, wo ſeine Sonn' iſt aufgegangen,
der hehre Tag erſchienen, welcher Deutſchland,
nein, welcher für der Zukunft ſpät'ſte Zeiten
der ganzen Welt das Männerpaar geſchenkt,
das, ob geſchieden durch Jahrhunderte,
ob auch geſchieden durch des Strebens Platz
und Art, in Geiſtesgröß' und Seelenadel
und Willenskraft dennoch verbrüdert iſt:
nun ſteh' ich hier und zage, weil mein Wort
es nimmermehr vermag von ihm zu reden,
wie ich es möcht' und ſollt' und wie's allein
ſein würdig iſt. Ich möchte lieber heute
nur wiedergeben eines ſeiner Werke,
als ſelbſt auch nur ein einzig eignes Wort
ausſprechen über ihn. Drum will ich auch
ſein Leben ſelber reden laſſen, will
nur ein paar Bilder, die des Künſtlers Hand
geliefert, deuten durch ein einfach Wort. —

I.

So wandert denn mit mir, geliebte Schüler,
(es iſt ja euer Dichter auch, wie keiner)
und wen ſein Herz noch ſonſt in unſ're Mitte
geführet, wandert mit mir in die kleine Stadt,
die erſt ſein Name faſt der Welt genannt.
Ihr ſehet in dem kleinen Ort ein Haus
unſcheinbar, eine Hütte faſt. Hinein-
getreten in den öden Flur, gelangt
ihr über Stufen von vermorſchtem Holz
in ein Gemach, an deſſen kahler Wand
ringsum ein arm Gebänk' ſich hin erſtreckt,
wo plump gefertiget den Raum ein Tiſch
einenget und aus Steinen roh geformt
ein Ofen ſich erhebt. Nur eine Büſte
in dunkler Ecke und ein kleiner Schrein
mit Büchern ſind des Zimmers eing'ger Schmuck.

Doch dieſe Büſt' und Bücher kunden durch
den Namen, daß ihr ſeid im — **Schillerhaus.**
Dort ſchenkte Gott dem deutſchen Vaterlande,
der ganzen Welt den Dichter; da ſtand einſt
die Wiege; da ſaß, liebevoll hinabgebeugt,
die treue Mutter mit dem ſeelenvollen Blick,
und ihrer Mutterliebe zarte Sorgen
umwachten das oft kranke Kind; da wird
der Vater auch, gerufen aus dem Lager
des Krieges an die Wiege ſeines Sohns,
wie er es ſpäter ſelbſt bezeugt, den Herrn
gebeten haben, daß er dieſem Kinde
zulegen mög' an Geiſtesſtärke, was
der Vater zu erlangen nicht vermocht. —
Und ſo geſchah's: Das gottbegabte Kind,
es überragte den doch klaren Geiſt
des Vaters weit, ſowie die ſinnige Seele
der Mutter. Doch der ſchönſte Himmelsſegen
bleibt ewig für ein Kind die Frömmigkeit
im Elternhaus, und ſelten iſt verloren
die fromme Zucht. Sind auch die hohen Gaben
des Dichters ein ihm eigenes Geſchenk
des Himmels; jene ſanfte Kindesſeele,
die ihm durch's Leben blieb, der feſte Sinn
des Mannes, der von ſeiner Ueberzeugung
kein Haar breit wich, und jene hohe Glut
des edlen Herzens, welche mehr noch als
ſein Geiſt und deſſen Gaben ihn der Nation
für alle Ewigkeit in's Herz gelegt:
Dieß Alles war des **Elternhauſes** Erbſchaft. —

II.

Nicht mehr ein Kind, hoch aufgewachſen ſteht
der zwei und zwanzigjähr'ge Dichterjüngling
vor unſerm Geiſt. Sein Name wird genannt
durch Deutſchlands weite Gauen; denn ein Strom
des vollſten Lebens bei unbändg'er Kraft
und einer Phantaſie, wie nie zuvor
bei einem Dichter ſie geſehen, entſchäumte
der Bruſt des eingeengten Genius
und wogte nun gewaltſam, ſchrankenlos:

kein Meiſterwerk, jedoch verrieth das Werk
den künft'gen Meiſter, einen Lehrling, der
es wagen durfte, in die dunkle Nacht
die Feuerſäul' hinauszuſchleudern, un-
beſorgt, ob etwa wo ein trübes Auge
durch ſie geblendet werde. Später aber,
nach der Vollendung, ſchaut' er nicht mit eitler
Selbſtlieb' es an; es war ſein heil'ger Wille,
ſich zur Vollendung zu erheben, drum
hat er auch ſelbſt ſein eig'nes Werk gerichtet. —
Ein ſolches Werk indeß vermochte nicht
der Fürſt zu würd'gen, der den hohen Flug
des Jünglings in verhaßte Schranken ſchloß.
Despotiſch unterſagte er dem Dichter
bekannt zu machen irgend eine Schöpfung
des Genius, der ihm die Bruſt erfüllte;
er that, was an ihm lag, um unſer Volk
des theu'rſten ſeiner Sänger zu berauben.
Doch Der ertrug die Feſſel nicht; den Geiſt
zu tödten, dazu hatte ſeinen Geiſt
die gnäd'ge Gottheit nicht ſo hoch begabt.
er floh. — Wohl litt des Kindes liebend Herz,
wenn es an ſeine Eltern dachte; wohl
wollt' 's brechen, wenn der Mutter ſtille Thränen,
der ahnenden, ſein Auge ſah; wohl ſeufzte
er noch, als ſchon der Sternenhimmel ihn
umgab und frei er war: „o meine Mutter!"
Doch ſeines Bleibens war im Kerker nicht;
er mußte ſolche Feſſeln ſprengen, er
war's ſchuldig einer Welt, wenn das Bewußtſein
ſo hohen Werthes auch noch ſchlummerte
in der beſcheid'nen Bruſt: fort mußt' er, fort! —
Frei ward er, blieb voll Dornen gleich ſein Weg.
Und weil er frei ward, woll'n des Elends wir
auch nicht gedenken, nicht der herben Noth
des armen Flüchtlings; war er doch ein Mann,
deß Klage ſelber noch den Adel kündet
der höheren Natur, der Selt'nen Einer,
die über alle Noth und all' Entbehren,
im Innern unberühret, ſchreiten, die
der Fluch der Armut nicht herabzudrücken

vermag, die von ſich werfen weit die Angſt
des Ird'ſchen; trug er doch in Seiner Bruſt
den Troſt des Gottes, der dem heimatloſen
und jedes Guts beraubten Dichter offen
den Himmel, ihn dort mit ſich leben läßt,
dort eine Stätt' ihm bietet, wo ſein Auge
am Angeſichte ſeines Gottes hängt,
ſein Ohr des Himmels Harmonien hört. —
Und Eins noch blieb ihm, Eines, dem ein Denkmal
der Sänger dankbar ſelbſt geſetzt: die Freundſchaft,
ſie, die mit leiſer, zarter Hand die Wunden
des Lebens heilet und die Bürden theilt;
ſie ward ward ihm ungeſucht.
Ein junger Künſtler, der bei einer Prüfung
von unſers Dichters ſeelenvollem und
zugleich ſo kühnem Auge, von der edlen,
gewölbten Stirn, ohn' ihn zu kennen, an-
gezogen, ſpäter in demſelben Jüngling
den Dichter wiederfand, deß Erſtlingswerk
er kürzlich mit Begeiſterung geleſen,
hieng ihm ſeitdem mit treuer Seele an
und weihete ſich ihm. Der Dichter, der von
des Gottes Licht berauſcht, ſo oft das Ird'ſche
verlor — er konnte dieſer Seel' all' ſeine
Entwürfe, Hoffnungen, all' ſeine Sorge
getroſt vertrau'n; er fand ein Mutterherz. —
Geh'n wir mit Beiden, als die Furcht vor einer
Verfolgung ſie aus Mannheim trieb! Ein Wald
umfängt die Wanderer; ermattet bricht
der Leib zuſammen, kann nicht weiter;
die matte Wimper ſchließt der Schlaf; da ſetzet
der treue Freund auf einen Baumſtumpf ſich,
wacht über ſeinen Schlummer ſtundenlang
und forſchet ſorglich in des Freundes Zügen,
beachtet jeden Farbenwechſel, ſiehet
die Angſt des Flüchtlings, ſiehet aber auch
vorahnend den Triumph des hohen Geiſtes;
denn durch die Leidenszüge ſchimmerte
der Strahl des ſtolzen, unbeugſamen Muthes,
der Waffe, die den wahren Helden ſiegreich
durch jeden Kampf mit dem Geſchicke führt. —

Ein ander Bild aus dieſer düſtern Zeit
drängt vor das Auge ſich: Ein arm Gemach
in Oggersheim, unſauber, kalt und feucht,
mit einem alten Bettgeſtell, mit einem
durch Klammern in die Wand geſtützten Tiſch,
mit nur zwei Stühlen (einem ohne Lehne),
mit Fenſterſcheiben, durch Papier verklebt,
und mit des Muſikers Klavier herbergte
den Sänger und den Freund. Oft ſitzet Dieſer,
wenn bleich des Herbſtmonds Licht durch's Fenſter ſcheint,
am Inſtrument, entlockt ihm Klagetöne;
der Dichter wandert unterdeſſen auf
und ab, geſenkten Haupts; allmählich klingen
die Töne voller, muthiger; da wird
es klar auch in des Dichters Seele: ſo
entſtand Louiſe Millerin, Fieſko. —
Die Freunde mußten ſcheiden; das Geſchick
hat ſpäter nicht zuſammen ſie geführt.
Uns aber bleibt Andreas Streicher's Liebe
für immer unvergeßlich. —

III.

Doch weiter! — Welch ein herrlich Bild ſteht da
vor unſerm Blick! kein Feldherr hat das Haupt
mit einem ſchönern Lorbeer je umwunden,
noch einen glänzendern Triumphzug je
gefeiert. —
Der Geſtaltungsdrang, der ſich're
Verkünder allemal von großer Kraft
des Willens, war in unſers Dichters Bruſt
geleitet von zwei Lehrern: Rouſſeau und
Plutarch. Den Freiheitsdrang, das Streben nach
dem Ideal, belebt' in ſeinem Buſen
der Erſte; Dieſer zeigt' in der Geſchichte
die Helden ihm des Alterthums, in denen
verwirklicht ihm die Ideale ſchienen.
So war ſein Geiſt geleitet zur Philoſophie,
wie zur Geſchichte. Aber weder Philoſoph
zu werden, noch Hiſtoriker war er
beſtimmt; es ſollten dieſe Studien nur
ihm dienen, um die herrlichſten Geſtalten

zu formen: Das war seines Ringens Ziel.
So gab er jenen Studien sich hin,
benutzte sie und deutete sie aus,
doch nur für's eigne Ziel: die idealen
Gestalten mit der Wirklichkeit zu einen.
Auf dieser Bahn weit vorgeschritten finden
wir jetzt ihn. Nicht mehr schäumend wälzte sich
im wilden Sturm die Woge; nein, geläutert
und klar, im angewies'nen Bett' ergoß
der Strom des Genius sich. Die Meisterschaft
hatt' er erreicht. Wenn in den Werken, die
der Jüngling schrieb, er nur das eigne Herz
gebieten ließ und Schranken und Gesetze
der Wirklichkeit nicht achtend übertrat:
so finden wir in seinen spätern Werken,
die ihm die Palme unter den Tragöden
des Vaterlands erworben, die Hingebung,
die willig anerkennt der Wirklichkeit
geheiligt Recht und Frieden findet in
der Anerkennung. —
Unser Bild führt uns
zur „Jungfrau", jener patriotischen Dichtung,
die ewig leben wird, weil sie das Herz
des deutschesten der Dichter schuf: ein Werk,
„so brav und gut und schön, daß nichts ihm zu
vergleichen" Goethe weiß. Kein Gegensatz,
wie eh'mals, tritt hervor von einer Welt,
mit deren Ford'rungen der Heldin Herz
sich nicht vertrüge; den Konflikt umschließt
ihr eig'nes Herz. Sie hat sich Gott geweiht:
dem höchsten Herrn im Dienst für's Vaterland
ist sie allein geheiligt; nicht die Liebe
zum Manne darf ihr Herz berühren mit
den sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.
Und gegen dieß Gebot empöret sich
das Herz des Mädchens, wird Gott ungetreu.
Doch einen Augenblick nur; dann ergibt
sie demuthsvoll der Strafe sich: die Sünde
fällt ab; und in der höchsten Noth erhebt sie
sich zum Gebet und — sprenget ihre Ketten:
sie stirbt in ihrem heiligen Beruf,

und unentweiht deckt nach errung'nem Sieg
der Jungfrau keuſchen Leib die heil'ge Fahne. —
Zum erſten Male hatten Leipzigs Bürger
dieß Werk geſchaut, und tief ergriffen harrte
man draußen; denn der Dichter war, ſo hieß es,
zugegen ſelbſt geweſen. Da tritt aus
des Hauſes Thür heraus ein hoher Mann.
Es hatte Krankheit ſchon gebeugt den ſonſt
ſo grad' getrag'nen Leib, an welchem, wie
ſein großer Freund bezeugte, Alles ſtolz
war, doch das Auge ſanft und ſeelenvoll.
Der Dichter wird erkannt: die Tauſende,
die ſeiner harrten, bilden eine Gaſſe -
und ſteh'n entblößten Haupts, als zwiſchen ihnen
hindurch der hehre König im Gebiet
der Geiſter ſchreitet; Väter, Mütter heben
empor die Kinder, und ein Ruf geht leis
geflüſtert durch die ganze Schaar: „Das iſt Er.“ —
Nein, einen herrlichern Triumphzug hat
kein Feldherr je gehalten, nie ſein Haupt
mit einem ſchönern Lorbeer je umwunden. —

IV.

Das letzte Bild! — Dahin geſtreckt zum Tod
ſehn wir den Edlen, den des Körpers Leid
nicht an raſtloſer Thätigkeit zu hindern
vermocht. Ein Blatt von einem neuen Werk
liegt auf dem Tiſch: der Marſa Monolog.
Am Lager kniet, des Sterbenden Hand erfaſſend,
nachdem noch kurz zuvor mit einem Lächeln,
mit einem Kuß er ſie beglückt, die treue
Genoſſin ſeines Lebens; hingeworfen,
ſchon klar erkennend, was bevorſtand, liegt
am Boden der ält'ſte Sohn; ſtill weinet an dem Fuß
des Bett's der andre; an der Mutter Arm
ſich klammernd ſteht die kleine Tochter, nur
voll Angſt, da Alle ſie in Thränen ſieht,
ſonſt ohne Ahnung; an des Lagers Rande ſorgt,
die kalten Füß' in warme Kiſſen hüllend,
die edle Schwägerin; neben ihr der Arzt.

Hin alle Hoffnung! — Wie ein elektrischer Schlag
Fährt's über des Kranken Antlitz. — Schiller war nicht mehr.

War nicht mehr? — Ja, er lebt und wird uns leben,
so lange noch die heimische Sprache klingt,
so lange noch ein treues deutsches Herz
für Edles, Gutes, Schönes schlägt. Drum wollen
wir nimmer klagen, daß so früh er starb.
Jetzt steht er da in seiner ganzen Größe
auf ewig vor dem Bild der Nachwelt; und
(wie einst sein Freund sich selber tröstend sprach)
uns stärkt von seinem Grabe her der Anhauch
von seiner Kraft und treibt uns allgewaltig
dem Großen nach, das er gelehrt, dem Edlen. —

Hierauf trugen die Primaner Hirche und Köbe den 2. Auftritt des 2. Aktes aus Wallenstein's Tod: „Wallenstein und Piccolomini" vor.

Nach ihnen hielt der eigentliche Festredner Oberlehrer Dr. Wiedemann nachstehenden Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton*), singt der Dichter Klopstock und alle vorzüglichen Männer alter und neuer Zeit stimmen ihm bei; sie erfreuen sich schon im voraus des beneidenswerthen Glückes noch nach Jahrhunderten zu wirken durch ihre Lieder und Gedanken und zu leben von Geschlecht zu Geschlecht in ihren Tugenden und Verdiensten. Dennoch giebt es unter den Vielen, welche einen ehrenvollen Namen aus dem allgemeinen Schiffbruche der irdischen Dinge gerettet haben, nur Wenige, welche durch eine bewundernswürdige Uebereinstimmung der Nachwelt über den Werth ihrer Schriften zur Belebung, Erhebung, Regelung und Versittlichung der kommenden Geschlechter, d. i. zur Erziehung der Jugend benutzt werden. Diesen Ruhm, Bildner der Menschen zu sein, genossen bis in dieses Jahrhundert hinein in erster Reihe nur Homer und Cicero, um von der H. Schrift zu schweigen; in neuester Zeit hat sich dem Griechen und Römer noch ein Deutscher zugesellt, Friedrich von Schiller. Er ist es, dessen Gedächtniß wir heute feiern; denn heute vor hundert Jahren wurde er zu Marbach im Würtembergischen geboren. Fragen wir nun, was die Deutschen, welche in dem Rufe stehen, in der Anerkennung einheimischer Talente bedächtig zu verfahren, zu dieser Auszeichnung ihres Landsmannes bewog; so müssen wir allerdings bekennen, daß auch die Auszeichnung dieses Mannes

*) Klopstock, Zürcherisee, Str. 13.

vom Auslande angebahnt wurde: die Franzosen ernannten ihn zu ihrem Mitbürger, die Engländer und Italiener versuchten sich darin, ihn in ihre Sprachen zu übersetzen. Daher ist der heutige Festtag auch ein Festtag in fremden Ländern und auf andern Kontinenten. Doch auch die Deutschen widerstanden ihm nicht lange; wider ihren Willen fühlten sie sich in ahnungsvollem Schauer gleichsam von ihm ergriffen und emporgetragen; wider ihren Willen bewältigte er sie mit der Kraft, dem vollen Glanze und der ganzen Pracht seiner herrlichen Sprache; denn er ist in der That der Gipfelpunkt moderner Sprachdarstellung überhaupt. Höher gebildete Deutsche sahen aber in ihrem Schiller noch mehr, als sprachliche Vollkommenheit, sie erkannten seinen Geist, sie erkannten, daß seine Sprache nur der vollendete Abdruck der hohen Gedanken sei. Und gewiß noch mehr um des Geistes, als um der Form willen, wurde ihm sein Rang neben den einflußreichsten Denkern, Homer und Cicero angewiesen. Wie man aber den Homer und Cicero in den Schulen studirt, wie man ihre Gedanken bespricht, zerlegt, widerlegt, nicht um sie zu tadeln, sondern um sich an ihnen von Stufe zu Stufe emporzuarbeiten zu der Höhe ihres Bildungsgrades, weil sie im Mittelpunkte der Bildung ihrer Zeit standen und jener die älteste, dieser die mittlere Kulturstufe vertritt: so begegnet man auch unserm Schiller, dem Vertreter der neueren Kulturstufe der humanen Entwickelung; auch er, weil er der Vordenker seiner Zeit war, ist zum geistigen Hebel unserer Jugend geworden. Darum will ich versuchen, den Dichter Schiller als Denker hier näher zu beleuchten. An seinem Geiste will auch ich emporklimmen und es offen gestehen, daß auch mein heutiger Vortrag nichts Anderes sein will, als ein Versuch, den im vollen Bewußtsein der modernen Zeit stehenden Mann wenigstens nach einer Seite hin zu erfassen; denn „Er glänzt uns allen vor, wie ein Komet entschwindend, Unendlich Licht mit seinem Licht entzündend.*)"

Wenn ich mir jetzt die Aufgabe stelle, den Dichter Schiller als Denker meinen Schülern vorzuführen, so beabsichtige ich doch keineswegs, ihm hier zu folgen in seiner Theorie der Kunst, durch welche er die ästhetische Erziehung der Menschheit, durch diese die ästhetische Bildung im Wissenschaftlichen und Moralischen und durch diese wieder das ästhetische Leben oder das menschliche Ideal bezweckt. Diese Untersuchungen sind von Anderen angestellt worden.**) Bemerken will ich nur, daß Schiller, vom Philosophen Kant angeleitet, fünf volle Jahre (von 1792—1796) den Dichter verläugnete, um durch eine Reihenfolge geschichtlicher und philosophischer Studien hindurch seinen Weg zur klassischen Höhe der Poesie zurückzulegen. Nachdem er so seinen Geist gesättigt hatte, da ergriff ihn das Heimweh nach seinem

*) Göthe, Epilog zu Schiller's Glocke, Str. 13.

**) Fischer, Schiller als Philosoph, 1858.

eigenſten Berufe, und er wurde nun der Schöpfer der geiſtreichen Dichtungen, welche wir als Ideale bezeichnen, weil ſie hoch über der Geſchichte und Erfahrung ſchwebende Spiegelbilder ſeiner edlen und reinen Seele ſind. Darin iſt er nämlich immer Philoſoph geblieben, daß er mit der Allgewalt ſeiner Gedanken die konkreten Stoffe, indem er ſie zum Kunſtwerk geſtaltete, zu allgemeinen Typen der menſchlichen Entwickelung erhob.

Alſo nicht in der Studirſtube, ſondern da, wo der Dichter Schiller als Denker durch die gewonnenen Reſultate der Welt am meiſten zu nützen gedachte, in ſeinen Poeſieen, wollen wir ſeinen Gedanken nachgehen, ſowohl I. nach Inhalt, als II. nach Form derſelben.

Dem Inhalte nach haben nun aber die Gedanken Schillers einen ſolchen Umfang, daß es faſt unmöglich ſcheint, eine Begrenzung derſelben zu finden; denn das ganze Leben wird ja von ihm auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, ſtill und ernſt an uns vorübergeführt; es giebt keinen Stand, kein Alter, das nicht von ihm eine Gabe, dieſer eine Blume, jener eine Frucht empfinge. Nicht minder erſchwert uns die Höhe und Würde ſeiner Begriffe und Ideen eine vertrauliche Berührung, wie wir ſie jetzt anſtreben. Da zum Glück kommt uns der weiſe Mann ſelbſt zu Hülfe: er deutet uns ſelbſt die Hoheit und den Umfang und den Gang ſeines Sinnens, gleichſam die quinta essentia ſeines Denkens, mit vieler Herzlichkeit und Klarheit in ſeinen „Worten des Glaubens" an und begrenzt es durch die Ideen von Freiheit, Tugend und Gott. Dieſe Ideen, wie ſie ſeine Dichtungen beherrſchen, ſo ſtempeln ſie, wie er ſelbſt behauptet, den Menſchen auch erſt zum Menſchen, bewahren ihm ſeine Würde und laſſen ihn nie von der ihm angewieſenen Höhe herabſinken.

Schiller beginnt mit der Idee der Freiheit. Er beſtimmt dieſelbe als Freiheit des Leibes, indem er ſie der Sklaverei entgegenſetzt, und als Freiheit des Geiſtes, indem er nur unter Vorausſetzung falſcher Begriffe von ihr nachtheilige Folgen derſelben zugiebt:

„Laßt Euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren."

Dem Grade nach werde die individuelle Freiheit eingeſchränkt durch die „heilige Ordnung", welche die durch Sprache, Verwandtſchaft und Charakter gleichartigen Menſchen nicht mit Gewalt, ſondern durch Zuneigung — „frei, und leicht und freudig" mit einander verbinde durch „das theuerſte der Bande", den „Trieb zum Vaterlande"*). Fühlt aber der Menſch durch die heilige Ordnung des Vaterlandes nur die Triebe und das phyſiſche Bedürfniß befriedigt, ſo nennt Schiller dieſe Regierungsform den „Nothſtaat"; befriedigt die heilige Ordnung des Staates zugleich die Anſprüche der Vernunft, ſo nennt er dieſe

*) Schiller, Glocke 300—309. V.

Staatsform den „Vernunftstaat".*) Der Uebergang von der einen Form zur anderen, vernunftgemäßeren muß nach Schiller vom „Meister" des Staates mit „weiser Hand", „zur rechten Zeit" erfolgen und durch Bildung und Erhebung über sinnliche und selbstsüchtige Begierden und Leidenschaften vorbereitet sein.**) Vor vier fehlerhaften Staatsformen nun aber warnt er in vier lebensvollen Dramen die Fürsten und Völker. Unfrei nämlich erscheinen ihm 1) die Staaten, in welchen die Aufrechthaltung der Gesetze durch Gesetzlosigkeit bewirkt oder ein Verbrechen durch das andere bekämpft wird — dies lehrt er uns in den „Räubern"; 2) unfrei seien die Staaten, in welchen wilde Kräfte, Sonderinteressen und Herrschergelüste ihren Widerpart mit Gift und Dolch verfolgen und in welchen das Gold die Partei macht — dies lehrt uns sein „Fiesko"; 3) unfrei die Staaten, in welchen verworfene Machthaber die edleren Elemente des Bürgerthums mißbrauchen, verachten und zertreten dürfen — dies zeigt „Kabale und Liebe"; unfrei endlich 4) die Staaten, in welchen die Gedankenfreiheit fehle, wenn auch sonst in ihnen die Ordnung und Ruhe eines Kirchhofes herrsche — dies beweist sein „Don Carlos". Wo eine dieser Staatsformen sich fände, da könne „nicht das Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandeln". Diese Stücke sind gleichsam seine Warnungstafeln. Sie sind aber nicht bloße Gebilde einer aufgeregten Phantasie, sondern sie haben, obschon längere Zeit vor der französischen Revolution geschrieben, objektive Geltung dadurch erhalten, daß sie ihrem Wesen und ihrer Aufeinanderfolge nach den Formen entsprechen, welche jene annahm; nur in umgekehrter Reihenfolge. — Von ihnen hinweg wenden wir uns zu drei andern Dichtungen, gewidmet dem Glücke des Staates, in welchem man die „Würde des Königs ehrt", den „Fleiß der Hände" anerkennt, in welchem „tausend Hände Ein Geist belebt und in tausend Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz schlägt für das Vaterland und für der Ahnen Gesetze." Dahin gehört erstlich sein Gemälde „die Glocke", welche das Leben im „holden Frieden" und „in der süßen Eintracht" vom modernen und christlichen Standpunkte aus vor unsern Blicken aufrollt; zweitens sein Spaziergang, welcher das Große, was „durch den Bund der wetteifernden Kräfte bewirkt werde", vom Standpunkte des Alterthums abbildet; drittens sein „Wilhelm Tell", welcher, vom Standpunkte des Mittelalters, ein altes Volk darstellt, welches, gewohnt nur unter seinem Kaiser zu stehen, das Joch des fremden Usurpators mit Glück abwirft und sich seines Glückes in edler Einfalt freut. Der Tell war Schillers letztes großes Werk, welches er kurz vor seinem Tode, (er starb 1805), als Deutschland tief sich vor dem französischen Cäsar beugen mußte, seinem Volke zum Ver-

*) Fischer, Schiller als Philosoph, p. 80. 81.
**) Fischer, a. a. O. Schiller, Glocke, B. 342. 343.

mächtniß hinterließ als seinen Schwanengesang. Ob der weitaus schauende Mann es ahnen mochte, als er die drei wackern Männer auf dem Rütli sich verbinden ließ, daß zehn Jahre später, nach der tiefsten Schmach seines Vaterlandes, drei edle Fürsten sich in der heiligen Alliance die Hände reichen würden, um die heilige Ordnung des Vaterlandes, jeder in seiner Weise, in ihren Ländern wieder herzustellen und die Erleuchtung ihrer Völker zu vermitteln? Wir Preußen sind unstreitig die Beglückten durch das Verdienst unserer großen und weisen Könige; nur dürften wir nicht vergessen, daß unser Schiller als Grundbedingungen der Freiheit: Frömmigkeit, Genügsamkeit, Menschlichkeit, Selbstbeherrschung in ebendemselben Teil von uns Allen fordert; denn ohne Tugend ist Erwerbung und Erhaltung der Freiheit unmöglich.

Dies führt uns zur Idee der Tugend, welche Schiller ebenfalls in den Worten des Glaubens ausspricht. Diese Idee beherrscht eine Menge seiner herrlichsten Gedichte, in welchen er nicht auf Staatenbildung, sondern auf Bewährung des Individuums innerhalb einer bestehenden Staatsform Rücksicht nimmt. Der Staat im Ganzen und Großen darf nie die Idee der Tugend und Sittlichkeit verläugnen, der einzelne Mensch kann die Tugend üben, oder doch nach ihr streben, er kann sie aber auch verschmähen; mithin giebt es keine Tugend ohne Freiheit, und die Freiheit bedingt die Tugend. Es giebt aber auch keine Tugend ohne Kampf, und nur der Mensch, welcher diesen Kampf so kämpft, daß er seine Neigungen dem Gebote der Pflicht und die niedere Pflicht der höheren opfert, wenn auch unter schmerzlichen Empfindungen, steigt durch die sittliche Stärke seines Willens in unserer Achtung, und, wenn die Leiden seine Kraft übersteigen und er ihnen erliegt, erringt er unser Mitleid.*) Dies findet seine Anwendung auf „Maria Stuart" und „Wallenstein." Den Kampf der weiblichen Tugend mit dem böſen Rufe, in Folge eines „Jugendfehlers, wozu sie die Macht verführte**)", kämpft die Königin von England und Schottland Maria, obschon sie von sich behaupten durfte,: „Ich bin besser als mein Ruf", und: „Man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen." Aus ihrem Lande geflohen, wird sie von der Königin von England Elisabeth verdächtigt, eingekerkert, verunglimpft, gerichtet und getödtet. Weil sie aber in diesen Leiden Rechtfertigung der Verdächtigung, Einschränkung der Einkerkerung, Würde der Verunglimpfung, Frömmigkeit und Glauben dem Tode, endlich Reue dem Jugendvergehen gegenüberstellt: so versöhnt sie uns, die wir die wahren Ursachen ihrer unwürdigen Behandlung: Eifersucht, Neid, Heuchelei und Starrsinn kennen, selbst mit dem Vergehen gegen ihren Gemahl durch ihren Tod und macht

*) Fischer, Schiller als Philosoph, S. 45. ff.
**) Maria Stuart III. Aufz. 3. Auftr.

ihre Seele fähig, sich als schön verklärter Engel ewig mit dem Göttlichen zu einen. Den Kampf der männlichen Tugend mit der Untreue stellt Wallenstein dar, er, welcher den vollen, großen, ewigen Sinn der Treue verstand, der Treue, „welche jedem Menschen ist wie der nächste Blutsfreund. Als ihren Rächer fühlt jeder sich geboren. Nur an die Stirne setzt' uns die Natur das Licht der Augen, fromme Treue soll den bloßgegebenen Rücken uns beschützen*)." Die krummen Wege, die man gegen ihn anwandte, weil den Kaiser das Paktum mit ihm drückte und die Hofpartei seinen Untergang beschlossen hatte, zwingen ihn zu männlichen Handlungen und Planen, um Ehre und Pflicht zu retten seinen Soldaten gegenüber, den Schandfleck des Verrathes zurückzuweisen der Nachwelt gegenüber, und sein Leben in des Feindes Lager hinüber mit Anstand zu retten um seiner und der Seinigen willen. Er fällt als vermeintlicher Frevler gegen die Treue durch treulose Soldatenhand. Da Wallenstein dem Kaiser wider Willen untreu werden mußte, weil Untreue den Boden, auf dem er stand, untergraben hatte, so schmerzt uns, die wir seine edle Gesinnung kennen, sein Fall, um so mehr, da er auch noch mit seinem Sturze die beiden einzigen ihm und sich selbst treugebliebenen, Max und Thekla, begräbt. Der Dichter selbst führt sie alle drei von der ungetreuen Erde hinweg dahin, „wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden, dort wo keine Thräne wird geweint." Das Gegenbild aber zu dieser gesunkenen Zeit des dreißigjährigen Krieges sind Ludwig der Baier und Friedrich von Habsburg in „der deutschen Treue" von Schiller. Die Treue ist es überhaupt, welche er in jener Zeit fast in allen Romanzen darstellt, in der „Bürgschaft" die Freundestreue, im „Ritter Toggenburg" die Liebestreue, „im Eisenhammer" die Diensttreue, im „Kampfe mit dem Drachen" die Rittertreue, in „Hero und Leander" die Treue der Liebenden**). Die Tugend überhaupt steht dem Dichter so hoch, daß er sie selbst der Wahrheit vorzieht und mit leiser Anspielung auf den Sündenfall ein Wehe! über den ausruft, der zu der Wahrheit geht durch Schuld.

Unverkennbar hebt uns der Dichter durch seine Werke, welche er der Freiheit und Tugend gewidmet hat, empor zum Reiche des Geistes und Lichtes, zu welchem er durch dieselben sich selbst auch immer mehr und mehr empor hob. Auch in seinen Worten des Glaubens setzt er in der Reihenfolge als das Letzte und Höchste die Idee Gottes, die Idee des heiligen Willens, gegenüber dem wankenden menschlichen Willen. Diese Idee erfüllte ihn so ganz, daß er seine hohen und vollendeten Tragödien immer auf Gottes Dasein basirte: „Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen"! sie erfüllte ihn so

*) Wallensteins Tod, I, 6,

**) Rönnefahrt, Schillers dramatisches Gedicht Wallenstein aus seinem Inhalt erklärt, S. 4.

ganz, daß er keine Freude kennt, ohne den Born der Freude, „den lieben Vater, droben überm Sternenzelt"; sie erfüllte ihn so ganz, daß er eine Reihe der tiefsinnigsten Gedichte zur Verherrlichung seines Gottes verfaßt hat. Schiller war Historiker und Philosoph. Indem er nun durch seine Spekulation das Göttliche zur Anschauung und in's Wissen zu bringen suchte, wurde er Theosoph*); doch ging er in seinen Forschungen nie über die Grenzen der methodisch denkenden Vernunft hinaus, und hat in seinen „Göttern Griechenlands" selbst den Theologen seiner Zeit die ernstesten Winke gegeben über ihre verfehlten Darstellungen des Höchsten, welche aber erst unsere Zeit zu würdigen beginnt**). Vier Stücke nun aber sind es, die ihn als Theosophen kennzeichnen. Er läßt die menschlichen Seelen, weil „der große Weltenmeister Mangel fühlte", und „Spiegel seiner Seligkeit begehrte", aus dem „Strome des Lichtes", d. i. aus Gott, emaniren und sie bei ihrem Tode dahin wieder zurückfließen in tausendfacher Klarheit. So spricht er sich in dem Schlusse der „Freundschaft" und der „Künstler" aus. Er glaubt ferner an eine göttliche Berufung der Dichter: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Der Dichtung heilige Magie dient einem weisen Weltenplane; still lenke sie zum Oceane der großen Harmonie!" Auch glaubt er an eine göttliche Berufung der Jungfrau von Orleans zur Retterin ihres Vaterlandes: „Geh' hin du sollst auf Erden für mich zeugen!" — und diese Idee beherrscht das ganze Stück. Er nimmt drittens an: Gott und Natur sind zwei Größen, die vollkommen gleich sind. Die ganze Summe harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maaßen und Stufen vereinzelt. Die Natur sei also ein unendlich getheilter Gott. Aus dieser Idee flossen seine „Götter Griechenlands" und die poetische Anschauung der alten Welt bestärkte ihn in dieser Vorstellung. Er trauert in ihnen um die schöne Vergangenheit, in welcher jede irdische Erscheinung auch zugleich ein göttliches Leben dem Menschen näher rückte. Endlich viertens setzt er das göttliche Wesen in die Liebe, und Liebe sei die Leiter, auf welcher der Mensch emporklimmt zur Gottähnlichkeit: „Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen, Götter, wenn wir liebend uns umfassen!" Dies sind seine eigensten Vorstellungen von Gott. Ich knüpfe an sie an die religiösen, einer poetischen Behandlung fähigen Vorstellungen, welche ihm die Geschichte darbot, vom Götterneide, von der Rache, vom Fluche, vom Segen, welche er im „Ringe des Polykrates", den „Kranichen des Ibykus", der „Braut von Messina", dem „Grafen von Habsburg" in ihren gewaltigen

*) Fischer am a. O. S. 23.

**) Röpe, Schillers Götter Griechenlands, besonders S. 22.

Wirkungen dargestellt hat. Unübertroffen ist er auch noch in den Allegorieen, welche er auf Grund von griechischen Göttersagen mit moderner Deutung und Anwendung ausgeführt hat. Die „Klage der Ceres" hat er zu einer Unsterblichkeitslehre umgebildet, das „Eleusische Fest" stellt dar den Einfluß des Ackerbaues auf die Veredelung der Menschen, „Pegasus im Joche" schildert uns den Lohndienst des Dichters, die „Erinnyen" das böse Gewissen, der „Alcide" die Verklärung des Dichters.

Was Schiller sonst noch gedichtet hat, dürfte sich leicht entweder den Ideen der drei Worte unterordnen lassen, oder es ist eine Verherrlichung der Kunst, oder eine Apotheose des Künstlers, wie „die Künstler", der „Genius" und „das Ideal und das Leben." Das letzte Gedicht, sein schönstes, aber auch wohl sein schwerstes, behandelt die Auflösung und Harmonie aller der Gegensätze, an welchen das wirkliche oder empirische Leben leidet, durch die Poesie im Genusse der entdeckten Wahrheit, des gelungenen Kunstwerkes, der sittlichen Harmonie*). Der entzückte Dichter:

„Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt."

Nach Schiller hat kein Dichter mehr diesen hohen Standpunkt der Wahrheit, Schönheit und sittlichen Vollkommenheit erstiegen. Dennoch hat der bescheidene Mann es als Grundsatz ausgesprochen, daß er keineswegs glaube, die Wahrheit gefunden zu haben: „Ihren Schleier hebt keine irdische Hand, wir können nur rathen und meinen." Selbst die Sprache reiche nicht hin, die Erzeugnisse des freien Geistes einzuschließen. Dies führt mich

II. auf die Form seiner Gedankendarstellung, über welche ich mir nur Weniges noch zu bemerken erlaube.

Die Form, in welcher Schiller seine Gedanken mittheilt, ist die dialogisch-dramatische. Sie findet sich nicht nur in den eigentlichen Dramen, sondern auch in der Regel in seinen nicht dramatischen, d. i. lyrischen und historischen Gedichten, darum, weil sie zunächst die lebendigste ist. Das ist nämlich das lebendigste Denken, was sich vor unserm Geiste als gegenwärtig vollzieht, in welchem die Vernunft in ihrem Erkennen von einer Person zur andern übergeht, in welchem ein Mensch den andern, wie im Gespräche, anregt, überzeugt, widerlegt, überführt, bestimmt. Dieses diskursive Denken, wie man es nennt, ist daher von Sokrates, Plato, Cicero, Lessing, Göthe und allen denen gewählt worden, denen es um Erleuchtung der Menschen ernstlich zu thun war; aber Keiner je hat es verstanden, außer Sophokles, den hohen Grad von geistigem Leben in den discours zu legen, als Schiller. Gewandtheit in der Rede, Bestimmtheit und Sinnlichkeit der

*) Fischer, Schiller als Philosoph, S. 155—168.

Begriffe, tragen dazu unstreitig viel bei. Wenn man nun bedenkt, wie schwer es ist, auch nur Ein Gespräch mit einer bestimmten Tendenz künstlerisch hinzustellen; so kann man schließen auf die Schwierigkeit, welche der Schöpfer eines Wallensteins zu überwinden hatte, um so viele einzelne Charaktere zu Akten und zu einem beabsichtigten Ganzen durchzuführen, um da, wo so viele Sondervorstellungen sind, alle zu Einer Vorstellung, welche zur Handlung treibt, hinzulenken. Wahrlich, was Plato nicht vermocht hätte, der denkende Schiller hat es vollbracht und ihm sind die Gedanken nicht über der Einkleidung in die Form entflohen! Von ergreifender Ueberzeugungskraft sind in dieser Hinsicht die Scenen zwischen Attinghausen und Ulrich von Rudenz im Wilhelm Tell, zwischen Buttler, Deveroux und Macdonald im Wallenstein. Wer die Größe dieser Thatsache überlegt, der wird Schiller nicht anklagen, wenn auch im „Don Karlos" die Rolle des Helden an eine andere Figur übergeht, die nicht im ursprünglichen Plane lag, sondern erst unter den Händen des Dichters zu dieser Bedeutung emporstieg.

Der Dialog im Drama ist ferner auch die überzeugendste Form der Darstellung durch Sprache, schon an sich, weil er von handelnden Personen, nicht blos von räsonnirenden ausgeführt wird; um so mehr ist er es bei Schiller. Denn während Kotzebue durch oberflächliche Besprechung der Personen eine gleichgültige Handlung, Göthe durch Vielseitigkeit der Ansichten eine schwankende Handlung für die Zuschauer vorbereitet: geht Schiller durch schlagende, überzeugende Gründe kerniger Naturen auf einen raschen Entschluß los, welcher mit der That zusammenfällt. Die Gedanken bleiben nicht bloße Theorie, sondern werden zu Thatsachen und — Thatsachen überzeugen. Der Zuschauer macht den Schluß, was hier geschah, muß auch von mir geschehen. So entwickelt Schiller eine unglaubliche Macht über die Gemüther durch seine dramatischen Werke. Dazu hat er noch die Eigenthümlichkeit, die seiner Handlung eingereihten Lehrsätze durch den Reim hervorzuheben, wodurch ihre Wirkung noch größer wird, wie er sich denn überhaupt durch einen solchen Reichthum von Gedanken auszeichnet, wie kein Dichter vor und nach ihm.

Demnach erregen die Gedanken Schillers und ihre Form unsere Bewunderung, zumal wenn man bedenkt, mit welcher Sicherheit er poetische Formen aller Kulturstufen der Menschheit ausgewählt, ihnen neues Leben und neue Gestalt verliehen und sie zu Trägern seiner Ideen von der Höhe seiner Begabung aus gemacht hat. Er ist in dieser Hinsicht der moderne Plato. Die mit den Formen alter Weisheit genährten Seelen unter uns haben daher jederzeit nach ihrem Schiller gegriffen, die älteren haben den jüngeren die für sie verständlichen Schriften desselben erklärt und sie durch ihn einer höheren Bildungsstufe entgegengeführt. Schiller's Gedankenreichthum, seine anregende, selbst schwere Gedanken plastisch bezeichnende Sprache, die sittliche Reinheit aller seiner Zeichnungen, machen ihn zum Vorbilde für

uns Alle, zum Führer der Jugend und zum Lehrer des gereifteren Alters. Seinen Werth anerkennend sagt schon Göthe*) von ihm:

Es schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Ich schließe mit einem gelinden Tadel, welchen ich mir getraue in sein Lob zu verwandeln. Die Deutschen haben es übel aufgenommen**), daß er seine großen Dramen nicht allein aus deutschen Stoffen, ähnlich seinem Wallenstein und Tell, sondern aus der Geschichte aller bedeutenden Staaten Europa's hergenommen habe; denn selbst der russische Demetrius liegt uns, wenigstens als Fragment, von ihm vor, neben dem Spanier Don Karlos, der Engländerin Maria Stuart, der Französin Jeanne d'Arc, der Italienerin Beatrice, um nur die wichtigsten zu nennen. Dieser Vorwurf bekundet aber nur unsere Schwäche, den Geliebten allein besitzen zu wollen, und seine Geistesstärke, welche sich darauf verstand, sich bei allen Nationen heimisch zu machen. Obschon er der Träger unserer schönen Sprache in alle Welt geworden ist, hat er doch nicht für unsere Nation allein gelebt; seine Werke sind bereits Lieblinge aller Völker und er durchdringt sie, wie seine Nation, und hebt sie nach und nach empor mit der Kraft seiner Gedanken, wie seine Nation. So geht schon jetzt in Erfüllung, was ihm sein Genius zuflüsterte;

„An alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
„Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Nach Beendigung dieser Rede traten noch die beiden Primaner Mitscher und Krause mit dem Dialoge zwischen Attinghausen und Rudenz auf. (Wilhelm Tell 2. Akt, 1. Scene). Zum Schlusse kündigte der Direktor an, daß die von der Stadt bewilligten sechs Exemplare des ganzen Schiller an die Schüler der beiden obern Klassen bandweise als Zeichen der Erinnerung an das heutige Fest in den nächsten Tagen zur Vertheilung kommen würden. Die Absingung eines vom Primaner Hartmann gedichteten Liedes beschloß die zahlreich besuchte Schulfeierlichkeit.

Auch in den Volksschulen, namentlich in den obern Klassen, wurde der hundertste Geburtstag Schiller's, so wie der 276ste Luther's, durch Gesang, festliche Ansprachen und durch den Vortrag Schiller'scher Gedichte an-

*) Göthe, Epilog zu Schillers Glocke, Str. 4.
**) Vilmar, Geschichte der Deutschen Nationalliteratur, II. Th. 261. S.

gemessen gefeiert. Zum bleibenden Gedächtniß des Tages wurden in den 12 ersten Klassen je 30 Schüler und Schülerinnen mit einer für die Jugend veranstalteten Auswahl aus Schiller's Gedichten durch die Munificenz der Stadtbehörde beschenkt. Für Lehrer und Kinder ermunternd war die freundliche Theilnahme, welche sich in einer werthvollen Gabe der hiesigen löblichen Maurer-Innung aussprach. Diese schenkte 100 Exemplare einer vom sächsischen Pestalozzi-Vereine herausgegebenen Biographie Schiller's zur Vertheilung.

Gab die Schillerfeier, wie sie in unsern höhern und niedern Schulanstalten Statt fand, den Beweis, daß Lehrende und Lernende die hohe Bedeutung des Festtages erkannt hatten, so sollte auch im Kreise der Männer der Wissenschaft die Feststimmung einen geeigneten Ausdruck finden. Damit komme ich zum zweiten Theil der Schillerfeier.

2) Die von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften veranstaltete Feier.

Nachmittags 4 Uhr nahm im großen zu diesem Zwecke sinnig ausgeschmückten Saale der Societät die Festfeier, welche die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften veranstaltet hatte, ihren Anfang. Ein sehr zahlreiches und gewähltes Publikum fand sich dort zusammen und füllte die ansehnlichen Räume.

In Gemäßheit des von dem Comité berathenen und festgestellten Programms ward zur Eröffnung „die Macht des Gesanges von Schiller", zur Festfeier für Männerchor und Harmoniemusik vom städtischen Musikdirektor Wilhelm Klingenberg komponirt, von der Liedertafel vortrefflich vorgetragen, und dadurch sehr glücklich auf den Prolog, gedichtet und gesprochen vom Archidiakonus Haupt, vorbereitet:

Seid froh begrüßt in festgeschmückter Halle,
Verehrte Festgenossen, an dem Tage,
Den unser liebes, großes Vaterland,
Den Deutschland feiert als ein hohes Fest,
Den auf dem ganzen, weiten Erdenrunde,
Wo deutsche Herzen schlagen, wo das Wort,
Das süße Wort der Muttersprache klingt,
Begangen wird in festlichem Verein.
Seid froh begrüßt! — Ein Herz und eine Seele
Laßt heut uns sein; ein einziger Gedanke
Erhebe aus des niedern Lebens Kreisen
Hoch zu den ew'gen Sternen unsern Geist,

Erheb' ihn über ſie, zu dem Allmächt'gen,
Der ſie geſchaffen hat, und der auch ihn
Geboren werden ließ, den hellen Stern,
Der an dem Horizont der Menſchheit leuchtet
Und leuchten wird, ſo lang die Menſchheit lebt.
O, welch ein Tag! Kommt, kommt, ihr Menſchenkinder,
Und opfert Dank dem Schöpfer aller Welten
Und aller Weſen, deſſen erſtes Wort
Noch immer hin durch alle Zeiten tönet,
Der ſprechend ſchafft und ſchaffend ſpricht:
Es werde Licht! —
Es werde Licht, ſprach Gott auch an dem Tage,
An dieſem Tage, heut vor hundert Jahren,
Als unſern Schiller er in's Leben rief.
Denn in ihm iſt uns eine neue Sonne
Des wahren geiſt'gen Lebens aufgegangen,
Hell zu erleuchten, innig zu erwärmen
Und mächtig anzufeuern unſ're Seelen,
Die Seelen, die ſo leicht im niedern Staube
Des dunkeln Sinnenlebens ſich verlieren,
So leicht erkalten für das Göttliche
Und in der trägen Maſſe untergehn.
Dem Lichte zugewendet war ſein Geiſt;
Nach Wahrheit dürſtete ſein ganzes Weſen.
Ihr forſcht er nach, ſie ſucht er unabläſſig,
Nicht in den Tiefen des vergänglichen
Gebiets der irdiſchen Erſcheinung, nicht,
Wo ſie die Forſcher unſrer Tage ſuchen,
Im weſenloſen Stoffe des Geſchaff'nen,
Nein! auf des Geiſtes unbegrenzten Bahnen,
In der erzeugenden Gedankenwelt,
Am Urborn alles weſentlichen Seins.
Hoch auf den Himmelshöh'n des Ideals
Da weilte, wohnte froh ſein edler Geiſt.
Von dort aus ſchaut er hochentzückt ſich um
Nach Erd' und Himmel, nach den Bildungen
Des vielgeſtalt'gen Lebens, nach den Blumen,
Den Blüten und den Früchten dieſes Daſeins,
Nach Gottes Walten und der Menſchen Thun,
Nach der Vergangenheit lieblichen Bildern,
Wie nach der Zukunft hohem, heil'gen Ziel.

Je mehr er ſchaute, deſto lichter ward's
In ſeinem Innern, deſto näher trat
Er an die Welt, die ſchöne Gotteswelt,
Heran und faßte ſie in ſeine Arme,
Und ruhte nicht bis hingegeben er
Der Liebe mächt'gem Zug,
Sie ganz in ſeinem Herzen trug.
Und was er in ſich trug, was er erſchaute
Auf ſeiner Geiſteswarte, was der Seher
In der Entzückung heil'gen Stunden ſah,
Das ſtrömte voll aus ſeiner freien Bruſt,
Und ward zum Blitz, der in die Seele ſchlug
Und traf und zündete, das ward zum Feuer,
An dem des Erzes harte Stufe ſchmolz,
Das ward zum Hammer, der die rohe Maſſe
Ausſchmiedete zu herrlichen Geſtalten.
Zum Worte ward es, das in ſüßen, zarten,
Erhabnen und gewalt'gen Tönen, ſchmeichelnd,
Erhebend und hinreißend uns ergreift
Und fortzieht in das Reich des höhern Lebens.
Denn nur das Ewigwahre, Gute, Schöne,
Was über dieſer Erde Tiefen liegt,
Was bleibt, wenn Alles um uns her vergeht, —
Was dieſem kurzen Daſein Werth, Bedeutung
Und innige Befriedigung gewährt —
Das iſt's, dem er ſein Saitenſpiel geweiht hat.
Das hat verherrlicht ſein unſterblicher Geſang;
Dazu trieb ihn des Geiſtes Drang.
Ihr kennt ſie ja, die wunderbaren Lieder
Von des Geſanges Macht, der Künſte Werth,
Der Frauen Würde, des Poeten Heimath,
Der Ideale hoher Herrlichkeit.
Ihr ſeht ihn ſprüh'n, der Freude Götterfunken,
Ihr hört, wie Ceres um die Tochter klagt,
Das Mädchen klagt um des Geliebten Tod,
Und euer Ohr vernimmt durch alle Lieder
Hindurch der Glocke feierlichen Klang.
Vor eure Blicke hingezaubert gehn
Vorüber die Geſtalten ferner Vorzeit,
Als wären ſie lebendig. Seht! hier ſteht
Polykrates auf ſchwindelnd hoher Spitze

Des Glück's und wirft umſonſt den Ring ins Meer.
Dort fliegen ſie vorbei die Kraniche
Des Ibycus und locken aus dem Munde
Des Mörders das verrätheriſche Wort.
Da kämpft ſich Möros durch zum Blutgerüſte,
Vom Tode ſeinen Bürgen zu befrei'n,
Den Freund zu retten mit dem eig'nen Leben.
Vom Meeresufer ſtürzt der Taucher ſich,
Bezaubert durch den Blick der Königstochter,
Hinunter in den grauenvollen Schlund,
Und wird nicht mehr geſehn. Der treue Ritter,
Er ſchaut und ſchaut nach ſeiner Liebſten Fenſter,
Bis ihm das Aug' im Tode bricht. Der Sieger,
Der ſchweren Kampfs den Drachen hat getödtet,
Beſiegt ſich in dem ſchwerern Kampfe ſelbſt.
Und Fridolin, der Herrin trener Knecht,
Wie wunderbar durch ſeine Frömmigkeit
Wird er errettet von dem Feuertode!
O Freunde ſprecht, wen hätten ſie nicht ſchon
Entzücket, dieſe lebenden Gemälde,
Von Meiſterhand entworfen und vollendet!
Wer wäre nicht in ſeinem tiefſten Innern
Bewegt, erfaßt und hingeriſſen worden,
Wenn er ſie handeln ſah und reden hörte
Die Helden die ſein Genius erſchuf,
Den Karl, den Ferdinand und den Fiesco,
Den Wallenſtein, den Piccolomini,
Den Max, den Poſa und den Tell, die Jungfrau
Von Orleans — und wie ſie alle heißen.
Genug! Ihr kennet ſie, ſie ſtehn vor euch,
Hervorgezaubert in das friſche Leben,
Verſetzen aus der leeren Gegenwart
Urplötzlich euch in eine reiche Welt,
In eine Welt erhabener Gedanken,
Edler Gefühle und ruhmwürd'ger Thaten,
Und führen in die Kämpfe euch hinein,
Die tief und mächtig jede Zeit bewegen
Und jedes Menſchenherz. Hier ſeht den Erdenſohn
Ihr ringen mit den rohen Elementen
Des Lebens, mit den Mächten der Natur,
Des Schickſals, der Geſellſchaft, der Gewohnheit,

Des Vorurtheils, der Thorheit, der Kabale —
Ach! — mit ſich ſelbſt, mit ſeinem eig'nen Fleiſch.
Hier ſtreitet tapfer mit dem Schwert des Geiſtes
Die Wahrheit gegen Lüge, Wahn und Trug.
Hier geht die Liebe mitten durch die Schlachten
Der Leidenſchaft, ein reiner Friedensengel,
Siegreich hindurch. Hier reißt das Recht,
Das ewig unveräußerliche Recht,
Der Willkühr Zwingburg ein, und das Panier
Der Freiheit weht hoch über ihren Trümmern.
Erlöſet iſt das Volk und frei
Von Knechtſchaft und von Tyrannei.
So ſang er. — Und warum, wozu, wofür
Hat er geſungen? War's, um rothes Gold,
Um lauten Beifall, um den reichen Lohn
Der Ehren aus der Hand der Mächtigen
Sich zu erjagen? — Nein, daran hat er
Im Leben nie gedacht, der Reichbegabte,
Der als ein armer Mann begraben ward,
Weil an dem Strahlenangeſichte Gottes
Sein Auge hing, als man die Welt getheilt,
Weil er ſein Herz dem Höchſten zugewendet
Und nur das Beſte, Edelſte gewollt.
Ja, was er wollte? — O, wir wiſſen's wohl.
Aus ſeines Geiſtes Schätzen wollt' er ſpenden
Der ganzen Menſchheit hohe Segensgaben.
Das Volk wollt' er hinaufziehn in die Kreiſe
Des höhern Lebens, wollt' es bilden
Zu wahrer Würd' in Licht und Recht und Ordnung,
In Liebe, Friede, Freiheit, Einigkeit.
Die Ideale, die als höchſtes Ziel
Er hingeſtellt, ſie ſollten Wahrheit werden.
Nach ihnen ſollten unabläſſig ringen
Die Sterblichen und alle ſollten ſich
Die Hände reichen, um ſie einzuführen
In's friſche Leben. Ja, das wollte er,
Dafür hat er gekämpft, geſtritten,
Geſorgt, gewacht, entbehrt, gelitten.
Auf, Freunde, laßt uns thun was er gewollt.
Reicht euch die Hände, Brüder, Schweſtern, alle,
Die ihr ihn liebt und ihn den Euren nennt!

An unſres deutſchen Dichters deutſcher Wiege
Erkennet euch als Kinder Einer Mutter,
Als Zweige Eines Stammes, als Ein Volk,
Durch Geiſt und Sitte, Sprach' und Art verbunden.
Zu einer großen, mächtigen Gemeinde!
Strebt rüſtig vorwärts auf des Geiſtes Wegen
Zum Ziele, das des Dichters Wort euch zeigt!
Macht das, was er in ſeinen Weiheſtunden
Geſchauet und verkündigt hat, zur Wahrheit,
Macht ſeinen Tag zu einem Bundestage
Nicht blos des deutſchen Volks, nein! aller Völker
Und aller Seelen, ja der ganzen Menſchheit,
Für Wahrheit, Freiheit, Sitte, Recht und Ordnung,
Für alles Gute, Edle, Göttliche!
So woll'n wir den Geburtstag Schiller's feiern;
Wir woll'n ihn zum Geburtstag beſſ'rer Zeiten,
Zum Lebenstag für ſel'ge Ewigkeiten,
Zu einem Segenstag der Menſchheit weih'n.
Und das wird Schiller's beſtes Denkmal ſein.

Hierauf trug Gymnaſiallehrer Adrian „Die Glocke von Schiller", vor.

Die Feſtrede hatte Dr. Theodor Paur übernommen. Sie möge hier ebenfalls eine Stelle finden.

„Stünde mir in dieſem Augenblick eine Bitte frei an die ewige Macht des Geiſtes, es wäre keine andere, als daß ſie mir Worte auf die Lippen legte, geeignet für dieſe weihevolle Stunde. Die Feier des Genius durch das Wort — eine hohe und ſchöne Aufgabe für die ihr gewachſene Kraft, eine beſchämende für die zu ſchwache! Ich habe in dieſer Stunde kein belehrendes Wort an Sie zu richten; meine Aufgabe darf nur die ſein, das hehre Bild unſeres großen Dichters aus der Tiefe Ihres Bewußtſeins heraufzuſchwören, um es in erneuter Friſche, in helleren Farben, wenn es gelingt, in Ihre Bruſt zurück zu verſenken zum Gedächtniß dieſes Tages.

Der Zwang des Altherkömmlichen, die ſtarre Regel war gebrochen: ein erquickender Geiſtesfrühling durchwehte das deutſche Vaterland. Befreit von den Feſſeln des Syſtems und von den Satzungen der Kirche trat das Rein-Menſchliche wieder in ſein lange verkanntes Recht ein. Leſſing, Herder und Goethe ſchufen wetteifernd eine Gedankenwelt, die für immer das Heimathland des deutſchen Geiſtes bleiben wird. Auch unſer Schiller reifte in dieſer Geiſtesheimath zum deutſchen Dichter heran. Als Knabe noch feſtgehalten in dem engen Bezirk des ehrwürdig Altväteriſchen, athmete die Jünglingsbruſt ſchon die volle Friſche des angebrochenen Geiſtesfrühlings.

Aber wilde Kräfte gährten in seinem Innern und aus der chaotischen Fülle vermochten sich schöne Gestaltungen noch nicht loszuringen. Und doch verkündet sich schon in diesem Wogen und Drängen der tiefste und eigenthümlichste Grundzug seines Wesens — die Sehnsucht nach dem Ewigen. Nicht jene Sehnsucht, die hinabwühlend in mystische Tiefe statt des Alls, das sie zu finden wähnt, sich nur zu oft in das Nichts verliert; auch nicht jene andere, die krankhaft festhält an einem unbekannten Etwas und, indem sie sich einbildet, ein Anderes zu meinen, im Grunde genommen nur immer sich selbst meint; Schillers Jugend-Sehnsucht war eine fruchtbare, war die Vorahnung schöpferischer Geistesmacht. Liebe, Freiheit und Wahrheit waren die lichten Zielpunkte dieser Sehnsucht. Aber noch giebt es für sie keine Erfüllung hienieden: die Liebe sieht ihr irdisches Glück vernichtet und sucht sich ein jenseitiges durch blutige Aufopferung zu gründen; der Held der Freiheit glaubt, die Welt zu befreien, indem er Gesetz und Ordnung zertrümmert, und giebt sein Leben dahin, ohne die Hoffnung, daß die Freiheit dadurch das ihrige gewinne; und der kühne Forscher nach Wahrheit sieht vor sich Unendlichkeit, hinter sich Unendlichkeit, und vermag den Ewigen nicht zu erreichen.

Aber wo so mächtiger Schöpfungsdrang waltet, wo solch' reiches inneres Leben quillt, da kann die unvergängliche Schönheit der Weltgestaltungen dem Blicke des Geistes nicht lange verschleiert bleiben. Das sehnsuchtsvolle Dichtergemüth hat sich vom Diesseits emporgeschwungen in ein ewiges Jenseits, doch nicht geschieden von jenem nach Ort und Zeit, in das allgegenwärtige Reich des Geistes, zur Sonnenhöhe des Ideals. So schaut es geklärten Blickes in sich selbst und hinab auf das bunte Wechselspiel der Erscheinungen. Lichtvoll und erquickend erblüht vor ihm eine neue Welt. Seid umschlungen, Millionen! jauchzt die Liebe und findet auch in der kleinsten Hütte ein überschwängliches Glück; die Freiheit schafft nicht mehr in Zerstörung ihr wildes Werk, sie gewinnt Maß und Adel in der schönen Sitte und beglückt die Menschheit, anstatt sie zu verwirren; aus der Unendlichkeit strahlt dem Erkennenden die göttliche Allmacht entgegen, der prangende, der heitere Geist, der selbst die Nothwendigkeit mit Anmuth zu schmücken, auch seine Schrecknisse in erhabene Schönheit zu kleiden weiß. Der Dichter selbst wird zum Weltenschöpfer: mit kühner Sicherheit erfaßt er die Gestalt, wie sie göttlich unter Göttern wandelt, und stellt sie zum Entzücken der Sterblichen an das Licht des Tages. Es bleibt der eigenthümliche Zug unseres Dichters, daß, wo er auch hineingreift in das volle Dasein, um Gestalten hervorzuzaubern, sie immer von dem heiligen Strahle leuchten, der von dem göttlichen Geiste stammt. Mag die abenteuerliche Welt der Romantik ihm ihre Wunder leihen, mögen die erhabenen Gebilde der antiken Anschauung seiner sinnvollen Deutung sich fügen, oder mag er aus dem Kreise der heimischen

Erinnerungen, aus des Vaterlandes, aus der nie alternden Menschheit Geschichten und Zuständen seine Stoffe wählen: immer bleibt ihnen der Götterstrahl des idealen Lebens unverlierbar. Und nicht Sinn und Gestaltung allein leuchten in diesem ewigen Lichte, auch der Klang des Wortes tönt wie aus höheren Sphären und schafft schon für sich allein dem Organe des Sprechens Wonne und Entzücken. So scheint all unseres Dichters Schauen und Reden mehr dem Himmel, als dem niederen Erdenleben zu entstammen.

Doch das höchste und schönste Ziel des Genius war die Erfüllung der Weltgeschicke auf der Schaubühne des Volkes. Nicht liebte er es, wie der tiefsinnige Britte, der Menschennatur alle ihre Züge, neben den ernsten und hohen auch die gemeinsten, abzulauschen und in grellem Abstich wechseln zu lassen; sein idealer Sinn vertrug nicht die Vermischung so widerstrebender Elemente und ließ sich nicht herablocken von der reinen Höhe des geadelten Menschenthums. Auch genügte es ihm nicht, wie seinem hohen Freunde mit dem stolz und anmuthig lächelnden Jupiterhaupte, mehr nach den schönen Gestaltungen des Lebens, als nach den erschütternden Kämpfen desselben umherzuspähen: gerade diese Offenbarungen menschlicher Thatkraft fesselten die Theilnahme seines Gemüths, erfüllten seine Phantasie mit den herrlichsten Gebilden; nur in dem lebensvollsten Gegeneinanderwirken feindseliger Kräfte glaubte er den ganzen Reichthum der menschlichen Natur darlegen zu können. Erhabener Ernst, streng festgehalten durch alle Gliederungen des tragischen Gemäldes, wie bei den hochgesinnten Alten, scharfe Ausprägung des dramatischen Gefüges, unverwelkliche Frische der sinnlichen Erscheinung, und über alle Gestalten verklärend ergossen das Licht des ewigen Geistes, — das sind fortan die Grundelemente der dramatischen Muse unseres Dichters. So erstanden all die wunderbar ergreifenden Helden und Heldinnen der Liebe, der Freiheit, des Herrscherthums, des Tyrannei besiegenden Volkskampfes, die Helden und Heldinnen der Leidenschaft, des Sieges und des unsterblichen Unterganges, die seit länger als einem halben Jahrhundert der Menschheit zurufen: der sittliche Geist ist die Macht, die die Welt überwindet!

Da tritt der kühne Freiheitsdenker, der nicht Fürstendiener sein kann, vor den finsteren Tyrannen hin und hofft, in der starren Brust einen Funken der Freiheit und Liebe zu entzünden; er hofft vergebens und fällt gern als Opfer des kommenden Jahrhunderts, das für sein Ideal reif sein werde. Ein gewaltiger Kriegesfürst an der Spitze blind ergebener Schaaren will das alternde Reich zertrümmern, um seinem Ehrgeiz, seiner Herrschsucht ein eigenes zu gründen; die Nemesis, dem Verrathe gesellt, ereilt ihn auf der Siegesbahn, wie er schonungslos auch die zarte Liebesblüthe darnieder tritt, und entlockt ihm im Sturze jene menschlich schönen Züge, die den Gewaltthätigen unserem Herzen so nahe bringen. Ihrer Leidenschaft und den Verwirrungen des Lebens erliegt eine unglückselige Frau: wir möchten sie hassen um ihrer

Verbrechen willen, aber ihre Leiden reinigen ihr Herz und das tragische Geschick verklärt ihr Bild zum Ideale der sittlichen Selbsterhebung. Auch das Wunder, das unglaubliche, versetzt des Dichters Geist in die Region der Wirklichkeit und Wahrheit: die gottbegeisterte Jungfrau glänzt in erhabener Schönheit vor unserm Blick, raubt dem Verstande seine Waffe und führt unser Herz mit sich zum Himmel, woher sie entsendet. Die feindlichen Brüder verwetten ihr Leben um Liebespreis, ein weit herdrohendes Schicksal verstrickt die Edelsten in seine Bande, kein Schicksal durch einen Gewaltstreich aus dem Jenseits verhängt, sondern die Rache, die aus den verbrecherischen Thaten der Vorfahren, aus den blindstürmenden Leidenschaften der Lebenden zur unbezwinglichen Macht erwachsen: der Uebel größtes, die Schuld, verwaltet ihr Amt, aber auch hier scheiden die Irrenden, zum Tode Getroffenen, als unsterbliche Göttergestalten. Und welch' neues, einziges Schauspiel in dem Schwanengesange unseres Dichters! ein Volk von schlichter, einfältiger Sitte, nicht prangend mit Worten, rauh und fest wie seine Felsen, wirft ein verhaßtes Joch von den Schultern; der Sprosse des Adels wie der gemeinste Arbeiter an der Zwingburg des Tyrannen fühlen die Schmach der Unterdrückung, sie eilen zum Kampf und erringen die Freiheit durch Vaterlandsliebe, Kühnheit, Einigkeit und weise Mäßigung. Noch kein Dichter hatte ein ganzes Volk zum Helden der Freiheit geadelt, hatte die Herrlichkeit der Landesnatur mit dem Geiste des Heldenvolkes verschwistert auf den engen Raum der Schaubühne geführt: hier deutet kein Zug mehr auf eine erst künftige Versöhnung im Jenseits, sei es auch das Jenseits des Ideals, überall volle Gegenwart des Geistes, leibhaftig sichtbar in dem schönen Wechsel der Gestalten und Scenen: Liebe, Freiheit und Wahrheit feiern ihre Heimkehr vom Himmel, wohin sie geflüchtet, zur mütterlichen Erde und gründen für die Menschheit ein Paradies der That und des Bewußtseins. Die frühe Sehnsucht des Dichters ist erfüllt und hat hier keinen Ton der Klage mehr.

Und wohin sein Zauberstab uns leiten, welche Klänge er seiner Leier entlocken mag, es sind *deutsche* Worte, die unser Ohr vernimmt, sind *deutsche* Ahnungen, Hoffnungen und Wünsche, die unsere Seele berühren: es ist da überall Geist von unserem Geiste, Blut und Fleisch von dem unserigen! darum hat ihn das deutsche Volk vor allen seinen Dichtern in sein Herz geschlossen und wird ihn in aller Zukunft als den ausschließlich seinigen festhalten. Schiller war kein schellenlauter Thor, der auf Weg und Steg das Vaterland im Munde führte, ja er erkannte als das Vaterland des gereiften Geistes die Welt; aber wir jauchzen ihm mit doppelter Freude entgegen, daß er des deutschen Vaterlandes edelster Sohn *war*, ohne rühmend davon zu sprechen. Die Millionen, die am heutigen Tage dem mächtigen Klange seines Namens folgen, fühlen diesen Klang als einen heimischen, und wir täuschen uns,

wenn wir so leicht geneigt sind, die sichtbare Theilnahme des gemeinen Mannes für nichts zu achten: auch in dem Geringsten an Geist entzündet wol heut das Feuer des Schiller'schen Geistes einen Funken, der fortglimmt und Edles erzeugt; ist es nur eine Ahnung, die über ihn kommt, so ist es doch eine Ahnung des Göttlichen, das über der Welt und dem Menschen waltet.

Wir können es auch nicht bedauern, daß des Dichters Geist sich frei erhielt von dem Zwange der Glaubenssatzungen. All' sein Dichten ist ja erfüllt von dem Geiste Gottes, wer vermag es zu leugnen? von dem reinigenden, erlösenden, allbelebenden Geiste des Göttlichen: in seinen Dichtungen kein Liebängeln mit dem Schlechten, nur das Unvergängliche, das unwandelbar Schöne im Menschen findet Preis und Verewigung. Ja, ein Glück für uns müssen wir es nennen, daß in Schiller nichts Anderes zur Erscheinung gekommen, als der ureigenthümliche, ächte Mensch, der freie, aus den Tiefen des Seins schöpfende Dichtergeist, der seiner selbst gewiß, den Blick nach dem Ewigen richtet und es der Menschheit nicht anders verkündet, als wie die eigene, innere Stimme herrscht und gebietet. Darin liegt das Große in der Feier des heutigen Tages, daß sie als eine Nationalfeier des Geistes erscheint, des freien, des sittlichen Geistes, der sichtbar geworden in den unsterblichen Werken des Sängers. Mögen sie eine nie versiegende Quelle des Entzückens und der Begeisterung bleiben für unsere Jünglinge und Jungfrauen, eine Quelle der Kraft und Verjüngung für Männer und Greise! Mögen die ewigen Ideen des Dichters immer klarer in unserem Geiste, die Schönheit seiner Gestalten immer blühender in unserer Phantasie, der mächtige und liebliche Schall seiner Rede immer bezaubernder in unseren Herzen wirken, bilden und schaffen!" —

Den Schluß machte der Festgesang ans Schiller's Gedicht „Die Künstler", für Männerchor und Harmoniemusik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von ergreifender Wirkung war diese Tondichtung des genialen Meisters, wozu die gute Ausführung das Ihrige beitrug. Die Liedertafel hat durch ihre trefflichen Leistungen sammt ihrem Dirigenten in reichem Maaße den Dank aller Anwesenden verdient.

Zwischen dieser Feier und dem um 8 Uhr beginnenden Festmahle pilgerten Viele hinaus auf die Obermühlberge, um von da aus die Feuer zu betrachten, welche auf der Landeskrone und auf dem Hügel bei Hennersdorf brannten und durch ihren Lichtschein sinnbildlich andeuteten, daß der, dessen Gedächtniß begangen ward, auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens erheiternde Lichtstrahlen verbreitet habe.

Um 8 Uhr nahm das von der Liedertafel eingerichtete Festmahl, woran sich etwa 140 bis 150 Personen beiderlei Geschlechts betheiligten, seinen Anfang. Das Programm hatte mit Geschick darauf Bedacht genommen, die Pausen des Mahles durch geistvolle Abwechselung auszufüllen. So wurde

zuerst das Bundeslied von Th. Körner „Freudig traten wir zusammen", nach der Komposition unsers Tonmeisters W. Klingenberg gesungen; darauf folgte eine Rede des Lehrers Weiß: „Schiller ein deutscher Sänger; alsdann der deutsche Mann: „Wer Kraft und Muth in kühner Brust", komponirt von Adam. Jetzt trug der Oberlehrer Kögel die Ballade von Schiller: „Der Graf von Habsburg" vor, und, als er geendigt hatte, wurde angestimmt: „Liedesfreiheit", komponirt von H. Marschner. Diesem Liede folgten wieder Vorträge: „Die Hoffnung", vom Lehrer Wannak und „Die drei Worte des Glaubens", von Schiller, gesprochen vom Handschuhfabrikant Kleye. Sehr angemessen reihte sich hieran das „Lied an die Freude" von Schiller; dann „Das treue deutsche Herz", komponirt von J. Otto. Den Schluß machte auf würdige Weise, ich möchte es fast prophetisch nennen, des greisen Moritz Arndt Kernlied: „Des Deutschen Vaterland", komponirt von Reichardt*.)

Die frohe Stimmung, welche bei diesem Feste herrschte, ward erhöht durch sinnige Toaste, die vom Oberbürgermeister Justizrath Sattig auf Se. Majestät den König, und vom Professor Rektor Dr. Anton auf Se. Königliche Hoheit den Prinz-Regenten ausgebracht wurden. Direktor Dr. Schütt sprach den Dank der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften an die Liedertafel für ihre Mitwirkung zur Gestaltung des schönen Festes aus. Noch andere Trinksprüche nahmen Bezug auf Schiller's Lebensverhältnisse, insbesondere die des ehrwürdigen schon genannten Dr. Anton, der, ein Greis von 82 Jahren, noch in ungebrochener Kraft unter uns wandelt. Seiner Güte verdanke ich es, daß ich Einiges von dem, was er gesprochen hat, hier mittheilen kann.

I.

Mög' es dem ältesten hier gelingen,
Dem trefflichsten Dichter einen Toast zu bringen,
Dem Dichter, der zum Himmel schwebte,
Und nur im Reiche des Schönen lebte!
Was er zur Bildung der Deutschen gethan,
Indem er strebte himmelan,
Was er so geistreich hat geschrieben,
Was nicht nur Deutschlands Söhne lieben,
Das wird, das muß unsterblich bleiben.

*) Arndt war so glücklich, noch dieses Nationalfest zu erleben; aber bald darauf, nachdem er an seinem 91. Geburtstage wohlverdiente Huldigungen aus der Nähe und Ferne empfangen hatte, schloß er am 29. Januar d. J. seine Augen sanft zum letzten Schlummer. Möge die deutsche Einheit, deren begeisterter Sänger er war, die er durch Wort und Schrift erstrebte und für die er heiße Prüfung und schwere Trübsal erduldet hat, über seinem Grabe sich verwirklichen und dem theuren Vaterlande Heil und Segen bringen!

Es ſollte nicht die Zeit vertreiben.
Den Edelſinn ſollt' es erwecken,
Der Tugend Ziel den Menſchen ſtecken,
Begeiſtern ſie für alles Hohe,
Und niederſchlagen jedes Rohe.
Unſterblich bleiben ſolche Werke,
Sie wachſen noch an Kraft und Stärke.
So lange noch beſteht die Welt,
So lange ſie nicht in Trümmer zerfällt,
So lange noch die Sonne leuchtet,
So lange der Regen die Erde befeuchtet,
So lange man noch Deutſch verſteht,
So lange die Welt nicht untergeht,
Wird Schiller leben wie Homer.
Drauf trinken wir die Gläſer leer.
Wer Schiller's Werke liebt,
Wer ihm die Ehre giebt,
Der rufe laut: er lebe hoch,
Begeiſt're viele Tauſende noch!

II.

Als Schiller in der Schule war,
Da hatt' er feurig rothes Haar.
Als nun der Herzog dahin kam,
Und von den Schülern Kenntniß nahm,
Und dieſen Rothkopf Schiller ſah,
Sprach er: Was will der Rothkopf da?
Ein Rothkopf kann mir nicht gefallen.
Doch wäre Schiller's Geiſt vor Allen
So feurig wie ſein rothes Haar,
Müßt' er ſich pudern immerdar.
Sonſt kann er hier nicht ferner bleiben.
Wir müſſen aus der Schul' ihn treiben.
Sich pudern? Herr! das geht nicht an.
Denn Schiller iſt kein Edelmann.
Dem Adel kommt es zu allein,
In unſrer Schule gepudert zu ſeyn.
Jedoch der Herzog blieb dabei,
Daß Schiller von nun an gepudert ſey.
Er war von Vorurtheilen frei.

Und auf Befehl ward nun erlaubt,
Daß Schiller pudere sein Haupt.
So hat der Zufall angedeutet,
Was Schiller'n die Zukunft hatte bereitet.
Denn Schiller ward ein Edelmann,
Der selbst den Adel adeln kann.
Drauf stoßen wir die Gläser an.

III.

Dem Schwane, sagt man, soll es gelingen,
Daß er vorm Tode könne singen.
So einen Schwan von musikalischen Gaben
Wollt' einstmals unser Schiller haben.
Doch konnt' er nicht dazu gelangen.
Warum ist Kunde nicht ergangen.
Wer war der Schwan?[1]) wird Mancher fragen.
Die Laura war's. Das kann ich sagen.
Auf sie that Schiller nun Verzicht,[2])
Doch auf die Lieb' und Ehe nicht.
Nun war's ein Kalb,[3]) das nach ihm sich sehnte,
Und seine Liebe zu haben wähnte.
Doch Schiller nahm von Länge'n Feld,[4])
Das fruchtbar war und wohl bestellt.
Noch giebt es Früchte in der Welt.
Und eine, da sie hat gehört,
Wie Deutschland seinen Dichter ehrt,
Wünscht Reden und Lieder zu empfangen,
Die heute zu Schiller's Ehre erklangen.
Die Freifrau von Gleichen-Rußwurm[5]) soll leben!
Sie hat der Welt die Briefe gegeben,

---

[1]) Margarethe Schwan, Tochter von Schiller's erstem Verleger, ist gestorben, 36 Jahre alt, im Jahre 1800, ist mithin im Jahre 1764 geboren. Um sie hat Schiller in einem Briefe vom 24. April 1785 bei ihrem Vater angehalten.

[2]) M. vergleiche Schiller's Resignation.

[3]) Charlotte von Kalb geb. von Ostheimb, geb. 1761, gest. blind in Berlin am 12. Mai 1843. Sie wollte auch Jean Paul Richter heirathen. Sie starb 82 Jahre alt.

[4]) Charlotte von Lengenfeld, mit der Schiller am 22. Februar 1790 in Wenigenjena bei Jena getraut wurde.

[5]) Ihr Sohn, Freiherr v. Gl. R. wohnte der Feier in Weimar mit Gemahlin bei. Er hat dort an der großherzoglichen Tafel gespeist. Seine Mutter Emilie geb. v. Schiller, Freifrau v. Gl. R. auf Greifenstein ob Bonnland in Unterfranken, lebt daselbst im Königreich Baiern, und ist des Dichters Tochter.

In denen ihre Eltern sich Liebe gestanden,
Bevor sie durch Ehe sich enger verbanden.
Drum mag man auch zu ihren Händen
Die Reben, die sie wünschet, senden.
Die Menge wird unzählbar seyn.
Bekräftigt sey der Wunsch durch Wein!

IV.

Ich will noch eine Geschichte erzählen,
Die Mancher vielleicht wohl wollte verhehlen.
Doch ist sie gedruckt in unsern Tagen
In Prosa. Sie hat sich zugetragen,
Als Schiller noch ein Schüler war.
Das ist nun über achtzig Jahr.
Ein Graf von Nassau war auf der Schule
Versunken in des Muthwillens Pfuhle.
Nach tollen Streichen ging sein Streben,
Er konnte ohne sie nicht leben.
Und alle Censuren waren schlecht.
Der Herzog schalt ihn oft mit Recht.
Einst da der Herzog promenirte,
Die Gräfin Franziska[1]) am Arme führte,
Da traf er den jungen Nassau an.
Er trat sogleich an ihn heran,
Und sah sich die Censuren an.
Die Lehrer hatten ihn nicht geschont.
Der Herzog war das zwar gewohnt;
Doch sprach er: Was würde bei solchen Sachen
An meiner Stelle er selbst wohl machen?
Der Nassau darob nicht verlegen,
Ergriff behende und verwegen
Des Herzogs Begleiterin am Arm,
Gab einen Kuß ihr liebewarm,
Und sprach: Komm, Fränzel! komm wir wollen gehn,
Den dummen Jungen lassen wir stehn.
Des Herzogs Stelle vertrat er schön.
An seiner ließ er den Herzog stehn.

---

[1]) Sie soll das Vorbild der Lady Milford in Kabale und Liebe gewesen sein. Dieses Stück soll überhaupt das Treiben an Herzog Karl's Hofe abgebildet haben.

Erzürnet ſtand der Herzog da,
Doch war ihm auch das Lachen nah.
Was Witz mit Dreiſtigkeit vermag,
Legt die Geſchichte an den Tag.
Der ſie erzählte, iſt ſchon todt,[1])
Und frei von aller Erdennoth.
Viel hat er von Schiller's Jugend berichtet.
Drum ſey ſein Gedächtniß nimmer vernichtet!
Des Boas Andenken lebe hoch!
Von Schillern erzähl' er Tauſenden noch!

V.

1749 ward Göthe geboren,
1759 war für Schiller erkoren,
1769 kam von Humboldt zur Welt.
Wer achtet und in Ehren hält,
Was dieſe drei Neunen der Welt gebracht,
Was dieſe drei Männer ausgedacht,
Der ſtoße an und trinke aus,
Den großen Geiſtern gilt der Schmaus.

VI.

Da Schiller's hoch erhab'ner Geiſt
In vielen Stellen die Freiheit preiſt,
Und manches Volk ſie ſo verſteht,
Daß ſie dadurch ſelbſt untergeht:
So erlauben Sie mir an dieſem Orte
Zu erinnern an Pfeffel's ſchöne Worte:
Wer iſt ein freier Mann?
Der das Geſetz verehret,
Nichts thut, was es verwehret,
Nichts will als was er kann,
Der iſt ein freier Mann.
Drum ſey dem Pfeffel ein Toaſt gebracht!
Er ſchläft ſchon längſt in Grabes Nacht![2])

Kein Mißklang hatte den ſchönen Tag geſtört, und erſt ſpät trennten ſich die Feſtgenoſſen.

---

[1]) Boas iſt im Jahre 1853 geſtorben.
[2]) Pfeffel's Todestag iſt der 28. Oktober 1822.

3) Die Volksfeier.

Mit diesem Namen will ich den Theil der Schillerfeier bezeichnen, welcher nicht in geschlossenen Räumen, sondern im Freien gehalten wurde und den Schluß des ganzen Festes bildete, ohne darum den Anspruch auf Selbstständigkeit zu verlieren. Einen ausführlichen Bericht darüber enthält der „Görlitzer Anzeiger" No. 133., 134. und 135. vom vorigen Jahre. Mit Weglassung einiger unwesentlichen Einzelheiten lasse ich denselben hier folgen.

Die öffentliche Schillerfeier in unsrer Stadt, welche auf den Nachmittag des 11. Novembers verlegt wurde, war vom schönsten Wetter begünstigt. Schon am Tage vorher hatten auf der schönen Elisabethstraße die Vorbereitungen zur Aufstellung einer Schillerbüste begonnen und wurden Abends beim herrlichsten Mondscheine vollendet.

Eine 14 Fuß hohe Säule, mit Fichtenzweigen und Kränzen dicht verhüllt, und von hohen, durch Festons verbundenen Masten mit görlitzer und preußischen Flaggen umgeben, trug die Büste Schiller's. Einige Schritte davon war die Rednerbühne angebracht. Das ganze Arrangement, vom Stadtbaurath Martins entworfen und vom Parkgärtner ausgeführt, war eben so geschmackvoll als des Festes würdig.

Am 11. November früh wurde von der städtischen Kapelle eine Morgenmusik an der Büste ausgeführt. Um 1 Uhr Mittags begann die Elisabethstraße sich mit Menschen zu füllen, und kurz darauf erschienen die ersten Festzüge unter Musik. Um 2 Uhr waren alle auf dem Platze; doch dauerte die Aufstellung des Zuges bis gegen 3 Uhr, da die Zahl der Theilnehmer über alle Erwartung groß war. Der Stadtälteste Prüfer stellte alle am Zuge sich betheiligenden Korporationen, über deren Reihenfolge das Loos entschieden hatte, in zwei langen Reihen zu beiden Seiten des Mittelweges auf. Es gewährte einen erhebenden Anblick, als gegen 3 Uhr auf ein gegebenes Zeichen sich die Reihen theilten und man nun die festlich geschmückten Theilnehmer überschauen konnte, die sich unten am k. Bankgebäude und oben hinter der Büste zu einem Kreise schlossen. Das Festcomité, die Liedertafel, der Handwerker-Gesangverein und die städtische Kapelle stellten sich jetzt an der Büste auf und unter Leitung des Musikdirektors Klingenberg begann die Feier mit dem kräftigen Vortrage der Klingenberg'schen Komposition „Die Macht des Gesanges." Als die Töne verklungen waren, betrat der Realschullehrer Dr. Blau die Rednerbühne und hielt folgende Ansprache:

„Willkommen, herzlich willkommen, werthe Festgenossen, die Sie von einem Gedanken geleitet, von einem Gefühle begeistert, hier zusammen gekommen sind! Doppelt willkommen, weil Ihr zahlreiches Erscheinen ein Zeugniß ist für die Liebe des Volkes zu seinem herrlichen Dichter, und ein leben-

diger Proteſt zugleich gegen die troſtloſe Anſicht, als ſei das Geſchlecht unſerer Zeit nur bedacht auf Gelderwerb, keines großen gemeinſamen Gedankens mehr fähig, jeder Begeiſterung bar! Willkommen zu dem Feſte, das einzig daſteht in der Weltgeſchichte, das ſeines Gleichen — wenigſtens in dieſem Umfange — noch nie gehabt; denn mit uns feiert es jedes deutſche Herz, mag es nun ſchlagen auf heimiſcher Scholle oder fern von der lieben Heimath. Und nicht einen König feiern wir, der mit weiſer und ſtarker Hand das Scepter geführt; nicht einen Eroberer, der ſiegend durch die Lande gezogen und in blutigen Schlachten Millionen Nacken unter ſein Joch gebeugt, einen Welttheil erſchütternd; nicht einen Staatsmann, der weiſe die innere Ordnung ſeines Vaterlandes gegründet und ausgebaut: — ſondern einen armen Dichter, der zeitlebens mit Sorgen und Noth gekämpft, aber doch ſeinem Volke die reichſten Schätze hinterlaſſen hat, Friedrich Schiller, den Dichterkönig, den Eroberer der Herzen, den Geſetzgeber im Reiche des Schönen.

Wir feiern ihn! und was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, will ganz die Nachwelt geben.

Denn er war unſer! Deutſchlands Boden erzeugte ihn, deutſche Worte waren es, in die er die herrlichen Geſtalten ſeiner Phantaſie kleidete. Und deutſcher Geiſt iſt es, der ſeine Dichtungen durchweht, der ächt deutſche Geiſt geſetzlicher Freiheit, reiner Sittlichkeit, unbeſtechlicher Wahrheit und idealer Schönheit. Als erſter Vertreter des Idealismus, den man mit Recht ein Erbtheil der deutſchen Nation genannt hat, war er vorzugsweiſe der deutſche Dichter und darum der Unſere! Der Unſere aber auch noch in anderem Sinne, — denn er war ein Kind des Volkes, hervorgegangen aus einer tüchtigen Bürgerfamilie, und hat dem Volke, mit dem er die Laſt der Arbeit, der Sorgen und der Noth getragen, ſeine Liebe bewahrt bis an's Ende. Auch da ihm der Reichsadel verliehen wurde, iſt er ihm nicht treulos geworden, ſondern hat, ohne jedoch je um den Beifall der Menge zu buhlen, mit rüſtiger Kraft gewirkt, um das Volk zu läutern und zu heben, und ihm die Anerkennung ſeiner ewigen und unveräußerlichen Rechte zu erkämpfen, unbeirrt durch den Mißbrauch, den Raſende mit der Freiheit trieben, ſelbſt dem Volke vorleuchtend als ein Muſter jeder Bürger- und Familientugend. So war er der Unſere!

Und er iſt noch der Unſere! Wie er das Volk geliebt, liebt es ihn wieder. Kein Stand, kein Alter, kein Geſchlecht entzieht ſich der Begeiſterung für ihn. Er weiht den Knaben zum Vorwärtsſtreben, zeigt dem Jüngling immer höhere Ziele, entzückt die Frauen und hebt die Männer über das Gemeine, das ihm ſelbſt ſo fern lag. Er vor allen andern iſt der theure Lehrer des Volkes geworden, an deſſen Lippen Millionen, ſeinen Lehren lauſchend, hingen, der erhabene Prieſter der Freiheit, dem das Volk zumeiſt die

geistige Bildung verdankt, die es reif gemacht hat für die politische Freiheit, für das öffentliche Leben. Wer kennt ihn nicht, in wessen Munde sind nicht seine herrlichen Sprüche, in wessen Herzen lebt nicht sein Bild, als das des Dichters der Freiheit und Tugend? Und so ist er noch jetzt unser.

Und unser wird er bleiben! Jahrhunderte werden vielleicht vergehen, ehe Gott der Welt wieder einen Dichter sendet, wie er war; aber Jahrhunderte können zehren an dem reichem Schatze, den unser Schiller dem deutschen Volke, der Welt in seiner Poesie gespendet hat. Und sie werden davon zehren, so lange noch Menschenherzen schlagen für das Schöne, Wahre und Gute, so lange die Menschheit noch das Bedürfniß fühlt, aus dem Treiben des Alltagsleben einzukehren in das eigene Herz. Das aber wird ewig sein, ewig; dafür bürgt uns der Glaube Schiller's an die stetige Vervollkommnung des Menschengeschlechts. So bleibt er der unsere!

Weshalb ihm dann aber ein Denkmal setzen, ihm, dem Unvergänglichen, Unvergeßlichen? Thörichtes Unternehmen, sollte es diese Bedeutung haben! Aber der Denkstein, zu dem wir heute den Grund legen wollen, soll nicht ihm das Andenken sichern, sondern nur uns und unsern Nachkommen ein redendes Zeichen sein von unserer Liebe zu dem Dichter.

Doch mit dem äußern Zeichen ist es nicht gethan. Diese Feier wäre ein leeres Schaugepränge, wenn sie nicht ihre Theilnehmer begeisterte für Edles und Hohes. Ihm nach! das ist der Denkstein, den wir ihm setzen müssen in unserm Herzen, um Jeder an seinem Theile mitzuwirken an Schiller's großem Werke der Vervollkommnung unsers Geschlechts.

Eine große Aufgabe bei diesem Werke ist unserm Volke zugefallen, und es wird sie erfüllen, wenn es auf den Mahnruf hört, den ihm heute der Geist des Dichters zuruft: Seid einig, einig, einig! Einig zu allem Guten, Schönen, Wahren, ein einig Volk von Brüdern, auch über diese gemeinsame Feier hinaus. Daß das geschehe, daß der Geist des Dichters in uns auch in dieser Hinsicht fortlebe und fortwirke, ist auch Ihr Wunsch, und in diesem Sinne stimmen Sie mit mir ein in den Ruf: Friedrich Schiller, der Sänger der Freiheit, der Dichter der Tugend, der deutsche Mann lebe hoch!"

Ein gewaltiges Hoch, von Tausenden gerufen, durchbrauste die Luft, als der Redner schloß. Die ganze Versammlung stimmte begeistert mit ein in das des Dichters Geiste gebrachte Lebehoch. Sobald der Ruf verhallt war, sangen die Gesangvereine vereint ein nach Schiller's Lied zum Antritt eines neuen Jahrhunderts arrangirtes Lied mit Instrumentalbegleitung, mit der Schlußstrophe:

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Und nun setzte sich der Zug in Bewegung; ein Zug, so zahlreich und glänzend, wie in Görlitz seit langer Zeit nicht, wenn überhaupt je gesehen. Die Reihenfolge war folgende: 1) Städtisches Musikchor, 2) Comité, 3) Liedertafel und Schade'scher Gesangverein, 4) E. Schiedt mit seinen Arbeitern, 5) Tischler und Glaser, 6) Schützengilde, 7) Deputationen der naturforschenden Gesellschaft und der Societät, 8) Schneider mit eigenem Musikchor, 9) Maurer, 10) Tuchmacher und Walker, 11) Jägermusikchor, 12) Handwerker-Gesangverein und Liederkranz, 13) Bäcker, 14) Turnverein, 15) Huf- und Waffenschmiede, 16) Schuhmacher mit eigener Musik, 17) Lüders sen.*) mit Arbeitern, 18) Riemer und Sattler, 19) Töpfer, 20) Seiler.

Die zahlreichen Fahnen — denn manche Korporationen hatten deren zwei und drei und nur wenige waren ohne solche — die Embleme, deren Zahl sich gewiß auf nahe an zweihundert belief, die Schärpen, Bänder, Schleifen oder Schillerbilder, mit denen fast alle Theilnehmer geschmückt waren, boten dem Auge immer wieder Neues. Besonders zogen zwei Korporationen in dem Zuge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, die von ihrem Fabrikherrn geführten Arbeiter aus der Fabrik von Lüders sen., die, eine Schillerbüste voran, mit einer schönen neuen Fahne sich im Zuge bewegten, einige achtzig Embleme in zierlicher Nachbildung tragend, worunter die größte Aufmerksamkeit ein kleiner Eisenbahnwagen, ein Modell der für den Vicekönig von Aegypten bestimmten Transportwagen, auf sich zog. Den glänzendsten Anblick gewährten die jugendlich kräftigen Gestalten der Turner, welche in ihren Kostümen als Rettungsmänner erschienen waren, mit blankem Helm, braunem kurzen Düffelwamms und den Rettungswerkzeugen an der Seite. Die Helme waren so blank geputzt, daß sie in der Sonne wie Silber glänzten.

Der Zug bewegte sich nun durch die Weberstraße, den Untermarkt, die Brüderstraße, den Obermarkt, die Steinstraße, den Marienplatz und

*) Die Fabrik von J. C. Lüders sen. war in dem Festzuge durch ungefähr 140 Theilnehmer mit 90 und einigen Emblemen vertreten. Davon gehörten an: 2 Stück den Maschinenheizern, 2 Stück den Feilenhauern, 12 den Schlossern, 20 den Schmieden, 3 den Schraubenschneidern, 4 den Bohrern, 11 den Malern und Lackirern, 7 den Zimmerleuten, 29 den Stellmachern und Tischlern und 3 (Wagenwinder und Brechstangen) der Mannschaft, die zum Transportiren der Wagen bestimmt ist. Mehre dieser Embleme konnten in Bewegung gesetzt werden, darunter ein Sägegatter, durch welches ein Klotz in 12 Theile zerlegt wird, eine Bohrmaschine, eine Kreissäge, ein Schwanzhammer. Das bereits erwähnte Modell des für den Vicekönig von Aegypten bestimmten Kavalleriewagens war aus Mahagoni gearbeitet, 1/6 natürlicher Größe. Unter den Emblemen der Schmiede gewahrte man auch den Klöppel der großen Glocke der Petri- und Pauli-Kirche, der in der Lüders'schen Fabrik mehrmals restaurirt worden ist. Auf vielfache Aufforderung ist von allen diesen Emblemen, die im Zuge nur flüchtig in Augenschein genommen werden konnten, in der Fabrik von Lüders eine Ausstellung veranstaltet worden.

Schützenweg nach dem Parke und zog durch den Portikus dem Obermühlberge zu, wo bereits am Tage zuvor der zur Grundsteinlegung bestimmte Platz mit Fahnen und Festons geschmückt worden war. Dort angekommen, stellte sich der Zug in einem Halbkreise um den Platz auf, ohne daß auch die geringste Unordnung vorkam. Die beiden Musikchöre der Jäger und des städtischen Musikdirigenten stimmten nun die Melodie „Freude, schöner Götterfunken!" an, in die die ganze Versammlung kräftig einfiel. Hierauf hielt Ingenieur und Gewerbeschullehrer Wernicke die Weiherede. Er sprach:

„Unserm Schiller, dem hochgefeierten Dichter ein Denkmal zu setzen, ein Denkmal, welches noch lange davon zeugen soll, daß der längst von uns Geschiedene durch seinen Geist noch kräftig in uns lebt, das ist der Wunsch aller hier Anwesenden. Erlauben Sie mir jedoch, ehe wir uns dem Ende des Festes nahen, Ihnen noch einmal in's Gedächtniß zu rufen, was Schiller für das Volk gewesen. In allen Schriften unsers hochgefeierten Dichters offenbart sich das edle volksthümliche Streben, das nur darauf bedacht ist, die große Menge, das Volk zu heben und besser zu machen. Dies ist in allen Schriften des wahrhaft deutschen Dichters ausgeprägt, und dadurch hat er sich selbst ein unvergeßliches Denkmal gesetzt, sich selbst unsterblich gemacht.

Für's Volk, für's deutsche Volk hat er geschrieben,
Ihm hat er seine Ideale hingestellt;
Drum muß das Volk den deutschen Dichter lieben
Und feiern in ihm seinen Held.
Ein kleiner Kreis genügt für den heut' nicht,
Der Millionen hat gebracht des Geistes Licht.

Die gestern stattgefundene Feier zu Ehren des 100jährigen Geburtstages, so schön und erhaben dieselbe auch gewesen, sie war nur einem kleinen Theile der Bevölkerung zugänglich, für das Volk ging diese Feier verloren. Die große Masse ist aber besonders dazu berufen, das Andenken an den Hochgefeierten hoch zu halten und Theil an der Feier zu haben. Von ihm wird dem großen Ganzen Erhabenes und Nachahmungswerthes in reichem Maaße geboten, jeder Stand, jede Partei, jeder Charakter, mit einem Worte jeder Mensch findet in seinen Schriften Etwas, das ihm gehört, ihn ergötzt, ihn zum Nachdenken treibt, um es auf sich in Anwendung bringen zu können. Dieses unserm unvergeßlichen Dichter Eigenthümliche macht ihn zum Volksdichter; das macht ihn bekannt und beliebt vom Throne herab bis zur kleinsten Hütte, und ruft den fortdauernden Enthusiasmus hervor, wenn ein's seiner Stücke über die Bühne geht. Aber nicht allein dadurch ist Schiller zum Liebling des Volkes geworden; ein anderer Umstand ist es noch, ein Umstand, durch den er sich besonders von unserm größten Dichter Göthe unterscheidet. Während dieser im Schooße des Wohlstandes geboren, von Jugend auf bei eminenten Geistesanlagen sich zu der Stellung vorbildete, die er

später lange Jahre einnahm, war Schiller das Kind strebsamer, aber armer Eltern, und sein Leben ist reicher an Leiden als an Freuden. So war und blieb er bis zum Tode einer der Unsrigen, und sein Leben lehrt uns, wie man es anzufangen habe, um sich trotz Mangel und Entbehrung zur höchsten sittlichen Erhabenheit heraufzuarbeiten. Diese Volksthümlichkeit Schiller's nach beiden Richtungen war es, welche das Comité bestimmte, eine öffentliche Feier, eine Feier für die Allgemeinheit, bei dem 100jährigen Geburtstage anzuregen und auch dafür zu sorgen, daß diesem Tage durch das zu errichtende Denkmal noch für spätere Generationen ein bleibendes Andenken gesichert werde.

Die rege Theilnahme, die die Bevölkerung unsrer Stadt und besonders Sie, welche das Fest durch Ihre Gegenwart verherrlichen helfen, dafür an den Tag gelegt haben, giebt dem Comité den besten Beweis, daß seine Voraussetzungen die richtigen gewesen, daß Schiller im deutschen Volke fortlebt. Indem ich im Namen des Comité's Allen, die sich uns angeschlossen, herzlich danke, schließe ich mit dem innigsten Wunsche, daß der heutige Tag in allen deutschen Gauen gleiche Empfindungen hervorrufen möge, und daß jeden Einzelnen, der sich von heute an diesem unserm Schiller geweihten Platze naht, Schiller's unsterblicher Geist umschweben und ihm recht nachdrucksvoll die Worte zurufen möge: Mir nach!

Verklärter Geist, nimm was wir heut dir bringen
Als guten Willen deines Volkes an;
Wir Alle wollen ferner weiter ringen,
Zu kommen auf die rechte Bahn.
Laß deinen Genius hernieder zu uns steigen,
Er führe uns in deinen Tempel ein,
Er lehr' die Worte, die dir eigen,
Befestigen in unserm Sein.
Stets wollen wir auf dich, den Kämpfer bauen,
Dich preisen soll der deutsche Mund,
Bis wir dereinst im ew'gen Licht dich schauen,
Und weiter wird uns alle Wahrheit kund."

Es war ein ergreifender Augenblick, als am Schlusse der Rede bei den an Schiller's Geist gerichteten Worten die ganze Versammlung schweigend das Haupt entblößte. Es herrschte eine feierliche Stille, als ob sich Jeder scheute aufzuathmen. Der Stadtbaurath Martins trat nun vor und forderte den Obermeister der Maurerinnung, Lissel, auf, zur Grundsteinlegung zu schreiten. Nachdem derselbe in der üblichen Weise einen Sandstein mit der Inschrift „Görlitz, am 11. November 1859. Das Schill rfest-Comité", gelegt, übergab er dem Vorsitzenden des Comité's, Dr. Blau, den Hammer, der nun die drei ersten Hammerschläge that, nach ihm der Schriftführer, Ingenieur Wernicke, und der Stadtbaurath Martins, dann die andern Mitglieder des Comité's.

Es ist als rühmendes Zeugniß für die wahrhaft vortreffliche Haltung der hiesigen Bevölkerung hervorzuheben, daß in den am Grundstein befindlichen Anlagen, trotzdem daß Tausende von Menschen der Grundsteinlegung beiwohnten, auch nicht ein Strauch geknickt worden ist.

Zurück bewegte sich der Zug in musterhafter Ordnung. Eine Abänderung des Programmes, bezüglich des Gesanges von einigen Strophen des Liedes an die Freude auf dem Rückwege, wurde durch die Länge des Zuges nothwendig gemacht, da ein gemeinschaftlicher Gesang in einem Zuge von circa 10 Minuten Länge nicht möglich war. Auf der Elisabethstraße bildeten die Theilnehmer am Zuge nochmals einen Halbkreis um die Schillerbüste; die letzte Strophe des Liedes an die Freude wurde gesungen und hierauf erklärte im Namen des Comité's der Ingenieur Wernicke die Feier für geschlossen, indem er den Dank für die zahlreiche Betheiligung an dieser erhebenden Feier aussprach. Nach einem Hoch auf das Comité trennte sich die Versammlung, indem die einzelnen Theilnehmer unter Musikbegleitung nach ihren Versammlungslokalen abmarschirten. So schloß die allgemeine Feier, die ein schönes Zeugniß für den guten Geist, der in unserer Bevölkerung herrscht, ablegte und allen Theilnehmern gewiß eine schöne Erinnerung bleiben wird.

Abends gab Lüders sen. seinen Arbeitern im Saale der Stadt Prag einen Ball, auf dem auch das Comité kurze Zeit erschien. Der Handwerker-Gesangverein war in der Societät versammelt und brachte auf dem Nachhausewege an der Schillerbüste ein Ständchen, dessen weithin schallende Töne in der stillen Nacht von ergreifendem Eindruck waren.

Nach dieser ausführlichen Beschreibung der Schillerfeier in Görlitz mögen noch einige Nachrichten aus der Umgegend folgen, soweit dieselben zu erlangen gewesen sind. Hierauf wird über Lauban, Kamenz, Bautzen, Weißenberg, Zittau und Löbau berichtet und mit der Niederlausitz der Beschluß gemacht werden.

In Seidenberg wurde unter Betheiligung nicht weniger Verehrer Schiller's eine einfache, aber würdige Schillerfeier gehalten, welche sich auf den Vortrag einiger Gesangstücke und einer Festrede des Oberpfarrers Mende beschränkte. In dieser hob der Redner, besonders im Gegensatz gegen die materiellen Bestrebungen der Gegenwart, das ideale Leben und Streben des großen Dichters scharf hervor, und wies an ihm nach, wie auch der schwerste Druck ungünstiger äußerer Verhältnisse den Geist in ihm zu dämpfen nicht vermocht habe, ja bei ihm gerade dazu habe beitragen müssen, ihn auf die Höhe zu erheben, zu welcher wir bewundernd und verehrend hinaufschauen.

In Markliffa wurde das Schillerfest im dekorirten Saale des Gasthofes „zum blauen Hirsch" begangen. Eine Schillerbüste war inmitten von

Topfgewächsen, Blumen und Bäumen auf einer mit einem bunten Teppich belegten Estrade aufgestellt; Stirn und Brust der Büste war mit einem Myrtenkranze geschmückt und zu beiden Seiten des Postaments strahlten Kerzen auf großen Leuchtern von Bronze und Silber. Der Gesangverein leitete den ersten Theil der Feier mit dem Liede „An die Hoffnung" ein, worauf eine Lebensbeschreibung des Dichters, nebst einer Schilderung seiner schriftstellerischen Thätigkeit, und die Mittheilung einiger Briefe Körner's an Schiller folgte. Daran reihte sich der Gesang „Die Worte des Glaubens", und nach diesem wurde ein Dialog aus „Tell" vorgetragen. Nach dem Gesange „Ach! aus dieses Thales Gründen" ward „Die Glocke" mit eingelegten entsprechenden Gesängen deklamirt. Den Schluß des ersten Theils der Feier machte der Gesang „Holde Eintracht." Bei dem bald folgenden Festmahle wechselten Gesänge mit beziehungsvollen Toasten, zunächst auf den König und das ganze königliche Haus, dann auf den Gefeierten, auf die Damen, auf das deutsche Vaterland u. s. w. Auch wurde eine Sammlung für die Schillerstiftung veranstaltet. Die ganze Feier hatte eine durchweg würdige Haltung.

Auch in Hoyerswerda ward von dem Jugendkränzchen und dem Sängerkranz eine Schillerfeier auf dem Schießhause veranstaltet, zu der sich ein zahlreicher Kreis von Theilnehmern eingefunden hatte. Die Anordnungen waren mit Sorgfalt getroffen und die Ausführung entsprach den gehegten Erwartungen. Das Programm war folgendes: Festouverture; Prolog; Lied an die Freude, gesungen von sämmtlichen Anwesenden; Deklamation: „Würde der Frauen;" „Mir auch war ein Leben aufgegangen," als Sologesang vorgetragen; Deklamation: Monolog aus Tell; Tableaux: Enthüllung der Schillerbüste unter Beleuchtung mit bengalischen Flammen; der Knabe am Bache, als Sologesang; Deklamation: Die Glocke. Zum Schlusse: Am Wachtfeuer: Gesang und Deklamation, mit Anschluß einer Scene aus „Wallensteins Lager" und lebendes Bild. Die Feier war angemessen und würdig.

Daß Muskau, der Wohnort unsers Leopold Schefer, nicht zurückbleiben könne, wo es galt, Schiller's hundertsten Geburtstag zu feiern, war mit Gewißheit vorauszusetzen. Hier wurden in der Schule, im Beisein der prinzlichen und städtischen Behörden, Vorträge aus Schiller's Werken gehalten und darauf die vom Prinzen Friedrich der Niederlande bewilligten Geschenke vertheilt. Mit einbrechender Dunkelheit begann die eigentliche Volksfeier. Auf den die Stadt umgebenden Bergrücken flammten plötzlich riesige Feuerkegel. Der Männergesangverein hatte sich auf den der Stadt zunächst gelegenen Berg begeben und ließ von dort aus Schiller'sche Lieder ertönen. Mit Sang und Klang ward hierauf nach dem Marktplatze gezogen, wo nochmals Lieder von Schiller angestimmt wurden. Ein frohes Mahl vereinigte sodann die Festgenossen in verschiedenen Lokalen der Stadt.

Diese Worte waren bereits gedruckt, als mir noch ein besonderer Bericht aus Muskau zuging, den ich hier einfüge.

Der 10. November 1859 in Muskau.

Der 10. November 1859 war auch in unsern Kreisen dem Andenken an den großen Dichter Deutschlands, Friedrich Schiller, geweiht. Durch die Gnade Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich der Niederlande war der Stadtschule eine Summe zur Feier des festlichen Tages überwiesen worden, für welche außer zwei Bildnissen des Dichters passende Bücher, Lieder und Medaillen angekauft wurden, um sie als Prämien zu vertheilen. An dem Morgen jenes Tages versammelten sich die Schüler der ersten Mädchen- und Knabenklasse in dem Lehrzimmer der letzteren, in welchem die Bilder Schiller's und Luther's mit Lorbeerkränzen geschmückt waren. Obwohl die Feierlichkeit nur in dem Kreise der Schüler und ihrer Lehrer stattfinden sollte, und deshalb Niemand außer dem Superintendenten besonders eingeladen war, so hatten sich doch Mehre in den Räumen der Schule versammelt. — Nach dem Morgenliede und dem Morgengebete folgte eine Rede des Rektors, welche den Satz erläuterte: Schiller, ein Sohn der Heimath, der ihm Gelegenheit bot, seine Ansicht über das Verhältniß des Dichters zum Christenthume kurz anzugeben und Luther's zu gedenken, der auch am 10 November geboren ist. Die Lehrer hatten ihre Schüler geeignete Gedichte Schiller's memoriren lassen, als Stellen aus der Glocke, den Grafen von Habsburg, die Hoffnung u. s. w., welche theils von Einzelnen, theils im Chore gesprochen wurden. Dazwischen ertönten passende Gesänge, das Lied an die Freude, die Composition der Stelle: Holder Friede, süße Eintracht ꝛc. Nachdem an dem Schlusse der Feierlichkeit noch einmal von dem Manne, welcher groß ist in seinen herrlichen Dichtungen, auf den Mann hingewiesen war, welcher groß und stark ist durch das Wort Gottes und in des Glaubens Kraft, wurde der Choral gesungen: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc. — Lange und gern werden sich Lehrer und Schüler des festlichen Morgens des 10. Novembers 1859 erinnern.

Der Abend brach herein. Auf hohe Anordnung loderten auf den Bergen, welche sich zu beiden Seiten der Neiße hinziehen und Schloß, Stadt und Park einschließen, Freudenfeuer auf. Hell leuchteten ihre Flammen und das Dunkel der Nacht floh weithin vor ihnen. Da ergossen sich in der feierlichen Stille des Abends von der Höhe, der deutschen Kirche gegenüber, die Töne des Chorales: Ein' feste Burg ist unser Gott ꝛc., in das Thal herab, die Klänge der Strophe aus der Glocke: Holder Friede, süße Eintracht, des Liedes: Freude, schöner Götterfunken ꝛc. Es war der hiesige Gesangverein unter der Leitung des Kantors, welcher den festlichen Tag also feierte und ehrte. — Wohl ergossen sich jene lieblichen Klänge in das

Thal, in welchem unſer freundliches Städtchen liegt; aber ſie goſſen auch in das Herz aus die dankvolle Erinnerung an zwei große Männer, an den Dichter, der den mannigfachen Gefühlen der Menſchenbruſt eine Sprache gegeben, der geſungen von dem Großen, Wahren, Guten und Schönen und der ein Quell iſt, aus welchem Begeiſterung ſtrömen wird fort und fort. —

Die noch übrigen Stunden des Abends vereinten in vielen Familien die Glieder und Freunde derſelben in dem Andenken an Schiller, und ſeine Gedichte, die einſt wunderbar das Herz gerührt. Mehre verſammelten ſich in dem Niederländiſchen Hofe zu einem fröhlichen Mahle. Der Direktor Rieloff ſprach über der Tafel über die Bedeutung des Feſtes und des Dichters. Hohe, feſtliche Freude waltete in dem Kreiſe, der ſich dem Dichter zu Ehren gebildet hatte, der einſt den herrlichen Hymnus auf die Freude geſungen hat. —

Die feſtlichen Klänge des 10. Novembers ſind verhallt, die Freudenfeuer verloſchen; aber nimmer wird das Andenken an den großen Dichter verſchwinden, die Erinnerung an einen Tag des Triumphes deſſelben. — Dort, wo ſich die Hügel Muskau's nach Weſten zu ſenken, iſt ein freundliches Häuschen. Dort wohnt ein greiſer Dichter, der ein Sohn dieſer Heimath iſt. Befriedigt in des Hauſes enger Umgrenzung, hat er andächtig den Stimmen gelauſcht, die aus dem All an ihn ergingen und ſie rein und treu wiedergegeben. — Wer kennt nicht den Veteranen der Dichter Deutſchlands, den Dichter des Laienbreviers? — Tage, wie der 10. November 1859, ſchärfen den Blick für ſeltene, reiche Geiſter, für die Lorbeeren, welche die Anſpruchsloſen, in ſich Glücklichen, von Wenigen bemerkt ſchmücken. So mochte es geſchehen, daß durch einen edlen, hochherzigen, deutſchen Fürſten dem greiſen Dichter eine hohe Auszeichnung und Freude ward. Ein ſchöner feſtlicher Tag war der 10. November 1859.

Rede des Hofpredigers Liebuſch in Muskau.

Hundert Jahre ſind heut' vorüber, ſeitdem einer der größten Dichter Deutſchlands — Friedrich Schiller — geboren ward den 10. November 1759. Dort, wo des Neckar's blaue Woge an dem ſchwäbiſchen Marbach vorübereilt, ſtand ſeine Wiege in ärmlichem Hauſe. Bei ſeiner Taufe begrüßen die Glocken

„Das geliebte Kind
Auf ſeines Lebens erſtem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenſchooße
Die ſchwarzen und die heitern Looſe."

Ja manches ſchwarze Loos iſt dem Dichter geworden! Nicht nur, daß er mit der Armuth und Dürftigkeit zu kämpfen hatte; — er, der den Geber der Güter ſprechen läßt:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein"

er kannte andere Güter, als die irdischen, vergänglichen. — Nicht nur, daß ihn oft der Haß und der Neid verfolgten; — sein Herz hatte keinen Raum für die Rache und andere niedrige Leidenschaften.

„Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was sie Alle bändigt, das Gemeine."

Aber das schwarze Loos, das ihm geworden, ist das Loos, welches anfänglich Großes und Herrliches zu treffen pflegt, die Geister, welche ihr Zeitalter weit überschreiten: sie fühlen sich als Fremdlinge in einer Welt, welche ihnen nicht bietet, was sie suchen; sie werden als Fremdlinge in derselben angesehen und verkannt. — Doch was ist dies schwarze Loos gegen das heitere, welches gerade diesem Erdensohne gefallen? Es ist gezeichnet in den Worten, welche Schiller von dem Dichter, dem Sänger aussagt:

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
Er hat Alles geseh'n, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft verriegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat."

Ein Liebling der Gottheit ist der Sänger mit seiner Harfe, dem reinen Gemüthe. Was er singen soll, wird ihm gegeben. Denn

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen;
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Was er singen soll, ist durch der Zeiten Gestaltung vorbereitet. Denn

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde."

Was er singt, ist aber auch seine selbsteigene That, eine That seiner Freiheit.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag' erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Innerhalb dieser drei Faktoren ist Schiller geworden, was er ist, der Meister der Poesie, der gefeierte Sänger des Deutschen Vaterlandes, der Menschheit. — Aber, wo sollen wir anfangen das, worin der Dichter ausgezeichnet ist, zu preisen? Wo sollen wir aufhören? — Lobten wir seine reine, edle Sprache; — wir hätten wenig gethan. Ueberschauten wir seine herrlichen, erhabenen Gedanken; — welche Fülle, welche Tiefe! Stellten wir ihn dar als Dramatiker, als Historiker, als Philosophen; — wie groß ist er als jeder dieser drei! Ja, verklärter Geist, wenn es dir vergönnt ist, von dort oben, wo du in Dank und Demuth sprechen wirst: „Herr, durch deine Gnade war ich, was ich war!" — wo du noch eine andere Herrlichkeit schaueſt, als die, welche deine Lieder preisen, — herabzublicken auf die Erde; wenn du die Tausende zu sehen vermagst, welche von den Alpen bis zur Nordsee zu deinen Dichtungen gehen, wie zu der reinsten, labendsten Quelle: — welche Freude muß das sein!

Es kann nicht die Aufgabe dieser Worte sein, die Verdienste Schiller's an seinem Ehrentage irgend wie umfassend darzustellen. Der Haupttheil dieser Feierlichkeit ist für die Schüler. Schiller, ein Sohn der Heimath, sei der Satz, bei welchem wir, das Andenken des großen Mannes feiernd, welcher Jedem so nahe steht, jetzt verweilen wollen.

In der Seele des Dichters spiegelt sich die Welt so rein, so wahr. Ihm ist es vergönnt, herrliche Anschauungen der Dinge zu erschließen. Er bringt Betrachtungen und Ausdrücke, welche die schöne Formel bleiben für das, was ein Mensch innerhalb seines Kreises findet und erlebt. So hat Schiller solche Anschauungen erschlossen den größeren Kreisen, der Nation, so den kleineren Kreisen, selbst den kleinsten. So aber steht er in Beziehung zu jedem Kreise, so gehört er jeder Heimath an, so ist er ein Sohn derselben, durch welchen uns die Heimath recht heimathlich wird.

Steigen wir auf einen jener Berge, an deren Kette sich unser freundliches Städtchen lehnt, so liegt vor uns das Neißthal mit seinem herrlichen Parke, den (einst) Fürst Pückler-Muskau geschaffen. Tausende von Napoleons Kriegern, Franzosen, Italiener, Deutsche, durchzogen einst auf der alten Etappenstraße von Torgau nach Glogau das friedliche Thal, als er sie gen Rußland schickte. Das Auge der Erinnerung schauet jene lastenreichen Tage, von welchen die Väter erzählen. Da aber wird es uns, als müßten wir von des Berges Höhe auch über dieses unser schönes Thal den Segen des Dichters aussprechen und sagen:

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,

Wo des rauhen Kriegers Horden
Dieses stille Thal durchtoben!
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!"

Eines der stärksten Gewerke der Stadt ist das der Töpfer. Selten vergeht ein Tag, an welchem nicht einer der vielen Oefen geheizt würde. Lustig tanzet die Flamme in dem Dunkel des Abends über dem kurzen Schornsteine. Der Meister freut sich derselben; denn sie soll seinem Werke die letzte Vollendung bringen, und uns kommt des Dichters Wort in den Sinn:

„Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht.
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft."

Gehen wir zu einem der standesherrlichen Hüttenwerke in der Nähe Muskau's, wo durch des Feuers Kraft das harte Eisen mancherlei Form und Gestalt erhält, da sehen wir wie

„Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglasen."

Kehren wir zurück zu der Stadt in dem frühzeitigen Dunkel des Novembertages, wo so eben das Licht in den Wohnungen angezündet worden ist, dann weiset uns das Wort des Dichters

„Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner"

zu der Stätte, an welcher wir den Abend in traulichem Kreise zubringen wollen. Sehen wir das fleißige Arbeiten der Handwerker der Stadt, wie einer des andern Werk durch das seinige fördert, so spricht der Dichter:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund."

Doch dort bewegt sich ein Leichenzug durch die Straßen der Stadt nach dem Friedhofe. Die Glocken läuten. Der Dichter singt:

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wand'rer auf dem letzten Wege."

Mit den herrlichsten Park-Anlagen hat Fürst Pückler-Muskau Stadt und Schloß umgeben. Wir können die idealisirte Landschaft nicht durchwandern, ohne daß uns dieses oder jenes Wort des Dichters, wie ein Kommentar der Schönheit derselben, in die Seele träte. —

Doch dort ist Schloß Muskau, welches heut Morgen der königliche Standesherr verlassen hat, dem unsere Segenswünsche nach den fernen Niederlanden begleiten. Wer aber hat den großen Ahnherrn desselben, Wilhelm von Oranien, den Mann der Biederkeit und der Klugheit, den Helden, welcher mit Egmont und Hoorn für die Freiheit der Niederlande kämpfte, würdiger gezeichnet als der Dichter? —

O lasset uns nicht weiter blicken, um zu sehen, daß Schiller zu jedem Kreise in Beziehung steht, daß er ihm angehört. Dort ist das Vaterland. Er singt:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

Auch manchen fernen Kreis hat uns der Dichter erschlossen, so daß er uns gewißermaßen zur Heimath geworden ist. Die herrliche griechische Welt, die Welt der Schönheit, ist uns durch ihn näher getreten. Gestalten der Vergangenheit hat er heraufgeführt, einen Wallenstein, einen Tell, eine Jungfrau von Orleans u. a. Aber ganz besonders stehet der Dichter in Beziehung zu unsrer Heimath im engsten Sinne des Wortes, zu unserm Herzen. Denn hat er nicht die ganze Skala menschlicher Gefühle ertönen lassen. Nur zweier will ich gedenken, der Freude und der Hoffnung. Von jener singt er:

„Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr."

Von dieser, der Begleiterin des Menschen durch das Leben bis zu seinem Ende, heißt es:

„Beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."

So ist Schiller ein Sohn der Heimath, so steht er in Beziehung zu den verschiedenen Kreisen, zu den größeren, dem Vaterlande, der Nation, zu den kleineren, zu unserm Herzen. Wohl hat er seit Langem seine irdische Heimath mit einer andern vertauscht. Er ist zu Weimar in Dürftigkeit gestorben. Aber er ist und wird bleiben ein Sohn der Heimath. — Nimmer wird seiner vergessen werden; immer wird die deutsche Nation sein Andenken ehren; immer werden seine Lieder Herzen rühren und begeistern; immerdar wird man dem Meister des deutschen Gesanges Kränze des Dankes und der Verehrung weihen. Ja wohl schläft er schon längst den Schlaf der Todten, er,

„Der aus der Musen Blicken selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken das eig'ne Weh vergaß;
Der in die Deutsche Leier mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer in alle Seelen schwang.
Ach, der an Herz und Sitte ein Sohn der Heimath war.
Stellt sich in unsrer Mitte ein hoher Fremdling dar. —
Doch stille! horch! zu feierlichem Lauschen verstummt mit Eins der Festgesang: —
Wir hören deines Adlerfittigs Rauschen und deines Bogens starken Klang!

(Mörike Schillerf. 1839.)

Aber bist du, o Meister des deutschen Gesanges, wirklich ein Sohn der Heimath, die Christenherz heißt? Beeinträchtigt die Liebe zu dem irdisch Schönen, Herrlichen und Edlen, die der Dichter so mächtig geweckt hat, nicht die Liebe zu dem Heiligen, dem Göttlichen? Gehört der Sänger auch dem Herzen an, in welchem der feste Glaube und die lautere Liebe zu dem Herrn wohnen? — Nicht hat er ihn gepriesen, der um unsertwillen des Himmels Herrlichkeit ablegte und Mensch ward, die Menschen zu erlösen. Wie ein Mißton in der christlichen Weltanschauung ist sein Wort, sein Bekenntniß in Bezug auf die griechische Götterwelt:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Mag man immerhin sagen, daß dieses Gedicht in einer Zeit entstanden sei, wo das christlich-kirchliche Leben erstorben war, mag man diese oder jene Anschauungsweise desselben eröffnen; — von jenem Vorwurfe ist es nicht frei.

Vergebens weisen die Einen, welche von dem Dichter nicht lassen können, aber eben so auch wahre, lautere Christen sein wollen, darauf hin, daß Schiller doch bisweilen geredet von Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Wollte man die Theologie des Dichters zusammenstellen, gar viel würde fehlen zur Fülle des christlichen Glaubens. Es fehlt dem Dichter die Anschauung der Anschauungen, die von der Herrlichkeit und Gnade Gottes in Jesu Christo, dem Erlöser. — Vergebens heben die Andern hervor, daß Schiller, obwohl er dem Christenthume fern geblieben, dennoch wie ein ächter Christ gelebt und also ein Exempel gegeben habe, wie man, auch ohne einer bestimmten christlichen Gemeinschaft anzugehören, dennoch christlich handeln könne. — Vergebens verdammen ihn seine Feinde als einen Heiden. — Die deutsche Nation ist mit tausend starken Banden an ihren Liebling gekettet! Aber steht der Dichter wirklich in keiner Beziehung zum Christenthume? —

Charaktere um Charaktere hat er gezeichnet in ihren Leidenschaften wie in ihren Tugenden, von einem Karl Moor an bis zu einem Marquis von Posa. Ueben wir aber an jenen mannigfachen Charakteren unser sittliches Urtheil, betrachten wir sie in ihren Schwächen und Mängeln wie in ihren Vorzügen, ihrer Größe: — wie sollte sich da unser Blick nicht schärfen für die Gestalten des Gottesreiches, für die Tugenden, welche sie in ihrem Glauben darreichten? Wie sollte uns nicht immer mehr und mehr das Herz aufgehen für ihn, in dem der Vollkommenheiten Fülle ist, die wir anderswo

vergeblich suchen? Wie sollten wir so nicht dorthin gewiesen werden, wo alles wahrhaft Große, Gute und Heilige seinen Anfang genommen hat? — Aber noch mehr! Das irdisch Große und Schöne hat der Dichter verherrlicht und gepriesen bis dahin, wo es sinkt und fällt. Wallenst. Tod. Aufz. 4. Auft. 12. sagt die Thekla:

Da kommt das Schicksal — roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter'n Hufschlag seiner Pferde —
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Am Ende des Liedes von der Glocke heißt es:

Und wie der Ton im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr erschallt,
So lehre sie, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt.

Wo aber das Irdische sinkt und vergeht, da erfüllt sich das Herz mit Wehmuth über dies Loos desselben. Aber jene Wehmuth ist das Letzte nicht. Es erwacht die Sehnsucht nach dem Bleibenden, dem Ewigen. Dies aber vermag nur das Gottesreich zu bieten. Durch Beides, durch die Schärfung des sittlichen Urtheils, sowie durch die Sehnsucht nach dem Ewigen, die über seinen Dichtungen in dem Herzen erwacht, führt uns der Dichter gewissermaßen in einen der Vorhöfe der Kirche Christi, in welchem das Verlangen nach dem Heiligthume immer mächtiger wird. Dort in den Vorhöfen des Heiligthums ist der Dichter groß, sehr groß! So aber ist er ein Mann der Heimath, so steht er in Beziehung zu dem Vaterlande, zu dem christlich-kirchlich-deutschen Vaterlande. —

Und so tritt du heut vor unserer Seele an die Seite des Dichters, Bild des Gottesmannes, der auch am 10. November in armer Hütte geboren, der zu dem Dienste im Innern des Heiligthumes berufen war, Bild des glaubensstarken Dr. Martin Luther! Kränze der Verehrung legen wir nieder zu den Füßen des Dichters an diesem seinen Ehrentage; einen Kranz des Dankes, großen Dankes, bringen wir auch dir. Ihr seid Männer der Heimath, des Vaterlandes, Männer der Wahrheit. Ihm aber, der den Menschenkindern ihre Bahnen anweist, dem Herrn der Geister, unserm Gott allein die Ehre!

Ansprache des Generaldirektors Rieloff beim Festmahle im „Niederländischen Hofe" in Muskau.

Hundert Jahre sind am heutigen Tage verflossen, seit dem der gefeiertste Dichter der deutschen Nation, Friedrich Schiller geboren wurde.

Nicht blos in allen Gauen Deutschlands, auch da, wo in anderen Ländern Deutsche leben, wird dieser Tag festlich begangen.

Auch auf unſern Bergen lodern des Feſtes Feuer und die Verehrung für das größte deutſche Dichtergenie hat auch uns hier vereinigt.

Und was iſt es denn, das Aller Herzen höher ſchlagen, Aller Augen heller leuchten macht, bei der Erinnerung an dieſen einzigen Mann?

Es ſind die Ideen des Guten und Schönen, die Ideen von Wahrheit, Recht, Licht und Freiheit, die der Unſterbliche mit Flammenzügen in ſeinen Werken niedergeſchrieben, dem deutſchen Volke als ein unvertilgbares Erbe hinterlaſſen hat, damit dieſes Volk an der Idee des Wahren ſich läutere zu immer klarerer Weltanſchauung, an der Idee des Guten zu immer edleren Geſtaltungen aller Lebensverhältniſſe heranreife, und an der Idee des Schönen die höchſten Ziele in Kunſt und Leben anſtrebe.

Was er geſäet zu Ende des vorigen und im Anfange dieſes Jahrhunderts, es iſt reichlich aufgegangen.

Dieſes vielgeſtaltige, vielgetheilte Deutſchland, dieſe Völker-Individuen alle, ſo verſchieden an Temperament, Sitten, Staats- und Religionsformen, ſie alle, von der Nord- und Oſtſee bis zu den Tyroler Alpen, begehen in nie geſehener nationaler Eintracht ein deutſch-nationales Feſt, und höher noch als die Feuer auf deutſchen Bergen flammt die Begeiſterung für den Dichter-Genius.

Was lange Zeit tiefer Demüthigung, großer Drangſale kaum vermocht, Deutſchland zu einem einigen Ganzen zuſammen zu bringen, um den gemeinſamen Feind zu bekämpfen, das vermögen die herrlichen Ideen, welche das deutſche Volk von ſeinem größten Dichter in ſich aufgenommen hat, und die ganze ſonſt ſo zerſplitterte Nation blickt zu ihm auf als ihrem größten geiſtigen Heerführer, um ſich an ſeinen Gedanken zu ſtärken in dem Ringen nach Einheit, nach Licht, Wahrheit und Recht.

In ſeinen Werken hat er ein heiliges Feuer für die Nation entzündet, das nie verlöſchen, und auf das immer und immer hinaufgeblickt werden wird, an dem fort und fort die Herzen ſich erwärmen werden, und an das Niemand treten wird, ohne ſich geläutert und erhoben zu fühlen.

„Der Gedanke war das eigentliche Element ſeines Lebens; er lebte nicht anders, als umgeben von den höchſten Idealen und den ſchönſten Bildern; er betrachtete ſein Leben und Streben in raſtloſem geiſtigen Fortbewegen als etwas Unendliches; mit tiefer Liebe, mit ächter und ſteter Leidenſchaft war er in den Gegenſtand ſeines Schaffens verſenkt, tief unter ihm lag alles Gemeine, und ſelbſt das Gewöhnliche wurde durch die Größe ſeiner Anſchauung und Behandlung veredelt.“

So ſagt von ihm ſein edler Freund und Zeitgenoſſe Wilhelm v. Humboldt:

Es glühte ſeine Wange roth und röther
von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
von jenem Muth, der früher oder ſpäter
den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,

von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edlen endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise völlig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So sang von ihm sein großer Freund Göthe, der mit ihm gelebt, mit ihm geschaffen hatte.

Und so möge denn die heutige Feier ein neuer Saattag werden für alle die herrlichen Ideen, die den großen Dichter unsterblich gemacht haben; möge das Schillerfest eine neue Erhebung aller Saaten sein, möge Jeder für sich einen Anstoß zur Vertiefung in den Dichter für immer empfangen, und sich bemühen, die ewigen Lehren der Wahrheit, der Schönheit und Geistesfreiheit, welche wir von dem Gefeierten empfangen haben, einzupflanzen in die Herzen seiner Umgebung, damit sie auch dort festwurzeln und Früchte tragen zum Segen Aller.

Und so wie heute Grundsteine gelegt werden zu Denkmälern, wodurch die dankbare Nation dem Manne, was das Leben ihm nicht ertheilte, jetzt, wo er längst im Grabe ruht, noch zu geben sich bestrebt, so möge die heutige Feier ein Grundstein sein zu dem Gebäude, zu welchem jetzt in allen Theilen Deutschlands edle Männer Bausteine sammeln, zu einem einigen deutschen großen Reiche."

Einer besondern Hervorhebung werth ist der Bericht aus dem in der Görlitzer Haide gelegenen Dorfe Rauscha. Der schöne Gedenktag zu Ehren unsers gefeiertsten Dichters vereinte auch dort seine Verehrer, um ihm in des Waldes erhabener Einsamkeit ein bleibendes, frisch grünendes Denkmal, eine „Schiller-Eiche", zu setzen. In einmüthiger Begeisterung begaben sich die Freunde des großen Dichters in den Wald, und zwar in das Ziebe-Revier der Görlitzer Haide, wohin ihnen das dasige Musikkorps bereits vorausgegangen war, um die Feierlichkeit durch Töne zu erhöhen. Der städtische Oberförster Wilsky pflanzte die Schiller-Eiche, nachdem der Glasfabrikbesitzer Schulze die wohlgeschlossene Urne, welche die Urkunde mit den Namen der Stifter barg, in die Erde gesenkt hatte. Die Söhne des Waldes feuerten ihre Gewehre ab, Musik erklang und Oberförster Wilsky ergriff das Wort, um nachzuweisen, wie gerade Schiller es gewesen, der die Liebe der Forstbeamten zum Walde bis zur Begeisterung für alles Schöne, Gute und

Erhabene steigerte, das aus des Waldes Schweigen so mächtig zu uns spricht. Hierauf hielten Kreisgerichtsrath Bock aus Görlitz und Glasfabrikbesitzer Schulze kurze, auf die Feier des Tages bezügliche Reden; ein Sängerchor stimmte das Lied an „Wer hat dich, du schöner Wald"; Freunde des Gefeierten trugen einzelne Stellen seiner Werke vor; Musik und Freudenschüsse belebten den Wald, bis die Schlußrede, daß, wie dieser Tag Zeugniß gebe von der Begeisterung für Edles und Großes, so auch diese Eiche grünen und gedeihen möge zur Ehre des Dichters und zum Zeugniß für die kommenden Geschlechter, wie man das Erhabene und Edle ehren, pflanzen und pflegen solle, das schöne Fest beendigte. Ein mächtig loderndes Feuer erhellte das tiefe Dunkel des Waldes, dessen Echo die Freudensalven und Hörnerklänge weithin trug, bis des Mondes helles Licht das dichte Grün der Bäume durchbrach und zum Aufbruche mahnte. Ein Festmahl vereinigte später die Freunde des Dichters.

Vielleicht steht diese Feier einzig da, und wenn es ein vortrefflicher Gedanke war, eine Schiller-Eiche zu pflanzen, in tiefer Waldeinsamkeit, als ein stets wachsendes, sich alljährlich verjüngendes und immer mächtiger emporstrebendes Denkmal, so wird diese Schiller-Eiche vielleicht nach tausend Jahren noch, wenn die Säulen von Erz und Marmor, die man dem Dichter errichtete, längst versunken oder zerwittert sein werden, dem dann lebenden Geschlechte durch ihren hehren Namen verkünden, daß, wie Hellas seinen Aeschylos und Sophokles durch Standbilder aus Marmor dankbar ehrte, es Deutsche waren, die in sinniger Weise den Eichbaum, „den König unsrer Wälder" erkoren, um durch ihn auf die späte Nachwelt Kunde zu bringen von des Volkes Danke gegen seinen Liebling.

Habe ich mich nicht entbrechen können, der ansprechenden Feier in Rausch a ein kurzes Nachwort zu widmen, so wird kaum eine Entschuldigung nöthig sein, wenn ich die Bemerkung hinzufüge, daß die Anhänglichkeit an den Geburtsort dabei mitgesprochen haben mag. Der römische Dichter übernimmt meine Rechtfertigung in den bekannten Versen:

Nescio qua natale solum dulcedine captos
Ducit, et immemores non sinit esse sui.
Ovid. ex Pont. l. 3, 35. 36.

Bevor ich mich zu den übrigen fünf Städten der Oberlausitz wende, die mit Görlitz vereinigt seit 1346 den Bund der Sechsstädte bildeten, füge ich noch einen Nachtrag hier ein, der mir so eben zugegangen ist.

Ueber Laura in Schiller's Gedichten.

In den Toasten am Schillerfeste habe ich die Margaretha Schwan, die Tochter des Buchhändlers Christian Friedrich Schwan, als Laura in der Resignation genannt, obgleich Viele eine Hauptmannswittwe Vischer, geb.

Andreä, deren Vater Hofmedikus gewesen, für Schiller's Laura halten. Dieß veranlaßt mich zu einigen Erläuterungen.

An den Rand des Briefes vom 24. April 1785, in welchem Schiller um Margarethe Schwan angehalten, hat ihr Vater Folgendes geschrieben: „Laura in der Resignation ist meine älteste Tochter. Ich gab ihr Schiller's Brief zu lesen, und sagte ihm, er möchte sich an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache Nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben." Hierdurch scheint es erwiesen zu sein, daß in der Resignation, die auch vom Jahre 1785 ist, die Schwan unter Laura zu verstehen sei.

Es wäre aber wohl möglich, daß die Vischer, bei der Schiller zu Anfang des neunten Jahrzehends vorigen Jahrhunderts wohnte, und die damals noch jung gewesen sein soll, die Laura in den Gedichten vom Jahre 1782 wäre. Indessen steht dem entgegen, daß in dem Gedichte: „Laura am Klavier", letzte Strophe Z. 1, und in: „Melancholie an Laura", 6. Strophe Z. 1, dieselbe „Mädchen" angeredet wird. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, was auch Manche behaupten, daß die Laura, doch nur in den Gedichten von 1782, eine von den vier Nichten der Vischer, Töchtern ihres Bruders, auch Arztes, gewesen sei. Welche aber von ihnen, ist nicht bekannt. Die älteste, Louise, welche den 1. Dez. 1760 geboren sein soll, ist an den berühmten Zumsteeg verheirathet worden. Viel früher kann die Vischer auch nicht geboren sein, da sie als junge Wittwe aufgeführt wird. Ist sie vielleicht nicht Tante, sondern Schwester der Laura von 1782, gesetzt, daß diese eine Andreä ist? Im letztern Falle könnte sie 1761 geboren, und als Wittwe 1780 19 Jahre alt gewesen sein.

Das Ergebniß ist nach meiner Meinung folgendes: die Laura in der Resignation ist die Schwan, auf die Schiller Verzicht leistet, und bei den Gedichten vom Jahre 1782 kann es die Vischer kaum sein, weil sie „Mädchen" genannt wird, es müßte denn der Dichter sie dadurch haben unkenntlich machen wollen.

Anton.

Lauban.

Der Jubelgeburtstag Schiller's wurde Vormittags, 10 Uhr vom Gymnasium im festlich geschmückten Lehrzimmer der ersten Klasse gefeiert. Nach einem Chorale hielt der Prorektor Purrmann die Festrede. Darauf trug ein Sekundaner „Die Glocke" von Schiller vor, und nach einer Rede des Primaners Prase folgte ein Schlußgesang.

Nachmittags 5 Uhr nahm die von einem Comité vorbereitete allgemeine Festlichkeit in dem mit Kränzen, Festons und der Büste des Dichters geschmückten Saale des Gasthofs „zum Hirsch" ihren Anfang. Das Lied von Anastasius Grün: „Lodert ihr deutschen Herzen zusammen", für Chor, Solo und Orchester komponirt vom Kantor und Musikdirektor Böttger,

wurde fest und sicher ausgeführt. Sodann folgte nachstehende Festrede des Oberlehrers Dr. Zehme.

„Heute vor einem Jahrhundert ward Johann Christoph Friedrich Schiller in jenem Städtchen Schwabens, das seitdem in die Bücher von der Entwickelungsgeschichte der Menschheit leuchtend eingeschrieben ist, in Marbach, geboren. Daß dieser Tag festlichst begangen zu werden verdient, versteht sich, wenn überhaupt Erdgeborne einer Feier von Seiten einer ganzen Nation für würdig erachtet werden, ganz von selbst; und wer daran zweifelt, mag sich immerhin in sein Alltagsbewußtsein einhüllen; die wir aber nicht wollen, daß Dankbarkeit für unsere besten Brüder auf Erden ausgestorben sei, wir wollen uns dem hehren Tage noch vor seinem Ende warmen Herzens hingeben. Denn wenn auch Schiller's Wort noch kein Jahrhundert wirkt, so sind es doch hundert Jahre, daß er geboren ward, dessen Wort und dessen Wesen dem Jahrhunderte sein Gepräge hat geben helfen. Wie leicht scheinbar ist es, den sich mühelos aufdrängenden Gedanken bei unserer Feier Worte zu leihen; wie schwer in der That, die ungemeine Menge von Eindrücken, Empfindungen, Erinnerungen und Wünschen in den Raum kurz zugemessener Minuten zu zwängen!

Was wollen und was sollen wir mit unserm Feste? Wollen wir des großen Mannes Leben von der Wiege bis zur Bahre, seine Wanderungen und Geschicke auf deutschem Boden, das Emporklimmen aus Noth zur Glorie an unsern Augen vorüberführen? Oder wollen wir, womit wir vielleicht Wohlunterrichtete befriedigten, uns Quell, Zusammenhang und Werth seiner, wie ein Blitz in das deutsche Gesammtbewußtsein einschlagenden, ewigen Schöpfungen zu vergegenwärtigen unternehmen? Oder wollen wir den Menschen Schiller mit seinen Leiden und seinem Jubel, seinen Schwächen und seinen strahlenden Vorzügen, seinem Wehe und seinen Freuden unserm menschlichen Fühlen nahe zu bringen streben? Von alle dem wird etwas in unserer Feier sein müssen, aber keines allein: heute gilt es doch wohl kein ästhetisches oder kritisches Interesse, keine Befriedigung des Genusses an sinnig geordneten Thatsachen seines Lebens, sondern, wenn ich nicht irre, erhält unser Fest seine Bedeutung nur durch ein anderes Element, durch unsere eigenste Stimmung. Denn, vergessen wir nicht, die Feier gilt dem Dichter, welchem man in oft schnell fertigem Worte, aber freilich mit Recht, den Idealismus nachzurühmen pflegt, d. h. die Erhebung der Seele aus dem Gebiete des Zufälligen und Gemeinen in das Reich des Nothwendigen und ewig Guten; dem Dichter, der durch ernste Arbeit des Gedankens die mächtige Thatsache für die Philosophie gewonnen hat, daß für eine höhere Anschauung Schönheit und Sittlichkeit nur verschiedene Seiten derselben Wesenheit sind; dem Dichter, der selbst die scheinbar leicht geschaffene Freude nur in des Herzens heilig stillen Räumen wohnhaft glaubte; dem Dichter, welchem

Schein und Gleißen ohne Leben und Kern ein Greuel war, und der, wenn irgend einer, an seines innersten Gemüthes Reinigung und Verklärung rastlos selber arbeitete. So ergiebt sich, wie wir selber gestimmt sein müssen, und daß unser Fest nur dann recht begangen sein wird, wenn wir nicht bloß in schnell verflackernder Stimmung des Augenblicks, sondern als ein Vorhaben auf immer die Erhebung der Seele aus Nichtigem und Pöbelhaftem zu den Reichen des ewigen Lichtes uns anzugewöhnen bestrebt sind. Denn der festlich geschmückte Saal, der Klang der Musik, des Sprechers flüchtiges Wort, des großen Dichters Vers selber, der an unsern Ohren hernach vorüberrauschen soll, sind ohne Bedeutung, wenn wir sie nicht weihen, würdig und festlich machen in uns und durch uns selbst.

Tausende und aber Tausende, ob auch geschieden von uns durch Berg, Thal und weite Flächen, ja durch die donnernden Fluthen des ewigen Meeres, feiern heute, mit uns doch verbunden, des Dichters Ehrentag; von den Thürmen weht der Glocken Ton, von den Bergen leuchten die Feuerzeichen der Freude in das nächtliche Land hinein. Daß dem so ist, daß überall wo deutsche Genossenschaften in deutscher Zunge reden, daß selbst in der Kremlstadt Moskau wie in dem leichtfertigen Paris, und wo der Bospor seine Wogen an der schönsten Erdstelle vorüberwälzt, wie in dem Babel der Neuzeit, dem mächtigen London, unsers Landes Söhne sich zusammengefunden haben in einem Brande der Herzen, ist schön. Indeß, welchen Werth hätte diese Sympathie an sich? Sie wäre eben nur erfreulich. Aber, mir scheint, etwas ganz Anderes fliegt an diesem grauen, schön gewordenen Novembertage des 1859. Jahres, wie eine Offenbarung des Ewigen, über das deutsche Volk hin: in sinnlich reger Zeit, der man die Lust am bequemen Genusse, am schnöden, vergänglichen Besitze, am Mammon und an unsaubern Lüsten vorwirft, rafft die Nation sich auf, um gerade den unter ihren großen Männern einmüthig zu feiern, dessen Besitz unsichtbare heilige Güter waren. Das ist freilich noch ohne sonderliche Opfer; aber hoffen wir, daß allmählich aus dem Wunsche und dem unbestimmten Sehnen die große That der Selbstreinigung von schnöder Nichtigkeit in unserm Volke erblühen wird: dann ist die großartige Gemeinsamkeit der Feier, wie für den durchgebildeten Menschen immerdar das Bewußtsein, einer geordneten großen Gesammtheit anzugehören, nicht bloß erhebend; dann wird heute an diesem 10. November am sausenden Webstuhl der Zeit wieder ein Stück Geschichte gewoben.

Daß die Feier aber einem armen Manne gilt, einem Manne, der nur Eroberungen im Reiche des Gedankens und der Phantasie gemacht, einem Manne, der nicht buntbehangenen Verdienstes, einem Manne, der nur ein Dichter war, das ist ergreifend.

Wir wollen Schillern nicht vergöttern: wir wissen recht gut, daß er ein Mensch mit menschlichen Schwächen war, wie wir, und daß Gottesdienst

nur dem gehört, dem er gebührt, dem ewigen Gotte. Auch denken wir sehr wohl daran, daß gerade Schillern der Ueberschwang hohler Redensarten, der etwa heute an seine große, schlichte Gestalt herantreten könnte, herzlichst zuwider sein würde: aber wir unterlassen nicht, auch unsrerseits Die zu rügen, welche, sei es, weil ihnen die Größe des Dichters bei eigener Kleinheit zu unbequem ist, oder weil ihnen irgend Etwas von der Herzenslauterkeit fehlt, mit welcher man ihm zu nahen hat, die abgebrauchte Deklamation von Schiller's verwerflichem Heidenthume auch in diesen Tagen zu erneuern sich nicht entblödet haben. Bekanntlich ist das Christenthum eine Religion des Geistes und vielfacher Auffassung, nicht aber der Menschensatzung, so daß irgendwer auf dem Erdenrunde das Recht hätte, die einzig beste Art, Christ zu sein, für sich in Anspruch zu nehmen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben. Nun, wir wissen es, durch Schiller's Thun und Schaffen zieht wie ein goldner Faden die saure Arbeit an sich selbst, die Liebe zum Ewigen, die Liebe zu den Menschen; und das genügt zunächst. Wer wüßte denn, daß Schiller's Wort je Einen schlecht und roh gemacht? Sind wir nicht, wenn die hohen Gestalten seiner unvergleichlichen Schauspiele über die Bretter gingen, aus dem Theater heimgekehrt ergriffen, begeistert, besser geworden? Für ihn war die Schaubühne eine moralische Anstalt, und er ein Lehrer der Nation im Großen. Zu sittlichem Thun und reinem Gemüthe fordert das Christenthum aber noch das Bewußtsein der Erlösungsbedürftigkeit — wohlan, wer ist denn so groß, daß er in Schiller's Seele wie ein Richter hineinsehen zu können sich vermessen wollte? Wie in dem früheren Lessing, so haben wir auch ein Recht in dem späteren Schiller, im Dichter des Wallenstein und der Jungfrau, die Ahnung jener wesentlichen Forderung des Christenthums vorauszusetzen:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest zu einem
„Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich."

Den schmähenden Angreifern aber werden wir in seinem Sinne am besten vergeben und auch dadurch seinen Festtag ehren. Doch die Dankbarkeit, die tief im Herzen wurzelnde, soll uns Niemand wehren dürfen, die Dankbarkeit dafür, daß sein Wort, von uns edle Menschlichkeit zu fordern, immer wach gewesen ist; nicht jene verschwommene, feige, die ohne Muth, Partei zu ergreifen, in unkräftiger Phrase sich auflöst, sondern die, welche, wie bei ihm, in dem tiefen Grunde des philosophischen Denkens wurzelnd, ein Baum ist, der sein belebendes Licht von oben, aus den ewigen Räumen des Lichtes erhält: Menschlichkeit auch gegen unsere ärmsten, verkommensten Brüder, die er wohl kannte, der das Darben hatte lernen müssen; Dankbarkeit dafür, daß er in seinen Werken die Liebe schildert, die Könige reicher, Bettler Königen gleich macht; Dankbarkeit dafür, daß er uns anhält, nicht zu einem hohlen Kosmopolitismus, sondern an's Vaterland, an's theure, uns

anzuſchließen, tüchtige Bürger unſrer Städte und unſers Landes zuerſt, und dadurch auch fähig zu werden, Bürger der Welt und jenes unſichtbaren Reiches zu ſein, des Reiches Gottes. —

Und forderte er etwa nur von Andern, was er ſelber zu thun vernachläſſigte? Es ſcheint nicht ſo. Ein frommes Kind, ein fleißiger Knabe, ein hochfliegender Jüngling, ſchafft er durch ernſte Arbeit Meiſterwerke in einem Alter, in welchem Andere oft noch Lehrlinge ſind; ſeinen ſchlichten Eltern bleibt er ein dankbarer Sohn, als längſt der Ruhm den Lorbeer ihm auf's Haupt gedrückt; den Großen der Erde gegenüber hält er, bei männlichem und ſtolzem Freimuthe, die Schranke inne, die ſich gebührt; und ſeine Freundſchaften? Welches Volk hätte denn ſolche Männerbeziehungen, wie den Briefwechſel zwiſchen Schiller und dem großen Bruder eines großen Bruders, mit Wilhelm von Humboldt, der Schiller's denkwürdigſter Genoſſe auf dem Gebiete der ernſteſten Spekulation ward, oder wie den mit ſeinem goldlautern Freunde Körner, oder wie den mit — Göthe aufzuweiſen? Siehe, da iſt der Name genannt, ohne welchen eine Schillerfeier nicht gedacht werden kann, Göthe, der andere Dioskur, der mächtigſte Mitſtrebende ſeit jenem Julitage des Jahres 1794, der denn auch mit Schiller nun zu bewundertem Standbilde verbunden vor dem Weimar'ſchen Theater ragt, Memnon Germania's, der, bräch' einſt in Deutſchlands Herzen die Nacht ein, dann auch zu tönen möge bedacht ſein. Dieſe Genoſſen riſſen einander vorwärts auf der Bahn zu allem Guten — Freundſchaften ſeltener Art, wie ſie ſchlichte Geiſter, ſo Streicher, das brave Herz, und wiederum reiche, ſo der Herzog von Auguſtenburg und deſſen Freund Graf Schimmelmann, dem großen Dichter und Menſchen Schiller darbrachten.

Und ſein Verhältniß zu den Frauen? Das verſtand ſich von ſelbſt, daß ihren Einfluß, ihre Würde, ihren Reiz ein Schiller fühlte, und ſo iſt ſeit jener jungen Liebe zu der Tochter ſeiner mütterlichen Wohlthäterin in Bauerbach, zu Charlotte von Wolzogen, ſein Weſen den Frauen gegenüber nie etwas Anderes, als hochſinnige Zartheit und edle Rückſicht; ſo für die lebhaft empfindende Frau von Kalb, ſo für Karoline von Wolzogen, ſo für ſeine hochſinnige, gleichgeſinnte Frau, für Lotte von Lengefeld.

Solches Weſen fluthet denn auch durch ſeines Geiſtes Geſchöpfe, und von den lärmſchlagenden Räubern an durch Fieſko, Kabale und Liebe, und Don Karlos geht eine mächtige Gluth hoher Empfindungen, bis geläutert und harmoniſch im Wallenſtein die Größe erreicht iſt, welche neben Fauſt und Othello, neben Homer und Dante dauern wird, ſo lange die Erde um ihre Sonne wandelt. Nun blühen mühelos ſeine letzten dramatiſchen Gedichte auf und machen es wahr, daß unſers Volkes größter Dramatiker Friedrich Schiller iſt. Und wer badete ſich nicht gerne immer wieder geſund in den Balladen, denen etwas Gleiches keine Poeſie an die Seite zu ſetzen hat? Wer,

Jüngling, Frau und Greis, Jungfrau und Mann, erhöbe sich nicht freudig auf den gold'nen Schwingen seiner Lieder hinaus in reinen Aether über Leid und Staub?

„Er brachte Blumen mit und Früchte,
„Gereift auf einer andern Flur,
„In einem andern Sonnenlichte,
„In einer glücklicher'n Natur."

Und wie es in jener höchsten Ballade, deren Objekt das sittlich begründete Bürgerleben selber ist, von der Glocke heißt, so hat er auch von seiner Dichtung gewollt:

„Hoch über'm niedern Erdenleben
„Soll sie im blauen Himmelszelt
„Die Nachbarin des Donners schweben
„Und grenzen an die Sternenwelt;
„Soll eine Stimme sein von oben,
„Wie der Gestirne lichte Schaar,
„Die ihren Schöpfer wandelnd loben
„Und führen das bekränzte Jahr."

Welche Tiefen aber auch in den Schriften des Philosophen Schiller, welcher Glanz der Erzählung in seiner Geschichtschreibung! Doch die Stunde verrinnt: längst ruht des großen Mannes vergängliches Theil neben dem seines Fürsten und seines Freundes in kühler Gruft; ehe schmachvolle Zeiten über das Vaterland heraufzogen, war es ihm vergönnt, abgerufen zu werden, aber nicht um verschollen zu sein, sondern um zu leben und zu wirken trotz des Todes: hat sein Geist doch die Freiheitskriege schlagen helfen, lag doch ein Funken von ihm in jenem Dichtersoldaten, seines Freundes Körner Sohne; und weiter hat er gewirkt, bis endlich heute die Erinnerung an ihn sich erhebt zu einem — politischen Feste; freilich nicht in gewohnter Bedeutung, als ob es einer Partei Fest wäre: Schiller's Partei war die Menschheit, und keine politische unserer Tage hat das Recht, den großen Dichter zu mißbrauchen, und das Fest so zu entweihen; aber politisch ist dieser Feiertag in größerem Sinne: giebt er doch einen mächtigen Ausdruck dem Bewußtsein, welches zu bekennen heutzutage kein Verbrechen mehr ist, dem Bewußtsein, daß das deutsche Vaterland, sich einig fühlend in dem Besitze der idealen Güter, der Wahrhaftigkeit, des Gemüthes und großdenkender Menschlichkeit, deren Hort Schiller war und ist, wenn es noth thut, diese Güter auch einig und verbunden mit dem Schwerte schützen soll gegen Gallier und Slawen, gegen Romanen und Dänen. Wir lassen Andere so bereitwillig gelten, und das ist ein erhabener Vorzug des deutschen Wesens, denkendes Weltbürgerthum in Bewußtsein, daß Deutschland, Herzblatt der Weltenblüthe, den Anderen doch allein die höheren geistigen Güter zu vermitteln vermag; aber sie sollen uns auch gelten lassen, die eitlen Leute, die sich einbilden, allein „für Ideen

Kriege zu führen", als ob kindische Eitelkeit eine Idee wäre, als ob nicht der ernste Kampf der Geister größeres Entsagen forderte, als thierisches Niedermetzeln und Sichniedermetzelnlassen! Einst kommt ja wohl die Zeit, wo, wie an diesem Saume der schlesischen Berge, so auch an dem jenseitigen des Landes, das nur zwei Wegstunden südlich von uns beginnt, in jeder Stadt ein reges Bewußtsein dessen erwacht, wovon heute erst die Hauptstädte des Nachbarreiches ergriffen erscheinen, ein Bewußtsein vom Werthe solcher Tage, wie der nun bald endigende ist. Edle Fürsten gehen voran, nicht unter den letzten die erlauchten Hohenzollern; ja, hätte unsern gekrönten König nicht schlimmes Leid umfangen, unter den Ersten würden wir ihn sehen, die dem großen Dichter und mit ihm des Vaterlandes neuen Hoffnungen huldigen. Indeß ich habe zu endigen; bald schließt dieser Saal sich hinter uns. Möchten wir zu Weib und Kind, in Werkstatt und Schulstube, auf das Ackergut und in die Geschäftssäle, in Stadt und Staat, und in die Werkeltage der sauren Arbeit ein wenig Feierglanz mit hinaus nehmen und etwas von der über Wechsel und Mühsal, über Leiden und Tod siegenden, fliegenden Freude, an die der hohe Dichter uns mahnt, und mit ihm, der dem Ewigen nun längst verklärter dient, wünschen wir uns, denen die Sonne noch zum Erdentagewerke leuchtet, das, was er wünscht, wer weiß, wie bald, wer weiß, wie spät:

„Eine heitre Abschiedsstunde
„Süßen Schlaf im Leichentuch;
„Brüder, einen sanften Spruch
„Aus des Todtenrichters Munde!"

Nach einem Festgesange von Leonhardt wechselten dramatische Vorlesungen aus Schiller's Werken (Don Carlos, Akt 4, Scene 21; Maria Stuart, Akt 3, Scene 4; Wilhelm Tell, Akt 1, Scene 4), ab mit dem Gesange „An der Quelle saß der Knabe." Sodann wurde die Erinnerungsstiftung bekannt gemacht, der zufolge jedesmal an des Dichters Geburtstage den besten Schülern in den beiden obersten Klassen des Gymnasiums Schiller's Werke als Prämie gegeben werden sollen. An diese Veröffentlichung schloß sich das „Lied an die Freude" mit Begleitung des Orchesters. Nach den beiden ersten Versen trat Fräulein Starke auf eine Erhöhung neben Schiller's Büste, trug ein dazu geeignetes Gedicht vor und bekränzte das Haupt des Dichters mit Lorbeer. Dieser Auftritt war ungemein erhebend und manches Auge füllte sich unwillkürlich mit Thränen des Dankes und der Freude. Die gehobene Stimmung, welche von der edelsten Begeisterung zeugte, dauerte auch bei dem Festmahle fort, bei dem es an geistvollen Toasten und Reden nicht fehlte. So beging die Stadt Lauban des Dichters hundertstes Geburtsfest auf würdige Weise.

Kamenz.

Wenn ich die geehrten Leser von Lauban sofort nach Kamenz führe, und diese Stadt unter den Städten der sächsischen Oberlausitz zuerst erwähne, so hat dies seinen Grund darin, daß Gotthold Ephraim Lessing am 22. Mai 1729 hier geboren ward, ein Mann, dessen Namen man nicht aussprechen kann, ohne daß eine ganze Reihe von Gedanken erweckt wird, die auf die Blüthezeit unsrer Literatur hinweisen, welche eben durch Lessing angebahnt, durch Göthe und Schiller gestaltet und bis auf die Höhe der Vollendung geführt ward. Als Göthe das Licht des irdischen Daseins erblickte, war Lessing bereits 20 Jahre alt; bei Schiller's Geburt befand er sich als 30jähriger Mann in Berlin, und bei Alexander von Humboldt's Eintritt in die Welt stand er schon mitten im kräftigsten Schaffen und Wirken; seine Dramaturgie hatte ihn bereits berühmt gemacht. Man kann die Frage aufwerfen, ob Göthe und Schiller geworden wären, was sie geworden sind, wäre Lessing nicht vorangegangen, hätte er nicht den Geschmack geläutert und die Gesetze des Schönen zur Geltung gebracht. Es würde aber zu weit führen und meinem Plane fremd sein, wenn diese Frage hier einer näheren Erörterung unterzogen werden sollte. Gewiß aber erregt es ein eigenthümliches Interesse, zu hören, wie die Stadt, in welcher Lessing's Wiege stand, das Schillerfest begangen hat. Leider ist es mir nicht gelungen, eine Festrede von dort, oder nur einen umfänglicheren Bericht zu erlangen, als der ist, welcher mir in No. 46. der „Kamenzer Wochenschrift" vorliegt. Diese brachte am 10. November zwei Gedichte, von denen ich das eine hier mittheile.

Zum erstarrenden Vergehen Sich bereitet die Natur;
Doch in mächt'gem Geisteswehen Zeigt sich stets der Gottheit Spur.
Für des Menschen Aufwärtsstreben Ruht der Gottheit Güte nicht,
Schafft durch edler Geister Leben Ihm den Blick zum höhern Licht.

Hundert Jahr' sind heut' verflossen, Daß ein Morgen brach herauf,
Der ein flammend Licht ergossen Für der ew'gen Zeiten Lauf:
Denn der Menschheit großer Lehrer, Schiller, trat in's Leben ein. —
Solch ein Tag muß für Verehrer Seiner Werke Festtag sein.

Nicht mit äußerlichen Zeichen Grüßen wir das Geistesfest,
Wo Begeist'rung Lippen schweigen Und nur Herzen fühlen läßt;
Hat der Geist den Geist verstanden, Den der Dichter ausgesä't,
Dann nach seinem Sinn wir fanden, Wie den Festtag man begeht.

Von der Hütte bis zum Throne Werd' sein großes Wort gehört,
Und von jedem Erdensohne Tief erfaßt, was er gelehrt.
Dann, wenn seine edlen Saaten Jeder in sich keimen fühlt,
Ist sein großer Zweck gerathen Und erreicht, was er erzielt.

K—e.

Den Bericht über das Schillerfest entlehne ich ebendaher.

„Auch in unsrer Stadt ward der Festtag des 10. Novembers auf einfache, aber herzerhebende Weise gefeiert. Abends 6 Uhr bewegte sich ein von Musik begleiteter Fackelzug, ausgeführt vom „Männergesangverein" und den Vereinen „Erholung", „Concordia", „Germania", von der Bautzener Vorstadt aus bis auf den Markt, woselbst das Schiller'sche Lied „An die Freude" nebst andern passenden Gesängen von den Mitgliedern des Männergesangvereins vorgetragen wurde.

Hierauf fand die von der Gesangakademie veranstaltete Feier im überfüllten Saale des Schießhauses Statt, die, trefflich arrangirt, von den Anwesenden mit Ernst und oft tiefer Bewegung aufgenommen wurde. Einem Prolog und einer vorgetragenen Lebensskizze Schiller's, wie der Bekränzung seines Brustbildes, folgte „Der Gang nach dem Eisenhammer" als Melodrama von A. Weber in präciser Aufführung; hierauf „Die Glocke", mit dankenswerther Unterstützung mehrer hiesiger Musikfreunde vom Chorgesangverein in wohlgelungener Weise vorgetragen. Ein Festball endigte die Feier, die gewiß eine würdige zu nennen ist. Zu gleicher Zeit fand im Saale des Gasthofes „zur Stadt Dresden" eine überaus zahlreich besuchte Festlichkeit Statt, in welcher ebenfalls der unsterblichen Verdienste des Dichters in passender und würdiger Weise gedacht ward und mehre angemessene Deklamationen und Gesänge von Mitgliedern des Männergesangvereins zum Vortrage gelangten.

Am Freitage Abend veranstaltete der Chorgesangverein im engeren Kreise noch eine kleine Nachfeier durch Vortrag und Lesung Schiller'scher Dramen und Gedichte.

So blickt Jeder, der den Werth des Festes begriffen hat, noch tief bewegt zurück auf seinen Verlauf, in dem Feste selbst ein Fest sehend der nationalen Einigung des deutschen Volkes, das inmitten bewegter Zeiten und streitender Interessen sich zur Huldigung des Idealen brüderlich die Hand reichte. Diese Einigung wird Früchte tragen im Geiste und in der That!"*)

---

*) Sehr erfreulich ist noch eine kurze, aber inhaltsschwere Nachricht, die dahin lautet, daß eine bei Gelegenheit der Schillerfeier in der „Stadt Dresden" veranstaltete Sammlung dem Stadtrathe als ein Beitrag zu einem hoffentlich in nicht zu ferner Zeit „unserm großen Lessing" in seiner Vaterstadt zu errichtenden Denkmale übergeben worden ist. Diese Erinnerung an die Schuld der Dankbarkeit gegen Lessing ist von um so größerem Werthe, als sie aus schlichtem Bürgerkreise hervorgegangen ist.

Wirklich scheint die gegebene Anregung bereits Früchte getragen zu haben und deren noch mehr zu versprechen. Die „Kamenzer Wochenschrift" brachte in No. 7. von diesem Jahre zu Lessing's 131. Geburtstage nachstehende Verse:

Bautzen.

Von Kamenz wenden wir uns nach Bautzen, der Geburtsstadt Caspar Peucer's*), des Schwiegersohnes Melanchthon's, sowie manches

---

Endlich grüßt auch dich der Tag, Welcher dich uns einst gegeben,
Lessing, mit der Freude Schlag Und versaget Deinem Streben
Nicht mehr den verdienten Preis In der Kunstgenossen Kreis.

Großes hast auch du gethan! Zu dem geistigen Erblühen
Deutschlands brachst du mit die Bahn. Mög' auch dir darum erglühen
Aus der deutschen Brust ein Dank, Daß dein Geist einst vorwärts drang.

Fühlet nun das große Land, Dem die deutsche Zunge eigen,
Seine Schuld, mit später Hand Dir den Lorbeerkranz zu reichen:
Freudig nimmt es wahr die Stadt, Die dein Wiegenplätzchen hat.

Mög' es nicht mehr ohne Zier, Einsam und verlassen, stehen!
Möge Kunst und Dankbegier Ihm ein Ehrenmal erhöhen,
Der in düstre Geistesnacht Rüstig helles Licht gebracht!

Vorstehende Verse sind von folgender Nachschrift begleitet: Eine Stadt, die den Ruhm hat, sich die Wiege eines großen Mannes, eines Lessing, nennen zu dürfen, hat den Beruf, mit den Gefühlen stets neuer Begeisterung dessen Geburtstag zu begrüßen. Aber heute, an seinem 131. Geburtstage, ist die Veranlassung, seiner zu gedenken, eine ganz besondere. Denn als vor wenigen Wochen das Fest der Huldigung des großen Dichterfürsten Schiller fast die ganze civilisirte Welt zur Begeisterung hinriß, da traten auch die unsterblichen Verdienste Derer, die den Weg andahnten, auf welchem Schiller bis zur höchsten Vollendung fortschritt, aufs Neue und mit hellerem Schimmer hervor; und unter ihnen steht Lessing, dem das jetzige Jahrhundert einen großen Theil seiner Bildung verdankt, bekanntlich obenan. — Schon längst, selbst da, als noch die Schatten engherziger Beurtheilungsweise auf Lessing's Namen und Wirken ruhten, wußte Kamenz seinen hochverklärten Bürger zu ehren, wie die That es zeigt; doch es ist gerade der heutige Tag, der zu erneuter geistiger Feier sich um deswillen eignet, weil an ihm das schon längst begonnene, bisher so wenig beachtete Werk der Huldigung Lessing's in seiner Vaterstadt einen großen Schritt seinem Ziele näher rückt. Die Stadt Leipzig erwirbt sich das Verdienst, die erste zu sein, welche in edler Weise uns die Hand zur Ausführung unsers Unternehmens bietet. Ihr und den Männern, welche dort so hochherzig fühlten, gebührt deshalb hohe Anerkennung und wärmster Dank. Dies edle Beispiel wird sicher nicht allein stehen bleiben, und mit Recht ist nun die begründete Hoffnung, ja die Ueberzeugung zu hegen, daß man auch anderwärts in der Abtragung dieser Ehrenschuld nicht zurückbleiben werde. So erfahren wir aus guter Quelle, daß die Schiller-Vereine zu Braunschweig, Hannover ꝛc. ihre Ueberschüsse unsrer Stadt zum Lessings-Denkmal bereits zugedacht haben. Mögen ihnen recht viele andere, im vollen Bewußtsein der unsterblichen Verdienste Lessing's, nachfolgen, und, wie seinem Schiller, möge das gesammte Deutschland auch seinem Lessing gerecht werden!

*) Caspar Peucer ward in Bautzen am 6. Jan. 1525 geboren. Nachdem er bei dem Kurfürsten August von Sachsen in der höchsten Gunst gestanden hatte, gerieth er seiner religiösen Ansichten wegen, die sich dem Calvinismus zuneigten, in Untersuchung und hatte eine zehnjährige harte Gefängnißhaft zu erdulden. Im Gefängnisse dichtete er sein schönes Idyllion de Lusatia. In Ermangelung von Dinte und Feder brauchte er statt der ersteren

namhaften Gelehrten, der in der Welt Ruf erlangt hat. Sonst war es die erste unter den Sechsstädten und die Hauptstadt der Oberlausitz.

Ueber die hier gehaltene Schillerfeier enthalten die „Budissiner Nachrichten" einen umfassenden Bericht, aus dem ich das Wesentlichste mittheile.

Nachdem im Schooße des pädagogischen Vereins schon am 5. November durch einen entsprechenden Vortrag des Bürgerschullehrers Scholze auf die bevorstehende Säkularfeier vorbereitet worden war, fand im Schaarschmidt'schen Gesangvereine am Abende des 9. Novembers eine Vorfeier im Gasthofe „zur goldenen Weintraube" Statt. Im großen Saale desselben war die Büste Schiller's aufgestellt. Kantor Schaarschmidt leitete die Aufführung der von A. Romberg in Musik gesetzten „Glocke" mit einem Vortrage ein, in welchem er darauf hinwies, daß diese vollendete Dichtung Schiller's gleichsam der Prolog zu seinen gesammten dichterischen Schöpfungen sei, worin er das Glaubensbekenntniß niederlege, daß des wahren Dichters Beruf darin bestehe, den Menschen zu veredeln, über das Gemeine und Sinnliche zum Hohen und Uebersinnlichen zu erheben und ihm seine höhere Würde zum Bewußtsein zu führen, indem er nicht allein dem Reiche des Idealen, sondern auch und besonders dem des Idealen angehöre. Das dichterische Programm Schiller's enthalte also zwei Grundzüge: das Wirken für sittliche Hebung und Veredelung seines Volkes, und die Achtung der Menschenwürde. So wie nun der Redner an treffenden Beispielen ferner nachwies, wie der Dichter der Lösung dieser Aufgabe nach diesen beiden Richtungen hin sein ganzes Leben gewidmet, so fand er auch leicht die Erklärung dafür, daß eben das deutsche Volk, dem offenbar der Sinn für das Ideale einwohne, das in seiner Gemüthstiefe sich noch das Gefühl für sittlichen Werth und den Sinn für das sittlich Schöne bewahrt habe, den Träger dieser ächt deutschen Eigenschaften mit seiner herrlichen, gewaltigen, das Herz bald rührenden, bald ergreifenden Sprache als seinen Liebling verehre und mit Freuden davon Zeugniß ablege.

Den Morgen des 10. Novembers, des eigentlichen Festtages, begrüßte eine Reveille des Musikkorps der Bürgergarde. In den Klassen der Bürgerschule und der mit ihr vereinigten Anstalten wurde in angemessener Weise die Bedeutung des Tages hervorgehoben. Die allgemeine Theilnahme aber wendete sich dem öffentlichen Aktus des Gymnasiums zu, welcher in dem dichtgefüllten, festlich dekorirten Saale der Bürgerschule, in welchem man über blühenden Gewächsen Schiller's Büste erblickte, gehalten wurde. Die Feierlichkeit begann mit einer Festkantate, gesungen vom Inquilinerchor, worauf der Kollege Dr. Rößler die nun folgende Festrede hielt.

---

eine Schwärze, die er aus verbrannter Brodrinde und Bier bereitete, zog die Feder aus einem Federwische, den er zum Ablehren der Spinnen und des Staubes hatte, und schrieb auf die Ränder und leeren Stellen der Konkordienformel.

Hochzuverehrende Anwesende! Liebe Schüler!

Es ist mir als dem Lehrer der deutschen Sprache in den beiden oberen Klassen unsers Gymnasiums der ehrenvolle Auftrag geworden, der Festfreude, welche heute bei der hundertjährigen Jubelfeier der Geburt Schiller's allenthalben in der deutschen Heimath und der deutschen Fremde laut wird, auch in diesen Räumen einen Ausdruck zu geben. Als ich nun über den Gegenstand nachdachte, dessen Behandlung sich hierzu am besten eignen würde, so konnte es mir zwar nicht zweifelhaft sein, daß der Gefeierte selbst, daß Schiller den Mittelpunkt meiner Festrede bilden müsse. Es ergab sich mir aber bald eine doppelte Einschränkung als nothwendig. Die eine liegt in der Natur dieses Jubiläums überhaupt. Nicht das gesammte Leben Schiller's, nicht einmal seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit dürfen wir hier ausführlich in Betracht ziehen; wir haben heute nur nach derjenigen Seite seines Wirkens zu fragen, die ihm eine nationale Bedeutung verleiht und darum den heutigen Jubel der Nation erklärt: wir haben es nicht zu thun mit Schiller dem Privatmanne, Schiller dem Prosaiker, Schiller dem Geschichtschreiber und Philosophen, sondern nur mit Schiller dem deutschen Dichter. Eine zweite Einschränkung verlangt die Anstalt, in deren Namen ich rede. Wenn die Schule das Andenken des deutschen Dichters feiert, so hat sie vor Allem die Beziehung nachzuweisen, in welcher jener zu ihr steht, und ihre Berechtigung oder auch Verpflichtung zu einem solchen Akte der Pietät herzuleiten aus den Verdiensten, welche sich der Gefeierte um die Jugend erworben hat. Es giebt nun zwar einerseits viele deutsche, d. h. nicht nur der Sprache, sondern auch dem Wesen und der Gesinnung nach vaterländische Dichter; aber sie sind der Jugend entweder an sich nicht völlig verständlich, wie Klopstock, oder in ihren Anschauungen, die an gegebene geschichtliche Zustände anknüpfen, entrückt, wie Walther von der Vogelweide, wie die Sänger Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege, oder endlich nach Befinden sogar gefährlich, wie die politischen Dichter, von den Dichtern der Burschenlieder an gerechnet. Es giebt andrerseits auch viele Jugenddichter, deren Bedeutung aber nicht viel hinausreicht über pädagogische Verdienste. Schiller aber vereinigt Beides, den nationalen und den jugendlichen Charakter, in hervorragender Weise: er ist vor Allem der Dichter der deutschen Jugend. Hiermit soll keineswegs geläugnet werden, daß auch deutsche Männer an seinen poetischen Schöpfungen sich stählen und erquicken; es soll keineswegs geläugnet werden, daß er auch die Jugend im Allgemeinen, ohne Unterschied der Nation, anregt und fesselt durch die Fülle seiner Gedanken, die Kraft seines Ausdrucks, den Glanz und die Lebendigkeit seiner Darstellung: aber das soll behauptet werden, daß sich bei Schiller, wie bei keinem andern deutschen Dichter, die nationale Gesinnung und die jugendliche Stimmung durch-

dringen, daß seine Dichtung die Eigenschaften besitzt, die zugleich Eigenschaften des deutschen Volkscharakters und der Jugend, ich meine der reiferen Jugend, sind. Diese Behauptung zu erhärten, dürfte eine würdige Aufgabe sein für diesen Tag und diesen Ort; und wir legen uns zu dem Ende die Frage vor:

Warum ist Schiller vor Allem der Dichter der deutschen Jugend?

Wir werden diese Frage zu beantworten versuchen, indem wir die Dichtungen Schiller's nach 3 Gesichtspunkten betrachten, die wir in populärer Weise als Geist, Gefühl und Charakter bezeichnen, in mehr wissenschaftlicher Fassung den reflektirenden, sentimentalen und moralischen nennen können.

Wir beginnen mit dem reflektirenden Gesichtspunkte. Mit Beziehung auf diesen lautet die Antwort auf die gestellte Frage: Schiller ist vor Allem der Dichter der deutschen Jugend

1. wegen seines philosophischen Geistes.

Daß der philosophische Geist, der bei der Erscheinung nach dem Wesen, bei der Wirkung nach der Ursache, bei dem Wechsel nach dem Bestehenden fragt, der es liebt, allgemeine Schlüsse zu ziehen, allgemeine Betrachtungen anzustellen, allgemeine Gesetze und Ziele zu ergründen oder auch anzuweisen — daß dieser philosophische Geist ein Erbtheil der deutschen Nation ist, das wird uns von dem Auslande selbst eingeräumt, welches die Deutschen eine Nation von Denkern genannt hat; und wir dürfen uns hierfür nur auf die Thatsache berufen, daß unter allen neueren Völkern bei uns die philosophische Wissenschaft die reichste, ja fast alleinige Entfaltung gefunden hat. Die Neigung zum Philosophiren liegt aber auch im Charakter der Jugend, die das Bedürfniß fühlt, durch Fragen nach dem Warum, Wie, Wozu sich zu unterrichten, die eine Vorliebe hat für allgemeine Sentenzen und Reflexionen, bei denen ihre Phantasie in's Unendliche schweifen kann, zu deren Verständniß und Erörterung das geringe Maß ihrer Erfahrung ausreicht, ja vielleicht mit einem gewissen Prunke sich verwerthen läßt. Wenn nun hiernach die reflektirende Richtung zu den Wesenseigenschaften vor Allem der deutschen Jugend gehört, so wird derjenige Dichter der Lieblingsdichter der letztern sein, welcher jene Richtung in ausgezeichneter Weise vertritt. Und ein solcher ist Schiller. Von seinem ersten Jugendgedichte, den „Räubern", an, bis zu seiner letzten vollständig ausgeführten Schöpfung, der „Huldigung der Künste", gewahren wir in seiner Dichtung den ernsten Gang jenes philosophischen Geistes, der sich von dem Persönlichen sofort zum Allgemeinen, von dem Menschen zur Menschheit erhebt und auch die Erscheinungen und Begebenheiten der Alltagswelt in einem höheren Style auffaßt. Wir vermögen bei Schiller nicht, wie bei Göthe, fast jeden Schritt seines äußern Lebens durch

ein Gedicht zu belegen, welches zu ſeinem vollen Verſtändniß der Bekanntſchaft mit dem perſönlichen Anlaß bedarf; wohl aber liefern uns Schiller's Gedichte eine Geſchichte ſeines denkenden Geiſtes, der Ideen, die ſeinen Kopf und allerdings auch ſein Herz bewegten, und die Form, in der ſich dieſe Ideen kundgeben, hat faſt alles Perſönliche abgeſtreift. In ſeinen Jugendgedichten, den lyriſchen, wie den dramatiſchen, zu welchen letzteren „die Räuber", „Fiesko", „Cabale und Liebe" und „Don Carlos" gehören, erblicken wir mehr die verneinende Seite dieſes Geiſtes vor uns: der Unmuth des Dichters über die Verkümmerung ſeiner Exiſtenz macht ſich Luft in Angriffen auf den Staat und die Geſellſchaft überhaupt, oder hält auch den verdorbenen Zuſtänden einen Spiegel vor in dem Ideale, für welches der Weltbürger Poſa lebt und ſtirbt. Poſitiver, ruhiger und reifer, zugleich aber auch mit einem unerſchöpflichen Reichthum von Gedanken ausgeſtattet, tritt uns der Dichter entgegen, nachdem hiſtoriſche und philoſophiſche Studien ſeinen Blick erweitert und vertieft und ſeine Anſchauungsweiſe geläutert hatten. Das ihm am theuerſten gewordene Ergebniß ſeiner philoſophiſchen Studien, der Satz, daß im Reiche der Schönheit, durch Vermittelung der Kunſt, ſchon hienieden eine innere Befriedigung erreichbar ſei, wird nun in den mannigfaltigſten Wendungen behandelt; eine Fülle äſthetiſcher und ſittlicher Ideen zerſplittert ſich in Epigrammen oder verſtreut ſich in die größern lyriſchen und dramatiſchen Dichtungen; Mythologie und Geſchichte müſſen ihm in den Dienſt treten des Gedankens und die Symbole leihen zu deſſen ſinnlicher Veranſchaulichung. Wer vermöchte alle dieſe Lichtſtrahlen zu ſammeln, wer nur den Gedankenſchatz zu ermeſſen, der z. B. in dem gehaltreichſten ſeiner Dramen, in der „Braut von Meſſina", aufgeſpeichert iſt? Vor Allem aber tritt das Streben des Dichters in das Weite, Große, Allgemeine in denjenigen Gedichten hervor, die geradezu den Entwickelungsgang und die Schickſale der Menſchheit oder das menſchliche Leben überhaupt in's Auge faſſen. So ſchildert das „eleuſiſche Feſt", wie das Menſchengeſchlecht aus der Barbarei des Nomaden- und Jägerlebens durch den ſittigenden Einfluß des Ackerbaues erlöſt und zu ſtaatlichen Verbänden geführt worden iſt; in den „vier Weltaltern" werden die Höhenpunkte der Kulturgeſchichte beleuchtet; in dem „Spaziergange", welcher bei ſeinem Erſcheinen von allen Freunden Schiller's und auch ihm ſelbſt für ſein bis dahin gelungenſtes Werk erklärt wurde, führt uns der Dichter Schritt für Schritt aus der Natur in die Anfänge, den Fortgang, auch die Ausartungen der Civiliſation ein, um zu dem Satze zu gelangen, daß die Civiliſation ſich immer wieder an der Natur zu erfriſchen und zu prüfen habe. Das Meiſterwerk Schiller's in dieſer Beziehung aber, ja vielleicht ſein größtes Werk überhaupt, iſt das „Lied von der Glocke". Ebenſo ungezwungen, als überraſchend knüpft hier die denkende Betrachtung an die

Verrichtung des Handwerks treffliche Gemälde des häuslichen und öffentlichen Lebens; und die Kunst des Dichters, dem scheinbar Unbedeutenden Bedeutung zu geben durch die Weihe des Gedankens, erscheint hier auf ihrem Gipfel. Darum fühlt sich aber auch die deutsche Jugend, wenn sie nur einen gewissen Grad von Reife erlangt hat, vor Allem von diesem Gedichte Schiller's angezogen; sie scheut die Mühe nicht, es ganz ihrem Gedächtnisse einzuprägen, und wenigstens einzelne Abschnitte desselben sind im ganzen Volke fast so bekannt und im Umlauf, wie die Sprüche der Bibel.

Wir haben hiermit die eine Eigenschaft der Schiller'schen Dichtung kennen gelernt, durch welche Schiller vor Allem der Dichter der deutschen Jugend geworden ist, den philosophischen Geist. Aber nicht bloß nach der reflektirenden, auch nach der sentimentalen Seite hin läßt sich die Verwandtschaft jener Dichtungen mit dem Geiste der deutschen Jugend nachweisen: Schiller ist der Dichter der letztern nicht nur wegen der Erhabenheit seines Gedankens, sondern auch

2. wegen der Tiefe seiner Empfindung.

Die sentimale Empfindung ist von Schiller selbst als das charakteristische Merkmal der modernen Bildung überhaupt bezeichnet worden; die Natur, in deren Mitte die alte Welt stand, haben wir verloren, wir sehnen uns nach ihr zurück, wir suchen sie wieder, wir empfinden für sie, „wie der Kranke für die Gesundheit": und dies eben ist die sentimale Empfindung. Unter allen modernen Völkern aber ist das deutsche das am tiefsten empfindende: ist doch schon das Wort „Gemüth" ein nur deutsches, unübersetzbares Wort; und wo hat das deutsche Volkslied, dieses eigenste Erzeugniß des deutschen Volksgeistes, seines Gleichen an Innigkeit und herzergreifender Gewalt? Wenn aber wiederum unter den Lebensaltern die Jugend besonders die Zeit ist der Empfänglichkeit und Erregbarkeit, die Zeit weicher, schwebender Gefühle, die Zeit unbestimmter Sehnsucht und träumerischer Hoffnungen, so wird vor Allem die deutsche Jugend sich angezogen fühlen von einem Dichter, der in dieser ganzen Seelenstimmung mit ihr harmonirt. Man pflegt diesen Zug in dem Wesen Schiller's nicht genügend zu würdigen: man bewundert eher seinen erhabenen Schwung, seine gewaltige Kraft, als sein weiches Herz und sein reiches Gemüth. Allerdings waltet in den Gedichten seiner ersten Lebensperiode das männliche Selbstgefühl vor, und selbst seine Nichtbefriedigung äußert sich in einem Kraftwort: „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säculum." Aber schon hier ist es ihm Herzensbedürfniß, eine Laura zu erfinden, für welche er schwärmt, den „Triumph der Liebe" zu besingen und seine überschwänglichen Empfindungen überzutragen auf die Mondscheinnaturen, als welche sich uns die Frauencharaktere seiner Jugenddramen darstellen. Bald jedoch wird der elegische Ton in seinen Dichtun-

gen vorherrschend. Als der Dichter dem Zwange und dem Drucke, der auf seiner ersten Jugend lastete, mit Gewalt sich entzogen hatte, als er, „hinausgegeben in des Lebens Fremde", mit Sorgen um das tägliche Brod ringen mußte, und als Frucht seines unverdrossenen Fleißes endlich dauerndes Siechthum einernteten: da lernte er nothgedrungen resigniren auf den Genuß und mit der Hoffnung sich begnügen; da erkannte er mit tiefem Schmerze, daß „das Dort niemals hier" sei; da klagte er über die treulose Flucht seiner Ideale, von denen nur die Freundschaft und die Beschäftigung liebend bei ihm ausgeharrt; ja, er fand in der Klage um den verlornen Besitz selbst „das süßeste Glück", oder er flüchtete sich hinweg aus der nüchternen Gegenwart in die heitere und schöne Welt der Götter Griechenlands und pries die Sänger der Vorwelt glücklich, die Dichter eines Geschlechts,

Dem noch von außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit.

Klingt nicht durch alle diese Töne der allgemeine Schmerz, den jedes tiefere Gemüth erfahren muß, da der luftige Kartenbau seiner Ideale nicht Stand hält vor der Berührung mit der feindseligen Welt? Und auch als er nun endlich für das Räthsel des Glücks das lösende Wort entdeckt; als er die lange vermißte Befriedigung gefunden in dem Bereiche der Kunst, in der gereiften Periode seines Lebens also: auch da hat ihn der *sentimentale Herzensdrang* noch keineswegs verlassen. Schiller hätte überhaupt nicht der große tragische Dichter werden können, als welcher er hauptsächlich in den Dramen seiner letzten Periode, „Wallenstein", „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans", „Braut von Messina", „Tell", uns entgegentritt, hätte er nicht jene *elegische Empfindungsweise* in sich getragen, die in Verbindung mit dem heroischen Seelenaufschwunge die tragische Stimmung erzeugt. Aber wir wissen auch bei einzelnen Dramen aus seinem eigenen Munde, wie groß sein *Herzensantheil* bei denselben war. Wir wissen, daß ihm im „Wallenstein" derjenige Theil, der der Liebe gewidmet ist, für den poetisch wichtigsten galt, daß er für den jungen Piccolomini durch seine eigene innere Zuneigung interessirt war, daß ihm die Ausarbeitung der sentimentalen Scenen allein Genuß, der der andern mehr Arbeit verursachte. Wir wissen ferner, daß der Uebergang von „Wallenstein" zu einem Stoffe, wie „Maria Stuart", von seiner Gemüthsstimmung gebieterisch gefordert wurde; denn nach Vollendung des „Wallenstein" schreibt er an Göthe: „Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt; Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff." Und noch in seinem letzten Drama, dem „Tell", kann er sich nicht enthalten, eine Liebesepisode einzuflechten, welche vielfach an Max und Thekla erinnert. Wir haben hier nicht zu untersuchen, inwieweit Schiller, indem er dem sentimalen Drange seines Innern nachgab, der historischen und psychologischen Wahrheit Eintrag gethan hat; genug, daß wir in der *Nachhaltig-*

keit des immer wieder sich vordrängenden Gefühls einen Maßstab besitzen für die Tiefe der Empfindung. Und aus diesem Ursprunge erklärt sich wiederum der Reiz und der ergreifende Eindruck, welcher in der Klage und Sehnsucht des Dichters, wie in der Liebesgeschichte von Max und Thekla oder in dem Ende einer Maria Stuart für das Gemüth vor Allem der deutschen Jugend liegt.

Aber freilich die Erhabenheit des Gedankens, wie die Tiefe der Empfindung würden einen wesentlichen Theil ihrer Wirkung auf die deutsche Jugend einbüßen, wenn sie nicht auch in die Gesinnung des Dichters übergegangen wären und den Dichtungen desselben einen moralischen Charakter verliehen. Erst durch diese Ergänzung gewinnt das bisher Gesagte seine vollständige Bedeutung. Schiller ist nämlich vor Allem der Dichter der deutschen Jugend

3. wegen seines sittlichen Ernstes.

Ich will mit diesen zwei Worten Zweierlei zusammenfassen, die sittliche Aufgabe und das ernste Streben: dort die grundsätzliche Beziehung alles Denkens, Dichtens und Trachtens auf das Rechte, Gute und Edle; hier die warme Begeisterung, den opferbereiten Eifer, die Ueberzeugungstreue und Gewissenhaftigkeit. Man würde das deutsche Wesen sehr einseitig auffassen, wollte man dasselbe auf den Hang zu philosophischen Grübeleien und die Traumseligkeit beschränken und darüber einen dritten wesentlichen Faktor vergessen, den lebendigen Drang zur sittlichen That. Wie schon unsern heidnischen Vorfahren neben ihrem Freiheitssinn Keuschheit, Rechtssinn und Treue nachgerühmt werden, so sind anerkannt die germanischen Völker seit den Tagen, da sie die Religion des Kreuzes annahmen, die Träger und Pfleger jener Lebenskräftigkeit geworden, welche die religiöse Inbrunst zu vereinigen weiß mit der praktischen Energie, die Scheu vor dem Heiligen und das tiefe Interesse für alle höchsten Lebensfragen mit dem wirksamen Zeugniß der gesunden männlichen That: Deutschland ist nicht das Vaterland der Mönchsorden oder auch nur eines Mönchsordens, wohl aber das Vaterland der Reformation. Und daß auch in neuerer Zeit dieser sittliche Ernst, der dem Höchsten mit voller Hingebung nachstrebt, insbesondere der deutschen Jugend nicht abhanden gekommen sei, dafür zeugen jene Jugendverbindungen von dem Hainbunde an, der der Begeisterung für Klopstock's vaterländische Gesinnung und sittliche Reinheit, wie der Entrüstung über Wieland's Unsittlichkeit seinen Ursprung verdankte, bis auf die Burschenschaften herab, die in ihrer Entstehung wenigstens, gleich dem Tugendbunde, auf der Ueberzeugung beruhten, daß die Wiedergeburt der Nation beginnen müsse mit der moralischen Erstarkung, daß die politische Freiheit nur gewonnen werden könne Hand in Hand mit der sittlichen, d. h. der Bändigung der Leiden-

ſchaften und Gewöhnung an Wahrheit, Recht und Pflicht. Die deutſche Jugend läßt ſich zwar vereinzelt und eine Zeit lang von Wieland'ſcher Lüſternheit verlocken, von Heine'ſchem Witze beſtechen, von Herwegh'ſchen Deklamationen verwirren; im Ganzen aber und auf die Dauer fühlt ſie ſich nur da befriedigt, wo das Moraliſch-Pathetiſche mit dem Charaktervollen verbunden iſt. Und Schiller iſt ein durch und durch ſittlicher Dichter. Ich meine hiermit keineswegs bloß, daß er jeden ſittlichen Anſtoß vermeidet: die Keuſchheit der Schiller'ſchen Muſe trägt allerdings weſentlich dazu bei, ſie der Jugend zu empfehlen; aber dieſer Vorzug iſt nur eine einzelne Folge der ſittlichen Natur des Dichters überhaupt. Jede Erkenntniß, jede Empfindung verwandelt ſich ihm ſofort in eine ſittliche Forderung. Das Hinausſtreben ſeiner Reflexion auf das große Ganze iſt ihm nicht müßiges Spiel des Verſtandes, ſondern ſittliches Bedürfniß des Herzens; wie er denn die allgemeine Pflicht aufſtellt:

Immer ſtrebe zum Ganzen; und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

Die Klage über „das Loos des Schönen auf der Erde" ſtürzt ihn nicht in melancholiſche Verzweiflung, ſondern ſpornt ihn an, ſich durch Erhabenheit der Geſinnung und That der Beklagung würdig zu machen:

Auch ein Klaglied zu ſein im Mund der Geliebten iſt herrlich;
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

Wir wollen hier nicht wieder auf die Verſtreuung der didaktiſchen Elemente in Schiller's Gedichten zurückkommen, von der ſchon vorhin die Rede geweſen iſt; nur an die Geſammttendenz dreier Gruppen von Gedichten wollen wir uns erinnern, der geſellſchaftlichen Lieder, der Romanzen und der Dramen. Bei den geſelligen Liedern war es Schiller's ausgeſprochene Abſicht, durch Unterlegung eines höhern Textes die geſellige Unterhaltung zu veredeln; und wie er dies verſtanden hat, zeigt unter Anderm das bekannte „Lied an die Freude", in welchem jede Rundſtrophe auf den himmliſchen Geber der Freude zurückweiſt und der Schluß- und Zielpunkt des Ganzen in ſittlichen Entſchließungen beſteht:

Feſten Muth in ſchweren Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,
Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind.

Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Auch die Romanzen Schiller's haben, anders als die Balladen Göthe's, einen ſittlichen Zweck; ſie wollen das ſittliche Gefühl bald durch

eine Erfahrung läutern (wie „der Ring des Polykrates", „der Taucher") oder befriedigen (wie „der Gang nach dem Eisenhammer", „die Kraniche des Ibycus", „der Graf von Habsburg"), bald durch ein Vorbild heben (wie „der Kampf mit dem Drachen", „die Bürgschaft"); in ihrem sittlichen Pathos beruht hauptsächlich ihr Zauber für unsere Jugend. Namentlich aber giebt sich die sittliche Natur des Dichters kund in derjenigen Gattung der Poesie, auf welche er seine besten Kräfte verwandte, in dem Drama. Zunächst wird in den reiferen Dramen wenigstens das sittliche Urtheil mit ganz besonderem Nachdrucke betont. Im „Wallenstein" geben uns die reinen Gemüther Max und Thekla die Richtpunkte an in der allgemeinen Verwirrung der sittlichen Begriffe; in der „Maria Stuart" thut dies der Biedermann Shrewsbury; in der „Jungfrau von Orleans" ist das sittliche Bewußtsein der Heldin selbst mächtig genug, als daß es einer fremden Mahnung bedürfte, es richtet und straft sich selbst; in der „Braut von Messina" erfüllt, dem Geiste der antiken Tragödie gemäß, der Chor dieses Amt; im „Tell" ist der Dichter durch das Bestreben, die Handlung seines Helden durch den Kontrast gegen die Unthat Parricidas vor dem moralischen Gefühle zu rechtfertigen, sogar zu einem Anhange verleitet worden, der ein Verstoß ist gegen die dramaturgischen Gesetze. Aber noch mehr. Schiller gab der ganzen Aufgabe des Dramatikers eine sittliche Fassung. Ihm war die Schaubühne eine moralische Anstalt; und da der Traum seiner Kindheit, der Beruf eines Predigers, bei dem hemmenden Zwange, der sich frühzeitig seinen Neigungen entgegenstellte, keine Verwirklichung fand, so ward ihm die Bühne der Schauplatz, von wo aus er die weiteren Kreise des Volks für alles Hohe und Edle zu begeistern unternahm. So wurde er schon in seinen Jugenddramen der Vorkämpfer hochherziger geradsinniger Kraft gegen schleichende, ränkevolle Bosheit, männlicher Charakterfestigkeit gegen launischen Ehrgeiz, schlichter Unschuld gegen hochgestellte Verdorbenheit, kosmopolitischen Hochsinns gegen tyrannische Engherzigkeit; so feiert er in seinem letzten Drama, dem „Tell", den Sieg der unveräußerlichen Rechte des Menschen über Tyrannenmacht. Wir berühren hier ein Thema, welches von der politischen Parteileidenschaft vielfach ausgebeutet worden ist. Allerdings ist Schiller der Herold der Freiheit; wenn er aber deßhalb als Genosse der Revolution von den Einen begrüßt, von den Andern geschmäht wird, so übersehen oder verschweigen beide Theile, daß er im „Tell" nicht einen revolutionären, sondern einen konservativen Freiheitskampf schildert, daß er nach den andern reiferen Dramen ebensogut der Verkündiger der Schicksalsnothwendigkeit heißen könnte, daß er die Ordnung als die Quelle der Vaterlandsliebe, die Arbeit als die Zierde des Bürgers preist, daß er Wehe ruft über die, „die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leih'n." Wohl kamen dem Dichter die Ideen, die seine Zeit bewegten, entgegen; aber er trug nicht die

Farben des wechselnden Zeitgeistes, sondern focht für die unvergänglichen ewig gleichen Rechte und Aufgaben, die in der sittlichen Natur des Menschen liegen. Und wenn er seinem Posa die berühmten Worte in den Mund legt: „Ich kann kein Fürstendiener sein" — so sind diese keine berechnete Spekulation auf die demokratischen Sympathien seiner Zuhörer, sondern sie entstammen seinem eignen innersten Wesen, welches ja nach der Versicherung seiner nächsten Freunde unter allen seinen dramatischen Charakteren am treuesten im Marquis Posa sich wiederspiegelt. Kurz, seine Dramen, seine Dichtungen überhaupt ergreifen uns, weil wir fühlen, daß der Dichter aus voller Seele zu uns redet, daß er seine heiligsten Ueberzeugungen vor uns ausschüttet, daß er mit seinem Herzblute schreibt. Allerdings wird nur dem, welcher Schiller's äußeres Leben, den Gang seiner Studien, seinen Briefwechsel mit Körner, Göthe, Humboldt und Anderen kennt, völlig deutlich, wie ernst es der Dichter mit seiner Aufgabe nahm, mit welcher Energie er den kränkelnden Körper unter den hochstrebenden Geist beugte, wie gewissenhaft er an seiner Vervollkommnung arbeitete, mit welch' deutschem Fleiße er unablässig sammelte, sichtete, feilte: aber weht nicht einem Jeden der Hauch dieses sittlichen Ernstes entgegen aus dem entrüsteten Feuereifer, welcher das Gemeine brandmarkt, wie der schwunghaften Begeisterung, welche das Edle und Erhabene feiert; aus dem unerschrockenen Freimuth, welcher strafend und mahnend selbst vor die Stufen des Thrones tritt, wie aus der spruchreichen Weisheit, welche das Wohl des Einzelnen, wie des Ganzen gleichmäßig im Auge behält; aus der schmelzenden Wärme, welche den sanfteren Regungen zum Ausdrucke dient, wie dem rhetorischen Pathos, in welches die gehobene Stimmung sich kleidet? Und wird nicht vor Allem die empfänglichere Jugend von diesem Feuer entzündet, von diesem Schwunge fortgerissen? Gewiß der Eindruck, den Schiller's Dichtungen auf die deutsche Jugend machen, beruht, wenn es ihr auch nicht immer völlig zum Bewußtsein kommt, in seinem letzten und tiefsten Grunde auf dem Adel seiner Gesinnung, auf der luthergleichen Ganzheit seines moralischen Menschen, auf seinem sittlichen Ernste.

Wir stehn am Ziele. Ein Jahrhundert ist seit Schiller's Geburt, mehr als ein halbes Jahrhundert seit seinem Tode vergangen, und wir sehen erfüllt vor uns, was einst Göthe dem früh dahin gerafften Freunde nachrief: „Was dem Mann das Leben nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben." Tausende deutscher Jungen, Millionen deutscher Herzen tragen heute die Pflicht des Dankes ab gegen den Dichter, welcher der Liebling der deutschen Jugend, ja der ganzen deutschen Nation geworden ist, die die edelsten Blüthen ihres Wesens in ihm entfaltet sieht, die sich immer wieder von Neuem verjüngt in der aus ihm strömenden unerschöpflichen Quelle „jener Jugend, die uns nie entfliegt." Aber er ist nicht nur unser Lieblingsdichter, er soll

es auch sein. Wir Alle haben, zumal in einer Zeit, welche das Ideale über dem Materiellen zu vergessen Gefahr läuft, Anlaß genug, von Zeit zu Zeit an der Hand eines solchen Meisters unsre Gedanken zu beschwingen und unsre Empfindungen zu vertiefen; und was diesem Beiden erst den wahren Werth verleiht, die ideale Gesinnung, die selbstverläugnende Hingabe an das Edelste und Höchste, die muthige, charaktervolle Ausdauer in dem Ringen nach diesem Ziele — sie können nicht früh genug geweckt und nicht oft genug belebt werden durch den bewegenden Zuruf eines so beredten Mundes, durch die ziehende Kraft eines so glänzenden Vorbildes. Denn wollen wir noch zuletzt gegenüber allen etwaigen Mißdeutungen den eigentlichen Zielpunkt der Verehrung, die wir für den unsterblichen Dichter hegen und heute bezeigen, in ein kurzes erklärendes Wort zusammendrängen, so dürfte es kaum ein würdigeres und umfassenderes geben, als das gewichtige Zeugniß und zugleich demüthige Geständniß seines großen Freundes:

Hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.*)

Nach dieser tief eindringenden Rede folgte eine Rede des Primaners Schneider über die Worte Göthe's:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Den Beschluß machte „die Glocke", melodramatisch nach Lindpaintner, gesprochen von dem Primaner Schubert, auf dem Flügel begleitet vom Mathematikus Koch und vom Kantor Schaarschmidt.

Auch im ständischen Seminar wurde die Nationalfeier durch Gesang, Deklamation und Festrede begangen. Oberlehrer Burkhardt führte die Zuhörer durch des Dichters „Lehr-, Wander- und Meisterjahre", und schloß jede dieser Entwickelungsstufen mit einem dieselbe charakterisirenden Gedichte Schiller's ab, das je von einem Zöglinge der Anstalt vorgetragen wurde.

Eine andre Feier wurde am 9. November des Nachmittags im Saale der Domschule durch die Zöglinge des katholischen Seminars ausgeführt. Sie begann mit einem „Festgesang" (Männerquartett), worauf die „Festrede", von einem Zöglinge gehalten, folgte. In dieser ward Schiller nach seinen Verdiensten als Dichter, Denker und Mensch, so wie als sittliches Vorbild dargestellt und gepriesen. Ein „Streichquartett" von Haydn folgte darauf; sodann „Muttersprache", Gedicht von Max von Schenkendorf, und „Das verschleierte Bild zu Sais", beide von Zöglingen gesprochen. Nunmehr sang ein Seminarist aus dem „Lied von der Glocke" die Stelle, in welcher die Feuersbrunst geschildert wird, nach der Komposition von Adam, von einem andern Zöglinge begleitet. Jetzt folgte „Der Ring des Polykrates"

*) Die Rede ist gedruckt erschienen bei E. M. Monse in Bautzen.

als Deklamation und darauf „Beherzigung" von Göthe, als Männergesang von Bergt komponirt. Nachdem noch „Der Graf von Habsburg" deklamirt worden war, schloß die „Jubelouvertüre" von Weber, am Klavier vierhändig vorgetragen, die Feier.

Am Abende des 10. November fand in der „Societät" nach dem Vortrag eines von einem in Bautzen lebenden Dichter verfaßten Prologs, an dessen Schlusse die von Genien umgebene Büste Schiller's bekränzt ward, die von Mitgliedern bewirkte Aufführung von Wallenstein's Lager Statt, worauf ein Festmahl folgte. Den Beschluß des Festes machte ein Fackelzug, der sich vom äußern Lauenthore an nach dem Marktplatze bewegte, wo Kaufmann Geyer eine Ansprache hielt, in welcher er, unter Hinweisung auf die nationale Bedeutung der Feier, die Verdienste Schiller's um die deutsche Literatur rühmte, durch welche dieser das deutsche Volk zu einer von andern Völkern noch nicht erreichten Stufe emporgehoben habe, und zu dankbarer Verehrung ermahnte, deren Bethätigung den Deutschen selbst zur Ehre gereiche. Nach dem Gesange des Liedes „An die Freude" nahm der Zug den Weg durch die Reichengasse nach dem Kornmarkte, wo er sich auflöste.

Am folgenden Tage veranstaltete der „Gesangverein zu Budissin" noch eine Nachfeier mit nachstehendem Programm: Festlied; Dichtungen von Schiller: Die Macht des Gesanges; Der Alpenjäger, Musik von Reichardt; Kassandra; Monolog aus „Maria Stuart:" „O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen", Musik von Zumsteeg; Die Kraniche des Ibykus, für Solo und Chor in Musik gesetzt von K. E. Hering; Monolog aus: Die Jungfrau von Orleans, „Die Waffen ruhn;" Scene aus: „Die Piccolomini", Akt I, Auftritt 4. Max gegen Octavio und Questenberg; Festkantate, Musik von E. F. Richter.

Ich schließe den Bericht über Bautzen mit einem Gedichte, dessen Verfasserin früher längere Zeit in Bautzen lebte:

Zur Schillerfeier, den 10. November 1859.

Ehrt den Sänger, der mit mächt'gem Worte Einst uns Frauen öffnete die Pforte
Die das himmlische Gebiet verschließt, Wo die Grazien und Musen walten, Der Begeist'rung Strom, unaufgehalten, In das Meer der Anmuth fließt.

Festgehalten von des Hauses Banden, Eingeengt, ach! und oft unverstanden, Nie im Schaffen, kaum im Dulden groß; Mühsam Kleines nur zusammenfügend, Nie dem innern heißen Drang genügend, War „Entsagen" unser Loos.

Gleich der Burg in Trümmern, Nahe am Verkümmern Lag der deutschen Dichtung Land. Plötzlich sieht man's glänzen, Denn zu seinen Grenzen Zieh'n die Musen Hand in Hand.

Da ertönt ein Klingen Und ein fröhlich Singen Weithin durch den deutschen Wald, Harmonien schweben, Edle Dichter geben Ihren Phantasien Gestalt.

Da ward's weit in unserm engen Kreise, Traulich schlug an unser Ohr die Weise Einer bilderreichen schönen Zeit; Landesflüchtig ward die Langeweile, Grill' und Mißmuth folgten ihr in Eile, Thorheit gab ihr das Geleit.

Selig lauschten wir den fremden Tönen Aus dem Reich des Großen und des Schönen,
Aus des Ideales Zauberreich. Himmlisch floß es jetzt zu uns hernieder, Schiller sang,
ja, Schiller sang uns Lieder, Und kein And'rer war ihm gleich.

Herrlich stellt' er seine Ideale Auch in unsre Wirklichkeit, die kahle, Zeigt uns seiner
Jungfrau reines Herz, Ließ uns Thekla's hohe Lieb' entzücken, In Maria's reu'ge Seele
blicken, Schau'n Louisens Todesschmerz.

Unvollkomm'nes fanden seine Blicke, Doch vollendet stets gab er's zurücke. So der
deutschen Frauen stillen Werth Hat er, freundlich ihre Schwächen deckend, Achtung ihrem
schlichten Thun erweckend, Mild zum Ideal verklärt.

Darum laßt uns, was uns ziemt, im Stillen — Wenn die Männer die Pokale füllen —
Edle Schwestern! uns des Dichters freu'n. Er, der uns mit seinem mächt'gen Worte Oeffnete
des geist'gen Lebens Pforte, Soll auch uns unsterblich sein!

L—a W.

Weißenberg.

Es verdient freudige Anerkennung, daß auch diese kleine Stadt der sächsischen Oberlausitz in der Verehrung des großen Dichters nicht zurück stehen wollte. Der Gesangverein veranstaltete eine Feier im festlich dekorirten, mit Schiller's Büste gezierten Saale des Stadtkellers, und die Theilnahme daran war zahlreich. Sie wurde mit Chorgesängen eröffnet und geschlossen. Die Festrede, welche mit Sologesängen und Deklamationen von fünf der vorzüglichsten Gedichte Schiller's abwechselte, wurde vom Rektor Martschke gehalten und wird hier mit einigen Verkürzungen mitgetheilt.

Verehrte Anwesende!

Wenn der heutige 10. November, wohl nicht gerade zufällig, der Geburtstag zweier großen, deutschen Männer ist, die auf verschiedenen Gebieten gewirkt haben, Schiller's und Luther's, und darum eine doppelte Bedeutung in Anspruch nimmt: so ist's doch besonders jener, dem unser liebes Vaterland diesen Tag in dankbarer Erinnerung als einen Festtag zu weihen sich gedrungen fühlt; und zwar vornehmlich darum, weil es heute 100 Jahre sind, seit er auf deutschem Boden das Licht der Welt erblickte. Das Fest gilt Deutschlands volksthümlichstem, und in diesem Sinne auch Deutschlands größtem Dichter; es gilt dem von der ganzen deutschen Nation verehrten und geliebten, durch seine Werke unsterblichen Schiller, der heute vor hundert Jahren in's Leben trat. So weit die deutsche Zunge klingt, auch über die Grenzen Deutschlands hinaus, sogar im fernen Amerika wird heute seiner in ehrender Weise gedacht; überall schaaren sich deutsche Männer und Frauen, deutsche Jünglinge und Jungfrauen in größern und kleinern Kreisen zusammen, um demselben ihre Huldigungen darzubringen. Ja selbst Verordnungen hoher Staatsregierungen sind, in Anerkennung der hohen Verdienste des Dichters um das gesammte deutsche Volk, ergangen, um dem großen Todten ein ehrendes Gedächtniß durch die Feier dieses Tages zu

ſtiften. Doch deſſen bedurfte es nicht erſt. Getrieben von einem innern Drange, geleitet von warmer Liebe und dankbarer Hochachtung gegen den Heros auf dem Gebiete der Poeſie, hat unſer Geſangverein eine einfach, beſcheidene Feier, die nicht nach der äußeren Form, ſondern nach ihrem inneren Werthe zu wägen und zu beurtheilen iſt, veranſtaltet, um den herrlichen Schiller, ſein Leben, ſeinen hohen Werth und ſeine Verdienſte ſich zu vergegenwärtigen.

In einer Zeit, wo in ſtaatlicher, wie in wiſſenſchaftlicher Hinſicht unſer deutſches Vaterland unter einem, alle geiſtige Regſamkeit darnieder haltenden Drucke ſchmachtete; wo die geſellſchaftlichen Zuſtände einen ſehr niedrigen, der Kunſt und Wiſſenſchaft entfremdeten Standpunkt einnahmen; in einer Zeit, wo die Flamme des 7jährigen Krieges emporgelodert war und auf die Kulturzuſtände des deutſchen Volkes einen ungünſtigen Einfluß ausübte; ja, in einer Zeit, wo deutſche Sprache und Literatur eine ſehr abhängige und darum wenig geachtete Stellung einnahmen, da beide ſich noch nicht frei gemacht hatten von der Ausländerei, vielmehr deutliche Spuren von geſchmackloſer Nachäffung des franzöſiſchen Weſens an ſich trugen und ſomit von der deutſchen Nation ſelbſt, weil ihr fern ſtehend und ihrem Geiſte entfremdet, nicht geſchätzt und gewürdigt werden konnten, in ſolcher Zeit ward der gefeierte deutſche Dichter Johann Chriſtoph Friedrich Schiller geboren, am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergiſchen Städtchen am Neckar. Ausgerüſtet mit ganz beſonderen Geiſtesgaben ſchien er von der Vorſehung dazu beſtimmt zu ſein, auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft ſeine hohen Gaben zu entfalten und dadurch erhebend, bildend und belebend auf ſeine Zeit, auf ſein Volk und deſſen Sprache einzuwirken, und ihm das zu werden, was er ihm in der That geworden iſt.

Aber ehe er als eine ſolche, auf ſeinem Gebiete Alles belebende und bildende Größe auftreten und gelten konnte, mußte an ihm ſelbſt erſt die bildende und regelnde Hand häuslicher und öffentlicher Verhältniſſe und Einflüſſe arbeiten, um die von des Schöpfers Hand in ihn gelegten Fähigkeiten zur Entwickelung und Reife zu bringen und ihnen die entſprechende Richtung zu geben.

Werfen wir einen kurzen Blick auf das Leben dieſes großen Dichters, auf ſeine früheſten vorbereitenden und erziehenden Verhältniſſe, ſowie auf ſeine nachmalige ſchaffende Wirkſamkeit.

(Hier wurde eine kurze Biographie des Dichters gegeben, von ſeinen erſten Jugendjahren bis zur Vollendung ſeiner akademiſchen Studien und bis zu ſeiner Anſtellung als Militairarzt).

Schiller's epochemachende Zeit, ſeine eigentliche Dichterlaufbahn, zerfällt in drei beſondere Abſchnitte.

Während die erſte Periode die Zeit der mächtig, aber regellos aufſtrebenden Kraft, die Periode der glühenden, ungezügelten Phantaſie genannt zu werden pflegt, iſt die zweite die Periode des ruhigeren, wiſſenſchaftlich und zwar philoſophiſch, wie hiſtoriſch durchgebildeteren Mannes; und die dritte endlich, die herrlichſte und an dichteriſchen Schöpfungen reichſte, die Periode äſthetiſcher Durchbildung, die Zeit der erhabenen ſittlichen Geſinnung.

Es laſſen ſich dieſe 3 Perioden kurz wohl auch alſo charakteriſiren: die erſte iſt die Periode der Phantaſie, die zweite die des Verſtandes, und die dritte die des Gemüths.

Was die erſte Periode anlangt, ſo beginnt dieſelbe mit Schiller's großartiges Talent verrathendem Drama: „die Räuber."

Da der Dichter mit ſeiner ganzen Lage in Stuttgart unzufrieden war, gab er ſeine Stellung auf und verließ Stuttgart (1782). Nachdem er längere Zeit in der Nähe von Meiningen ſich aufgehalten und hier den „Fiesko" und „Kabale und Liebe gedichtet, ſowie den Plan zu „Don Carlos" entworfen hatte, ging er nach Mannheim und wurde hier als Theaterdichter angeſtellt. Mit dieſer Zeit und den eben genannten Tragödien Schiller's ſchließt ſeine erſte Periode ab. Es fallen aber in dieſen Zeitraum noch einige kleinere Gedichte, von denen eines als Probe des reinen Dichtergeiſtes, der ſie durchweht, den verehrten Anweſenden vorgetragen werden mag.

(1. Vortrag: Lied an den Frühling.)

Wenn Schiller's dichteriſche Schöpfungen der erſten Periode zum großen Theil eine trübe Lebensanſchauung und gedrückte Gemüthsſtimmung verrathen, ſo ſind in denen der zweiten Periode vornehmlich die Spuren einer auf gediegenerer Bildung und ernſten Studien ruhenden Lebensheiterkeit unverkennbar. Nachdem er im März 1785 ſeine Stelle in Mannheim aufgegeben hatte, hielt er ſich einige Zeit in Leipzig und deſſen Nähe, ſpäter auch in Dresden auf, bis er im Jahre 1787 nach Weimar ging, und zwei Jahre ſpäter eine außerordentliche Profeſſur an der Univerſität zu Jena annahm. Hier widmete er ſich beſonders dem Studium der Geſchichte und des Alterthums, und die wenigen poetiſchen Erzeugniſſe, die der zweiten Periode angehören, beziehen ſich größtentheils darauf. Hierher gehören die Gedichte: „Die Götter Griechenlands", Die Künſtler" und andere. Auch ſchrieb er in dieſer Periode die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Seine ſeltene Begabung war jetzt ſchon in und außerhalb Deutſchlands anerkannt. Der Herzog von Weimar hatte ihm bereits 1784 den Titel als Rath verliehen, und 1790, bei ſeiner Verheirathung, wurde er vom Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt.

Die damalige franzöſiſche Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutſche Kaiſer erhob ihn 1802 in den Reichsadelſtand.

Von einer gefährlichen Brustkrankheit, die er sich wahrscheinlich durch anhaltendes nächtliches Studiren zugezogen hatte, wieder genesen, reiste er in seine Heimath und lebte dort bis zum Mai des Jahres 1794 in dem Kreise seiner Eltern und Freunde, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt. Bis zu seiner Rückkehr nach Jena reicht nun die zweite Periode seiner schöpferischen Thätigkeit, die allerdings an poetischen Leistungen die ärmste ist.

Wir gehen nunmehr zur dritten und wichtigsten Periode über, die durch die jetzt folgenden Vorträge, Erzeugnisse derselben, eingeleitet werden soll.

(2. Vortrag.)

Es ist diese dritte Periode, wie bereits angedeutet, die Periode der erhabenen sittlichen Gesinnung, die Zeit des höchsten Aufschwunges, zu dem ganz besonders die Bekanntschaft und Freundschaft mit Göthe, seinem großen Zeitgenossen in Weimar, wo Schiller nachmals lebte, beitrug. In diese Periode fallen die schönsten seiner lyrischen Gedichte, wie „Die Glocke", „Der Spaziergang" und andere, in denen der feinste Duft der Schiller'schen Dichterblühte weht, ausgezeichnet durch Lebendigkeit der Darstellung, durch Glanz und Klang der Sprache, durch Stärke und Tiefe der Empfindung. Aber auch die schönsten Balladen und Romanzen, nicht minder Schiller's Haupttragödien zieren diese Periode. Unter den letzteren sind die hervorragendsten: Die Trilogie „Wallenstein", „Wilhelm Tell" und „Die Braut von Messina". Es folgen aus dieser dritten Periode einige wenige Proben, als sprechende Zeugnisse ihres hohen Charakters in nachfolgenden Vorträgen:

(3. Vortrag.)

Nachdem wir uns Schiller's Lebensgang und seine Dichterlaufbahn vergegenwärtigt haben, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf seine letzten Lebenstage und auf das Ende seiner irdischen Laufbahn. Bald nachdem er im Jahre 1804 in Berlin, wohin er gereist war, eine schöne Befriedigung an der Aufführung seines „Wilhelm Tell" gehabt hatte, erkrankte er von Neuem an einem Rückfall seines Brustübels. Obschon es schien, als werde er wieder genesen, starb er doch unerwartet schnell am 9. Mai des Jahres 1805 in seinem 46. Lebensjahre. — Wohl nie hat der Tod eines deutschen Dichters größere und allgemeinere Trauer hervorgerufen, als Schiller's frühes Hinscheiden. Denn eben so sehr, wie als Dichter, ward er auch als Mensch geliebt und verehrt. Mit seinen Geistesgaben waren gleich schöne Gaben des Herzens verbunden. Ein reiner Eifer für das Wahre und Schöne und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Gemüth. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell e nes Jeden Vertrauen. — Seine irdischen Ueberreste wurden auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar beerdigt und ruhten dort bis zum Jahre 1826, wo sie auf dem neuen Kirchhofe in der großherzoglichen Gruft beigesetzt wurden. Dort er-

innert uns ein Denkmal von Stein an ihn. Aber ein anderes Denkmal, schöner und fester als dieses, hat er sich in dem Herzen des deutschen Volkes erbaut, durch seine unsterblichen Gesänge, deren Deutschland auch dann noch eingedenk bleiben wird, wenn andere Sterne und andere Sonnen am Himmel der Poesie aufgegangen sein werden. Ja, man kann zuversichtlich weissagen, daß nach Jahrhunderten noch dankbare Nachkommen den Namen Schiller's mit tiefer Verehrung nennen werden; denn er wird fortleben im Herzen des deutschen Volkes. Nicht um ihn zu vergöttern, bringen wir ihm heute unsere Huldigungen dar, sondern um symbolisch, unter Bekränzung seiner Büste, zu zeigen, daß wir seine großen Verdienste zu würdigen wissen. Hierauf erfolgte die Bekränzung der Büste.

Löbau.

Diese zwar noch kleine, aber in der Gegenwart mächtig aufstrebende Stadt, früher wenig beachtet, dagegen jetzt, wo sie durch zwei Eisenbahnen mit dem Norden und Süden Deutschlands verbunden ist, viel besucht und von Freunden der schönen Natur als Ziel häufiger Lustfahrten betrachtet, liegt in einer höchst anmuthigen, sehr fruchtbaren Gegend, und zählt in ihrer Mitte gesinnungsvolle Männer, welche für das Edle und Große im Menschenleben ein richtiges Verständniß haben. Sehr vortheilhaft zeugt davon auch die dort veranstaltete Schillerfeier, welcher ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt ist durch die bald zu erwähnende gelungene Ansprache an die Jugend der städtischen Schulanstalt. Es war gewiß keine leichte Aufgabe, den jugendlichen Seelen die Bedeutung des Schillerfestes so darzulegen, daß sie mit dem Lichte zugleich belebende Wärme empfingen. Beides ist in der Rede so ansprechend und glücklich vereinigt, daß man sich dem begabten Redner zum aufrichtigsten Danke verpflichtet fühlt. Indessen ich will dem Urtheile nicht vorgreifen. Meine Berichterstattung folgt der Darstellung, wie sie in der in Löbau erscheinenden, sehr verbreiteten Wochenschrift „Sächsischer Postillon" in Nro. 92. vom vorigen Jahre gegeben ist.

Schon die früh um 6 Uhr in der Stadt ertönende Reveille kündete die hohe Bedeutung des wichtigen Tages an und rief bei den Bewohnern der Stadt eine festliche Stimmung hervor, welche in der um 8 Uhr beginnenden Schulfeier Ausdruck und Nahrung fand.

Nachdem die Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen in der mit Schiller's Büste geschmückten Aula sich so aufgestellt hatten, daß vor dem Katheder ein freier Raum blieb, sangen sämmtliche Kinder mit ihren frischen und kräftigen Stimmen das Lob Gottes. Hierauf hielt Schuldirektor Kretschmer nachfolgende Rede.

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Liebe Kinder!

Ihr erwartet aus meinem Munde des heutigen Festes Deutung zu hören, und ihr habt ein Recht dazu. Sogar, wenn es blos ein Fest für die Erwachsenen wäre und euch ganz und gar nichts anginge, wäre es natürlich, daß ihr fragtet: warum denn so viele Zurüstungen zu diesem Tage stattgefunden haben? Warum, und zu welches glücklichen Ereignisses Andenken er mit Musik begonnen worden ist und unter Aufzügen und Festversammlungen verlebt werden soll? Aber ihr sollt wissen, daß dieses Fest auch euch angeht, und ihr seid berufen worden, es zugleich mit den Erwachsenen zu feiern. Umsomehr habt ihr Recht und Anspruch, über den Sinn und die Bedeutung des Tages belehrt zu werden.

Es ist ein altes Wort: „Ein Volk, das seine großen Männer ehrt, ehrt sich selbst.“ Die Pflicht der Dankbarkeit für erwiesene Wohlthaten ist wahrlich nicht blos dem Privatleben auferlegt: Wohlthaten, deren segensreiche Folgen sich über große Geschlechter der Menschen erstrecken, sind auch öffentlichen und laut bezeugten Dankes werth. Leider wird solcher Dank den Wohlthätern der Menschheit selten bei ihren Lebzeiten zu Theil, und die Nachgebornen können, was beim Leben der großen Männer versäumt ward, nur durch Erinnerungstage und Erinnerungsfeiern nachholen. Indessen ist dies vielleicht doch gerade das beste Stück des Dankes; wie das Vergessen empfangener Wohlthaten eben die Undankbarkeit selber ist.

Aber welches, so fragt ihr, sind denn nun die Wohlthaten, die jener Friedrich Schiller seinem Lande und Volke erwiesen hat? Ihr höret, und wisset ein wenig, daß er zu seiner Zeit ein Dichter gewesen ist, d. h. daß er schöne Verse gemacht hat. Aber es giebt viele Leute, die schöne Verse gemacht haben, und man hat nicht gehört, daß um ihretwillen so viel Begeisterung rege geworden ist, daß man ihre Geburtstage gleich den Wiegenfesten der Könige gefeiert hätte! Zuerst nun erinnert euch, liebe Kinder, daß Viele in die Schlacht gegangen sind, aber wenige Alexander, und Cäsar, und Friedriche gefeiert werden, und daß Viele über's Meer fahren, aber wenige Columbus, und Cook, und Franklin darunter sind. So macht wohl auch Mancher einen Vers; aber er ist darum kein Dichter; und Mancher macht sogar dann und wann ein gutes Gedicht; aber er bringt damit seinen Namen doch nicht auf die Nachwelt. Friedrich Schiller's Ruhm ist aber der, daß fast Alles, was aus seiner Feder geflossen, wunderbar und ganz unnachahmlich schön ist. Er selbst ist auch Niemandes Nachahmer gewesen, sondern, um so zu sagen, seiner eignen Kunst Entdecker und Erfinder; ihm selbst

aber ahmt Jeder nach (er mag's nun wissen und zugeben oder nicht), wer heutzutage einen Vers macht.

Ihr müßt aber weiter erfahren, warum doch dies, daß Einer ein vorzüglicher Dichter ist, so hoch gehalten wird, daß ganze Bevölkerungen davon in Bewegung gesetzt werden. So hört denn. Das Erste und Höchste, wonach der menschliche Geist strebt, ist: die Wahrheit zu erkennen. Und wir achten Alle hoch, welche der Menschheit in diesem Stücke weiter helfen: wie dies auf dem Gebiete der Religion Luther und Melanchthon, in der Erkenntniß des gestirnten Himmels Newton und Herschel, in Bezug auf die Erdenwelt und ihre Gesetze Alexander v. Humboldt und Andere gethan haben. Zu dem Streben nach Wahrheit muß sich aber die Liebe zu dem, was recht und gut ist, gesellen; denn wem möchte ein Mann gefallen, der Weissagung und Erkenntniß, aber dabei ein boshaftes Herz besäße? Endlich wird sich in einem Menschen, in einem nämlich, der diesen edlen Namen verdient, zur Liebe des Wahren und des Guten die Liebe des Schönen gesellen, und die Liebe des Schönen ist eben die Mutter aller Kunst, insbesondere die Mutter der Dichtkunst. Wirklich ist das Schöne dem Wahren und Guten verwandt. Was unwahr ist, also eine Lüge, das kann wohl aufgeputzt sein, aber nimmermehr schön; und insofern sie unsittlich und gottwidrig ist, wird sie geradezu häßlich genannt; die Häßlichkeit ist aber das gerade Gegentheil der Schönheit. Und wenn die Schönheit nichts weiter wäre als das edle Gewand, welches dem Wahren und Guten zukommt, — wie man Edelsteine auch nicht in schlechten Kästen, sondern in silbernen Schalen aufbewahrt — so wäre sie schon von hohem Werthe; denn sie würde doch sicher das Wahre und das Gute liebenswürdig machen, und es also den Herzen der Menschen näher bringen. Das Evangelium Jesu selber würde lange nicht so schnelle Fortschritte unter den Völkern gemacht haben, wenn es nicht denselben in dem edlen Gefäße der griechischen Sprache wäre dargeboten worden. Nun suchen zwar alle Künste, z. B. die Malerei und die Musik, das Schöne darzustellen; aber keine Kunst ergreift leichter und tiefer das menschliche Herz, als die Dichtkunst. Und ein großer, gottbegabter Dichter kann mit seinen Liedern ganze Bevölkerungen ergreifen und begeistern, ja bessern. Von der großen Macht der Dichtkunst erzählen schon die alten Sagen: Orpheus soll durch seinen Gesang die Steine bewegt haben, daß sie sich selber zu Mauern fügten, und die wilden Thiere soll er damit gebändigt haben. Von Arion, der, da ihn die bösen Schiffer zwangen, in's Meer zu springen, sich auf den Rücken eines Delphins gerettet haben soll, den er durch die Macht seines Gesanges herbeigelockt hatte, habt ihr wohl meist gelesen. Diese Sagen beweisen die Macht der Dichtkunst schon bei den alten Völkern; aber dieselbe bewährt sich auch heute noch an jedem empfänglichen Herzen. Nur ganz gemeine und niedrige, in Habsucht und Selbstsucht untergegangene Menschen

entziehen sich diesem süßen und wohlthätigen Einflusse. Ihr werdet nun wohl nicht weiter verwundert sein, daß das Andenken an einen Mann, dessen Dichtungen Jeden zur Bewunderung hinreißen, mit solcher Feierlichkeit begangen wird. Aber es wird Zeit, daß ich euch mit Friedrich Schiller näher bekannt mache.

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar als der Sohn eines würtembergischen Offiziers geboren. Zu Lorch an der Rems empfing er seinen ersten Schulunterricht. Von hier zog er mit seinen Eltern nach Ludwigsburg, der Residenz des Herzogs Karl von Würtemberg. Nun hatte dieser Fürst auf seinem Lustschlosse Solitude eine Erziehungsanstalt oder Akademie angelegt, in welche er den dreizehnjährigen Knaben Schiller aufnahm; wodurch aber freilich dieser genöthigt wurde von seinem Plane, ein Geistlicher zu werden, abzugehen. Er wollte zuerst die Rechtswissenschaft studiren, wandte sich aber, da nach Verlegung der Akademie nach Stuttgart auch Medizin darin getrieben werden durfte, dieser letzteren Wissenschaft zu. Zugleich widmete er alle freie Zeit dem Lesen der Dichter und eignen dichterischen Versuchen. Dies Letztere aber raubte ihm, da er es auch nach seinem Austritte aus der Anstalt und als Militärarzt fortsetzte, die Zuneigung des Herzogs und nöthigte ihn endlich, da dieser Fürst ihm verbot, je wieder Gedichte drucken zu lassen, einen solchen unerträglichen Zwange sich zu entziehen. Im Jahre 1782 entfloh der Jüngling aus Stuttgart und nahm seinen Aufenthalt in Mannheim. Von nun an ist sieben Jahre lang, also bis 1789, das Leben des jungen Dichters eine lange Reihe von Drangsalen, ein fortwährender Kampf mit der Noth des Lebens, welcher allerdings durch treue Freunde, wie z. B. den Appellationsrath Körner in Dresden, einigermaßen abgeholfen wurde, die aber doch bedrängend genug gewesen sein muß, da der Dichter sich nicht einmal eine bleibende Stätte gründen konnte. Endlich, 1789, wurde Schiller vom Herzoge von Weimar zum Professor, d. h. Lehrer der Geschichte an der Universität zu Jena ernannt; im folgenden Jahre verheirathete er sich mit Charlotte v. Lengefeld. Schiller fühlte sich glücklich an seinem neugegründeten häuslichen Herde; aber bald zeigte es sich, daß seine Gesundheit sehr wankend war; ja einmal hatte sich sogar die Nachricht von seinem Tode verbreitet. So bedeutend aber war jetzt schon sein Name, daß ihm von Dänemark aus durch den Prinzen von Augustenburg und den Grafen von Schimmelmann zu Herstellung seiner Gesundheit ein bedeutendes Geldgeschenk zugesandt wurde. Im Jahre 1793 sah Schiller endlich seine Heimath und seine Eltern wieder; der Herzog Karl hatte ihm verziehen. Nach seiner Rückkehr nahm Schiller seinen Aufenthalt auf den Rath der Aerzte wenigstens für den Winter in dem milderen Weimar, und siedelte später ganz dahin über. Dort schloß er einen innigen Freundschaftsbund mit dem eben-

falls hochberühmten, aber um zehn Jahre älteren Dichter Göthe. Im Jahre 1802 wurde er in den Adelsstand erhoben, aber schon am 9. Mai 1805 erlag er seinem Siechthum. Ein Gefühl froher Gesundheit hat Schiller wohl an wenigen Tagen seines Lebens gehabt: aber wenn es Einen gäbe, welcher an Herrscherkraft der Seele über den Leib, und an ihrem unabhängigen und selbstständigen Dasein zweifelte, dem müßte man rathen, die Lebensbeschreibung dieses Dichters und dessen Werke zu lesen. Während das Siechthum im Innern seines Leibes einen Theil der Eingeweide nach dem andern ergriff und zerstörte, verfaßte er jene unsterblichen Werke, die nach Jahrhunderten noch, wenn anders dieser Erdtheil nicht noch einmal in Barbarei versinkt, ungeschmälerte Bewunderung ernten werden. Jene herrliche Uebersetzung aus dem lateinischen Dichter Virgilius, welche die Zerstörung Troja's schildert, eine Uebersetzung, welche die Schönheit der ursprünglichen Dichtung, nach meiner Meinung wenigstens, bei weitem übertrifft, hat Schiller im Zustande bitterer Krankheit geschaffen, als er sich außer Stande fühlte, wie er sagte, etwas Eigenes zu arbeiten. Im Uebrigen müßt ihr ihn euch nicht etwa als ein kleines elendes Männlein denken; er hatte vielmehr eine ungewöhnlich hohe, überaus edle Gestalt und feurige Augen.

Ihr seht aber, liebe Kinder, wie viel ein Mensch vermag, der den redlichen Willen hat, etwas Rechtes zu leisten, und daß demnach Diejenigen, welche eines starken Körpers und einer rüstigen Gesundheit sich erfreuen, schweren Tadel verdienen, wenn sie ihre Kräfte, die sich so gern und fröhlich bewegen, nicht im Dienste ihrer Mitmenschen verwenden.

Was nun Schiller's Charakter und Gemüthsart betrifft, so wird er von Allen, welche ihn kennen gelernt haben, als ein dankbarer Sohn, treuer Gatte und zärtlicher Vater geschildert; und ungleich so vielen berühmten Männern, welche die Lorbeeren, deren sie sich durch große Thaten oder bewundernswürdige Schriftwerke würdig gemacht hatten, durch böse Leidenschaften geschändet haben, hat Schiller's Leben vielleicht einige dunklere Stellen, aber keine Flecken: und er, der von so Vielen und so vielfach gekränkt worden ist, hat doch in seinem Leben, so viel mir bewußt, Niemandem wehe gethan. Man hat gefragt, ob Schiller auch ein frommer Mann gewesen sei? Nun, wer jemals die Briefe gelesen hat, die er an seine Familienglieder und über dieselben geschrieben, der wird nicht zweifeln, daß in dem Herzen Desjenigen, der so schreiben konnte, die Frömmigkeit einen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Was aber seine Schriften betrifft, so ist ihr Sinn und Inhalt durchgängig so edel und erhaben, so weit von allem Gemeinen, Niedrigen, Sündhaften, Unkeuschen entfernt, daß sich wohl wenige seiner Zeitgenossen auf diese Höhe sittlichen Empfindens werden geschwungen haben; natürlich nimmt aber der Ausdruck der religiösen Ideen bei einem Dichter, der die Kraniche des Ibykus und die Jungfrau von Orleans, die Maria

Stuart und das verſchleierte Bild von Sais gedichtet hat, ſehr verſchiedene Formen an. Der Dichter jedoch, welcher als ſeinen Gedanken hinſchrieb:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfteſt in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich"

hat damit ohne Zweifel die Würde und Hoheit des Evangeliums freiwillig anerkannt. Daß übrigens in dieſem Stücke eine Läuterung ſeines Weſens im Laufe der Jahre ſich vollzogen habe, wird Niemand läugnen, und es iſt nur zu wünſchen, daß dies bei Jedermann der Fall ſein möge.

Die allgemeine Verehrung Schiller's aber beruht darauf, daß er ein Volksdichter iſt, und zwar in dem edelſten Sinne des Wortes. In keinem andern iſt der Charakter der Deutſchen ſo als in Schiller entwickelt und offenbart. Zwar hat er ſeinem Volke niemals geſchmeichelt; man müßte denn die klaſſiſche Stelle von den „deutſchen Hieben" im Fiesko dahin rechnen (die freilich euch Kindern heute noch nicht bekannt ſein kann). Aber das iſt kerndeutſch an Schiller, daß er ſeine ganze Seele in ſeine Worte legt, und darum greifen ſie ſo in die Seelen. Es iſt da nirgends hochtrabendes und hohles Geſchwätz; ſondern wo die Worte ſich zum höheren Schwunge erheben, da iſt auch immer eine gedrängte Fülle von Gedanken vorhanden. Vaterlandsliebe freilich, in dem Sinne, daß dieſelbe das geſammte Deutſchland umfaßt hätte, konnte Schiller nicht haben. Es gab damals kein deutſches Vaterland, ſondern mehr als 300 große und kleine deutſche Staaten, deren gegenſeitige Eiferſüchteleien zugleich lächerlich und verächtlich waren. Dieſes Land mußte erſt alle Stufen der Unehre bis zur äußerſten Erniedrigung beſchreiten, ehe ſeine Kinder ſich aufrafften, zu kämpfen, zu ſiegen und neu zu geſtalten. Und wirklich iſt der Werth unſeres Dichters erſt nach den Befreiungskriegen in ſeinem Vaterlande erkannt worden: dies beweiſt aber eben, daß er, mochte nun der Schauplatz ſeiner Gedichte Spanien oder England, Sicilien oder die Schweiz ſein, allezeit diejenigen Gedanken und Gefühle ausſprach, welche eben der edelſte Theil der deutſchen Nation empfand. Der Genius dieſes Volkes wählte Schillern, ſeine Offenbarungen aufzunehmen und in der edelſten Geſtalt den Zeitgenoſſen darzuſtellen.

Im Uebrigen, liebe Kinder, müßt ihr nicht denken, daß Schiller, weil er ein Volksdichter genannt wird, ſo ohne Weiteres beim erſten Leſen an jeder Stelle zu verſtehen ſei. Vielmehr, wie er ſelbſt ſeinen größeren Dichtungen überall ſehr anſtrengende Studien und Arbeiten hat vorausgehen laſſen, ſo verlangt er auch von ſeinen Leſern, daß ſie ſich's Nachdenken und Ueberlegung koſten laſſen, um ſeine Schönheiten zu genießen. Ihr werdet mir nicht zumuthen, liebe Kinder, daß ich euch die einzelnen Dichtungen Schiller's mit Namen nenne; ihr habt doch nichts an den Namen, und wenn ihr größer ſein werdet, müßt ihr ſie eben leſen. Nur das laßt euch ſagen,

daß Schiller in jeder der bekannten drei Gattungen der Dichtkunst Mustergültiges geleistet hat. Der lyrischen Dichtung, d. h. derjenigen, welche sich in Empfindungen bewegt, und deren Erzeugnisse daher vorzugsweise Lieder genannt werden, gehört das Lied von der Glocke an, ein unübertreffliches Meisterstück, von welchem ihr bald einige Theile vortragen hören werdet; zur epischen Dichtung, d. h. derjenigen, welche erzählend die Thaten und Schicksale der Helden schildert, gehören die wunderschönen Balladen, von denen ihr wenigstens die Kraniche des Ibykus, die Bürgschaft, den Handschuh, den Taucher kennen werdet. Das Höchste aber hat Schiller in der dramatischen Dichtkunst geleistet. Diese, welche die Helden selbst redend, handelnd und leidend vorführt, hat er gewissermaßen für Deutschland neu erfunden. Durch seine dramatischen Werke, als Don Carlos, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Wilhelm Tell, hat er (wenn man seinen großen Mitbewerber um die Palme des Dichterruhms, Göthe, ausnimmt) Alles übertroffen, was je in Deutschland in dieser Dichtungsart geleistet worden war, und es ist zu bezweifeln, ob er jemals werde übertroffen werden. Und er war noch nicht sechs und vierzig Jahre alt, als er starb. Lernet an seinem Beispiele, Kinder, daß nicht die Länge eines Menschenlebens, sondern sein Inhalt den Werth desselben bestimmt, und eifert ihm wenigstens insofern nach, daß auch ihr schon jetzt Alles, was ihr Rechtes und Lobenswürdiges lernen und thun könnt, mit rechtem Eifer ergreift, damit, es mögen euch nun viele oder wenige Jahre des Erdenlebens beschieden sein, ihr sie zu eurem Heile und im Dienste der Mitwelt wohl anwendet. Das gebe Gott!

Nach dieser Rede stimmten die Mädchen Gesänge an, zwischen denen Schiller'sche Gedichte deklamirt wurden. Nach Beendigung des zweiten Gesanges schlossen fünf Knaben und zwei Mädchen vor dem Katheder einen Kreis und trugen das Lied von der Glocke vor; dazwischen sangen theils die Knaben allein, theils auch der Kirchenchor mehre Gesänge aus der Glocke nach Romberg's Komposition. Zum Schlusse aber ward noch jedem Konfirmanden ein Gedenkbuch an Schiller als Geschenk überreicht.

Von 10 bis 11 Uhr wurde von der Gallerie des Rathhauses geblasen, und um 2½ Uhr stellte sich die Kommunalgarde mit Musik und Fahnen vor dem Rathhause auf, und bildete mit der Schuljugend, die in Begleitung ihrer Lehrer erschienen war, einen Zug, der sich um 3 Uhr unter Musik in Bewegung setzte und auf die Promenade hinter der wendischen Kirche zog. Nachdem die Knaben der ersten Klasse ein vom Kantor Klose gedichtetes Festlied gesungen hatten, hielt dieser eine Rede und pflanzte zum Andenken des Tages eine Linde, der er den Namen „Schiller-Linde" gab.*) Beim Pflanzen derselben präsentirte die Bürgergarde das Gewehr.

*) Das Lied, welches beim Pflanzen der Schiller-Linde gesungen ward, lautet:

Mächtig war der Eindruck, den diese Handlung auf alle Anwesenden machte.

Um halb 6 Uhr begann das Festspiel im Theater mit einem Prologe, worauf „Die Räuber" von Schiller zur Darstellung kamen.

Bei einbrechender Dunkelheit strahlten alle Häuser der Stadt im schönsten Lichte; mehre waren mit Kränzen und Guirlanden reich verziert. Einen besonders prachtvollen Anblick gewährten die am Rathhause aus 2600 Gasflammen gebildeten Säulen und ein Kranz, in welchem eine Büste von Schiller aufgestellt war. Auch einzelne Häuser zeichneten sich durch sinnige Anordnung und Gruppirung der Illumination aus.

Nach Beendigung der theatralischen Vorstellung wurde ein Fackelzug vom Theaterplatze nach dem Markte gehalten. Hier ward ein Lied von Männerstimmen gesungen und dann vor die Wohnung des Bürgermeisters Hartmann gezogen, und diesem von einem der Bürger ein begeistertes Hoch ausgebracht. Weiter ging jetzt der Zug in die Nähe des Bahnhofs, wo Raketen in großer Zahl aufstiegen. Zuletzt ertönte auf dem Markte das Lied „Freude, schöner Götterfunken" unter Musikbegleitung aus Tausenden von Kehlen. Die Ueberreste der Fackeln wurden nunmehr auf einen Haufen geworfen und völlig verbrannt. Erst jetzt trat eine Ruhe ein, um die Stadt in ihrem Glanze zu betrachten. Alles, bis an die äußersten Enden der Vorstädte, schwamm gleichsam in einem Flammenmeere.

Nach dem Fackelzuge vereinigten sich etwa 50 Personen in „Stadt Leipzig" zu einem Festmahle, wobei ernste und heitere Reden und Toaste der frohen Stimmung einen würdigen Ausdruck verliehen.

Wir pflanzen jetzt in diesen Raum Gar einen wundersamen Baum Zum Denkmal später Zeiten, Für einen Mann, dess' Wort und Kraft Gar manchen Segen hat geschafft, Des Geistes Pfad zu leiten.

Wenn mancher Sturm ihn auch umweht, Der Baum doch festgewurzelt steht An seinem Heimathslande; So stand auch unser Schiller treu Auf deutscher Erde fest und frei, Zerbrach der Thorheit Bande.

So wie die Blätter, duftend grün, Im warmen Sonnenstrahl sich müh'n Des Segens viel zu spenden: So sah man auch von Schiller's Geist Gar manchen Wahrheitsstrahl, zumeist Dem Volke zu sich wenden.

Die Frucht giebt manchem Baum erst Werth, Sie ist's, die man von ihm begehrt, Sie weckt des Dankes Triebe; Auch unserm Schiller ward die Frucht, Obwohl er niemals sie gesucht, In seines Volkes Liebe.

So wachse groß, du junger Baum, In diesem schönen, freien Raum! Umrauscht ihn sanft, ihr Winde! Wenn hundert Jahr' vergangen sind, Dann stell' sich ein, so Greis als Kind, Hier bei der Schiller-Linde.

Am folgenden Tage wurde die Schillerfeier in der Gesellschaft „Erholung" begangen. Zu diesem Zwecke war der Saal höchst geschmackvoll dekorirt. Nach einem Prologe folgten mehre Vorträge aus Schiller's Werken, so wie das Melodram „Der Gang nach dem Eisenhammer" und „Das Lied von der Glocke", und eine Jungfrau, auf einem Altare stehend, bekränzte Schiller's Büste. Bei dem sich anschließenden Souper, an welchem 140 Personen Theil nahmen, herrschte die ungezwungenste Heiterkeit, die durch gemüthvolle Trinksprüche erhöht ward.

Die drei Prologe, vom Schuldirektor Kretschmer gedichtet, mitzutheilen, ist mir von dem Verleger und Verfasser gestattet worden; und ich bin überzeugt, daß sich die Leser über diese schöne Gabe freuen werden.*)

Erster Prolog.

Wer je im Dienst der Schönheit und der Musen
Begeistert schuf, und seines Werks ward froh,
Dem glüht ein heilig Feuer tief im Busen,
Das nicht verlischt, auch wenn die Jugend floh.
Wie engend ihn das Leben mag umfangen:
Solch' ein Erinnern röthet greise Wangen.

Drum Heil euch, die ihr auf der Menschheit Höhen
Dem ewig Schönen zulenkt eure Bahn,
Geweihte Sänger! Wir im Thale stehen
Und seh'n bewundernd nur zu euch hinan,
Nur ahnend, was ihr schauet mit Entzücken,
Wenn sich der Himmel aufthut euren Blicken.

So töne denn, mein Lied, in hellen Weisen,
Der Sänger herrlichsten im deutschen Land,
Den Lieblingssohn der Musen laut zu preisen,
Deß Wieg' am weinumblühten Nekar stand.
Der deutsche Strom läßt heut die klaren Wellen
Mit stolzerm Rauschen durch die Ufer schwellen.

Schon glühte hell an deinem Horizonte,
Mein Volk, des neuen Tages Morgenroth;
Wer nur die lichten Höh'n erklimmen konnte,
Das Angesicht dem jungen Strahle bot,
Der fühlte tief, mit ahnungsvollem Beben,
Als wie zum Fluge sich den Geist erheben.

*) Die Festrede, sowie die drei Prologe sind im Drucke erschienen bei Karl Dümmler in Löbau.

Und doch umgab kein Gott mit Idealen
Des Dichterjünglings frommen Genius;
Der Wirklichkeit, ach! allzu harte Schalen
Umdrängten rauh ihn mit verhaßtem Schluß,
Wie in der Fabel einſt den Hippogryphen
Unedle Zügel hielten in den Tiefen:

Doch wie, gezwängt in felſiges Geklüfte,
Der Tanne Wurzeln, — wenn der Wipfel ſich
Aufſtreckte Lenz um Lenz in rein're Lüfte, —
Aufſchwollen mächtig, bis der Felſen wich,
Daß nun durch die vom Druck geborſt'nen Spalten
Die lang gehemmten wuchernd ſich entfalten:

So ſprengte Schiller's kühner Geiſt die Bande,
Womit ein Fürſt kurzſichtig ihn umwob,
Und ſchuf im Trotz, — und doch zum Unterpfande,
Welch' mächt'gen Adlers Schwinge ſich erhob, —
Der Welt, die ihn gekränkt, zum argen Hohne,
Das große Drama vom verlornen Sohne.

Ihr tadelt, daß dem jugendlichen Werke
Das rechte Maß, die weiſe Ruhe fehlt;
Hier iſt's Titanenwuth ſtatt Heldenſtärke,
Dort urſachloſe Bosheit, was euch quält.
Kann auch ein Gott dem Räuberhaupt verzeihen?
Ein Herz dem Vatermörder Mitleid weihen?

Doch dies bedenkt: der edle Moſt muß gähren,
Eh' er euch perlt als königlicher Wein;
Ein jugendlich Empfinden zu verklären,
Und Lieb' und Pflicht, die täglich ſich entzwei'n,
Zur ſchönen Eintracht dauernd zu verbinden,
Muß manch ein Jahr in Kampf und Arbeit ſchwinden.

Er hat gekämpft! Und wie dem alten Sänger
Zur Rettung der Delphin den Rücken bot,
Als ihn die Rotte ſchändlicher Bedränger
Vom Bord in's Meer geſtürzt zum ſichern Tod:
So hat auch ihn durch der Gefühle Wogen
Ein dunkler Trieb zum ſchönen Ziel gezogen.

Und Eins macht Schillern jedem Herzen theuer:
Es hegt der Tempel, den er aufgebaut,
Im heil'gen Raum der Veſta reines Feuer,
Kein Spiel mit nied'rer Luſt wird da geſchaut.
Tritt, Jungfrau, in die klangerfüllten Hallen!
Manch Lied ertönt; dich röthet keins von allen.

(Folgte die Vorleſung der „Würde der Frauen.“)

Zweiter Prolog.

Bringe nun, du mächt'ger Hebel,
O Erinn'rung, vor den Blick
Aus verſunkner Zeiten Nebel
Bilder, längſt geſchaut, zurück,
Daß das Herz ſich d'ran auf's Neue,
Wie in goldner Jugendzeit,
Jetzt erhebe, jetzt erfreue,
Wie's des Dichters Wort gebeut. —

Unheilkündend um die Bühne
Schreitet der Erinnyen Fuß,
Und ſie fordern blut'ge Sühne
Dem erſchlag'nen Ibycus.
Und es ſchweben ſchon die Rächer
Ueber des Theaters Rund,
Und es meldet die Verbrecher
Schreckenbleich der eigne Mund.

Hielt'ſt du frei auch von Verſchulden,
Sterblicher, ſo Leib als Geiſt,
Wird die Gottheit doch nicht dulden,
Daß du immer glücklich ſei'ſt.
An dem Ring aus Fiſches Munde
Merke, ſich'rer Inſelfürſt,
Daß ſich naht die ſchwarze Stunde,
Wo du blutig enden wirſt.

Glück iſt treulos, Menſch, und wankend.
Halte dich an einen Freund,
Wie der Ulme Stamm umrankend
Ihr die Rebe ſich vereint.

Dionys wird nicht erwürgen
Jenen, der genaht zum Mord,
Weil der Freund dem edlen Bürgen
Todesmuthig hielt das Wort.

Hohe Güter zu erwerben,
Setze kühn das Leben ein!
Beſſer iſt's, mit Ruhme ſterben,
Als im heilen Haufen ſein.
Und den Jüngling, der geſprungen
Liebend in des Strudels Schlund,
Preiſt mit Liedes Huldigungen
Noch des ſpäten Sängers Mund.

Muth befreit aus Todesrachen.
Seht ihr, wie in nerv'ger Fauſt
Auf den giftgeſchwoll'nen Drachen
Ritters Schwert herniederſauſt?
Brach der Speer ihm von den Streichen,
War das gute Schwert zur Hand;
Tödtend in des Unthiers Weichen
Hat der Held den Stahl geſandt.

Aber mehr als Heldenſtärke,
Höher, als die rohe Kraft,
Sind die unſchuldvollen Werke,
Die ein reines Herze ſchafft.
Weil er wußte zu bewahren
Unbefleckt den frommen Sinn,
War der Herr mit ſeinen Schaaren
Bei dem Knecht, dem Fridolin.

(Folgte der Vortrag der Ballade: „Der Gang nach dem Eiſenhammer", mit Muſik von Anſelm Weber.)

Dritter Prolog.

Wandelteſt du noch nie an des Elbſtroms lachenden Ufern,
Wo ſich, mit Reben beſtanzt, ſandige Böſchung erhebt?
Wo im früheſten Lenz, entlockend unzählige Blüthen,
Ueberſtrömen gedrängt wärmende Strahlen den Hang?
Wo noch im ſpäteren Herbſt, wenn der Roſenberg und der Schneeberg
Winterlich hüllen das Haupt, bunte Levkojen erblüh'n?

Dort, von dem lärmenden Troß der dichtbevölkerten Hauptſtadt
Grad' zur G'nüge getrennt, drängt ſich ein lachendes Dorf
Zwiſchen Gebirg' und Strom, das fröhliche Menſchen bewohnen;
Denn vom röthlichen Wein wallet der Loſchwitzer Blut.
Dort im leichtgezimmerten Haus, umrankt von der Rebe
Vielgetheiltem Geäſt, ſchauet des Dichters Geſtalt!
Welch' ein edeler Wuchs! Nur Wenige möchten ihm gleichen.
Traun! er verbärge ſich ſchwer, ſtünd' er im drängenden Volk.
Welch' eindringender Blick des bläulichen, ſinnenden Auges,
Welch' erhabene Stirn, wie von Gedanken geſchwellt!
Röthliches Haar umſpielet der Schläfe bläulich Geäder,
Aber im römiſchen Bug ſenkt ſich die Naſe herab.
Mager erſcheinet die Wang'; es ruhet wohl nimmer die Pſyche;
In zu eiligem Lauf treibt ſie die Welle des Blutes.
Jetzo lehnet er ſich mit der Linken über den Schreibtiſch,
Schreibt, entſchloſſen im Sinn, nur drei Worte hinzu:
— — — „Geben Sie
Gedankenfreiheit."
Denn ihm ſteht vor dem Geiſt der edelherzige Poſa,
Mit fruchtloſem Bemüh'n lehrend Hiſpaniens Herrn.
Ach! nur den eigenen Tod und dem Freund unentrinnbar Verderben
Mit zu kühnem Vertrau'n führt' er unwiſſend herbei.
Einmal bahnte ſich wohl das Rufen gepeinigter Völker,
Lange verachtet, den Weg in des Tyrannen Gemüth.
Aber er kehrte zurück, des Argwohns Schwindel, und ſchwindelnd
Stürzte den eigenen Sohn Philipp in Kerker und Grab.

Alſo bildete Schiller den vielgetadelten König,
Selber für Freiheit und Recht glühend im edlen Gemüth.
Doch nicht lehrt' er das Volk in des Aufruhrs Frevel die Thronen
Umzuſtürzen; es macht frei nicht die blut'ge Gewalt.
Aufruhr tobte vordem um Genua's Marmorpaläſte;
Aber die Freiheit ward Ludwig Fiesco zum Raub.
Unheilvoller Gewinn! Denn er ſah die eigene Gattin,
Armes, geopfertes Lamm! blutig im Tode entſtellt.
Und zur Vergeltung entriß den frevelnd errungenen Purpur
Bald mit dem Leben zugleich ihm der verrathene Freund.
Darum ſelig, die ihr in des Lebens niederen Kreiſen
Fern von den Mächt'gen der Welt ehrlich erwerbend euch nährt.
Leicht mit beſcheid'nem Gemüth tragt ihr den leichteren Kummer,
Pflücket am fröhlichen Tag Blumen der Wieſe zum Kranz.

Aber hütet das Haus, daß nicht der Edelgebornen
Fuß die Schwelle betritt, ſchmeichelnd ihr Lächeln euch lockt.
Redlich und treu war geliebt des Geigers Tochter Luiſe,
Redlich und treu gab ſie Liebe für Liebe zurück.
Aber wehe dem Bund, der ganz Ungleiches verbindet:
Nimmer zum ſeligen Ziel führt er das liebende Paar.
Kind zu niederen Stamms! Es reicht dir die Hand des Geliebten
Statt des goldenen Reifs Tod im vergifteten Trank.

Solche Geſtalten erſchuf der Dichter und ruhete. Trauer
Herrſcht' in Melpomene's Hain, da ſie der Liebling verließ.
Aber es reizte den Mann, den gereiften, die ernſtere Klio,
Nun zu erkunden im Ernſt, was ſich vor Alters begab,
Was für Thaten die Helden gethan, die rühmend die Nachwelt
Nennet, zu wälzen mit Fleiß Bücher, mit Staube bedeckt.
Alſo häuft' er den Schatz mühſam ſich mehrender Kenntniß,
Schöpfte belebenden Trunk aus der Vergangenheit Born.
Bald auch führt' ihm ein die liebende Lebensgefährtin
Ordnung und Maß und Geſtalt in das beſcheidene Haus.
Billig rühm' ich auch dich, du trefflicher Sachſenherzog;
Heimath ſchufſt du und Herd ihm, den die Heimath verſtieß.
O glückſeliges Land, wo der Fürſt mit erhabener Milde
Ueber des Daſeins Noth edlere Geiſter erhebt! —

Alſo verſchwanden im Wechſel dem Dichter die flüchtigen Jahre
Freundlicher, und es gewann ruhige Sammlung der Geiſt
Zu viel größeren Werken von unnachahmlicher Schönheit,
Ehernen Säulen des Ruhms, nimmer zu altern beſtimmt. —

Jetzt vom Tod' erweckt' er zuerſt den gewaltigen Friedland,
Welchem das wechſelnde Glück nimmer gebändigt den Sinn.
Denn ihm logen die Sterne der kühnſten Entwürfe Gelingen,
Und nach der Krone zu Prag ſtreckt' er die frevelnde Hand.
Doch es umſtrickt' ihn das eigene Netz. Nicht warnte Saturnus,
Jupiter nicht, nicht Mars ihn vor dem tödtlichen Speer. —
Weſtwärts wandte nunmehr die Muſe den Dichter und zeigt' ihm
Fern ein düſteres Schloß, ragend im britiſchen Land,
Mauern cyklopiſchen Werks und vergitterte Fenſter und Kerker,
Süß für Tyrannengelüſt, Rache zu üben gefügt.
Dort hinſchmachtend erblickt' er Maria, die Roſe von Schottland.
Ihr, die mit zaub'riſchem Reiz tapfere Herzen gewann,

— Einſt und im Kerker — verzieh die neidiſche Königin nimmer,
Bis von dem blühenden Leib trennte der Henker das Haupt.
Sie auch führt' in's Leben zurück der unſterbliche Sänger,
Reine, verklärte Geſtalt, irdiſchen Schwächen entrückt. —

Sage nun, welches Gebild entſteigt, o Muſe, der Aſche,
Göttergleich an Wuchs? Iſt dies ein ſterbliches Weib?
Auf dem Haupte den Helm, und das blinkende Schwert in der Rechten,
Pallas Athene'n gleich ſchreitet ſie ſchrecklich einher.
Nicht mit ihr begönn' ich den Kampf, der begeiſterten Heldin.
Frankreichs Retterin iſt's, Dom Remy hat ſie gezeugt.
Blickte wohl immer dies Auge ſo furchtbar? Arme Johanna,
Da du Montgomery ſchlugſt, hat Lionel ihn gerächt.
Denn du ſchauteſt zu lang' in des Jünglings feuriges Auge.
Die du Erbarmen nicht kennſt, dich hat die Liebe erfaßt
Und mit der Liebe Verderben und Tod. Die erzürnete Gottheit,
Furchtbar hat ſie den Bruch heil'gen Gelübdes beſtraft.

Dies auch ſchaute der Dichter und ſang's, und ward von der Muſe
Weit nach Süden entrückt, wo an Siciliens Strand
Sich Meſſina erhob und die Burg der fürſtlichen Wittwe,
Deren gewaltiger Bau nicht das Verhängniß gehemmt.
Denn zu blutigem Streit entbrannten die blühenden Söhne;
Die ſich als Kinder gehaßt, zogen als Männer das Schwert.
O unglückliches Weib! Was frommt dir die Schöne des Lebens,
Was der verſtändige Sinn, den dir die Götter verliehn?
Eintracht ſtifteſt du wohl für heut; doch wehe! am Abend
Stirbt von des Bruders Hand dir der geliebtere Sohn!
Da du des Schickſals Fluch dich kecklich vermaßeſt zu wenden,
Werkzeug höherer Macht haſt du ihn ſelber erfüllt.
Heißeſte Lieb' und tödtlicher Haß, wie grenzt ihr ſo nahe!
Rettet die Schuldloſe nur, Götter, die Beides erweckt! —

Süße, bezaubernde Kunſt, Poeſie, du Tochter des Himmels,
Die du zu heiteren Höh'n ſterbliche Menſchen erhebſt,
Lieblich erſcheinſt du, ſo oft du mit hochgeſchürztem Gewande
Folgeſt der Phantaſie flüchtig auf flüchtiger Spur:
Aber höher erſcheinſt du und heiliger, wenn du der Menſchheit
Edelſte Güter beſchirmſt, ſchwingend den blumigen Speer.
Alſo erſchien ſie dem Dichter, da unverwelklicher Lorbeer
Schon ihm die Schläfe umkränzt, ſchon ſich ſein Leben geneigt,

Rührte mit göttlicher Hand ihm das Aug', und weiht' ihn zum Seher,
Seines Volkes Geschick ahnend am fremden zu schau'n.
Heerden sah er im Geist, breitstirnige Rinder, und Hirten
Von hochragendem Wuchs, Heldengestalten dem Aug',
Himmelanstrebend Gebirg ringsum, und drohend von oben
Schneeige Gipfel und Eis, deckend das kalte Gefild.
Hoch auf dem windigen Grat erblickt' er den flüchtigen Gemsbock,
Ueber der gähnenden Kluft weidend am steilen Gehäng'.
Ihm nach klimmte der Schütz mit der weithin treffenden Armbrust,
Lugend unter dem Wind nach dem belisteten Thier.
Jene nun lebten, ein bied'res Geschlecht, in den Sitten der Väter,
Niemands Knechte, sich selbst leitend nach eignem Gesetz.
Aber es nahr' auch ihnen die Stunde der Prüfung; denn lastend
Senkte sich Oestreichs Joch auf das beneidete Volk.
Geßler und Landenberg waren's, des Kaisers Vögte, die schmählich,
Fügend den Hohn zur Gewalt, beugten der Waldstädte Recht.
Aber das Aeußerste nicht ertrugen die biederen Männer,
Schwuren den theueren Eid, kühn zu erlösen das Land.
Dorthin führet der Dichter: zum Rütli, wo sich von Uri,
Unterwalden und Schwyz einten die Besten des Volks.
Kämpfen lehren sie uns für des Vaterlands Einung und Freiheit,
Wenn dies späte Geschlecht anders noch Helden erzeugt!

(Folgte die Vorlesung der dritten Scene des dritten Akts aus „Wilhelm Tell".)

Zittau.

Diese wie in jeder Hinsicht regsame, so auch in der Wissenschaft rüstig fortschreitende Stadt, deren erste Entstehung in ein hohes Alterthum hinaufzureichen scheint, wenn auch das Susudata des Claudius Ptolomäus nicht auf Zittau zu deuten sein dürfte, hieß zur Zeit, als der Bund der Sechsstädte in seiner Blüthe stand: „Die reiche." Diesen Beinamen hatte sie durch den bedeutenden Handel, der in ihr getrieben ward, erlangt, und sehr ansehnlich war der Wohlstand, dessen sich ihre Bewohner erfreuten. Durch diesen Umstand begünstigt, gediehen auch die Unterrichts- und Bildungs-Anstalten sehr erfreulich, und entfalteten sich zu herrlicher Blüthe. So das Gymnasium unter Melchior Gerlach, Christian Weise, Gottfried Hoffmann u. A. m. Auch an der Entfaltung der deutschen Poesie nahm Zittau keinen unrühmlichen Antheil, und mehr als einen Zittauer zierte der poetische Lorbeerkranz. Sogar eine Dichter-Gesellschaft entstand gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und im geistlichen Liede hatten sich im 17. Jahrhunderte mehre Zittauer versucht.

Noch jetzt zeichnet sich Zittau durch geistige Rührigkeit vor vielen andern Städten sehr vortheilhaft aus, und die Schillerfeier, die ich nun darstellen will, giebt ebenfalls Zeugniß davon.

Am 9. November brachten die Zittauischen wöchentlichen Nachrichten in No. 89. folgendes Gedicht:

Zur Schillerfeier.

War je ein Name unserm Volke theuer,
Hat Einen seiner Söhn' es hochgestellt,
Sei es ein Fürst, bewährt im Schlachtenfeuer,
Der Legionen mit dem Schwert gefällt,
Sei es ein Held, der mit unblut'gen Waffen
Dem freien Geist ein Vaterland geschaffen,
Sei es ein Kaiser, der Gesetze gründend
Und Städte bauend durch die Gauen zog,
Sei es ein Sänger, der den Gott verkündend
In seiner Brust von Herz zu Herzen flog:
Viel stolze Namen zählen wir; doch keiner
Tönt herrlicher als Schiller's Nam' und reiner.

Was immer Großes, Heiliges wir haben,
Das Edelste — ihm ist es nah verwandt;
Prophetisch weckt sein göttlich Lied den Knaben
Und reicht dem Greise noch die Bruderhand.
Auf Mädchenwangen läßt es Thränen thauen,
Und schwingt zum Ideal den Sinn der Frauen.
Er kehrt in Hütten ein, wie in Paläſten,
Ein ganzes Volk inbrünstig zu umfah'n,
Mit ernster Bitte mahnt es jeden Besten:
Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Ob auch zerschmetternd die Geschicke walten,
Mit aller Kraft der Seel' es fest zu halten.
Schwer dräute dem zerrißnen deutschen Lande
Der Arm des Feind's, Germaniens Löwe schlief,
Als Schiller's Geist in Sehergluth entbrannte,
Und er von Alpenhöh'n „Seid einig!" rief,
„Seid einig!" und die Boten gingen zündend
Von Berg zu Berg, den heil'gen Krieg verkündend.

Der Menschen Liebling und der Freund der Musen
Erschloß uns Schiller eine höh're Welt,
In Himmelsäther badete sein Busen,

Es ſchlug ſein Herz von Freiheitsdrang geſchwellt,
Gab freudig „dem Verdienſte ſeine Kronen"
Und lehrte „Männerſtolz vor Königsthronen."
Wo iſt ein Lieben, wo ein Hoffen, Sehnen,
Das nicht melodiſch ſeinem Lied' entquillt?
Wo eine Qual? wo fließen Schmerzensthränen,
Die ſein Gedicht mit ſanftem Troſt nicht ſtillt?
Verzweifelnde kommt es vom Tod zu retten,
Und bricht allmächtig ſelbſt des Sklaven Ketten.

Wo Tyrannei des Volkes Nacken bindet,
Zur Willkür wird, was frei geſetzlich war,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht mehr findet,
Beut Schiller ſelbſt das Rachеſchwert ihm dar.
Am Himmel zeigt dem zagenden Geſchlechte
In Sternenſchrift er ſeine ew'gen Rechte.

Er weilt nicht mehr in ird'ſchem Sonnenlichte,
Der Sänger, deß Gedächtniß wir begeh'n;
Sein Poſa ruft im tragiſchen Gedichte:
„O Königin, das Leben iſt doch ſchön!"
Starb Schiller nicht, Unſterblichkeit zu erben?
Schön iſt das Leben — ſchöner ſolch ein Sterben!

Auch die Wochenſchrift „Luſatia" ließ den Feſttag nicht ohne einen dichteriſchen Gruß. Sie enthielt in No. 90. folgendes Gedicht:

Zum Schillerjubiläum.

Ertöne laut im Jubelklang
Dem Dichterfürſt zum Ruhm, mein Sang;
Den deutſchen Mann, den Feuergeiſt,
Den edlen Freiheitsjünger preiſt!
Begeiſtert werd' ſein Nam' genannt
Im ganzen großen Vaterland.

An Schiller's ſchwungvoll tiefer Gluth,
An Schiller's Ernſt, an Schiller's Muth
Soll in Germanien's weiten Gau'n
Sich mannhaft Jung und Alt erbau'n,
Gleich ihm von heißer Lieb' entbrannt,
Zum ganzen großen Vaterland.

Für unser höchstes Eigenthum,
Für deutsche Ehr', für deutschen Ruhm
Mit inn'ger Opferfreudigkeit
Treu einzustehn, gelob'n wir heut
An seinem Fest mit Mund und Hand
Dem ganzen großen Vaterland.

All' fremdem Tand und Flitter feind,
In deutschem Sinn und Geist vereint,
So weiht des Heros Ehrentag!
So strebt dem hehren Vorbild nach!
So winde ihm des Nachruhms Band
Das ganze große Vaterland!

Den Bericht über die Feier selbst entnehme ich den beiden schon genannten Blättern.

Die Feier des Schillerfestes in Zittau, zu deren würdiger Vorbereitung und Ausführung sich so reiche, so tüchtige, so unermüdliche Kräfte vereint hatten, ist, wie sich erwarten ließ, namentlich durch die aufopfernde Thätigkeit des „Vereins für wissenschaftliche Unterhaltung", dessen Ausschuß unbestritten als der belebende Faktor des Ganzen anzusehen war, eine solche geworden, daß diese Stadt in dem Gebotenen schwerlich vielen andern nachgestanden haben dürfte.

Als Vorfeier des hehren Tages fand den 9. November Abends 9 Uhr auf den Zinnen des Johannisthurmes die Aufführung einer Vokalmusik von den Männergesangvereinen Statt, deren Chöre Luther's unsterblichen Kraftgesang „Ein' feste Burg ist unser Gott", dann Schiller's ewig schönes Lied „An die Freude", und noch andere dem Gegenstande der Feier angemessene Melodien in so erhebender und tiefergreifender Weise vortrugen, daß jede Leistung den rauschendsten Beifall des auf dem Markte versammelten Publikums einernte.

Der Morgen des eigentlichen Festtages fand seinen Glanzpunkt in dem im großen Bürgersaale des Rathhauses veranstalteten Aktus, der mit der Ouvertüre zu „Wilhelm Tell" von Rossini eröffnet ward. Hierauf hielt Subrektor Michael nachstehende Festrede.

Hochzuverehrende Anwesende!

Jedes Volk, welches über die Anfänge seiner Entwicklung hinaus ist und sich ein selbstständiges Leben errungen hat, besitzt Tage der Erinnerung, welche sein Stolz und seine Freude sind und sein dürfen. Zeichnet es sich durch den Geist kriegerischen Muthes und heldenmüthiger Tapferkeit aus, so fehlen ihm denkwürdige Tage nicht, die es an glorreiche Siege und gewon-

neue Schlachten erinnert; ist sein Streben auf Ueberwindung der Naturkräfte und auf Vervielfältigung der Hülfsmittel gerichtet, welche das irdisch-menschliche Leben erleichtern und verschönern, so reihen sich ihm Gedenktage an Gedenktage, welche den Ruhm wichtiger Erfindungen verkünden und von den Verdiensten um allgemeine Wohlfahrt zeugen; greift es über die äußern Lebensbeziehungen hinaus und baut an einer Welt des Geistes, fördert Wissenschaft und Kunst und kennt den wahren Werth ewiger, unentreißbarer Güter, so erscheinen ihm Tage, welche auf große Entwickelungen zurückweisen, von den schönsten aller Siege, die es allein im Reiche des Geistes giebt, erzählen und die leuchtenden Gestalten der der Nachwelt vorkämpfenden Geistesheroen der Vergessenheit entreißen; und je zahlreicher und mannigfacher die Bestrebungen sind, die sich aus den tiefsten Bedürfnissen eines Volkes herauf Bahn brechen, desto reicher ist die Reihe seiner Erinnerungstage. Das Volk aber ehrt sich selbst, das solche denkwürdige Tage seiner Geschichte feiert; denn es beweist damit, daß es nicht kalt und unempfindlich für die Kämpfe, Leiden und Siege seiner eignen Vergangenheit ist, daß es einen aufgeschlossenen Sinn für folgenreiche Ereignisse seiner Vorzeit und für die edelsten Schöpfungen seiner großen Männer hat; es hat davon aber auch den unschätzbaren Gewinn, daß es erkennt, aus welchen Wurzeln und Anfängen sein eigenes Wesen hervorgewachsen, in welchen charakteristischen Eigenschaften seine Vorfahren sich hervorgethan, durch welche Umstände seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit errungen worden, durch welche Kämpfe seine Entwicklung gegangen, in welchen Männern seine Wesenseigenschaften sich am treuesten abgespiegelt haben, aus welchen Bestrebungen der Vergangenheit überhaupt unter Gottes Führung und Beistand seine Gegenwart geworden ist. Nur dann würden solche festliche Tage zu verwerfen sein, wenn man sie dazu feierte, um den Menschengeist, die Menschenkraft und die Menschenthat zu vergöttern, während vielmehr an ihnen Herz und Mund überströmen müssen von Dank gegen den Geber aller guten Gabe, gegen den, der allein mit allem Geiste und aller Kraft ausrüstet, oder wenn man im Anschauen epochemachender Zeiten und Männer nur kleinlicher Selbstgefälligkeit und selbstzufriedener Eitelkeit huldigte, während man vielmehr die eigne Nichtigkeit erkennen und zur wahren Größe hingeführt werden sollte, oder wenn man endlich die Größe einer einzelnen That oder Persönlichkeit nur in dem Strahlenglanze sehen wollte, den sie selbst von sich aus und aus ihrem immerhin doch nur beschränkten Kreise verbreitet, während vielmehr jedes Einzelne und jeder Einzelne nur ein Glied in dem großen Weltganzen ist und sein Werth und seine Stellung nur aus diesem Gesammtzusammenhange begriffen werden kann. —

Auch unser deutsches Volk ist nicht arm an Gedenktagen. Es vergeht selten ein Decennium, wo nicht diese oder jene große Erinnerung die Geister

bewegt und uns in festlicher Versammlung vereinigt; ja schon im regelmäßigen Verlauf des einzelnen Jahres feiern wir an gewissen Tagen in alljährlicher Wiederholung das Gedächtniß unvergeßlicher Begebenheiten und Männer. In diesem Betracht hat der 10. November schon lange einen guten Klang; denn an ihm schenkte Gott unserem Volke zwei seiner größten Geistesfürsten, den Mann Gottes Dr. Martin Luther, welcher die Gewissen vom Joch unerträglicher Menschensatzungen und verderblicher Mißbräuche befreite und zum untrüglichen Evangelium zurückführte, und Friedrich Schiller, den großen Meister in der Poesie, den Lieblingsdichter seines Volkes. Und ihm gilt das heutige Fest allein; der Erinnerung an seine Geburt vor 100 Jahren sind heute die Herzen eines ganzen Volkes zugewandt. Ja, nicht allein wir haben uns hier in festlicher Stimmung zusammengefunden, um sein Andenken unter uns zu erneuern, sondern aller Orten in unserm ganzen deutschen Vaterlande, ja selbst im Auslande, wo deutsch gesinnte Herzen schlagen, schaart sich das Alter wie die Jugend heute und in diesen Tagen zusammen, um dem großen Dichter den schuldigen Zoll der Verehrung und Bewunderung darzubringen, die man für seine mächtigen und herrlichen Geisteswerke im Herzen trägt, um sich an kleineren oder größeren Schöpfungen seines Dichtergenius zu erheben und um das edle Bild des Längstgeschiedenen und doch noch Lebenden mit alter Anhänglichkeit anzuschauen. Und wie verschiedenartig auch die Bestrebungen und Meinungen gegenwärtig in unserm Volke sein, wie getrennt und entfremdet auch Tausende von Herzen sich auf andern Gebieten jetzt gegenüberstehen mögen: die Feier dieser Tage vereint Alle im Gefühl der Zusammenhörigkeit und reißt, o möchte es nachhaltig wirken! Schranken nieder, welche blinder Eifer oft gern ziehen möchte. Ist aber die Allgemeinheit und die Großartigkeit, mit welcher das heutige Jubiläum begangen wird und wodurch das Göthejubiläum, wie es vor 10 Jahren gefeiert wurde, weit überstrahlt wird, nicht ein deutlicher Beweis, daß man dem Lieblingsdichter der Nation huldigen will? Ist Schiller aber der Lieblingsdichter seines Volkes, wodurch ist er das geworden? Durch welche Eigenschaften seiner Poesie hat er sich diesen Platz im Herzen seines Volkes erworben? Erlauben Sie mir, hochzuverehrende Anwesende, jetzt eine kurze Beantwortung dieser Frage vor Ihnen zu versuchen, damit sein Bild wenigstens in seinem allgemeinen Umrisse vor unsre Seele trete. Wir stellen also die Frage auf:

Wodurch ist Schiller der Lieblingsdichter seines Volkes geworden?

Wir glauben aber die Antwort am kürzesten und besten auszudrücken, wenn wir sagen:

1) durch den idealen Flug,
2) durch den philosophischen Gehalt und
3) durch das sittliche Gepräge seiner Poesie.

Der ideale Flug der Schiller'schen Poesie ist so scharf ausgeprägt, daß ihn Niemand zu läugnen wagt, am wenigsten diejenigen, welche etwa dem Göthe'schen Realismus huldigen. Schiller war durch und durch eine ideale Natur. Ueber der Wirklichkeit schwebte vor seinem hochsinnigen Geiste eine ideale Welt voll reiner, vollkommener Gestalten; alle Mängel, welche dem irdisch-sündigen Leben der Menschen anhaften, sind hier aufgehoben, aller schmerzliche Kampf und alles bittre Weh, von dem die prüfungs- und leidensreichen Tage der Sterblichen angefüllt sind, dort sind sie ihm unbekannt; wie die Griechen die Wohnungen ihrer Götter in den reinen Aether des Olympos versetzten und ihr Leben sich daselbst in ungetrübter Freude und ewiger Seligkeit dahinfließend dachten, so hatte unser Dichter sich ein Reich der Ideale auferbaut, von dem er selbst singt:

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild.

oder an einer andern Stelle:

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr den Leiden,
Nur des Geistes kaphrer Gegenwehr,
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer,
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Von dieser idealen Welt aus gestaltete sich ihm alle Menschen- und Weltbetrachtung, und zu ihr hinauf flüchtete er sich wieder aus allem Umgange mit der Wirklichkeit. Sein Genius vermochte daher nicht beim Einzelnen, das seiner Anschauung und Betrachtung anheimfiel, stehen zu bleiben, sondern erhob sich von ihm immer zum Allgemeinen; aus dem Vergänglichen rettete er sich zum Bleibenden und Ewigen; im bunten Wechsel der Dinge hielt er fest am ruhenden Pol. Während Göthe von sich sagen konnte, daß er, wenn er einem Menschen eine halbe Stunde zugehört habe, sein Wesen und seinen Charakter so vollständig begriffen habe, daß er ihn Tage lang reden lassen könne, hatte Schiller für die Auffassung der Individualität ein ziemlich stumpfes und schwerfälliges Organ; er begriff das Individuelle mehr oder weniger nur aus der Gattung und es wurde ihm das Individuelle immer mehr oder weniger ein Symbol der Gattung. Nicht als ob nicht auch eine reale Seite in ihm gelegen, nicht als ob er keiner objektiven Auffassung der Dinge fähig gewesen wäre. „Wallensteins Lager" und „Wilhelm Tell" liefern so lebensfrische und naturgetreue Bilder, daß auch

eine gewiſſe Objektivität ihm geſichert bleibt. Aber es wandelte doch ſeine Dichtung immer hoch über den Menſchen einher, das Zufällige nicht beachtend, das Nothwendige verkündend, das armſelige unvollkommene Leben mit idealem Scheine verklärend. Sowohl ſeine kleineren Schöpfungen, als auch ſeine Dramen ſind ein einziger fortlaufender Beweis dafür. Die Haupthelden der letztern ſind faſt durchgängig Idealmenſchen. Paſſen Poſa und Carlos nicht allein in einen Idealſtaat? Schwebt die Johanna nicht als eine himmliſche Lichtgeſtalt über den Häuptern der Menſchen, von ihnen angebetet und doch nicht verſtanden? Faſt jede Zeile unſers Dichters, die wir leſen, entrückt uns der gewöhnlichen Welt und verſetzt uns in ein Reich, das mit den edelſten und herrlichſten Geſtalten ausgeſtattet iſt, in ein Reich, wo wir uns hoch über allem Drucke der Erde fühlen und in vollkommener Reinheit und beſeligender Wonne zu wandeln meinen. War es ein Wunder, daß er bei ſolchem Fluge des Geiſtes und bei dieſer Erhabenheit ſeiner Idealwelt die Wirklichkeit entweder gar nicht oder nur zum großen Schmerze ſeines Gemüthes verſtand? Wundern wir uns, daß er gleich den hervorragendſten Dichtern der antiken Welt und des Hebräervolkes die Eitelkeit aller irdiſchen Dinge und die Hinfälligkeit des menſchlichen Daſeins auf's Ergreifendſte zu ſchildern wußte? Mußten nicht Wehmuth um die aus der ganzen Menſchheit wie aus dem eignen Leben geflohene goldne Zeit und Sehnſucht nach ihrer Wiederkunft ein Schweſternpaar von Gefühlen ſein, das ſich nothwendig ſeinem dichteriſchen Genius zugeſellte? Und können Wehmuth und Sehnſucht, dieſem Reiche zugewandt, wohl kräftiger und rührender geſchildert werden, als es bei Schiller geſchieht?

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt;
Er iſt dahin, der ſüße Glaube
An Weſen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Bruſt ein kreiſend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war dieſe Welt geſtaltet,
So lang die Knoſpe ſie noch barg;
Wie wenig, ach! hat ſie entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Oder darf ich an die Schilderung ſeiner Sehnſucht nach der noch immer unerreichten vollen Befriedigung erinnern?

Ach, aus dieſes Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach! wie fühlt' ich mich beglückt!

Dort erblick' ich ſchöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin!

Harmonien hör' ich klingen,
Töne ſüßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balſam zu.

Goldne Früchte ſeh' ich glühen,
Winkend zwiſchen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie ſchön muß ſich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenſchein,
Und die Luft auf jenen Höhen, —
O wie labend muß ſie ſein!

Verzeihen Sie, hochzuverehrende Anweſende, wenn ich Allbekanntes anführe. Aber könnte ich Ihnen des Dichters Heimweh nach einer großen und ganzen Idealwelt beſſer nahebringen, als wenn ich ihn ſelbſt reden laſſe? Aus dem idealen Fluge ſeiner Poeſie entſprang aber auch der großartige Univerſalismus, welcher ſeine Muſe auszeichnet und aus allem Einzelnen hervorleuchtet. Die ideale Naturanlage, welche ihm Gott verliehen hatte, entwickelte er in dieſem Betracht durch Geſchichtsſtudien und philoſophiſche Forſchungen wahrhaft bewundernswürdig. Wie bei ihm alles Einzelne zum Ganzen ſtrebte, ſo konnte ſich ſeine Idealpoeſie erſt in einer Univerſalpoeſie abſchließen. Wie zukunftumſpannend iſt aber auch der „Don Carlos", und wie weit ideeller und univerſeller der Staat, der hier dichteriſch aufgebaut wird, als z. B. der Platoniſche! Wie viel weitgreifender wird „Maria Stuart", indem der Dichter in dieſes Drama zugleich den welthiſtoriſchen Kampf zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus mithineinflicht! Ja, umfaßt und behandelt die „Jungfrau von Orleans" nicht den univerſellſten Gegenſtand, den es geben kann, das geheimnisvolle Eingreifen eines höhern Willens in die menſchlichen Verhältniſſe? Iſt das nicht idealer Flug der Poeſie? Und durch ihn, ſage ich, iſt Schiller der Lieblingsdichter ſeines Volkes geworden. Denn wer möchte es leugnen, daß das deutſche Volk ideales Streben zu ſeinen Weſenscharakteren zählt? Würden uns wol andre Völker als Schwärmer und Idealiſten bezeichnen, wenn nicht ein Zug zum Idealen im Weſen der Deutſchen läge? Und wir ſchämen uns deſſen nicht; denn der Idealismus befähigt,

wenn er nicht ins Vage und Leere abirrt und wenn er durch reale Grundlagen geregelt und gemäßigt wird, zu den höchsten Leistungen in der Religion und Wissenschaft, zu den erhabensten Schöpfungen in der Kunst, besonders zu den mächtigsten Werken der Poesie und Philosophie. Wenn also das deutsche Volk seinen Schiller liebt, so liebt es ihn, weil es fühlt, daß er ihr Wesen abspiegelt, daß er gern, wie sie, zu Idealen sich emporschwingt; es findet in ihm seine innerste Natur wieder und wird sich in der Beschäftigung mit seinen Kunstgebilden derselben erst wahrhaft bewußt.

Nächst dem idealen Fluge seiner Poesie ist Schiller aber wohl ohne Zweifel durch den philosophischen Gehalt seiner Dichtungen der Lieblingsdichter seines Volkes geworden. Denn außer der idealen Naturanlage besaß er einen mächtigen philosophischen Trieb, einen gewaltigen Drang, die Gesetze denkend zu erkennen, nach welchen das Menschenleben in allen seinen buntgestaltigen Verhältnissen und Beziehungen sich entwickelt, besonders die Gesetze zu erkennen, auf denen das Seelen- und Geistesleben ruht. Denn vor Allem fesselte sein Nachdenken der Mensch und an ihm wieder am meisten dessen geistiger, göttlicher Theil. Das war ja das Substrat seiner Dichterthätigkeit; darum wurden alle seine übrigen Bestrebungen auf dieses Centrum bezogen, von ihm gehalten und auf das zulässige Maß beschränkt. In dieser Wechselwirkung der Kräfte entwickelte sich in seinem Geistesleben strenge Ordnung und Harmonie. Hätte Schiller nicht den philosophischen Trieb, den er in sich trug, befriedigt und hätte er nicht zugleich in enger Verbindung damit, wenn auch nicht vollständige, doch jedenfalls umfassende Geschichtsstudien gemacht, er wäre wohl nicht der vollendete Dichter geworden, der er zuletzt ward; gewiß aber wäre er nicht der größte Tragiker geworden, den das deutsche Volk in ihm bewundert. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Schöpfungen seiner ersten Dichterperiode von 1780—1786 d. h. von „den Räubern" bis zum „Don Carlos", mit denen vergleichen, die er, geläutert durch die Philosophie und bereichert durch das Geschichtsstudium, von 1795 bis zu seinem Tode 1805, d. h. vom neuen Aufschwunge seines Dichtergeistes bis zum „Wilhelm Tell", in seltener Vollendung geliefert hat. Schiller gelangte nicht eher wieder zur Dichterfreudigkeit, als bis er dem aus seinem innersten Wesen unwiderstehlich heraufquellenden Drange nach Klarheit über sich und die Welt genügt hatte. Seine Individualität bedurfte dies, damit er aus seiner beschränkten Subjektivität gerissen und ihm belebender Stoff zugeführt wurde. Dies fühlte er auch selbst. Denn warum war es ihm, als hätte er mit dem „Don Carlos" abgeschlossen, als hätte er mit diesem Werke seinen ganzen Dichtergenius ausgeschüttet? Warum dürstete er förmlich in dieser Zeit nach philosophischen, überhaupt wissenschaftlichen Beschäftigungen? Und wie gekräftigt und erfrischt kehrte er aus diesem fast 8jährigen Läuterungsprozesse zur Poesie zurück; wie viel

einfacher und klarer in der Form, wie viel reicher an Stoff, in wie vollendeter Schönheit! Er hatte mit Hülfe der Kant'schen Philosophie nicht nur bange Zweifel überwunden und den Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder gewonnen; er hatte nicht nur sich selbst über sein Dichten Rechenschaft gegeben und die Grundgesetze der Poesie mit der Schärfe des Gedankens erforscht und erkannt, sondern er hatte damit zugleich auch seine ideale Naturanlage entwickelt, und reichen Ideengehalt gesammelt. Mußte er nicht diesen Reichthum der Ideen nun dichtend gestalten, als sich der Strom der Poesie ihm aufs Neue ergoß? Und haben seine Dichtungen nicht eben darum einen so großen Reiz, weil ein philosophischer Gehalt sie durchdringt? weil sie Ideen entwickeln oder von Ideen durchflochten sind? weil die Kraft des Gedankens sich mit der Anmuth der Form paart? weil der Denkergeist in alle Kreise der Menschenwelt hineindringt und, von jenem gehoben, der Dichtergenius auch das Kleinste adelt und mit dem Ganzen verknüpft? weil der Blick des Geistes aus dem engen Bezirke des nächsten Lebens auf den großen Weltzusammenhang hingeleitet wird? Ja, hierin vollendete sich erst die ideale Naturanlage des Dichters, und so liegt ein reicher philosophischer Gehalt, ein unerschöpflicher Ideengehalt, in seinen Dichtungen vor uns ausgebreitet, mögen wir nun die Epigramme und Xenien, oder die didaktischen Gedichte, oder die Balladen und Romanzen, oder endlich die Dramen selbst in's Auge fassen. Erlauben Sie mir, h. A., nur einige wenige Beispiele zum Beweise anzuführen. Wie gedankenreich sind „die Künstler", in denen uns die Aufgabe und die Bedeutung der Kunst in und für den gesammten Entwicklungsgang der Menschheit zu ihrer Vollendung hin in mächtiger Erhabenheit dargethan wird! Mit welcher Fülle der tiefsten und ergreifendsten Ideen ist „die Glocke", diese Lieblingsdichtung der Deutschen, in welcher der Dichter das Familien- wie das bürgerliche Leben so rührend und ergreifend, so lieblich und bezaubernd schildert, von Anfang bis zu Ende ausgestattet! Wie erhebt sich im „Spaziergang", wo uns der Gegensatz zwischen Natur und Kultur mit seltener Meisterschaft gezeichnet wird, die anmuthige Naturschilderung zu den höchsten Gedanken über die werdende und gewordne Kultur bis zu ihren verabscheuungswürdigen Verirrungen! Am liebsten aber lehnt sich diese philosophische Dichtung Schiller's an die Geschichte an. Sie, die er nur mit universalistischem, mit philosophischem Geiste zu betrachten verstand und gewohnt war, schien ihm die geeignetste Quelle dafür zu sein. Ob er Mythe, Sage oder Geschichte vor sich hatte, war ihm für diesen Zweck gleichgültig; er brauchte nur gleichsam einen Leib für seine Gedankenfülle. Da singt er im „Eleusinischen Fest" von dem Einflusse, den der Ackerbau auf Herbeiführung von menschlicher Gesittung und geordneten Zuständen gehabt habe; da schildert er in der „Bürgschaft" die Treue der Freundschaft; da veranschaulicht er in den „Kranichen des Ibycus" die über den Thaten der

Menſchen waltende Gerechtigkeit, und welches Gedicht wir immer hernehmen, es entwickelt und enthüllt Ideen; es iſt darin ein philoſophiſcher Gehalt niedergelegt. Denn Alles, was Schiller ſchrieb, war gehaltvoll, gediegen, tiefdurchdacht; die Gabe, welche dem Genius Göthe's eigenthümlich war, ſchon allein durch die Muſik der Sprache zu feſſeln und durch liebliche, oft inhaltleere Töne zu bezaubern, beſaß er nicht. Am großartigſten geſtaltete ſich natürlich dieſe ſeine philoſophiſche Dichtung in ſeinen Dramen. Kann ein Dichtergeiſt die trübe Verkettung der menſchlichen Schickſale und den Fluch der Leidenſchaft von erhabeneren Höhen des Denkens aus beleuchten, als es in der „Braut von Meſſina" und beſonders in ihren Chören geſchieht? Und welch eine Fülle von Gedanken und Ideen liegt in jeder andern dramatiſchen Schöpfung verborgen oder offen zu Tage! — Ich glaube nun nicht zu irren, wenn ich ſage, daß Schiller eben auch durch dieſen philoſophiſchen Gehalt ſeiner Poeſie der Lieblingsdichter ſeines Volkes geworden iſt. Kann man nicht ſeine zahlreichen Sentenzen ſelbſt in deren Munde vernehmen, welche kaum die Dichtungen kennen, denen ſie entnommen ſind? Sind ſie nicht ein theures Eigenthum und Gemeingut des Volkes geworden? Und wer könnte ein Deutſcher ſein und würde nicht ſowohl von der Erhabenheit und dem Glanze dieſer einzelnen Gedanken, als auch von der Tiefe des Ideengehalts im Geſammtbau der Dichtungen gefeſſelt und erhoben? Hat nicht Schiller auch hierin eine Eigenthümlichkeit des deutſchen Volkes, welches zur Philoſophie eine beſondere Naturanlage und Liebe beſitzt, an ſich ſelbſt geoffenbart? Denen aber, welche meinen, daß dieſe Dichtungsweiſe leicht vom Weſen der wahren Poeſie ab und auf Abwege führen könne, hat Schiller ſelbſt am treffendſten und kürzeſten in der Vorrede zur „Braut von Meſſina" geantwortet.

Geſtatten Sie mir nun noch, h. A., auf kurze Zeit Ihre geneigte Aufmerkſamkeit, damit ich ſchließlich nachweiſe, daß Schiller auch beſonders durch das ſittliche Gepräge ſeiner Poeſie der Lieblingsdichter ſeines Volkes geworden iſt. Ein tiefer ſittlicher Ernſt machte das innerſte Weſen Schiller's aus und beſtimmte alle Beſtrebungen und Aeußerungen ſeines Geiſtes und Herzens; das Unſittliche war ihm ſo verhaßt, daß es ſeine Seele mit dem tiefſten Schmerze und mit wahrhaft heiligem Zorne erfüllte. Er entwickelte die Sittlichkeit freilich nicht aus der Religion, ſondern aus der Freiheit der Menſchenſeele.

Der Menſch iſt frei geboren, iſt frei,
Und wär' er in Ketten geboren,

das war die für ihn unumſtößliche Grundlage und Bedingung alles ſittlichen Strebens; das war dasjenige ſeiner drei Glaubensworte, welches er mit Freimüthigkeit unter allen Verhältniſſen vertheidigte. Aus dieſem Glauben an die menſchliche Freiheit und aus dem ihm entwachſenden mächtigen Freiheitsgefühl entſprang ſeine großartige Begeiſterung für alles Gute und

Edle, für alles Große und Erhabene; aus ihm erhob sich eine antike Kraft und eine antike Vorliebe für die Menschengröße. Von diesem Geiste sind alle seine Dichtungen in höherem und niedrigerem Grade durchdrungen. Im ersten Aufflammen dieses Freiheitsgefühles gestaltete sich dieser sein sittlicher Ernst, wie uns die dichterischen Schöpfungen aus jener Lebensperiode von den „Räubern" bis zum „Don Carlos" zeigen, zu einer verzehrenden Indignation über alles Schlechte und Lasterhafte, alles Verkehrte und Willkürliche, alles Hemmende und Einengende, wie es wirklich war oder wie er es sich in oft allzu potenzirter Idealität dachte. Er sprühte in den „Räubern" seine Zornesflammen gegen die verkehrte und in Kleinigkeit versunkene menschliche Gesellschaft aus; er geißelte in „Kabale und Liebe" die Versunkenheit und Unsittlichkeit der höhern Stände; er schleuderte in der Verschwörung des „Fiesko" und im „Don Carlos" seine Blitze gegen den willkürlichen Staa und die willkürliche Kirche, wie sie ihm erschienen und führte das Wort für die Menschenrechte und die Gewissensfreiheit. Wie weit er aber auch in dieser Zeit in Form und Sache von der Wahrheit und Schönheit entfernt war, das kann doch Niemand läugnen, daß ein sittlicher Ernst durch alle diese Schöpfungen weht. Es war, um so zu sagen, eine jugendlich überwallende, sich selbst noch unklare, fanatische Sittlichkeit, welche in Leidenschaftlichkeit sich austobte. Der Dichter selbst sprach sogar in Bezug auf das Werk, in welchem ihm wohl die Wenigsten sittlichen Ernst zusprechen möchten, nämlich in Bezug auf die „Räuber", aus, daß er sich darin den Zweck vorgezeichnet habe, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, und er verspricht sich von ihnen einen Platz unter den moralischen Büchern. Aber er fühlte jetzt auch, daß er noch selbst unvollendet sei und schlug nun neue Bahnen ein. Das ist aber ja auch ein Beweis sittlichen Ernstes, wenn der Mensch, so lange er lebt, nach immer größerer Vollendung strebt. Und warum fand nun unser Dichter grade am sittlich-strengen Kant so großes Wohlgefallen, warum nicht an Fichte, dessen Umgang er so nahe hatte, aber gradezu floh? Offenbarte sich nicht hierin gleicher Ernst und gleiche Gesinnung? Doch er blieb nicht bei Kant stehen, er überwand seinen sittlichen Rigorismus, er verwarf den Imperativus seines Moralsystems, er gelangte bis zur Annahme der Pflichterfüllung aus freier Neigung. Dazu gewann er durch das Geschichtsstudium und besonders durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthume einen ästhetisch-religiösen Faktor für seine sittliche Weltanschauung. Er dichtete auf's Neue; aber wie viel wohlthuender sind seine neuen Schöpfungen vom „Wallenstein" bis zum „Wilhelm Tell", und doch ist ihnen allen dasselbe sittliche Gepräge aufgedrückt; nur daß sich dem sittlichen Ernst in der „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans" und der „Braut von Messina" selbst religiöse Anschauungen vermählen. Da stört uns nichts Gemeines, nichts

Niedriges; Alles ist edel und groß; das Laster wird gezüchtigt und bestraft, die Tugend und Thatkraft gepriesen und in oft unübertrefflicher Größe und Herrlichkeit gezeigt. Allen Schöpfungen seines Genius hat der Dichter eine solche sittliche Hoheit aufgedrückt und manchen Hauptgestalten eine solche sittliche Reinheit verliehen, daß man die wirkliche, unheilige Welt vergißt. Es bedarf, um dies zu beweisen, kaum der Beispiele: jede Zeile, möchte ich sagen, ist ein treuer Abdruck dieses sittlichen Gepräges, dieses Ernstes der Gesinnung, dieses Ringens nach dem Höchsten und Besten und fortwährenden Kampfes gegen das Unwahre, Schlechte und Unschöne; selbst die Sprache in ihrer stolzen Erhabenheit und mächtigen Kraft ist eine Trägerin dieses Geistes. Schiller konnte mit der Poesie nicht spielen, wie es wohl Göthe zuweilen that: ihm war sie eine Herzenssache und heilige Angelegenheit der Menschheit; ihm war sie, wie er von der Wissenschaft sagt, die hohe himmlische Göttin. Eine Frucht dieser seiner sittlichen Seelenstimmung ist es auch, daß er in seiner Poesie der echten Weiblichkeit das schönste Denkmal gesetzt und das stille und sanfte, das fromme und keusche Wesen der Frau mit einem unverwelklichen Kranze umwunden hat. Auch das ist sittlich deutsche Art. Gewiß ist also Schiller auch durch dieses sittliche Gepräge seiner Poesie der Lieblingsdichter seines Volkes geworden. Denn durch sittlichen Ernst hat das deutsche Volk sich seit der Römerzeit vor vielen andern ausgezeichnet, Reinheit und Adel der Gesinnung bezeichnet nicht den geringsten Theil des ächten, unverdorbenen deutschen Wesens. Was den Stempel der Gemeinheit trägt, das muß ein deutsches Herz empören. Schiller trug in diesem Stücke ein deutsches Herz in sich; seine sittliche Reinheit war auch in seinem Leben über jeden Tadel erhoben. So war er ein treuer Spiegel und Abdruck der deutschen Natur. Das ist's, was ihn zum Lieblingsdichter seines Volkes macht; darum wird das deutsche Volk an ihm hängen, so lange es seinem Wesen treu bleiben wird; darum wird er in jeder neuen Jugendgeneration neue begeisterte Verehrer gewinnen.

Ja, geliebte Schüler, an die ich mich noch wende und für welche die heutige Festfeier zunächst bestimmt ist, damit ihr das Bild des großen Dichters anschauen möchtet, ich nehme an, daß auch ihr seine Verehrer seid und mit besondrer Begeisterung an seinen geistigen Schöpfungen hänget. Ihr braucht euch dieser bewundernden Begeisterung und Anhänglichkeit nicht zu schämen. Denn was wäre eine deutsche Jugend, welche für Schillern nicht erglühte? Kann man sich doch ihn und die deutsche Jugend nicht anders als unzertrennbar verbunden denken. Die Jugend ist ja noch frisch empfänglich für alles Große und Schöne, für alles Herrliche und Erhabene; wo aber findet sich bei einem deutschen Dichter ein größerer Reichthum von großen und herrlichen Gedanken und Gestalten als bei Schiller? Die Jugend schwingt sich mit leichtem Flügel zu den sonnigsten Höhen des Geistes und

entwirft mit unerſchrocknem Muthe die kühnſten Ideale: wo aber leuchtet ein ſtrahlenderer Glanz eines Idealreiches als bei Schiller? Laſſet euch ohne Zagen von dem idealen Fluge ſeiner Poeſie höher tragen, damit er euch jugendlich erhalte, vor der bananiſchen Kleingeiſterei und der materiellen Selbſtſucht unſrer Gegenwart bewahre und euch einen großen, freien Sinn verleihe. Sammlet fleißig die goldnen Sprüche ſeiner Weltweisheit und machet ſie euch zu eigen, damit ihr die Tiefen eures Weſens damit nähret und ſo wie durch das Studium der antiken Welt, zum Höchſten, das wir allein im Glauben des Chriſtenthums haben, vorbereitet werdet. Und lernen endlich von ihm den ſittlichen Ernſt, welcher unter allen Kämpfen, Trübſalen, Bedrängniſſen, Hemmungen und Störungen, ſie mögen von Innen oder Außen kommen, das einmal geſteckte Ziel unverwandt im Auge behält und nicht müde wird zu ſtreben und zu hoffen; denn, wie er ſelbſt ſagt:

Nur dem Ernſt, den keine Mühe bleichet,
Rauſcht der Wahrheit tief verſteckter Born;
Nur des Meißels ſchwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors ſprödes Korn.

So möge dir, mein deutſches Volk, dieſe Feier bleibende Güter zutragen. Möge ſie dich vom Niederen zum Höhern, vom Gemeinen zum Idealen emportragen! Möge ſie dich im betrüglichen Schein und im bunten Wechſel des Lebens das Ewige und Unvergängliche lieben lehren! Möge deine Männer ſittliche Kraft und deine Frauen ſittliche Würde immerdar zieren! Um dieſer Eigenſchaften willen hat dich Gott einſt gewürdigt, der Träger chriſtlichen Geiſtes zu werden. O laß dies edle Reis, in deine Mitte gepflanzt, immer herrlicher emporſproſſen und blühen.

Den Feſtſegen gebe uns Gott!

An dieſe Rede reihte ſich, ausgeführt von dem durch hervorragende Geſangeskräfte aus der Stadt verſtärkten Gymnaſialchor, ein Abſchnitt aus Mendelsſohn Bartholdy's „Feſtgeſang an die Künſtler", deſſen erhabene Töne durch die Räume des impoſanten Saales majeſtätiſch dahinrollten. Es folgten Deklamationen kleinerer Schiller'ſchen Gedichte durch Schüler der Quarta des Gymnaſiums und der 2. und 3. Realſchulklaſſe, denen, nachdem dazwiſchen mehre Verſe des „Liedes an die Freude" nach der Kompoſition von Zelter geſungen worden, ſich dann noch Vorträge größerer Poeſien durch Zöglinge der erſten drei Klaſſen des Gymnaſiums anſchloſſen. Beendet ward die Feier, die, außer der Weckung des Andenkens an den gefühlvollſten unſrer Dichter, auch reichen geiſtigen Gewinn für Jung und Alt bot, durch die letzten Strophen des ſchon erwähnten Feſtgeſanges.

Den regneriſchen Morgenſtunden folgte eine heitere Mittagszeit. Die ſtädtiſche Kapelle führte jetzt noch vom Balkon des Rathhauſes, das mit

seinem Thurme schon vom frühesten Morgen an im herrlichsten Flaggen- und Fahnenschmucke prangte, eine Festmusik aus und verkündigte der freudig erregten Stadt die hohe Bedeutung des Tages.

Abends 6 Uhr hatte der wissenschaftliche Verein eine Festaufführung im Stadttheater veranstaltet, die sowohl den Urhebern derselben, als auch sämmtlichen Mitwirkenden, neben dem erhebenden Bewußtsein, dem großen Dichter eine Huldigung dargebracht zu haben, den vollsten Dank aller Anwesenden einbrachte. Sie begann mit einem allegorischen Vorspiel voll sinniger Tiefe, gedichtet von dem als Dichter weithin bekannten Gerichtsassessor Moritz Horn, worin zunächst die Parzen Klotho und Lachesis über das Festgewand staunen, das an diesem Tage die Welt aller Orten trage, dann vor der Büste Schiller's, dessen edle Züge ihnen dunkle Erinnerungen wach rufen, von ihrer dritten Schwester Atropos an den Trauertag gemahnt werden, an dem sie dieses Heros Lebensfaden abzuschneiden wehmüthig sich entschließen mußte; wie auch dann diese den Wunsch jener thöricht schilt, daß einem solchen Sterblichen die Hand des Todes nicht hätte nahen sollen, da sie ihn vielmehr aus einem Jammerthale, von der undankbaren Mitwelt ihm geschaffen, erlöst habe: da wird vor den ungläubigen Schicksalsgöttinnen dem Dichter von dem eintretenden Apollo Musagetes Leben im Olymp vindicirt; da erscheint Klio, die Muse der Geschichte, seinem Namen auch auf ihrem Wissensgebiete die Unsterblichkeit zu bezeugen; da gruppiren sich zu beiden Seiten des Postaments die sieben Künste und schmücken das Bild des Edlen und Herrlichen; da preisen Klio und Musagetes im wahrhaft schönen Wechselgesang des Vollendeten Namen mit Anknüpfung an die Meisterwerke seiner Muse; da reicht endlich Apollo selbst dem Haupte des Dichterfürsten den wohlverdienten Siegeskranz,

Da mir der Dichter die Mittheilung seiner lieblichen Schöpfung gestattet hat, so mache ich gern von dieser Erlaubniß Gebrauch, und bin überzeugt, daß sie den Lesern willkommen sein wird.

Zu Schiller's einhundertjähriger Geburtstagsfeier. Ein Vorspiel als Prolog von Moritz Horn.

Personen:

Klotho, Lachesis, Atropos, die drei Schicksalsgöttinnen. Musagetes. Klio, die Muse der Geschichte. Poesie, Architektur, Malerei, Skulptur, Schauspiel, Musik, Tanz, die sieben Künste.

(Antike Vorhalle zu einem Saal, der festlich geschmückt ist. Die Halle selbst ist matt erleuchtet. Zur Seite rechts vom Zuschauer auf einem Postamente die Büste Schiller's. Atropos sitzt links auf verhangenen Stufen, in der Mitte steht Lachesis und Klotho mit Rocken und Spindel.)

Lachesis.

Wir sind gewandelt durch der Menschen Land;
Noch nicht erklang der Ton der Scheere Atropos! —

Nun laßt uns Raſt in dieſer Halle finden.
Ein menſchlich Regen fühlt die kalte Bruſt,
Und mir ermatten will die Kraft des Schrittes.

Klotho.

Doch laden wir nicht Pluto's Zorn auf unſer Haupt,
Wenn müßig träumt die Flut im Acheron,
Weil keine Schatten überführt der dunkle Kahn? —
Das Schickſal darf nicht Raſt, nicht Ruhe finden,
Und unaufhaltſam fällt von dieſem Rocken ſchnell,
Schwarz oder weiß die Wolle, die du ſpinneſt.

Lacheſis (zu Atropos einen Schritt vortretend.)

Sprich, Atropos, iſt uns die kurze Ruh' vergönnt?
Du Weiſeſte von uns, den Schweſtern,
Und die Gewaltigſte, denn dein iſt alle Macht.
Ein Wink von dir, die Spindel ruht und auseinander ſpringt
Der Faden flatternd in zerſchnitt'ne Ende.

Atropos (langſam das Haupt hebend.)

Was fragt ihr noch? ſaß ich nicht ſelbſt
Auf dieſe Stufen nieder?
Seht ihr nicht ſinnend des Geſichtes Züge?
Zu Füßen ruht die Scheere mir, ich will, es ſoll
Der dunkle Nachen nicht die Fluth durchſchneiden,
Und träumen ſoll der Fährmann an dem Acheron. —
Gewalt'ges ſeh' ich aus vergang'nen Tagen
An mir im Nebelkleid vorüberſchreiten,
Und Trauer will ich über meinem Haupte ſammeln.
(vor ſich hinblickend.)

Klotho (zur Lacheſis.)

So ſah ich unſre Schweſter nie.

Lacheſis.

Ja, ſonderbar!
Bewegt fühl ich mich ſelbſt.

Klotho.

Iſt es der Ort,
Wie, walten hier, verborgen, mächt'ge Kräfte?

Lacheſis.

Schau' ich umher, ſind' ich auch hier
Heut Feſtesglanz.

Klotho.

Wo wir auch weilten heut,
All, überall trug Feſtgewand die Welt,
Und ſalbte ſich die Stirn vom Kranz geziert.

Lacheſis.

Wir, die der Menſchen wandelnde Geſchicke leiten,
Erfahren müſſen wir, warum die Welt erfreut
Den Tag begeht, als ſei's der ſel'ge Tag,
Da, aus des Meeres Schaum geboren,
Die Schönheit ſtieg in göttlicher Geſtalt.

Atropos (bei Seite.)

Vergeßliche!

Lacheſis.

Sieh, Schweſter, dort das Bildniß.

Klotho.

Eines Sterblichen.

Lacheſis.

Die breite Stirne wölbt den vollen Bogen.

Klotho.

Den kühnen Blick verrathen dieſe Augen noch,
Die kalt und todt jetzt wie das Schattenreich.

Lacheſis.

Welch' edler Schnitt in des Geſichtes Zügen!
Fürwahr, ſolch Haupt trug keiner aus der Menge.

Klotho.

Wie Dämmer webt's in meiner Seele, und herauf
Steigt ein Gedächtniß, daß bekannt er uns,
Deß Abbild dieſe Halle ziert und weiht.

Atropos.

Ihr kennt ihn nicht? Vergeßliche!
Den Sklaven der gewalt'gen Stunden,
Den Menſchen gleich,
Die wohnen auf dem trüglichen Planeten.

Lacheſis.

Du zürneſt uns? — Ein harter Tadel! Wir
Dem Menſchen gleich! der nimmer weiß, was ihm
Die nächſte Stunde ſchwarzverſchleiert bringt.

Atropos.

Doch wie vermochtet ihr ſein Bild zu wahren
In dem Gedächtniß? — flüchtig nenn' ich euer Amt. —
Du, Klotho, knüpfſt des Lebens Faden an,
Du ſpinnſt ihn ſorglos, Lacheſis! In wechſelnder Geſtalt
Sauſt hin das Leben bald, — kaum noch erkennt
Der Blick es in des wilden Sturmes Armen, —
Bald ſcheint ſein Lauf ein Stillſtand, wie der Quell,

Der zwiſchen Blumen ſeinen Spiegel zeigt;
Und weil ſolch Leben vor dem Auge ruht,
Entwöhnt der Blick ſich von dem Ruhevollen.

Klotho.

Wir thun, was unſres Amtes, und es iſt
Nicht unſre Pflicht, das Leben zu betrachten,
Das von dem Rocken, von der Spindel läuft.

Lacheſis.

Denn wir ſind dienſtbar dem, vor deſſen Thron
Die Schatten ſich verſammeln,
(zur Atropos) die du ſandteſt.

Atropos.

Mir iſt allein das ſchwere Amt verliehen,
Zu ſchneiden von einander eures Fadens Länge.
Nie ſaht ihr jenen letzten Blick im Menſchenauge,
Wenn er, noch bittend um die Lebensſtunden,
Unfreiwillig ſchweren Abſchied nimmt von ſeiner Erde.
Wer dieſen Blick geſeh'n wie ich — Zahl nicht zu nennen —
Wer dieſen Blick geſeh'n aus jenen Augen,
Die kalt und leer jetzt dort das Bildniß trägt,
Dem bleibt es unvergeßlich in der Seele haften.
Mit tiefer Wehmuth legt' ich an die Scheere,
Und zitternd ſank die Hand bei dieſem Schnitt.
Das Bild dort iſt des todten Schiller Büſte.

Klotho.

Fürwahr es iſt's.

Lacheſis.

Beſchämt bekennen wir
Das Unrecht, daß wir ſein vergaßen.

Klotho.

Als ich auf Jupiter's Befehl den Faden knüpfte,
Da überkam mich eine Ahnung, ſeltſam, wie noch nie,
So oft ich band die Wolle um den Rocken.
Von künft'ger Größe ſtand in dieſes Kindes Augen
Geſchrieben eine Schrift, doch klar nur zu entziffern
Den Göttern droben in des Lichtes Sphären.

Lacheſis.

Ihr Schau'n iſt Wahrheit, nur das Schickſal geht
Auf nachtbedeckten, ahnungsvollen Bahnen.
Auf ſolchen ſind wir uns begegnet, Schweſter!

Denn zu mir rief, wie aus den Sternen nieder
Der Stimmen eine: nie wird dieſes Leben enden,
Unſterblich ſoll es ſein.

Klotho.

In meiner Hand
Begann das Kind, das feine, zartgebaute,
Den erſten Gang durch's Leben, oft bedroht
Von ſchlimmer Krankheit ſchon im erſten Keimen.

Lacheſis.

Als von der Spindel Jahr um Jahre liefen,
Sah ich der Jugend kühnen, tiefen Blick.
Des Adlers Augen iſt er eigen nur,
Weil er dem Sonnenwagen folgt als Jovis Vogel. —
Auf einem Halſe blendend weiß und rein,
Erhob das edle Haupt der Stirne Majeſtät.
Ein freundlich Lächeln lag im Angeſicht,
So hold gebreitet wie Aurorens Gruß,
Den ſie, die Roſenfingrige, dem Tage ſendet. —
Als er in kühnem Jugenddrang den Zwang zerriß,
Die Mauer überflog, die Mars, dem wilden Gott,
Und nicht Minervens Weisheit dienſtbar war,
Da bebte ſeines Lebens Faden in der Hand, ein Sturm
Bedrohte das Gewebe unter meinen Fingern.

Noch war mir nicht vergönnt, der Blumen eine
Zu weben in das Netz der wirren Tage,
Bis ihn in ihren Schooß die ſtillen Haine nahmen,
Und die Dryaden, die an Wieſenquellen wohnen,
Ein ſtill Aſyl bereitet, fern der Menſchen Treiben; —
Bis in das dunkle Haus, in dem wir weilen,
Ein namenloſes Werk vollbringend —
Der Sohn der allgewalt'gen Liebe Kunde gab,
Daß ſie berührt ihn mit dem Zauberſtabe. —
Nie meint' ich, daß ſich ſolches Leben ende.
Ja, zu dem Sitze der Unſterblichen ſah ich
Ihn wandeln auf noch nie betretnen Bahnen.
Nur tauſchen würde er die menſchliche Geſtalt,
Und nehmen des Olympos Götterformen.

Atropos.

Unſterblich! wahrlich bittern Hohn ſpracht ihr,
Und menſchlich — kindlich nenn' ich eure Worte.

Klotho, Lacheſis.

Wie!

Atropos.

Saht ihr ſein Leben hingeſtreckt auf's letzte Lager? —
Wißt ihr, wer daran ſaß mit hohlen Augen?
Das Elend hütete ſein kahles Sterbebett,
Das Elend in nur halb bedeckter Blöße.
Der Menſchheit ganzer Jammer hielt den Mund,
Dem fieberheißen, die zerſprung'ne Waſſerſchale,
Die Armuth hob ſein Haupt zum Trunk empor,
Ein alter Diener theilte mit ihr dieſe Liebespflicht,
Sonſt Niemand bei dem armen Erdenſohne.
Das habt ihr ihm geſponnen! Trauriges Gewebe! —
Erlöſung war der Scheere letzter Schnitt.

Klotho, Lacheſis.

Wehe!

Atropos.

Nur einer ſchwachen Kerze Stumpf warf auf den Sarg,
Aus ſchlechtſten Brettern ſchlecht gefügt,
Den zwitterhaften Schimmer.
Die dunkle Nacht trug ihn hinaus auf ihren Schultern,
Kein Leid ging nach mit rothgeweintem Augenpaar.
Wer ſo beſtattet ward, unſterblich er?
Nein, nimmermehr! Er ſitzet nicht am Göttermahl,
Ihm füllet Hebe nicht die Nektarſchale,
Er hört der Muſen Sang nicht, ſchauet nicht
Der Horen Tänze, nicht der Grazien Reigen,
Er wandelt wie die Schatten alle wandeln
Am öden Strande hin des dunklen Trauerfluſſes.

(Die Halle wird plötzlich ſonnenhell.)

Muſagetes (tritt ein.)

Er lebt!

(Die Parzen verhüllen vor dem Lichte das Geſicht.)

Wenn der Gott, des Irdiſchen entkleidet,
Flammend ſich vom Menſchen ſcheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt,
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts und des Erdenlebens
Schweres Traumbild ſinkt und ſinkt und ſinkt.
Des Olympos Harmonien empfangen,
Den Verklärten in Kronions Saal,

Und die Göttin mit den Roſenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

(Eine ſanfte Muſik, Flöten und Oboen, erklingt.)

Klio tritt ein.

Klio.

Er lebt, um nie zu ſterben, denn es kann
Sein Name nie erlöſchen in dem Buch,
In das ich, die Geſchichte, ſchrieb den Herrlichen.
Meinſt Tochter du der Nacht, es habe Scherz
Zu Spiel und Tanz die Halle heut bekränzt?
Habt ihr ihn nicht gehört, ihr dunklen Schickſalsſchweſtern,
Auf eurem Wanderzug, den Jubel aller Welt?

Muſagetes.

Seid ihr dem heil'gen Ernſte nicht begegnet,
Der hin nach ſeinem Standbild Wallfahrt hält,
Hoch aufgerichtet in der Stadt, durch deren Thal
Die muntre Ilm beſung'ne Wellen treibt?

Klio.

Saht ihr vor jenem Bildniß nicht die Schaaren
Der Jugend, wie des Alters dankbar hingegoſſen,
So ſühnend, was die Vorwelt ſchwer verbrach?
Wißt ihr es nicht, daß man das Haus
Wie einen Tempel ehrt, in dem vor hundert Jahren,
Heut, Klotho, ihm des Lebens Faden angeknüpft!

Muſagetes.

Euch war es nicht vergönnt, die Klarheit anzuſchauen —
Auf Augenblicke nur zerreißt der Ahnung dunkler Schleier,
Und läßt im Licht euch große Zukunft ſehn,
Sonſt, ſonſt hättet ihr nur Wolle ſilberweiß
Gelegt um euren Rocken.
Dunkeles Geſpinnſt habt ihr vollbracht,
Und wenig war des Lichtes drinnen.
Der edle Sänger aber, dankbar für den ſchwachen Glanz,
Beſang im Lied euch, herbe Parzenſchweſtern,
Dich, Klotho, meinend:

Oft haſt du Dornen an den Faden,
Noch öfter Roſen d'ran gereiht,
Für Dorn und Roſen an dem Faden
Sei, Klotho, dir dies Lied geweiht.

Ihr habt ihm ſchlecht gedankt für dieſes Liedes Weihe.

Lacheſis.

Wir klagen, daß dem Edlen
Ein ſolches Daſein wurde.

Klotho.

Wir ſchau'n mit tiefer Rührung
Auf dieſes Bild.

Atropos.

Doch dienen wir Geſetzen,
Urewig eingegraben
Auf eh'rnen Tafeln,
Die droben ruhen
Auf den Knien des Zeus.

Muſagetes.

Dir, Atropos, allein zürnt meine Seele nicht,
Du gabſt durch deinen Schnitt ihn mir und ich
Hab ihn geführt in's Reich, das ſein, weil er's begründet.
Denn nur der Körper eignet euch, den Mächten,
Die das dunkle Schickſal flechten.
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Geſpielin ſeliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Geſtalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln ſchweben,
Werft die Angſt des Irdiſchen von euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich.
Frei machte er den eignen Geiſt und alle Menſchengeiſter
Vom Drang des Daſeins, von den engen Schranken.
Was Großes, Edles, Ewiges, in ſeinem Herzen Urſtätt hatte,
Das lebt im Lied aus ſeiner Lyra Saitenſpiel.

Klio.

Kurzſicht'ge Menſchen meinten ihn berufen
Zum Arzt, zum Helfer in der Krankheit Nöthen.
Noch tief're Wunden giebt's, als die des Lebens.

Muſagetes.

Ich rief ihm zu! Heil' jene — und er ſchrieb.
Schaut hin, wen ich ihm zum Geleite gab.

(Die Künſte mit ihren Attributen erſcheinen unter ſanfter Muſik, ſchmücken das Poſtament und gruppiren ſich zu beiden Seiten.)

Muſagetes.

In ſeinen Werken huldigt ihm der Künſte Sieb'ngeſtirn;
So ſtieg er zur Unſterblichkeit hinan.

Klio.

An meiner Seite saß der edle Sänger nieder.
Begeistert lauschte er, wenn ich vor seinem Blick
Aufrollte jene Zeit, da frech im Alpenland
Der Vögte Willkür schalt, bis Geßler fiel
Als Sühnungsopfer für die Tyrannei,
Die keine Hütte sicher ließ und keine Unschuld frei.

Musagetes.

Umkleidet von der Kunst entstand sein Wilhelm Tell.

Klio.

Die Zeit, die dreißig Jahr die Welt verheert,
Stieg auf vor ihm aus der Geschichte Blättern.
Er sah das Lager wimmeln von der Krieger Schaar,
Die jener seltne Feldherr rief in's Böhmerland,
Der an die Sterne band das Leben wie die That.

Musagetes.

Und seine Kunst schuf sich den Wallenstein.

Klio.

Er las den Ruf des unterdrückten Heldenvolkes,
Der Niederländer Noth, den Jammer der Provinzen —
Entrüstet schwoll sein Herz.

Musagetes.

Ein edles Bild
Der Freundschaft und der höchsten Menschenliebe
Schloß seine Kunst in einen Rahmen ein,
Den Marquis Posa und Don Carlos, den Infant.

Klio.

Ich führte ihn im Geist zurück in jene Zeit,
Als über England herrscht' Elisabeth.
Ein Federzug von ihr und in den Staub
Entrollt ein königliches Haupt.

Musagetes.

Maria Stuarts rührend schöne Klage:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland,

Verflocht er in das Bild, das seine Kunst uns gab.

Klio.

Nach Dom Remy ging er, von meiner Hand geleitet,
Wo jene Jungfrau einst das Licht erblickt,

Die, wie die Heil'ge, Schwert und Fahne tragend,
Vor Orleans den Feind von Frankreichs Lilien ſchlug.

Muſagetes.

Der Dichter reichte ihm, dem frommen Hirtenkind,
Die Götterrechte dar und ſchwang mit ihm
Sich zu den Sternen auf.
Mit einer Glorie hat er jene Schäferin umgeben,
Sie ſchuf ſein Herz, unſterblich wird Johanna leben.

Atropos.

Klar und unabänderlich
Fühlen wir es heut bewieſen:
Mit den Künſten an die Götter
Knüpfet ſich der Menſchen
Stanbgeborenes Geſchlecht.

Muſagetes.

Sie führ'n es im verborg'nen Lauf
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer ſchön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter ſtill hinauf.

Klio.

Wie er mit ſeiner Dichterkraft ein farbig Bild
Prachtvoll, prangend über's Leben ausgegoſſen,
Das klingt wie einer reinen Glocke Ton
Aus jenem Lied, das heut vieltauſendfach
Im Herzen froher Menſchen wiedertönt;
Das hier im Saal entzückte Schaaren bald
Verſammeln wird zu der Gedächtniß Feier.

Muſagetes.

So folgt mir Künſte nach, das Lied zu hören,
Das er ſich ſelber ſang zum Ruhm, zu ſeines Namens Ehren.
Doch unſichtbar ſei unſre Gegenwart.
Wenn ausgeklungen iſt der letzte Ton des Liedes,
Dann hält ihm Göthe's Geiſt der Feier würdigſte.
Er, der auch unſer bleibt, ſein Name glänzt
Hell auf der Tafel der Geſchichte, wie der deine,
Du edler, heimgegang'ner Dichterfürſt.
Der Menſchheit Würde war in deine Hand gegeben,
Du haſt ſie treu bewahrt, du ſchmückſt den Kranz
Nicht er die Stirn, auf die ich ſelbſt ihn lege.
(Bekränzt die Büſte.)

Klio.

Ihr aber, Unnahbare, wandelt fort
Aus dieser Halle hochentzückten Räumen!
Der Künste Frieden hält heut Festzug durch die Welt.

(Klio, Musagetes, die Künste im Zug ab.)

Klotho.

Klar und unabänderlich
Fühlen wir es heut bewiesen:

Lachesis.

Mit den Künsten an die Götter,

Atropos.

Knüpfet sich der Menschen
Staubgeborenes Geschlecht.

Diesem Prologe wurde ungetheilter Beifall gespendet, und zwar mit um so vollerem Rechte, als auch die Darstellung, nicht nur gestützt von einer antiken Kostümirung, sondern auch von einer klassischen Würde des Auftretens getragen, dem Geiste der Dichtung völlig gerecht ward.*)

Hieran schloß sich die Aufführung des „Liedes von der Glocke" nach der Komposition von Romberg, ausgeführt von der Liedertafel, dem Orpheus und dem Gymnasialchor unter der Leitung des Gesangdirektors Lorenz. Zum Schlusse wurde Göthe's „Epilog zu Schiller's Glocke" vorgetragen.

Aus den Hallen des Schauspielhauses, das im Innern mit freundlichen Festons, von Außen aber mit einem weithin prangenden, das kolossale Brustbild des Dichters darstellenden Transparent geschmückt war, wallte man nach dem Marktplatze, der durch die an diesem Abende angezündeten vor dem Eingange des Rathhauses befindlichen Gaskandelaber in hellem Lichte strahlte, und zu dessen weiterer Festbeleuchtung auch aus mehren Privathäusern hervorblitzende bengalische Flammen und ein vorwiegend von Mitgliedern der Liedertafel ausgeführter Fackelzug das Ihrige beitrugen. Letztere erfreuten dann die trotz der scharfen Abendluft treu ausharrenden Zuhörer aller Klassen der Bevölkerung durch einige Lieder patriotisch-poetischen Inhalts, unter Leitung des Gymnasiallehrers Böhmer von Männerchören unter Musikbegleitung vorgetragen.

---

*) Die Hauptdarstellenden waren: Frau Assessor Horn als die Parzenschwester Atropos, Frau Oekonomieverwalter Ende als Parze Klotho, Frau Doktor Jentsch als Parze Lachesis, Fräulein Michaelsen als Klio, die Muse der Geschichte, Gerichtsamtsaktuar Oppermann als Apollo Musagetes. Die übrigen Mitwirkenden waren die Tochter des Staatsanwalts Rätze (Poesie), die ältere Tochter des Bezirksarztes Dr. Just (Musik), die zweite Tochter des Eisenbahndirektors Exner (Malerei), die Tochter des Kaufmanns Naumann (Skulptur), zwei Töchter des Kaufmanns Winkler (Architektur und Schauspielkunst), und Fräulein Reinhardt aus Chemnitz (Tanzkunst.)

Seit Einbruch der Dämmerung aber winkte bereits von dem Portale des Hotels „zur goldnen Sonne" herab die flammende Deviſe

SO FEIERT IHN! DENN WAS DEM MANN DAS LEBEN
NUR HALB ERTHEILT, SOLL GANZ DIE NACHWELT GEBEN

und zeigte damit den Ort an, wo der dritte und letzte Akt der Geburtstagsfeier des großen Dichters begangen werden ſollte. Durch die weiten, mit Tannengewinden und Blumenkränzen gezierten, durch bunten Lampenglanz lockenden Vorhallen gelangten die Theilnehmer des Feſtmahles in den großen Saal des Hotels, der auf's Herrlichſte dekorirt war, und wo vor Allem die Büſte des gefeierten Dichters mit dem darüber leuchtenden Transparent: „Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze; bildet Schönes, du streust Keime des Göttlichen aus!", ſo wie ſeitwärts die berühmte Weimar'ſche Schiller-Göthe-Gruppe in einem Lichtmeer thronend in's Auge fiel.

Geiſtvolle Toaſte verſchönerten das Mahl von 232 Gedecken, bei welchem die gehobenſte Stimmung herrſchte. Bürgermeiſter Haberkorn brachte dem Könige ein Hoch aus, indem er in gewandtem Uebergange mit wenigen, aber gediegenen Worten von dem Dichterfürſten auf den fürſtlichen Dichter und gelehrten Dichterkenner „Philaleth" hinleitete; Profeſſor Direktor Dr. Kämmel aber gab folgenden Trinkſpruch:

Es ſoll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wandeln auf der Menſchheit Höhen.

Was ruft in einem Gefühle das ganze Volk zuſammen?
Was zündet in Aller Herzen der Freude helle Flammen?
Ein großer Name einet im Süden und im Norden,
Die ſonſt in bittrem Hader entzweit ſich fremd geworden;
Vor einem Bilde ſenken ſich friedlich alle Fahnen,
Die ſonſt im Winde flattern auf weit getrennten Bahnen.
Die Edlen rings im Volke, geſchmückt mit Glanz und Ehren,
Ich ſehe ſie Alle freudig zu ihm die Blicke kehren;
Der Jugend Schaaren ſeh' ich mit Luſt heran ſich drängen
Und lauſchen dann in Andacht der Männer Feſtgeſängen.
Doch welcher Zauber bindet ſo mächtig unſre Seelen,
Daß in dem großen Feſte kaum Einer möchte fehlen?
Nun, was iſt dieſer Stirne, was dieſem Antlitz eigen,
Das auf uns niederſchauet in heilig ernſtem Schweigen?
Das iſt des Geiſtes Adel, der kühn zum Höchſten ſtrebet
Und, wie in heiterem Aether, in reinem Lichte webet;
Und Licht und Aether miſcht er zu prächtig leuchtenden Bildern,
Der Herzen tiefſte Sehnſucht und höchſte Luſt zu ſchildern.
Und ob vor ihm die Erde, die wirre, kampferfüllte,

Mit Wolken sich umzöge, in Schatten sich verhüllte:
Er läßt über Schatten und Wolken die lichten Bilder schweben
Und frei den freien Gedanken aus Wirrsal sich erheben.
Und ob ihn niederzöge die Erde kalt und kahl:
Eins rettet er dem Herzen mit Stolz: das Ideal. —
Ich nannte keinen Namen. In dieser Tafelrunde
Fließt doch der rechte Name von jedem, jedem Munde.
Er lebt vor uns, der Sänger, wie er in kühnem Wagen,
Die Freiheit sich zu retten, das herbste Weh getragen;
Wie er, gedrängt und darbend, doch tapfer durchgedrungen
Und frisch dem dürren Leben das Schönste abgerungen;
Wie er mit Ernst gestanden im strengen Dienst der Wahrheit
Und muthig auch durch Nebel gesucht die volle Klarheit;
Wie dann die Musen wieder ihm treu und hold gewesen,
Ja ihn vor tausend Andern zum Liebling sich erlesen;
Und wie er, durchgebildet zu künstlerischem Walten,
So frei und leicht geschaffen die edelsten Gestalten.
Ich sehe sie kommen, schreiten in feierlich ernster Reihe,
Lebendig, klar, umflossen von ächter Dichtung Weihe;
Und hinter ihnen erfüllen sich große Weltgeschicke,
Erfaßbar kaum dem Denken und nah doch jedem Blicke.
Ob ihn dann niederbeugte des Lebens Qual und Schwere,
Und früh den Lebensfaden ihm riß der Parzen Scheere:
Er lebt! er lebt! — So klingt es durch hundert frohe Lieder,
Er lebt! So hallt es heute durch alle Lande wieder.
Wohlan, er lebe, lebe durch aller Zukunft Zeiten,
Sein Volk zum Idealen, zum Ewig-Schönen zu leiten,
Die Jugend zu begeistern, die Männer zu beglücken,
Mit holder Anmuth Kränzen der Frauen Stirn zu schmücken.
Und was die Herzen hoffen, und was die Lieder singen,
Das sollen in ihrer Sprache nun auch die Gläser klingen.
Empor, empor die Gläser! Es lebe fort und fort
Des hohen Sängers Name und seiner Lieder Hort.

Noch andere Toaste reihten sich an. So feierte Advokat Hensel Schiller als deutschen Dichter, Kaufmann Ginsberg ihn als den Verehrer und Liebling der Frauen, Konrektor Lachmann ihn als den Bildner der Jugend, und Pastor Primarius Dr. Klemm gedachte des deutschen Glaubenshelden Martin Luther. Zum Beweise, wie glücklich diese Erwähnung war, mag es dienen, daß unwillkürlich das Trutzlied der evangelischen Kirche „Ein' feste Burg ist unser Gott" angestimmt ward. Noch verdienen die Xenien hervor-

gehoben zu werden, welche Konrektor Lachmann ſprach. Sie zeigen ächtem Humor, und ich theile ſie daher für die Leſer mit.

1.

In deine Schriften haſt du eingeſchloſſen,
O Schiller, deines hohen Geiſtes Mark,
Uns aber hat bisher es nie verdroſſen,
Den Sinn zu ſuchen, den die Schrift uns barg.
Die neue Zeit, die Alles leichter macht,
Sie hat auch hier Erleichterung gebracht.
Daß deinen Geiſt man ſchnell begreife,
Wäſcht man ſich jetzt mit Schillerſeife.

2.

Um Schiller und um Göthe haben viel geſtritten
Die Deutſchen, wer von beiden ſei von beſſerm Holz.
Solch Disputiren müſſen wir uns jetzt verbitten:
Wir ſtreiten jetzt um Gabelsberger und um Stolz.

3.

Mit Fahnen läßt du deine Jungfrau decken,
Als Todesſchauer ſie zu Boden ſtrecken.
Sonſt mochten *eines* Heeres Fahnen reichen,
Jetzt braucht man vieler Heere Ehrenzeichen;
Denn ſollen ſie die Todte ganz verſtecken,
Sie müſſen auch die Krinoline decken.

4.

Den Mephiſtopheles hat Göthe ausgegeben;
Doch ſcheint er hinter deinem Namen auch zu ſchweben.
Denn was bei deinem Feſt trifft unſern Blick?
Sieh da, den Pferdefuß der Politik.

5.

Dein Genius, o Schiller, mag ſich freun,
Jetzt kannſt du deiner Größe ſicher ſein;
Man feiert ohne Bangen dich in Wien
Und zankt ſich deinetwegen in Berlin.

6.

Vor deinen Feinden haſt du dich geſchützet,
Vor deinen Freunden kannſt du es nicht mehr.
Sieh, wie ſich das auf deine Schultern ſtützet,
Und deklamirt dir über's Haupt daher.
Je mehr ſie dich in Weihrauchdampf verſtecken,

Beleuchten ſie ihr eignes Angeſicht.
Der todte Leu iſt nicht mehr zu erwecken;
Was duldet denn ein todter Löwe nicht?

7.

Hat man in Arnſtadt nicht und in Gotha die Glocken geläutet?
Du aus himmliſchen Höhn blickeſt verwundert herab.
Wundre dich nicht, was man einſt bei deinem Sterben verſäumet,
Holt man am Tag der Geburt heute gefällig dir nach.

8.

Seid einig, einig, einig! Alſo riefeſt du
Durch deines Attinghauſens greiſen Mund uns zu,
Doch weißt du auch, warum wir zögernd dein Gebot
Noch nicht befolgt auch in der allergrößten Noth?
Es ſchien uns theure Pflicht, um recht dich zu erheben,
Bis dieſen Tag uns den Gehorſam aufzuheben.
Sieh, einig, einig, einig ſind wir dir zur Feier,
Ganz Deutſchland preiſt mit einem Munde deine Leier.
Und morgen? Alſo hör' ich's durch die Lüfte wehn.
Hm morgen? Ja wer kann für morgen ſtehn?

9.

„In Jena und Weimar macht man Herameter, wie der,
Aber die Pentameter ſind noch viel erſchrecklicher."
Alſo trumpfte dich Schlegel, und heut' noch rümpft man die Naſen,
Daß ſo holprig und rauh deiner Herameter Gang.
Glätter, das muß man geſtehn, ſind die Verslein unſrer Poeten,
Fließen ſo plätſchernd daher, glatt wie der Regen vom Dach.
Aber der Regen verläuft und ſammelt ſich raſch in dem Rinnſal,
In der Vergeſſenheit Meer eilet die wäſſrige Flut.
Dich hat Feuer des Zorns, der Begeiſterung Glut dich getrieben,
Und wie der Flammen Gezack brennet der eckige Vers.
Wer mit der Glätte des Stahls einſt einet das Glühen der Flamme
Und in die Seelen, wie du, ſendet den zündenden Strahl,
Dieſen Poeten, den Zukunftsdichter germaniſchen Volkes,
Laßt uns grüßen ſchon heut, grüßen mit feurigem Hoch!

Nachtrag.

Kurzſichtig haſt du, Schiller, nicht beachtet,
Daß Dichtungsmangel äußrer Glanz ergänzt:
Du haſt den Wein, wonach dein Volk geſchmachtet,
Im allerſchlichteſten Gefäß kredenzt.
Sieh da, wie jetzt die neueſten Poeten

In goldnem Glanz uns ſchmuck entgegentreten.
Wir laſſen jetzt, um Königen zu gleichen,
Uns laue Milch in goldnen Bechern reichen.

Auch noch in vielen andern geſelligen Kreiſen der Stadt wurde der Geburtstag des großen Dichters in erhebender und würdiger Weiſe gefeiert.

Die Dörfer in der ſüdlichen Oberlauſitz, zumal in d.r Umgegend von Zittau, tragen ein ganz anderes Kulturgepräge, als die im preußiſchen Antheile. Während dort Handel und Gewerbe ſtark entwickelt ſind und in einigen ländlichen Ortſchaften die Weberei, Damaſtbereitung und andere Zweige der Induſtrie nicht bloß Hunderte, ſondern Tauſende fleißiger Hände beſchäftigen, der lohnende Erwerb aber die Bevölkerung ſo vermehrt hat, daß manche Dörfer volkreicher ſind als viele Städte: iſt in der nördlichen Oberlauſitz der Ackerbau die faſt ausſchließliche Beſchäftigung der Bewohner, induſtrielle Thätigkeit kommt nur vereinzelt vor und die Bevölkerung iſt daher weit weniger dicht. Dort findet man mehr Sinn und Empfänglichkeit für das Ideale im Leben: hier dagegen herrſcht der Sinn für das Reale vor und die Bildungsſtufe iſt durchſchnittlich eine andere. Daraus erklärt es ſich, daß in mehren Dörfern der ſächſiſchen Oberlauſitz eine Schillerfeier gehalten werden konnte, während unter denen des preußiſchen Antheils Rauſcha das einzige Dorf iſt, wo eine derartige Feſtlichkeit Statt gefunden hat.

Großſchönau.

Die Säkulargeburtstagsfeier unſers großen Nationaldichters Friedrich Schiller iſt auch dort nicht ſtill vorübergegangen, vielmehr iſt das Mögliche gethan worden, um ſie nach Maßgabe der verfügbaren Kräfte würdig zu begehen. Die Feſtgenoſſen vereinigten ſich im Saale des Weinhauſes, der mit ſchönen Topfgewächſen ausgeſchmückt war. Die Büſte Schiller's war mit Epheu und Lorbeer bekränzt. Nachdem der Geſangverein einen Theil des Feſtliedes „An die Künſtler", komponirt von Mendelsſohn, vorgetragen hatte, betrat der Direktor des Knaben-Inſtituts Dr. Wäntig das ſinnig mit Grün geſchmückte Podium und hielt nachſtehende Anſprache.

Hochgeehrte Feſtverſammlung.

Wie in allen Gauen des deutſchen Vaterlandes, ſo ſchlagen auch unter den Söhnen und Töchtern und allen Inſaſſen der „ſchönen Au", auf der wir „leidlich" wohnen, tauſend Herzen in hoher Gluth für den erhabenen Genius, deſſen Andenken eine ſo allgemeine und faſt beiſpielloſe Verehrung bewieſen wird.

Wer dürfte daher fragen, was dieſe Frage bedeuten ſoll, — heute am 10. November des Jahres 1859, wo im ewig wechſelnden Fluge der Zeiten der volle Kreislauf eines Jahrhunderts ſich abſchließt, ſeitdem am gleichen

Jahrestage des 18. Jahrhunderts Friedrich Schiller zu Marbach in Würtemberg das Licht der Welt erblickte? Giebt nicht die durch alle Stände und Lebensalter verbreitete Festfreude und Festbegeisterung das lauteste Zeugniß, daß sich an die Geburt jenes schwäbischen Bürgersohnes eine reiche Fülle der edelsten Segnungen für das gesammte Vaterland geknüpft haben müsse?

In der That hat die dankbare Nachwelt, indem sie den heutigen Tag zu einem Erinnerungsfeste für ihren großen Dichter weihte, zunächst die Gnade des Himmels nicht hoch genug zu preisen, die an jenem 10. November des Jahres 1759 die Gebete eines frommen Vaterherzens für die geistige Begabung des ihm geborenen Sohnes in eine ungeahnte, überreiche Erfüllung gehen ließ.

Denn in dem ganzen deutschen Dichterwalde ist keines Sängers Harfe in lieblicheren Tönen erklungen, als die, deren Saiten Friedrich Schiller schlug, der hochgefeierte Dichter des heutigen Tages, der Liebling der Grazien und der Musen.

Und wer könnte daran zweifeln, daß eine hohe, göttliche Begnadung schon das Siegel der Weihe mit unauslöschlichen Zügen der Stirn jenes Neugeborenen vom 10. November 1759 eingedrückt habe?

Darum, im Augenblicke dieser hehren Festfeier, ziemt es auch uns, der himmlischen Mächte gnädiges Walten hoch zu verehren.

Denn eben das ist der große Gegenstand der Festfreude, die sich an die Wiederkehr dieses 100. Geburtstages anknüpft, daß der gefeierte Name dieses Dichters für alle künftigen Zeiten auf das innigste mit der Dichtkunst, dieser holdesten Trösterin des Lebens, sich vermählt hat.

Wo nur irgend ein Herz auf den Wellen des Wohllautes die Klagen der Sehnsucht und der Liebe, die Empfindungen der Trauer oder den begeisternden Zauber der Hoffnung in den goldenen Tönen der Muttersprache athmet, da entströmen ihm Klänge der Erinnerung aus dem lyrischen Vermächtnisse des heute gefeierten unsterblichen Dichters.

Da giebt es kaum eine Situation unseres höheren Gemüths- und Geisteslebens, welche die Anmuth und Würde seiner erhabenen Poesie nicht menschlich geadelt und sittlich verschönt hat.

Ueberall klingen die goldenen Sprüche Schiller's wie jene geheimnißvollen Orakelkunden an unser Ohr, und wo die Weihe des Dichterwortes noch offene Herzen findet, da huldiget man der Muse Schiller's. Der höchste Zauber jedoch, welcher mit seinem Namen verbunden ist, liegt in der hohen Bedeutsamkeit, die er als Schöpfer jener idealen Gebilde der dramatischen Kunst sich erworben hat. Die Heldennamen seines schaffenden Genius in diesem erhabenen Gebiete sind eine Stufenleiter von Denkmälern eines unvergänglichen Ruhmes, wie sie kein zweiter unter den Heroen der deutschen Dichtkunst aufzuweisen vermag.

Und wie staunen wir, wenn sein hoher Geist mit philosophischem Scharfsinn sich die dunklen Geheimnisse der erhabenen Kunst zu deuten sucht, deren reinster und edelster Priester er selbst war?

Und welche Farbengluth umfließt die Gestalten großer Vergangenheit, wenn er den Griffel der Geschichte ergreift und in lebendigem Feuer mit einem für die ganze Menschheit glühenden Herzen, als Prophet der Wahrheit, Vertheidiger der Unschuld und Verkünder wahrer Freiheit auftritt!

Mit einem Worte — welche menschliche und künstlerische Unvollkommenheiten auch an der Erscheinung dieses Staubgeborenen haften mögen — heute wo wir an der Wiege des seltenen, gottbegabten Dichtergenius stehen, da däucht es uns, als ob am Himmel des 10. November 1759 eines jener wunderbaren Gestirne erschienen sei, die mit ihrem hellstrahlenden Lichtschweife in ungemessenen Bahnen dahin ziehen und die, je seltener ihre Erscheinung ist, eine um so größere und herrlichere Lichtfülle ausströmen und als wunderreiche Meteore nie genug angestaunt und gepriesen werden können.

So möge denn auch dieses unvollkommene Wort, das nichts mehr als ein Ausruf solcher Bewunderung sein konnte, nur aus diesem Grunde Ihrer freundlichen Nachsicht gewiß sein!

Hierauf wurden „Der Taucher", der Monolog aus „Tell": „Durch diese hohle Gasse" — und aus „Don Carlos" die Scene: „König Philipp — Marquis Posa" — vorgetragen. Den Festakt schloß der Gesangverein mit einem freudig anregenden Liede. An dem Festmahle nahmen 80 Herren und Damen Theil. Gerichtsamtmann Lachmann eröffnete die Reihe der Toaste mit einem, die großen herrlichen Werke Schiller's hervorhebenden, geistvollen Gedichte und forderte die Anwesenden zu einem „Hoch!" auf für den Liebling der Musen und Grazien.

I.

Was Schiller sang in seinen schönsten Stunden
— Wir haben eine Probe jetzt gehört —
Wie oft hat's unser sehnend Herz bethört
Wenn unser Innerstes wir drin gefunden.

Wie oft mocht unser kranker Sinn gesunden,
Von wilder Wellen Wogendrang empört,
Wenn in sein Sinngedicht wir eingekehrt
Wo hoher Schwung mit zartem Schmelz verbunden.

In seinen Sängen blicken wir zurück,
Wie uns bisher geführt auch das Geschick,
Auf unsrer Jugend ungetrübtes Glück.

Was auch die ſchnöde Welt uns vorgelogen
Dort kommt auf einem farb'gen Regenbogen
Der ſüßeſten Erinnerung Bild gezogen.

II.

Wer hörte nicht in der Erwartung Sehnen
Den Riegel klirren und das Pförtchen gehen?
Wer fühlte nicht des Geiſtes volles Wehen
In der Kaſſandra weisſagenden Thränen?

Wer träumte nicht von Tigern und Hyänen
Sah er Delorges in ihrer Mitte ſtehen,
Des Tauchers liebend Ringen und Vergehen,
Des Drachenwurmes giftiges Aufgähnen?

Wen ſpornt es nicht, ſein Höchſtes einzuſetzen
Für ſeines Lebens ſchönſtes Ideal?
Wen ſollte es nicht inniglich ergötzen,
Zu weilen in der Freude Heiligthume,
Dem Götterfunken, der beim frohen Mahl
Gezündet oft zu ſeines Namens Ruhme?

III.

Wer fühlte ſich nicht ſtolz in dem Gedanken
Ein Marquis Poſa vor des Herrſchers Thron?
Wer ſprach nicht einmal den Geſetzen Hohn
Als edler Räuber ohne Schutz und Schranken?

Wer riethe nicht um's Leben ſelbſt ohn' Wanken
Sich eine Turandot als ſchönſten Lohn?
Wer neidete nicht Piccolomini's Sohn,
Als ſeine Pappenheimer um ihn ſanken?

Welch' zarte Jungfrau griff nicht ſchnell zur Fahne
Zum Schutz und Trutz dem lieben Vaterlande?
So bringt Erfüllung jedem ſchönen Wahne,
Umgiebt das Leben uns mit holdem Schimmer,
So ſchlägt das Herz uns ſtets in ſüße Bande,
Nur unſer Schiller, Schiller hoch für immer!

Daran reihte ſich der Geſang des Liedes „An die Freude" und ein Toaſt des Apothekers Hoffmann.

Es iſt des Geiſtes Ruf an uns ergangen, uns treibt nicht eitles irdiſches Verlangen — und gern folgten wir dem Ruf eines Geiſtes, wie er uns in unvergleichlicher Hohheit aus den Werken Schiller's entgegentritt.

Mögen unſere Leiber verkommen, ſelbſt Geſchlechter untergehen, ſolch' ein Geiſt bleibt lebendig und reich an Segen in Ewigkeit. —

Mit Recht huldigen wir heute den Manen des großen Todten, der uns immerdar Stütze war und iſt in der Erhebung und Kräftigung zu allem Schönen und Edlen.

Wir ſchaaren uns um das Bild eines Seligen, von dem Göthe ſo überaus treffend ſagt.

(Hier folgte Vortrag des 7. und 12. Verſes aus Göthe's Epilog zu Schiller's Glocke mit dem Schluß:)

Denn was dem Mann das Leben nur halb ertheilt,
Soll ganz die Nachwelt geben.

Meine Verehrten, ſtoßen Sie mit vollen Gläſern an, damit der Klang getragen werde zu ihm in die Sphäre der Unſterblichkeit!

So wurde das ſchöne Feſt beſchloſſen, welches Allen, die daran Theil nahmen, lange in Erinnerung bleiben wird.

In Waltersdorf wurde der hundertſte Geburtstag Schiller's ebenfalls feſtlich begangen. Nächſt dem Geſangvereine waren es der einleitende Vortrag des Dr. Prenges, ſo wie die Deklamationen des Schullehrers Bär, des Geſangvereinsvorſtehers Schiffner u. A. m., welche in würdiger Weiſe der Feier den rechten Glanz verliehen. Ein ſinniges Transparent, ſo wie die ſonſtige Ausſchmückung des Saales im Gaſthauſe, wo die Feier Statt fand, bezeichneten den allſeitigen Eifer, nach Kräften zur Weihe des Tages beizutragen. Den ſchönſten Abſchluß fand das Feſt durch eine religiöſe Sammlung für die Tiedge-Schillerſtiftung.

Aus Ebersbach bei Löbau, wo das Schillerfeſt ebenfalls gefeiert worden iſt, habe ich, aller Mühe ungeachtet, keinen Bericht erhalten.

Niederlauſitz.

Die erſte Stadt, welche Erwähnung verdient, iſt

Sorau.

Zunächſt brachte das „Sorauer Wochenblatt" in No. 90, am 9. November zwei Gedichte

Zum 10. November.

Hundert Jahre ſind es heut', Daß ein ſchwäbiſch Elternpaar
Durch ein Söhnlein ward erfreut, Das längſt ſeine Sehnſucht war.

Deutſchlands edler Genius Jauchzte auf in tiefer Bruſt,
Als er im Begrüßungskuß Seele haucht' in ſeine Bruſt.

Und dann ſenkt' er in das Kind Seiner Sehnſucht Gluthen ein;
Deutſchland ſollte hochgeſinnt Nehmen an ein neues Sein.

Und das Kind wuchs und gedieh, Von des Herzens warmer Gluth
Reifte Geist und Phantasie, Wie des Willens Kraft und Muth.

So bekam das deutsche Land Seinen Schiller, jenen Aar,
Der das Volk in jedem Stand Trägt auf geist'gem Schwingenpaar.

Durch ihn ward sich erst bewußt Deutschland seiner Mission;
Drum schlägt jede deutsche Brust Stolz bei seines Namens Ton.

Dr. A. S.

Hinaus! hinaus! In's frohe, rege Leben
Zieht uns das Herz im ungestümen Drang;
Hinaus! hinaus! Nichts hemmet unser Streben,
Wir stimmen ein im lauten Jubelsang.
Denn ihm, dem Meister, heut vor Allen
Bringt jeder Deutsche stolz ein frohes Wort;
Drum lasset hoch und hoch das deutsche Lied erschallen,
Es tönen weit durch alle Lande fort.
Und fern und nah von Millionen Zungen
Wird heute ihm ein Weihelied gesungen.

Wie tief, wie wahr hat er das Volk verstanden!
Er goß Begeist'rung aus in dumpfer Zeit;
Mit Muth zerriß er alle finstren Banden
Und öffnete das Herz für Lieb' und Einigkeit,
Sein kühnes Streben für die Menschenrechte,
Für Wahrheit, Sittlichkeit und Glück;
Beredelnd wirkte er auf alle großen Mächte,
Selbst bis zum nied'ren Stand zurück.
Der Jüngling wie der Greis, gern lauscht' er seinen Tönen;
Denn meisterhaft verband er's Edle mit dem Schönen.

Wie hoch, wie hehr erklingt sein Lied „Die Glocke",
Als treues Bild vom ird'schen Lebenslauf;
So schön, so wahr, bis zu des Greises Silberlocke
Rollt er das Leben uns in seinen Wechseln auf.
Wie innig spricht er Wünsche und Verlangen
Im „Carlos" aus nach Gleichheit, Bruderrecht; —
Welch' Sehnen, Hoffen, Liebesbangen
Durchhaucht die „Thekla" weiblich, ächt!
Mit welcher Tiefe des Gemüths voll Liebe und Entzücken
Möcht' er im „Wallenstein" die Menschen all' beglücken!

Drum froh hinauf! Mag heut das Lied erklingen,
Wo jeder Deutſche wahrhaft edel denkt;
Mit Herz und Mund woll'n wir den Dank ihm bringen
Für das, was er uns einſt geſchenkt.
Und mögen dann Aeonen auch verwehen,
Er bleibt ein hell Geſtirn am deutſchen Firmament;
Geſchlechter mögen kommen und vergehen,
Sein Name ſtehet feſt auf ſich'rem Fundament.
Drum iſt auch unſer Stolz und höchſter Ruhm:
Der große Schiller bleibt des Deutſchen Eigenthum.

H. Jänicke.

Es war zwar Anfangs wenig Ausſicht vorhanden, daß eine Schillerfeier zu Stande kommen würde; zuletzt aber geſtalteten ſich die Verhältniſſe noch günſtig genug, um den hehren Feſttag angemeſſen begehen zu können.

Im Gymnaſium fand die Feier unter Theilnahme der ſtädtiſchen Behörden, und, ſo weit es der beſchränkte Raum geſtattete, unter Betheiligung der Eltern der Schüler, in befriedigender Weiſe Statt. Sie ward eröffnet durch das „Lied an die Freude", welches ſehr präcis und lebhaft vorgetragen ward. Hierauf führte ein Primaner in einer Rede den Zuhörern Schiller's Leben und Wirken vor die Seele. Daran ſchloſſen ſich Deklamationen Schiller'ſcher Gedichte: „Die Theilung der Erde", „Der Alpenjäger", „Rudolph von Habsburg", „Kaſſandra" und „Die Glocke." Demnächſt wurde das Lied „An der Quelle ſaß der Knabe" geſungen, worauf Direktor Dr. Liebaldt die Bedeutung des Tages und den innern Werth der Werke Schiller's hervorhob, indem er auf den klaſſiſchen Grund und Boden, auf welchem der Dichter ſtand, und auf die gleichlautenden und gleich unbegründeten Verdächtigungen gegen ihn und die Klaſſiker hinwies. Schließlich wurden die Schüler an den Spruch erinnert: „Weisheit iſt beſſer als Gold, und Verſtand beſſer als Silber." Sodann vertheilte derſelbe an ſechs würdige Primaner und Sekundaner je ein Exemplar von Schiller's Werken. Außerdem wurden noch 30 Gymnaſiaſten bezeichnet, denen ſpäter die lyriſchen Gedichte deſſelben zum Andenken gegeben werden ſollten. Die Feier wurde mit dem Geſange des Liedes „Friſch auf, Kameraden!" beſchloſſen.

Eine gleiche Feierlichkeit war in der Bürgerſchule vom Schloßprediger und Schulinſpektor Schmidt veranſtaltet worden. Auch hier wurde die Vertheilung von 30 Exemplaren der Gedichte Schiller's angekündigt.

Nach Beendigung der Feier im Gymnaſium trug die ſtädtiſche Kapelle auf dem Balkon des Rathhausthurmes mehre Kompoſitionen zu Schiller'ſchen Gedichten vor. Abends fand im großen Saale des Gaſthofes „zum Stern" ein vom Muſikdirektor Oberreich geleitetes Konzert mit eingelegten deklamato-

riſchen Vorträgen Schiller'ſcher Gedichte Statt. Außerdem hatten ſich die Mitglieder der Loge „zu den drei Roſen im Walde" zu einem Feſtmahle vereinigt. Eine glänzende Illumination des Rathhauſes und der vorzüglichſten Plätze und Straßen der Stadt beendigte das Feſt.

Lübben.

Das „Lübbener offizielle Kreis- und Intelligenz-Blatt" brachte in No. 56. am 9. November folgendes Gedicht:

Zum zehnten November.

Geprieſen, hochgeprieſen ſei du, St. Martins Tag!
Kein andrer deutſche Herzen wie du entflammen mag.
An dir, du Tag der Tage, drei Sterne ſind erglüht,
Drans deutſchem Volk viel Siege und Ehren ſind erblüht.

Aus Thüringen der Luther, der gottgeweihte Held,
Hat mit dem Schwert des Geiſtes der Feinde viel gefällt;
Er hat, der Sohn des Bergmanns, tief aus der Bibel Schacht
Das klare Gold des Glaubens hoch an das Licht gebracht.

Und was den tapfern Recken im Streite hat erquickt,
Das Wort von Gott, das hat er uns in die Hand gedrückt;
Und die im Glaubenszwieſpalt ihm nicht zur Seite gehn,
Die müſſen in dem Luther den deutſchen Mann doch ſehn.

Der zweite Stern erglänzte hell aus dem Schwabenland,
Das ſchon der Ritter manchen hat in die Welt geſandt;
Sein Nam' iſt Friedrich Schiller, ein Friedens-Ritter werth,
Hat Herzen ſich erſungen, die Leier war ſein Schwert.

Ei, wie er Männerfreiheit und edle Mannesthat
Und Frauenlob und Liebe ſo hell geſungen hat!
Wie ſtrahlt ihm von der Stirne der höchſten Weihe Glanz!
Ihm flechtet, deutſche Frauen, den immer grünen Kranz!

Der Sterne aber dritter, der ſtieg uns auf im Nord
Der edle Degen Scharnhorſt, des Vaterlandes Hort;
Er rief heran zum Streite der Preußen Landeswehr;
Er kämpfte, Freiheit ſinnend, für deutſchen Volkes Ehr'.

Den vollen Tag der Freiheit hat ſelbſt er nicht geſchaut;
Er ſank, da kaum den Vätern ihr Morgen war gegraut;
Doch liegt auf ſeinem Grabe der ſchlummernde Leu geſtreckt,
Bis ihn zu friſchem Kampfe der Hahnenſchrei geweckt. —

Ei, wie die Helden grüßen, geſchlungen Hand in Hand;
Ei, wie ſie heute ſegnen ihr theures deutſches Land;

Mit Gottes Wort der eine, der dritte mit dem Schwert,
Der Dichter mitten inne — Ein Glanz hat sie verklärt!

Fürwahr, so lang nach Frieden aus Gott ein Herz sich bangt,
So lang nach deutschem Liede ein deutsches Ohr verlangt,
So lange deutsche Männer ein deutsches Schwert noch ziehn:
So lange sollt ihr Sterne am deutschen Himmel glühn!

— n.

Am Festtage selbst bot der Saal der Realschule einen schönen Anblick dar; denn er war mit Grün und Blumen, so viel davon nur aufzutreiben war, geschmückt. Dazwischen erhob sich Schiller's Büste mit einem Lorbeerkranze; des Dichters Bild aber, sehr schön in Kupfer gestochen, war zur Bekränzung bestimmt. Die Feier begann Vormittags um 10 Uhr mit dem Gesange aus der „Glocke": „Zum Werke, das wir frisch beginnen." Dann traten nach einander zwei Sertaner auf und sprachen mit gutem Ausdrucke zwei Räthsel von Schiller (der Blitz und der Regenbogen.) Hierauf folgte das Lied „Mit dem Pfeil, dem Bogen." Sodann recitirte ein Quintaner „Der Graf von Habsburg." Darauf folgte der Gesang des Liedes „Wohlauf, Kameraden." Nun sprach ein Quartaner das Gedicht „Der Ring des Polykrates." Daran schloß sich der Gesang des Liedes „Es donnern die Höhen, es zittert der Steg." Jetzt deklamirte ein Tertianer die Ballade „Der Taucher." Darauf wurde das Lied „An der Quelle saß der Knabe" angestimmt. Jetzt recitirte ein Sekundaner „Drei Worte nenn' ich euch inhaltsschwer." Hieran reihte sich der Gesang des Liedes „Das Mädchen aus der Fremde." Nun trug ein Primaner den Monolog aus „Die Jungfrau von Orleans" (Akt IV. Scene 1.) „Die Waffen ruhn" vor. Nachdem so alle Klassen der Realschule zur Schillerfeier mitgewirkt hatten, folgte unter dem Gesange des Liedes „Wie heißt der Mann, der deutsche Mann" die oben erwähnte Bekränzung des Bildes von Schiller über der Rednerbühne durch eine Schülerin, und nach Beendigung dieses Gesanges hielt der Oberlehrer und Konrektor Suttinger die Festrede, deren Druck zwar gewünscht ward, aber auf Hindernisse stieß. Direktor Wagner hat die Güte gehabt, mir einen Auszug daraus mitzutheilen, den ich hier folgen lasse.

Die Rede begann mit den Worten: „Wir haben vor zehn Jahren den hundertsten Geburtstag unsers größten Dichters festlich begangen; wie hätten wir auch eines Mannes vergessen können, der in der Sprache unsers Volkes gesprochen, geredet, gesungen, was unserm ganzen Volke, so wie der ganzen Welt unvergeßlich sein wird! Der heutige Tag vereinigt alle deutschen Herzen, dasselbe Andenken an den großen Dichter zu erneuen, der mit jenem vereint — ein Verein, der in der Kulturgeschichte aller Völker nicht zum zweiten Male gefunden wird — neidlos zu demselben Ziele strebte, das Beste und

Edelſte, was im deutſchen Gemüthe lebt, recht und ſchön und kräftig auszuſprechen, ſo daß in dem Namen Wolfgang Göthe und Friedrich Schiller für uns beſchloſſen iſt, was im deuſchen Liede herrlich tönt für alle Zeiten." — Der weitere Gedankengang war: Wenn nun Schiller's Andenken gefeiert wird in Amerika und Moskau, in Englands Glaspalaſte und in Paris, in der Schweiz und von den Vlamländern, ſo kann und darf auch keine Bildungsſtätte im deutſchen Vaterlande ſchweigen; alſo auch wir nicht. — Wir können nun freilich ſein Andenken nicht durch Stiftungen oder durch Standbilder verewigen, wohl aber im dankbaren Herzen bewahren, was auch ewig iſt. Dazu verpflichten uns ſeine großen Verdienſte um die ganze Nation. Er fühlte früh in ſich den Drang, ein Lehrer ſeiner ganzen Nation zu werden. Dieſem ſeinen Berufe lebte er ganz allein, ohne alle Rückſicht auf Erwerb; denn das Geſetz ſeines Lebens iſt Reſignation geweſen. — Er hat in allen Gattungen der Poeſie, denen er ſich zuwandte, das Beſte geleiſtet. Dabei zeigt er einen Adel des Ausdruckes, eine Freimüthigkeit, wie Wenige. — Der Redner bringt Beweiſe dafür bei und beantwortet dann die Frage, wodurch Schiller der Lieblingsdichter der deutſchen Nation geworden iſt, ein Volksdichter im edelſten Sinne des Wortes, indem er ſeine Leiſtungen näher charakteriſirt. Folgende Stelle mag daraus hervorgehoben werden: „Aber am meiſten bekannt und berühmt im eigenen Volke, wie im ganzen gebildeten Europa, iſt unſer Schiller dennoch als dramatiſcher Dichter; und was ihn eigentlich zum Volksdichter gemacht hat, das ſind ſeine Dramen, ſeine Tragödien. Die dramatiſche Dichtung wirkt an ſich ſchon mächtiger, als jede andere Gattung der Poeſie. Im Verein mit allen andern Künſten muß dieſer Eindruck am ſtärkſten ſein und von den Brettern, welche die Welt bedeuten, dringt die Poeſie, mit ihrer großen Gewalt über die Herzen der Menſchen, am leichteſten in alle Schichten des Volkes ein. Unſer Dichter wollte die Schaubühne zu einer moraliſchen Bildungsanſtalt für die Nation erheben, und was ein Mann für einen ſo großen Zweck zu leiſten vermag, das hat er in allen ſeinen Dramen vollkommen erreicht. Seine dramatiſchen Charaktere ſind den Gebildeten unter uns ſo bekannt, wie große hiſtoriſche Geſtalten; ſeine Sentenzen haben eine ſo treffende Wahrheit, daß ſie uns als Schlagwörter faſt mit bindender Beweiskraft gelten; ſeine Darſtellungen des Schickſals, der gerechten Vergeltung, ſind ſo edel und erhaben zugleich, daß ſie wie wirkliche Vorgänge des Gemüths unwiderſtehlich anziehen und läutern und uns im tiefſten Grunde des Innern bewegen u. ſ. w. Der Redner geht nun ſpeciell auf die einzelnen Dramen ein, um zu zeigen, wie der Dichter die Charaktere zwar aus dem wirklichen Leben nimmt, uns alſo das ächte, friſche und wirkliche Leben vorführt, aber es erhöht und verklärt nach den Geſetzen der Kunſt und der Schönheit u. ſ. w. Zu Muthe wird uns dabei, als ob wir vor Menſchen unſers Gleichen ſtänden, aber vor Menſchen einer

vornehmeren Natur, vornehmer in ihren Lastern und Tugenden u. s. w. — Nachdem er zuletzt den „Wallenstein" eingehend betrachtet, fährt er fort: „Was Wunder, wenn solche Dichtungen unsre Poesie und Literatur auch im Auslande heimisch machten und mit Schiller's Ruhme den Ruhm unsers Volkes verbreiteten?" In der neuesten Zeit ist sogar Hispania, das Vaterland des „Don Carlos" in dieser Anerkennung nicht zurückgeblieben und hat Schiller'sche Dramen auf seine Bühnen gebracht u. s. w. — Der Redner schließt: „So viel hat ein einziger Mann unsers Volkes geleistet, und wenn dieses ihm heute die Ehre allgemeiner Anerkennung giebt, so ist es nur gerecht; es folgt sogar dem Vorgange des Auslandes, eben so wie gewichtigeren Stimmen aus seiner eigenen Mitte. Im Auslande ist nicht selten das deutsche Volk ein Volk von Denkern genannt worden. Einer unsrer größten Geschichtsschreiber, der gründlichste Kenner des achtzehnten Jahrhunderts, sagt: „Ein Volk von Denkern sind die Deutschen von Haus aus nicht gewesen; sie sind es aber geworden — durch Schiller." — Der heutige Tag verbindet sich zugleich mit einem andern wichtigen Erinnerungsfeste, das die Schule nie zu übergehen pflegt, dem Geburtstage Luther's. Beide Feste fallen nicht blos durch einen irdischen Zufall der Zeit auf einen Tag; man kann sie auch in ideale Verbindung bringen." — Dies führt der Redner nun noch mit einigen kräftigen Strichen durch und endigt: „Das aber ist gewiß, daß Schiller und Luther in ihrem Freimuthe, in ihrer Wahrheitsliebe und in ihrer deutschen Gesinnung gleich groß, und daß jeder von beiden in der vordersten Reihe der Männer steht, die umgestaltend auf den Geist und die Literatur unsers Volkes eingewirkt haben. Zuletzt, meine jungen Freunde, laßt unsre heutige Erinnerung an die großen Verdienste und Vorzüge unsers Schiller euch eine Mahnung sein und werden, daß ihr euch in seine Dichtungen vertiefet und euer Herz und Gemüth an seinen Gedanken nähret zu eurer menschlichen und nationalen Bildung; bedenket, daß mit Schiller euch ein großer Theil eurer besten Bildung, der idealen, fehlen würde; lernet auch seine Worte und haltet sie fest! Vor Allem aber lernet an seinem Beispiele, wie deutscher Fleiß, deutsche Kunst und Ausdauer unter allen Hindernissen ein edles Ziel verfolgt und erreicht!"

Luckau.

Die Schillerfeier wurde dort unter allgemeiner Betheiligung der Gebildeten begangen. Die Anregung dazu ging vom Gymnasium aus, und es trug deshalb auch das Fest im Anfange wesentlich den Charakter einer Schulfeier. In einem festlich geschmückten Saale nahm die Feier folgenden Verlauf. Nach Absingung des Lutherliedes „Ein' feste Burg ist unser Gott", betrat der Direktor Below die Rednerbühne und hielt nachstehende Rede.

Hochgeehrte Versammlung!

Unser Fest hat mit einem Liede begonnen, das für die Geschichte unsers Volkes eine hervorragende Bedeutung beanspruchen darf, und das die großartigsten Erinnerungen weckt. Es ist das Kampf-, Hoffnungs- und Siegeslied des deutschen Geistes, der deutschen Reformation, und mahnt, wie auch der heutige Tag, der uns hier versammelt, an den schlichten und doch so gewaltigen Mann, der heraustretend aus seiner bescheidenen Zelle mit kühner Hand die bestorganisirte Macht der Erde erschütterte und der muthigsten und folgenreichsten That die Bahn brach, der Protestation gegen die Uebergriffe einer äußerlichen Gewalt in die Freiheit des menschlichen Bewußtseins — es mahnt an den Heros unsrer Nation, an den großen Reformator Martin Luther! —

Auch er, den wir heute feiern, ist eine von allen deutschen Herzen verehrte Heroengestalt, auch er ein Reformator; auch seine Bahn ist die des Kampfes, des Strebens und des Sieges gewesen. Zwar nicht zuerst und nicht allein erhob er die stolze Stirn gegen den Wahnglauben der Zeit; vor ihm und neben ihm erstand ein ganzes Gigantengeschlecht, das einen titanischen Trotz gegen die alten Götter richtete; aber vor Allem ist doch ihm ein höchstes Maß des Erfolges, ihm ein höchstes Maß der Ehre zu Theil geworden!

Ein kurzes Verweilen bei den Verhältnissen der damaligen Zeit wird uns dies anschaulicher machen. —

Die unerläßliche Grundlage für die Entwickelung geistiger Freiheit war schon vor zwei Jahrhunderten durch die Reformation gegeben, und als die edlen Bildungen derselben von dem wilden Gestrüpp eines armseligen und trostlosen Dogmatismus entstellt und überwuchert waren, hatte die Philosophie des trefflichen Leibnitz den Bewegungen einer ungefesselten Wissenschaft wiederum Licht und Raum gewonnen. — Beider Geist, wenn auch nicht Beider gläubige Hingebung, vereinigte der große König in sich, der diesen Staat erhöht hat, und der eben damals, als Schiller geboren wurde, die Freiheit des Gedankens gegen eine Welt in Waffen vertheidigte. — Von ihm nicht gekannt, oder nicht gewürdigt, und doch die ächten Geistesverwandten des erhabenen Fürsten, ausgestattet mit derselben Unerbittlichkeit der Logik, demselben durchdringenden Blick, derselben vor Nichts erbebenden Kühnheit der Seele, rüsteten sich zwei damals noch jugendfrische Männer zu den heißen Schlachten des Gedankens: Kant und Lessing. Der Eine, um bald darauf die Fackeln der reinen Vernunft zu entzünden, die wie ein Leuchtthurm germanischen Geistes der irrenden und schwankenden Welt die feste Richtung des Denkens wiedergaben, oder um ein Arsenal schwerer Geschosse aufzuspeichern, die später mit den Fittigen der Poesie zu beflügeln unser Dichter selbst berufen war. Der Andre, ein rastloser Ingenieur, durch

alle Wirrungen, über alle Hinderniſſe geradausgehende Pfade bereitend für die tiefſte wiſſenſchaftliche Forſchung ſowohl, wie für die höchſte poetiſche Leiſtung! Und damit auch den Grazien ihr Recht würde, ſo hatte Klopſtock durch ſeine Oden und die ernſten Geſänge des Meſſias der entarteten teutoniſchen Zunge bereits die neue Sprache des Parnaß gelehrt. — Bis dahin war der Norden unſers Vaterlandes in dem Reigen der neudeutſchen Kultur der Führer geweſen. Jetzt, nachdem kurz zuvor an der lieblichen Grenzlinie zwiſchen Nord und Süd, an dem deutſchen Mäander, der junge Adler ſich erhoben hatte, der die höchſte Sonnenhöhe der Poeſie erfliegen ſollte, — jetzt trat mit Schiller's Geburt auch der Süden auf den Kampfplatz, und hat ſeitdem die Ruhmeshalle unſrer Nation mit mancher erhabenen Geſtalt, mit manchem herrlichen Namen geſchmückt. Glückliches Volk, deſſen Glieder alle das Gepräge der edelſten Art tragen! Die Vorſehung hat die Fülle des Segens über dich ausgegoſſen: ſie hat dich mit Tiefe des Gemüths und Reichthum des Geiſtes beſchenkt, wie kein anderes; die Sehnen der That gab ſie dir und das Auge des Künſtlers, den Trieb der Forſchung und die Demuth des Glaubens; und wenn der Norden mehr ſich zu welthiſtoriſchen Ideen, zu welthiſtoriſchem Thun emporgerafft hat, ſo ſtrömt der Süden über von den Gaben der Muſen und flicht um die ernſte Stirn des Denkers und Kriegers den edlen, unverwelklichen Kranz der Poeſie! Mögeſt du lange fortblühen, dir zur Ehre und zum Segen, andern zur Erquickung und Rettung — dich immer freuen ſolcher Söhne, deren Geliebteſten wir heute feiern! Denn dies herrliche Loos ward dem Sohne des liederreichen Schwabenlandes beſchieden, unter allen erhabenen Geiſtern, die mit ihm lebten und mit ihm ſtrebten, der Erkorne des Volkes zu ſein. Keiner hat wie er die Liebe und Bewunderung der ganzen Nation auf ſich gezogen; an keines Andern Geburtstag knüpft ſich, wie an den ſeinigen, ein dankbarer Blick in die Vergangenheit, ein hoffnungsvoller in die Zukunft; kein Alter iſt zu zart oder zu reif, um ſich nicht dem ſchönen Gefühle der Verehrung zu erſchließen, kein Stand ſo niedrig oder ſo hoch, daß er nicht eine Vereinigung erſtreben ſollte zu einem gemeinſamen Ausdrucke der Freude; ja weit über die Grenzen unſers Vaterlandes und unſers Erdtheils hinaus, wohin der Laut der deutſchen Sprache gedrungen iſt, flammen deutſche Herzen auf in Begeiſterung, und in dem *einen* Tage, in dem *einen* Manne empfinden Millionen, ſei es an den rebenbeſchatteten Ufern des Neckar oder in den unwirthbaren Goldgruben Kaliforniens, den Pulsſchlag der Verwandtſchaft, die *Ahnung* wenigſtens der oft bezweifelten deutſchen Einheit! — Dieſem Enthuſiasmus in ſeinen Quellen nachzuforſchen, und ſo inniger die Beziehungen zu erfaſſen, in denen der Dichter zu ſeinem Volke ſteht, dürfte, wie ich glaube, eine Aufgabe ſein, die der Würde unſrer Feier nicht unangemeſſen erſcheint. Es darf dabei nicht erwartet werden, ja es möchte kaum geſtattet ſein, daß ſich das Leben des

Dichters in biographiſcher Vollſtändigkeit vor dem Hörer entfalte, oder daß die Zahl und der Werth ſeiner Leiſtungen beſprochen und kritiſch abgewogen werde; das Eine iſt der Geſammtheit des gebildeten Deutſchlands ein bekanntes und vertrautes, das Andre würde uns die Freude an dem Genius verkümmern und die Bewunderung beeinträchtigen, die heute allein eine Stätte haben darf. Hier kann nur betrachtet werden, wodurch der Dichter das Herz des deutſchen Volkes gewonnen, und welche Bedeutung dieſe verehrende Hinneigung für das letztere ſelbſt hat.

Keines andern Dichters Name iſt in dem Maße durch alle Schichten der Bevölkerung gedrungen, wie der Schiller's; und es giebt auch keinen, deſſen Werke in ſolchem Umfange der Kenntniß und dem Bewußtſein der Nation nahe gebracht wären. — Dies hat zunächſt in dem Umſtande ſeine Urſache, daß er bei ſeinem Auftreten der Dichter der Menge und der Jugend wurde, und daß dann die einmal erregte Fluth ſein Andenken immer wieder emporhob, als der Sturm in ſeiner eigenen Bruſt längſt zur Ruhe gekommen war. Denn die Menge und die Jugend ſind dankbar und vergeſſen nicht leicht Einen, von dem ſie ein erhabenes Gefühl oder einen großen Gedanken empfangen haben. — Wenn wir uns den Dichter auf dem Gipfelpunkte ſeiner Entwickelung vergegenwärtigen, ſo könnte es auffallend erſcheinen, daß die Menge ihn zu ihrem Abgott erwählte, denn ſie war keineswegs der ſeinige. Der Ehrenbürger der franzöſiſchen Republik dachte ſehr übel von der Majeſtät des Volkes; ſeine Seele war ſo erfüllt von der Beſtimmung des Genius, ſo immer und überall auf das Höchſte gerichtet, daß die blinde und unklare Maſſe ihm Grauen erregte, daß er den Fortſchritt nur von dem Einzelnen erwarten mochte. In ſeiner Republik findet nur der ſchöne Menſch einen Platz, d. h. der ſittlich vollendete; nur die Schönheit führt zur Freiheit, das iſt der Grundſatz, den er mit großem Nachdrucke, ja oft mit großer Schärfe ausſpricht:

Majeſtät der Menſchennatur! Dich ſoll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur haſt du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle ſind blinde
Rieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein!

Oder an einem andern Orte:

Tauſend Keime zerſtreuet der Herbſt, doch bringet kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meiſten zurück.
Aber entfaltet ſich auch nur einer, einer allein ſtreut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Und nicht blos der Inhalt ſeiner Lebensanſicht, auch die Form, in welcher er ſie zum Ausdrucke bringt, liegt fern ab von der volksthümlichen Weiſe der Rede; weit weg von dem Heerwege des geſelligen Geſprächs ſchweift ſeine Diktion und ſucht in Wald und Feld die prachtvollſten Blüthen, ſich zu

ſchmücken; ſie ſchreitet auf den Spitzen des Gedankens dahin, wie eine Göttergeſtalt über die Gipfel der Erde, ſie verſchmäht es, herniederzuſteigen und bringt dem Verſtändniß der Hörer nicht ein Epitheton, nicht ein volltönendes Wort zum Opfer. — Und doch war die Menge von einem ſichern, wenn auch dunkeln Ahnungsvermögen geleitet, als ſie ihm in ihrem Herzen einen Altar erbaute. Es iſt vor Allem ein Moment, worin ſie und der Dichter auf das Innigſte zuſammenſtimmen, daß er dem hiſtoriſch Gegebenen ſeine Anerkennung verſagte und es umzuwerfen trachtete. — Auch die Menge, die gedrückte, gequälte, in ihrem Rechte verletzte hat dazu Neigung; ſie ſtellt gern das Ziel hin, ohne den Weg, der oft ein Unweg ſein muß, gelten laſſen zu wollen; ebenſo die Jugend, die Alles a priori konſtruirt und im Vollgefühl ihrer Kraft den Beginn für das Leben der Menſchheit ſtets von ſich ſelbſt herleiten möchte. Der Dichter freilich, beſonders als er zur reiferen Männlichkeit gediehen war, faßte das in höherm Sinne: er verlangte, daß der Menſch erſt jede Forderung der ſittlichen Nothwendigkeit an ſich ſelbſt erfüllen müſſe, ehe er ſie an Andre ſtellen, ehe er eine Berechtigung in Anſpruch nehmen dürfe. Auch ſo iſt die Negation des Vorhandenen noch ein Irrthum, aber ein ſchöpferiſcher, der Irrthum des Dichter's, in welchem er voll Verzückung die irdiſche Hülle der Dinge nicht erblickt, ſondern das reine Sein ſchaut, und es läßt ſich daher auch auf ihn ein bekanntes Wort anwenden: wir wollen lieber mit dem Dichter irren, als mit ſeinen Gegnern Recht haben! Seine Jugendwerke aber kamen dem dunkeln Triebe der Maſſe in hohem Grade entgegen. Dieſe will erſchüttert oder gerührt ſein; immer das Uebermaß iſt es, was ſie am nachhaltigſten erfaßt; ein ſich hingebendes, verſtehendes Genießen iſt ihr nicht gegönnt; das Dunkle, Ahnungsvolle, Gewaltige reißt ſie am meiſten mit ſich fort, und wenn ſchon Göthe's „Werther" und „Götz" eine heftige Erſchütterung hervorgerufen hatten, ſo konnte es nicht fehlen, daß der leidenſchaftliche Sturm in Schiller's „Räubern", „Fiesko", „Kabale und Liebe" die Flammen zur unermeßlichen Gluth anfachen mußte. Der Dichter hat die Poeſien ſeiner Jugend ſelbſt am entſchiedenſten verurtheilt, und auch ſeine begeiſtertſten Verehrer können ihnen die Eigenſchaft der vollendeten Schönheit nicht beilegen wollen, aber auch die heftigſten Gegner, wenn er der n hätte, dürfen nicht läugnen, daß in ihnen eine bewegende, unwiderſtehliche Kraft liegt. Lange Zeit hindurch ſind ſie die Grundlage für die Popularität des Dichters geblieben, und nicht zum Nachtheile unſers Volkes. Die beengenden, hindernden Schranken des Lebens können nicht immer mit zarter Hand hinweggeräumt werden, auch möchte es die Geduld der Menſchengeſchlechter erſchöpfen, wenn man auf ihren endlichen, gänzlichen Verfall warten ſollte. Hier nun iſt die heilſame Macht jener erſten Schriften Schiller's nicht zu verkennen; trotz ihrer Ungeheuerlichkeiten haben ſie einen wohlthätigen Einfluß ausgeübt; ſie haben einen gänzlichen Umſchwung in den

Herzen der Menſchen bewirkt und dadurch dem deutſchen Volke eine Revolution erſpart, die unſer unglückliches Nachbarvolk mit Mord und Frevel durchſetzen mußte. Bei den Deutſchen war die Revolution bereits im Gemüthe vollzogen (und ſo eines ſegensreichen Erfolges ſicher), als die Franzoſen ſie auf die Straße verpflanzten und damit die keuſche Göttin der Freiheit ihres ſchönſten Schmuckes beraubten. — Aber auch ein andres, faſt noch höher zu ſchätzendes Gut haben dieſe Werke dem deutſchen Volke gebracht; ſie haben ihm einen Führer gegeben, dem es auch dann vertrauensvoll ſich anſchloß, als er ſelbſt die von der Menge geliebten Irrthümer von ſich abgethan, ſo daß er nun auch dieſe zu einer geläuterten Weltanſchauung, zu einem reineren Sittlichkeitsprincip emporheben konnte und ihr allmählig ein Lehrer der Wahrheit und Schönheit geworden iſt. Denn er gewöhnte ſie, die Bewunderung, die ſie dem Jünglinge gezollt hatten, auch auf die klaſſiſchen Werke des vollendeten Meiſters zu übertragen. Auch als er nicht mehr die ſubjektive Gewaltthat an dem Beſtehenden in ſeinen Geſängen pries, blieb er der Dichter der Oppoſition, indem er das Ideal an die Stelle der ſchlechten Wirklichkeit ſetzte, und während er ſich ſo in der Gunſt des Volkes und der Jugend behauptete, gewann er durch die Hoheit der ſittlichen Ideen, zu deren Apoſtel er ſich machte, die Zuſtimmung und Begeiſterung auch der Gebildeten und des reiferen Alters, dem er dafür eine ſchönere Jugend zurückgab. Das Leben in ſeinem ſittlichen Zuſammenhange nachzuweiſen, die Idee des edelſten Menſchenthums auszuſprechen, hielt er fortan für ſeinen erhabenen Beruf, und dieſen hat er durch die köſtlichen und unvergleichlichen Werke, welche ſeinem letzten Decennium angehören, auf das Würdigſte bethätigt. Es bedarf nur einer leiſen Hindeutung, um das Allen Bekannte in der Erinnerung zu beleben. — Wäre auch das deutſche Volk, wie die alten, durch das Schickſal beſtimmt, von dem Angeſichte der Erde vertilgt zu werden, — im Rathe der Vorſehung wird es, ſo hoffen wir, anders beſchloſſen ſein — und wäre von unſerm Dichter nur das eine Lied erhalten, das den ſchönſten Theil unſers Feſtes bildet, ſo würde die entzückte Nachwelt in ihm einen der bevorzugteſten Geiſter, den Verkündiger einer durch Schönheit geweihten Lebensordnung preiſen. Und wie hier das ganze Erdenwallen des Menſchen in einem Geſammtbilde vorgeführt und erklärt wird, ſo kommen in andern ſchönen Erzeugniſſen ſeiner Lyrik im Einzelnen die holden Gewalten zur Geltung, durch die das Leben der Sterblichen mit dem Odem des Göttlichen erfüllt wird, — wenn er der verhärteten Seele des Tyrannen das Geſtändniß abringt, daß die Treue kein leerer Wahn ſei; wenn er die Demuth feiert, die ſich ſelbſt bezwingt, oder den Jüngling, den die Liebe, mit Himmelsgewalt ihn ergreifend, hinab zum Tode in die kalte Tiefe führt! Vorzüglich aber wurde die ungeheure Einwirkung, die er auf das Volk ausübte, dadurch vermittelt, daß er ihm, nicht ſeine kleinlichen

Leiden und Freuden, sondern dasjenige, was besonders dem Deutschen das Höchste und Theuerste ist, in lebendigen Bildern auf der Bühne vorführte. Im Drama liegt der Kernpunkt seiner poetischen Existenz, sein ganzes Mühen drängte auf diesen einen Erfolg hin, „er wendete die Blüthe höchsten Strebens, das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens!" Und es ist nicht als ein glücklicher Zufall, sondern als ein besonderes Verdienst zu erachten, daß er solche Stoffe wählte, welche in dem Herzen seines Volkes der lauteſten Zustimmung, des wärmsten Wiederhalls sicher waren: das duldende, und mit der größten Aufopferung befreite Vaterland in der „Jungfrau von Orleans", die Heiligkeit der Familie und die Freiheit, die den Boden der Wirklichkeit betritt, in „Wilhelm Tell", die kriegerische Kraft in dem Kriegsfürsten „Wallenstein", die Würde und Hoheit der Frauen endlich in herrlichen Schöpfungen, die immer, wie sehr sie auch der sinnlichen Greifbarkeit des Lebens entrathen mögen, doch die edelsten Saiten des menschlichen Herzens ertönen lassen. Das ist's, was ihn uns so werth macht, daß er vom Gemeinen entfernt, stets das Beste und Erhabenste besingt, daß er uns die heilige Gluth der Begeisterung für eine höhere Weltordnung in die Brust gießt, daß er über die Schranken der Gegenwart hinaus den Blick in eine Zukunft eröffnet, wo das Gute und Schöne die Herrscher sind.

Aber wie in den Gebilden der Dichtung, so bestrebte er sich auch im eigenen Leben und Thun die höchste Idee der Sittlichkeit zu verwirklichen. — Wir können nicht reden von ihm, wie von einem theuern Abgeschiedenen, nicht von seinen geselligen Tugenden, denn wir haben sie nicht bewundern dürfen, nicht von seiner Edelherzigkeit, die uns nicht zu Gute gekommen ist, — wir können hier nur hinweisen darauf, wie er als öffentlicher Charakter zu einem Vorbilde für uns Alle erwachsen ist. Und hier ist gleich hervorzuheben, daß seine sittliche Bedeutung nicht innerhalb der Grenzen einer kleinmeisterlichen Moral zu suchen ist. Viele, die heute dem Dichter Schiller ihre Huldigung darbringen, würden vor dem Regimentsarzt Schiller einen frommen Schrecken empfinden, und Wenige von uns möchten ihm geöffnet haben, wenn er von seinem Regimente desertirt an unsre Thür geklopft hätte! Nein, hier kann nur gesprochen werden von dem, was er in Bezug auf die von ihm übernommene Pflicht, auf den von ihm erwählten Beruf zu thun für das Rechte und Unerläßliche hielt; — und da ist es einer Fremden, der geistreichen Tochter Necker's gelungen, die treffendste Bezeichnung zu finden: „Bei ihm, sagt sie, fand kein Unterhandeln mit der Schwäche Statt; seine Muse war das Gewissen." Heroische Entschlossenheit, Entsagung, Mühsal, das ist sein Leben, und auch sein Lohn war der eines Heros: die Aepfel der Hesperiden vermochte nur der Alcide zu pflücken. Wenn Demosthenes mit aller Ausdauer eines energischen Mannes die ungelenke Zunge bildete, so mußte er das Schwerere thun, dem versagenden, leidenden Körper die

Minuten des Schaffens abringen, und noch mehr, auch den widerſtrebenden, von der Wirklichkeit abgewendeten Geiſt zu der Sinnlichkeit der poetiſchen Anſchauung nöthigen. Die Mühſal des Ringens und Strebens iſt ſelbſt an ſeiner Sprache wahrnehmbar. Wie prachtvoll ſie auch hinzuſtrömen ſcheint, wie tief ſie ſich in die Farbengluth eintaucht, mit der das Abend- und Morgenroth in unſre Seele leuchten, wie ſehr ſie auch der zündenden Kraft des Blitzes verwandt iſt, doch ermangelt ſie der friſchen Anmuth, die in ihren Konturen den leichten, aber nie irrenden Meißel der antiken Künſtlerhand bekundet, doch des gefälligen Gewandes götheſcher Diktion, das auch die leiſeſte Bewegung des Gedankens und der Empfindung verräth, „Qualvoll der Maſſe abgerungen," wie er ſelbſt es demüthig bezeichnet, drängt ihm ſeine Sprache das Geſtändniß ab, mit dem er den Widerſtreit des Geſagten und Gedachten beklagt: „Spricht die Seele, ſo ſpricht, ach, die Seele nicht mehr!" Aber wie ſie ſelbſt mit den Merkmalen des Mühens und Strebens gekennzeichnet iſt, ſo fordert ſie auch uns zum Mühen und Streben auf, und birgt in ihrer ſchlackigen Hülle die Goldkörner der Wahrheit, die das Nachforſchen tauſendfältig belohnen — Selbſtbezwingung zu üben, um dem Gebote der Pflicht zu genügen, erſchien ihm eines Mannes am würdigſten. Nicht eifriger hat Sokrates im Dienſte des delphiſchen Gottes die Wahrheit geſucht, als er im Dienſte der Poeſie die Schönheit. Er vermochte es, das zu ſein, was er ſelbſt als die höchſte Forderung hinſtellte, ein ſchöner Menſch, und deshalb wird er bei uns, wie Plato bei den Griechen, ſtets als Symbol des Edelſten, der höchſten perſönlichen Reinheit und Lauterkeit fortleben. Und wie die Römer ihren beſten Wunſch ausſprachen, wenn ſie dem neuen Kaiſer zuriefen: „Sei glücklich, wie Auguſtus!" ſo dürfte es bei uns das würdigſte Lob ſein: Er war edel, wie Schiller!

In größeſter Vollendung zeigt ſich ſeine ſittliche Hoheit in dem Verhältniß zu Göthe. — Wir haben auf biographiſche Schilderungen verzichtet, aber dieſes muß mit einigen Worten erwähnt werden. Es war nicht eine blos literariſche Vereinigung, ſondern ein Freundesbund, wie ihn die Geſchichte keiner Zeit, keines Volkes geſehen hat. Alle gebildeten Nationen haben die Freundſchaft den ſchönſten Gütern beigezählt, und beſonders die Griechen ſie durch die lieblichſten Sagen geſchmückt: Damon, der mit ſeinem Leben für den Phintias bürgt; Pylades, der die Rache des Oreſtes theilt, und Pirithous, der ſeinen Freund ſogar in die Unterwelt begleitet — aber hier iſt mehr als Damon, mehr als Pylades und Pirithous: die Dichtung iſt durch die Wirklichkeit überboten. Zwei Männer, die größeſten Dichter ihrer Zeit, ganz verſchieden in der urſprünglichen Anlage der Natur und in ihren Bildungswegen, vergaßen ſo ſehr die Rivalität, die ſonſt den Künſtlern eingepflanzt iſt, daß neidlos der Jüngere zum Aelteren aufblickt, eiferſuchtslos dieſer jenen geleitet, daß ſie ſich zu einander geſellen, um Einer das

Weſen des Andern zu ergänzen, Einer den Andern ſein eigenes Weſen begreifen und ausgeſtalten lehrt, Einer für den Andern die ſchöneren Blumen pflückt, bis Beide zu einem Ich, zu einem vollendeten Menſchen-Weſen zuſammenſchmelzen! — Und ſo wollen auch wir ſie nicht ſondern, und in dem Sinne einer ſpätern, parteiiſch getheilten Zeit kritiſch mit einander vergleichen, ſondern uns mit ganzer Seele des Glückes freuen, daß zwei ſolche Geiſter ſich zu ſolchem Bunde zuſammenfanden. Vollendet für ſich, keiner höhern Entwickelung bedürftig, ſo lange man ſie allein betrachtet, erſcheinen ſie nebeneinander noch zu einem idealeren Ganzen vereinigt, wie die Schönheit des belvederiſchen Apollo, an ſich das Herrlichſte, was die antike Kunſt geſchaffen, erſt dann zum Verſtändniß durchdringt, wenn man die von derſelben Hand gebildeten Züge ſeiner Schweſter Diana daneben beſchaut.

Wir haben nur der Bewunderung für unſern Gefeierten Genüge thun wollen, aber ehe wir von der Perſönlichkeit unſers Dichters Abſchied nehmen, zwingt uns ein widerwärtiger Mißton von Haß und Grimm, der ſich durch den Jubelruf der Nation hindurchdrängt, den Worten der Verehrung auch noch ein Wort der Vertheidigung anzureihen. Von Männern, denen es vor Allen eine ſchöne Pflicht ſein ſollte, die Liebe zu predigen, wird (Gott Lob! nicht in unſerm engeren Vaterlande) die furchtbarſte aller Anklagen gegen ihn erhoben, die des Abfalles von Gott, die Anklage der vollſtändigen Irreligiöſität. Wir haben ſchon geſehen, daß während ſeines Erdenwandels die Edelſten der Nation ihn unter die Edelſten zählten; ja Göthe legte in der hyperboliſchen Weiſe der Freundſchaft ſeinem Leben ſogar eine Chriſtustendenz bei; aber abgeſehen davon, kann denn ein Dichter irreligiös ſein? Wen hat Gott mehr als den Sänger zum Verkünder des Göttlichen berufen, und wie ſoll dieſer Zeugniß ablegen von dem, wovon ſein Herz nichts weiß? Und ſagen es nicht tauſend Stellen ſeiner Gedichte, ſagt es nicht jedes Wort, daß er dem Himmel zugewendet iſt mit der Hoffnung, die der Chriſt Glauben nennt, und für die Menſchen in überſtrömender Fülle jene Liebe hegt, die der Herr als den Grund des neuen Evangeliums hinſtellt?

Wir wollen ihn nicht loben, wenn er kein formaler Bekenner des Chriſtenthums geweſen wäre, aber Jeder möge mit Demuth in die eigene Bruſt greifen und ſich fragen, ob er ſelbſt ein beſſerer Menſch, ein beſſerer Proteſtant ſei. Wir dürfen uns der ſchönen Zuverſicht hingeben, daß, wenn die Zunge ſeiner Ankläger längſt verſtummt iſt, die unſterblichen Worte, die der Herr auf ſeine Lippen legte, noch manches Herz mit Glauben an Gott, mit Liebe zu den Menſchen und mit der Hoffnung auf ein beſſeres Sein erfüllen werden!

Nachdem wir uns ſo den Dichter und den Menſchen in den Hauptzügen ſeines Weſens vor die Seele gebracht haben, bleibt uns nur noch übrig, eines Umſtandes zu gedenken, der beſonders dazu beigetragen hat, dem

nie verläugneten Enthusiasmus des Volkes für unsern Schiller einen größern Umfang und größere Innigkeit zu verleihen, und der zugleich die Bedeutung dieser Begeisterung für unser nationales Bewußtsein mehr zum Verständniß bringen wird. Die Gegenwart hat wieder einmal Veranlassung gebracht, daß unser Volk der Sehnsucht nach der Einheit des Vaterlandes nachhängt. Da es ihm noch nicht vergönnt war, sie durch eine entschiedene That den Fremden gegenüber zu beweisen, hat es sich nach einer andern Standarte der Einheit umgethan. Immer ist die Literatur für die Deutschen die unbestrittene Einigkeit des Vaterlandes gewesen, und diese ist nicht weniger werth, als eine, welche durch gleiches Maß und Gewicht, durch gleiche Münze und die gleiche Uniform der Armee gebildet wird. Wir wollen uns den rohen Vorwurf eines barbarischen Auslandes gefallen lassen, daß wir Bücher-Menschen sind. Auch Bücher sind Thaten: Homer und die Bibel, das Evangelium und die Thesen Luther's haben es dargethan, daß der Griffel Züge schreibt, die dauernder sind, als die des Schwertes, und daß die Gedanken, welche die Welt bewegen, nicht im Gewühle des Marktes, sondern in dem stillen Kämmerlein des Denkers entstehen. — Auch in unsrer neuesten Geschichte hat es sich erwiesen, wieviel das Wort, das Wort des Dichters vermag. Die Ueberlebenden sind Zeugen, daß seine begeisterten Verse, von der Bühne herab dem Volke verkündet, manchem Jüngling das Schwert fester in die Hand gedrückt haben, als es galt, die vaterländische Erde von dem Joche und den geliebten Fürsten von dem schmachvollen Hohne der Fremden zu befreien — und so kann sich die deutsche Einheit keine schönere Devise als seinen Namen erwählen.

Darum sei sie gegrüßt, gegrüßt mit tausend Freuden, diese Feier, die ein Gefühl der Gemeinsamkeit über alle deutschen Berge und Thäler ziehen läßt! Nicht unserm Boden ist er entsprossen, aber unser Jubel tönt so laut, als der unsrer süddeutschen Brüder, und wir wollen uns das Recht, ihn den unsrigen zu nennen, nicht rauben lassen. Als ihn der Druck der Tyrannei aus seiner Heimath vertrieb, wurde er im Norden herzlich aufgenommen, und noch kurz zuvor, ehe ihn das Geschick den Augen der Sterblichen entrückte, ward er in der Hauptstadt unsers Landes mit den reichsten Kränzen des Ruhmes geschmückt, und die unvergeßliche Königin Louise, die allem Großen und Schönen das zarteste Verständniß entgegenbrachte, machte es wahr, das Wort, das er mit ahnender Seele gesprochen:

Drum soll der Sänger mit dem König gehn;
Denn Beide wandeln auf der Menschheit Höhn!

Ja, während er in seinem eigenen Vaterlande empfindlich geschmäht wird, ist dieser Staat von jeher unter weisen Fürsten bemüht gewesen, seine Ideale in die Wirklichkeit überzuführen.

Er ist hinweggenommen in der Blüthe seines Lebens, als er den Gipfelpunkt der dichterischen Kraft und der nationalen Anerkennung erklommen hatte; das Abwärts des Weges hat er nie betreten, und wie Achill, der als Jüngling dahinsank, in der Erinnernng der Menschen als Jüngling fortdauert, so wird auch er im Andenken der Nachwelt ewig als der Aufwärtsstrebende erscheinen. — Unserm Volke aber sei er ein Wahrzeichen für die Zukunft! Sein Weg ging per aspera ad astra; möge die Vorsehung auch uns die Mühsale nicht vorenthalten — denn sie machen stark und gut — aber auch die Gestirne nicht mißgönnen! Und wenn unsre Enkel zu einer neuen Säkularfeier sich vereinigen, so füge es ein gnädiges Geschick, daß auch ihnen noch, wie uns, höher als alle Schätze der Welt gelten: die heilige Sitte der Familie, die Freiheit des Gedankens, das Wohl des Vaterlandes, die Liebe zur Dichtkunst und die Furcht des Herrn!

Daran schloß sich die Aufführung der „Glocke." Ein Primaner recitirte sodann den zum Andenken an Schiller von Göthe gedichteten Epilog zur „Glocke", und ein anderer Schüler des Gymnasiums bekränzte endlich die vor der Rednerbühne aufgestellte Büste des Dichters mit einem Lorbeerzweige. Bei der Bekränzung recitirte der damit beauftragte Primaner zwei Strophen aus dem Göthe'schen Gedichte „die Geheimnisse", denen eine auf Schiller bezügliche Strophe angereiht war. Er sprach Folgendes:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm Viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen
Und sagen: Das ist er, Das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu laben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und du vor Allen hast ihn dir errungen
Den Kranz, für den das Herz der Edlen schlägt:

Der Macht des Ungestüms, die dich durchdrungen,
Hast du der Schönheit Fesseln angelegt,
Daß Alles sich, was sonst dir unbezwungen
Die Brust durchtobt, in holdem Maß bewegt —
So laß dir nun in deine Locken drücken
Die Zweige, die das Haupt des Siegers schmücken.

Der Choral „Lobe den Herrn" machte den Beschluß der einfachen, aber sehr ansprechenden Feier.

Zwei Stunden später versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft zu einem Festmahle, bei welchem sinnige Toaste auf des Königs Majestät, auf Schiller, auf Göthe, auf das deutsche Volk und auf die Frauen mit Gesängen abwechselten und zuletzt das „Lied an die Freude" von Schiller angestimmt wurde.

Guben.

Zu dem Zwecke einer Schulfeierlichkeit ward eine gedruckte Einladungsschrift des Gymnasiums ausgegeben. Ihr gemäß fand am 10. November Vormittags von 9 bis 12¼ Uhr im Saale des Gymnasiums die Schillerfeier Statt.

Nach dem einleitenden Gesange des Schülerchores („Die Macht des Gesanges", komponirt von Romberg, erster Theil) hielt der Prorektor Dr. Sauße die nachstehende Festrede.

Hochverehrte Anwesende!

Es ist eine alte, gute, schöne, löbliche Sitte der Schule, jedes Tages Geschäfte mit einem andächtigen und frommen Aufblicke zu Gott, dem Urquelle alles dessen, was des Menschen Gemüth erfreuet und über das Irdische erhebt, anzufangen. Ihr auch heute getreu, lassen Sie uns beginnen also:

Auf dich, allmächtiger und allgütiger Gott und Herr der Welt! richten wir, versammelt hier zur Feier eines seltenen Ereignisses, erfüllt von Freude und Dankbarkeit, durchdrungen von Bewunderung und heiliger Andacht, an diesem festlichen Morgen unsere ersten Gedanken. Du, liebevoller Vater deiner Kinder, hast an diesem Tage vor nunmehr einhundert Jahren deinen reichen Segen, dessen wir uns gegenwärtig freuen, dessen die späteste Nachwelt sich noch dankbar gegen dich in rechter Weise freuen möge, aus der Fülle deiner Gnade über unser heiß geliebtes deutsches Vaterland ausströmen lassen, indem du uns einen Mann schenktest, den du selbst berufen hattest, die geistige Bildung der Deutschen zu fördern und deren Herzen für Unvergängliches, für alles das, was wahr, gut, schön und edel heißt, zu entflammen. Für diese Wohlthat bringen wir, deine frommen Kinder, dir das Opfer unseres

Dankes. Nimm es gnädig an! Die ganze Welt, Allmächtiger! iſt deiner Werke, die wir ſchwache Menſchen nur anſtaunen, nicht begreifen können, und deines ewigen Ruhmes voll. Mögen wir Menſchen nach unſerem Maße, welches weit davon entfernt iſt ein göttliches zu ſein, die Werke, die aus deinen ſchöpferiſchen Händen hervorgegangen ſind, klein oder groß nennen: jedes, auch das unſcheinbarſte, erweckt im ſinnigen Beſchauer heilige Andacht und lehrt ihn, dich, den Unendlichen und Unbegreiflichen, vom ganzen Herzen preiſen. Bewundern wir deine Werke, ſo bewundern wir dich allein, da du ſie geſchaffen haſt. So laß es denn, gütigſter Vater, geſchehen, daß unſere Liebe, unſere Ehrfurcht gegen dich zu unſerem eigenen Heile wachſe, indem wir hingeriſſen von den Gefühlen der Bewunderung vor einem gewaltigen Geiſte und einem wahrhaft großen Manne, der ja auch dein Werk allein war, das Gedächtniß desſelben heute in uns wach rufen und feſtlich begehen, daß wir vor allen Dingen lernen zunehmen an der Weisheit, welche vor dir, gerechteſter Richter, beſtehet. Dazu verhilf uns nach deiner Gnade! — —

Hochverehrte Anweſende! Der Name Schiller's wird heute mit lautem Entzücken ausgeſprochen und widerhallt ſo weit, als die Worte der deutſchen Zunge verſtanden werden, auf der ganzen Oberfläche der Erde, nicht bloß, falls wir den Zeitungsnachrichten trauen dürfen, innerhalb der engen Grenzen unſeres lieben deutſchen Vaterlandes, ſondern ſelbſt in dem bis zu den öſtlichen Küſten Aſiens ausgeſtreckten Rußland, in dem auf Deutſchland unbrüderlich eiferſüchtigen Skandinavien, im freundnachbarlichen Holland und Belgien, in der vor wenigen Jahren dem preußiſchen Staate trotzenden Schweiz, im kunſtſinnigen, Freiheit und Einheit erſtrebenden Italien bis an deſſen ſüdliche Spitze, im meerbeherrſchenden England, im kampfgerüſteten Frankreich, im fernen, den Weltfrieden gern fördernden und ſchirmenden Amerika, im uralten Auſtralien. Ueberall feiern heute die Seelen, welche jemals durch Schiller's Dichtungen zu denkbildlichen Anſchauungen entflammt worden ſind, vereint und gleich geſtimmt ein Feſt zu Ehren des deutſchen Schriftenthumes oder vielmehr, um im Sinne Schiller's zu reden, ein Feſt der Menſchwürdigkeit; ja ich darf es, ohne maßloſer Uebertreibung beſchuldiget zu werden, ein Feſt nennen, das in der Weltgeſchichte nie ſeines Gleichen gehabt hat. Der Gedanke an dieſe heute hervortretenden Umſtände muß uns Deutſche erheben, Liebe gegen unſer Vaterland entzünden und glühen machen, das hehre Selbſtbewußtſein, welches ein großes Volk ehrt und ziert ſo lange, als es durch dasſelbe zu eitlem Uebermuthe und frevelnden Eingriffen in die Rechte der Nachbarn ſich nicht verleiten, ſondern nur zum Schutze unverletzlicher Rechte beſtimmen läßt, in uns neu beleben, ſtärken und befeſtigen. Jene genannten Thatſachen, die auf einen geliebten und hochverehrten Namen gerichteten Bewegungen der Gemüther vieler Millionen Menſchen reichen allein ſchon hin, uns, falls dies nämlich erſt nöthig wäre, von der unermeß-

lichen Bedeutsamkeit unseres gefeierten Freundes, unseres Dichters und Denkers Schiller zu überzeugen. Deshalb halte ich mich der vor meinen deutschen Zuhörern gewiß sehr undankbaren Mühe überhoben, von der Wichtigkeit des Tages zu reden, welche selbst die jüngsten unserer Schüler ahnen, wenn auch vielleicht noch nicht ganz begreifen. Euch alle aber, meine geliebten Schüler, fasse ich, eingedenk meines Berufes, vorzugsweise ins Auge. So mögen Sie, hochverehrte Anwesende, meiner amtlichen Verpflichtung es geneigtest nachsehend, mir erlauben, nur das vorzubringen, was unsrer heranwachsenden Jugend wenig bekannt und ihr hinsichtlich des Verständnisses des hohen Festtages zu dienen geeignet ist.

Jede Erscheinung, mag sie dem materiellen oder dem geistigen Gebiete angehören, wird naturgesetzlich nur verstanden, wenn wir sie im Zusammenhange mit andern, d. h. den Ursachen nach auffassen. Werfen wir deshalb einen Blick auf die Vergangenheit zurück. Die Dichtung, welche unter den Deutschen das erste Mal ungefähr von 1180 bis um 1250 ihre duftigen, bunten und glänzenden Blüten entfaltete, war, ich darf mich so ausdrücken, ein Erzeugniß des gesammten Volkes, obgleich im Einzelnen hinsichtlich des aus der Fremde entlehnten Inhaltes dem Geschmacke der ritterlichen Hörer auch angepaßt. Die begonnene, Größeres noch verheißende Entwickelung störten, den genommenen Aufschwung hemmten Rohheit und Verwilderung der Mächtigen, unsägliche Drangsale, unter denen das Volk seufzte und verkümmerte. Seit 1500 nahmen sich einige im Schriftenthume der alten Griechen und Römer auferzogene und geschulte Gelehrte, welche weder durch ihre fremdländischen Bestrebungen, noch viel weniger durch freche Ausländerei und schmachvolle Liebedienerei gegen Rom dem Vaterlande sich entfremdet hatten, des deutschen Schriftenthumes wieder mit dem rühmenswertheſten Eifer an, aber leider in der ihnen gewöhnten gelehrten und blos den Genossen der Gelehrsamkeit recht verständlichen Weise. Wenigen gelang es so vortrefflich, wie unserem unerschütterlichen Glaubenshelden Luther, an den uns dieser Festtag mehrfach erinnert, ächt deutsch zu Deutschen deutlich zu reden. Während des siebenzehnten Jahrhunderts beeiferten sich, nach dem Vorgange und dem Beispiele von Weckherlin, Opitz, Flemming, Andreas Gryphius, Rist, Dach, Lohenstein, viele Hunderte dichtender Geister, angetrieben von heißer Liebe zur Muttersprache, das Schriftenthum derselben auf eine Achtung gebietende Stufe zu erheben; aber das Fremde, mit welchem die damalige Gelehrtenbildung prunkte, hatte wohl nach Maßgabe der von den einzelnen beliebig gewählten Vorbilder den Kunstgeschmack geläutert und verfeinert, doch einen eigensinnigen, in den Gründen der Erkenntniß unsicheren, hin und her schwankenden, einen mehr fremdländischen, als einen ächt deutschen erzeugt. Daher blieben auch die Werke jener ehrenwerthen Männer der Masse des Volkes fremd, während sie von den meisten Gelehrten, die stolz auf ihre

Absonderung vom ungelehrten Volke des Lateinischen zu Dichtungen und Reden sich bedienten, mitleidig belächelt, ja sogar verachtet und geschmähet wurden. Allein das einmal gegebene Beispiel reizte begabte für die Muttersprache und das Vaterland erwärmte Jünglinge trotz vielfacher äußerer Ungunst zur Nachfolge. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeigt uns schon eine sehr große Zahl verständiger Vaterlandsfreunde unter den Gelehrten. Manche geiselten mit Ruthen des Spottes vornehm thuende Ausländerei, Gelüste lächerlicher Ueberhebung und Absonderung, und andere Thorheiten; viele hörten auf als Gelehrte bloß für Gelehrte verständlich zu schreiben: ja einige äußerten kühn schon den Wunsch, das ganze deutsche Volk, so weit es auch ohne den Schmuck altklassischer Gelehrsamkeit ein gebildetes sich nennen durfte, sollte die Schriften lesen und verstehen, welche zur Bildung des Kunstgeschmackes, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse und zur Aufhellung des Verstandes in der uralten und ihres Wohllautes und Reichthumes wegen unvergleichbaren Sprache der Deutschen abgefaßt waren. Der vielbelesene, von Gelehrsamkeit strotzende Forscher und Vielwisser Morhof schlug vollends aus der Art seiner Zunftgenossen: er kränkte sie tief, er beging ein unsühnbares Verbrechen, indem er, der erste Bahnbrecher in dieser Hinsicht, eine Geschichte der deutschen Sprache und der Kunst derselben in deutscher Sprache schrieb. Günther und Haller übertrafen Morhofens Erwartungen. Gottsched und dessen Gegner Bodmer und Breitinger wiesen, einmüthig wenigstens in ihrer Liebe zum Deutschen, auf das hin, was die Deutschen vor Jahrhunderten ohne fremdländische Gelehrsamkeit in der Dichtkunst vermocht hatten. Der fromme Gellert, die preußischen Dichter Gleim, Uz, Ramler, Ewald von Kleist und die ihnen Verbündeten erwarben sich den lautesten Beifall der Zeitgenossen und standen bei ihnen in hohem Ansehen, während die alterthümische Gelehrsamkeit von reichen Pfründen wohl genährt, hochmüthig, stolz, mürrisch, schmollend, zu gerechter Strafe der deutschrasenden Neuerer die nächsten Tage schon den Einbruch wildester Barbarei weissagend, in das Allerheiligste ihrer Pergamente sich zurückzog und den hinschwindenden Gebrauch der lateinischen Sprache unter Solchen sogar, welche den Namen eines Gelehrten beanspruchten, den Verderb des Geschmackes bejammerte. Aber die Deutschen hörten nicht das Wehklagen: sie hatte ruheloser Eifer, flammende Begeisterung für die Muttersprache und deren in allen Gauen des Vaterlandes schnell und reich aufblühendes Schriftenthum ergriffen, würdig eines großen Erfolges.

Da erhob sich alsbald über den Gesichtskreis des Vaterlandes das Dreigestirn, vor dessen Glanze alle bis dahin gepriesene Sterne erbleichten. Klopstock, der heilige, von Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und den Gefühlen der Freundschaft durchdrungene, keinen Augenblick seines langen Lebens von der erhabenen Stimmung des Barden verlassene Sänger; Lessing, dessen

geſchmackvolle, ſcharfſinnige, tiefe und umfaſſende Gelehrſamkeit ſich mit der Gabe, gemeinverſtändlich zu reden und auf faſt allen Gebieten der Dichtkunſt anmuthig ſich zu bewegen, vermählte; Wieland, der raſtlos thätige, in allen Zweigen menſchliches Wiſſens trefflich bewanderte, freiſinnige, weltgewandte, liebenswürdige Mann, hoch verdient um das deutſche Schriftenthum nicht allein durch eigene Leiſtungen, ſondern auch durch Ermunterung, Hülfe, Unterſtützung, welche er jüngeren Kräften und Bedrängten freundlichſt angedeihen ließ. So weit aus einander auch zum größten Glücke für Deutſchland die Richtungen der Beſtrebungen dieſer drei gewaltigen Männer giengen, ſo trug doch jeder in ſeiner Art kräftigſt dazu bei, daß die Deutſchen die Schätze ihrer Sprachkunſt erkennen und heben lernten, bereitete jeder ſeine Landsleute vor, die würdig zu empfangen, welche alsbald nach ihnen kamen und Ruhmes genug ſchon während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts errangen. Die Zahl derſelben iſt ſo überaus groß, daß ſelbſt viele der begabteſten Dichter und Dichterinnen, aus dem meilenbreiten Strome der ſchaffenden Geiſter vielleicht nur ein Mal aufgetaucht, den gegenwärtigen Freunden des deutſchen Schriftenthumes kaum noch dem Namen nach bekannt ſind; daß, wären ſie nicht in einer Spanne Zeit vereint, ſondern durch längere Zwiſchenräume von einander getrennt erſchienen, ſie des Glanzes die Fülle über ein Jahrtauſend verbreitet haben würden. Man ſtaunt ob dieſer Heerſchaar der Geiſtesmacht; man wird mit Bewunderung und Ehrfurcht gegen den Schöpfer erfüllt, der ſie faſt plötzlich entſtehen hieß, und beklagt nur die Millionen fruchtbarer Gedanken, welche nicht zu den Ohren des Volkes gedrungen, ſondern in den Werken unter dem Staube der Büchereien zu ſchlummern verurtheilt ſind. — Für den beſonderen Zweck unſeres Feſttages nenne ich Ihnen, hochverehrte Anweſende, aus jener faſt unüberſchaubaren Menge der Geiſter nur Herder, Göthe, Schiller, um bei dem letztgenannten ausſchließlich zu verweilen.

Während der böſen Zeit, da Preußen mit Oeſterreich um den fraglichen Beſitz der ſchleſiſchen Herzogthümer rang und der Krieg einen großen Theil Deutſchlands, beſonders Meißen, Pleißnerland, Thüringen, die Lauſitzen, Schleſien und Brandenburg, arg verwüſtete, ward Johann Chriſtoph Friedrich Schiller in der vom Jammer des Krieges kaum berührten ſchwäbiſchen Stadt Marbach am Neckar den 10. November 1759 geboren.*)

*) Die Lebensbeſchreibungen Schiller's von Körner, Döring, Hoffmeiſter, Viehoff, Scherr, Palleske, Sauppe, Schmidt, und andere hierher gehörige Schriften, z. B. von Marggraff, Briefſammlungen, freilich von allen vielleicht kaum den vierten Theil, kenne ich, beſitze auch ſelbſt einige von ihnen. Indes habe ich vorgezogen, für die hier von mir gegebene Schilderung die Aufzeichnungen zu benutzen, welche ich in meiner Jugend d. h. vor länger

— Klopstock, zur selben Zeit auf dem Gipfel seines Ruhmes, klagte über den frühen Verlust seiner Meta; Lessing arbeitete rüstig in Berlin und sandte eben seine Fabeln in die Welt aus; Wieland verweilte hochgeehrt bei Bodmer in Zürich; Herder, von den Sorgen der Armuth gequält, erkämpfte sich in Mornngen die Möglichkeit, eine Hochschule zu beziehen; Göthe, der Sohn des reichen kaiserlichen Rathes zu Frankfurt am Maine, lernte nach seinem Belieben und schwelgte als zehnjähriger Knabe schon im Genusse der Werke der schönen Kunst. —

Unter freundlichen und seiner Entwickelung günstigen Familienverhältnissen erwuchs Schiller, zeitig, doch ohne Zwang, im Lesen und Schreiben geübt. Der Vater unseres gefeierten Dichters, der württembergische Hauptmann, zuletzt Major Schiller, verdient als Schriftsteller über Obstbaumzucht und als Oberaufseher der herzoglichen Gartenanlagen, mußte von 1765 bis 1768 den Werbeoffizier zu Lorch machen, wo er seinen Sohn auf Spaziergängen und Ausflügen an sinnige Betrachtung der Erzeugnisse und der Erscheinungen der Natur gewöhnte. Nachdem er 1768, des bis dahin von ihm versehenen traurigen Amtes vom Herzoge enthoben, mit Gattin und Kindern nach Ludwigsburg gezogen war, übergab er seinen Friedrich zu dessen höherer Ausbildung der dortigen lateinischen Schule. In ihr lernte der gutmüthige, seinen Eltern Freude zu machen immer bereite Knabe zwar treufleißig Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, verrieth aber an den ihm dargebotenen

---

als vierzig Jahren meinem Tagebuche einverleibt habe. Damals war ich so glücklich, von Schillern Männer bisweilen erzählen zu hören, welche theils mit ihm zu Jena in amtlichen und geselligen Beziehungen gestanden hatten, theils dort von 1790 bis 1800 Studenten gewesen waren. Die Gelehrten redeten zwar nicht sonderlich erbauet von Schiller's Kenntnissen und Gelehrsamkeit, und meinten, derselbe habe als Universitätsprofessor den ihm durch des Herzogs Gnade angewiesenen Platz nicht recht auszufüllen vermocht; die ehemaligen Studenten brachten, wie dies überall so zu gehen pflegt, aber der schuldigen Achtung gegen den Professor nicht gerade schadet, allerlei studentische Witze und Schnurren vor, deren manche vielleicht nicht streng der Wahrheit gemäß, wenigstens was die Einkleidung betrifft, gar nicht übel erfunden waren; allein kein einziger jener Männer sprach von Schiller's sittlichem Gepräge, wie es sich in fast allen Verhältnissen zu Menschen bewahrheitet hatte, anders als mit der größten Hochachtung. Dieselbe Erfahrung habe ich auch in Weimar gemacht, wo man sich doch nicht scheuete, Göthen, den viel vermögenden Staatsminister, noch bei dessen Lebzeiten und Machtfülle in mancher Hinsicht schonungslos und sehr scharf zu tadeln. — Die verruchte Ansicht, große Männer seien mit einem andern sittlichen Maßstabe zu messen als kleine, so daß z. B. ein großer machtvoller Verbrecher rein von allen Sünden, die er begangen hat, gewaschen werden dürfe, verabscheue ich aus hinreichenden Gründen. Sie schmeckt zu sehr nach dem gemeinen Sprüchworte: Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen, ist noch nie mit allem Aufwande von Geistesreichheit wirklich gerechtfertiget worden, sondern eben dadurch um so widerwärtiger, abgeschmackter und lächerlicher gemacht. — Aus meinen Aufzeichnungen konnte ich hier begreiflicher Weise nur sehr wenige einflechten; aber durch die Einwirkung derselben auf mich hat meine Schilderung eine gewisse eigenthümliche Färbung erhalten.

Unterrichtsgegenständen keines Weges besonders hervorstechende Anlagen, ja nicht einmal durch seine ersten dichterischen Versuche in der lateinischen und der deutschen Sprache, obgleich einige bedeutsame Geistesblitze der Rechnung eines Seelenkundigen schwerlich entgangen sein würden. Er las für sich einige Dichtungen Gellert's und Klopstock's und ward von Lohenstein's prunkender Wortfülle stark angezogen: ein merkwürdiger Umstand, welcher manche auffällige Eigenheit in Schiller's Schriften, namentlich den frühesten, dem aufmerksamen Leser erklärt. Das Schauspiel, welches er besuchen durfte, regte ihn gewaltig auf, und stegreifdichtend ahmte er es mit Puppen nach, die er aus Papiere geschnitten hatte. Eltern und Lehrer gewannen den fleißigen, strebsamen, gut gearteten Knaben, der auch die jährlichen Prüfungen in Stuttgart bestand, immer lieber, und versprachen sich von ihm dereinst wohl tüchtige Leistungen, aber nicht gerade ausgezeichnete. Niemand ahndete, welch' ein kräftiger Geist in dem bald stillen und die Einsamkeit suchenden, bald feurig redenden und bis zu Uebermuthe lebhaften Knaben seine Wohnstätte bauete und bereitete.

Der wichtige Augenblick der Entscheidung für einen Lebensberuf war allmählich herangerückt. Verständiger Weise gestatteten die Eltern unbedingt freie Wahl ihrem Sohne und versagten sich selbst jede Ueberredung, jede Andeutung einer Absicht. Nachdem Schiller sich selbst sorgsam geprüft hatte, gestand er seinen Eltern, daß er für sich einen edleren und anmuthigeren Beruf nicht kannte, als den des Gottesgelehrten und Seelsorgers, und zu diesem allein aus innerer Neigung sich hingezogen fühlte. Dasselbe Bekenntniß wiederholte er in Gesprächen mit auch mir bekannten Männern, aus deren Munde ich es gehört habe, als er viele Jahre später in Jena seine Thätigkeit ganz andern Zwecken widmete. — Die gottesfürchtige kirchlich fromme Mutter Elisabetha Dorothea, Tochter des Bäckers Kodweiß zu Marbach, empfand über des Sohnes Entschluß, der ihren eigenen schönsten Wünschen zusagte, inniges Vergnügen, und nicht minder der Vater, welcher, ohne den Mitgliedern seines Hausstandes Zwang aufzulegen, Morgens und Abends seine Andacht abhielt. Schiller, so erzogen, haßte äußeren Schein, mehr noch Schaustellung der heiligsten Gefühle, die man ja, wie es die heilige Schrift gebietet, still für sich in seinem Kämmerlein nur aussprechen soll. So war seine Frömmigkeit eine ungeschminkte, aufrichtige gemäß den Aussprüchen des Erlösers: Gott ist ein Geist; die ihn anbeten sollen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Nicht die, welche rufen: Herr, Herr! kommen in das Himmelreich, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. — Das Christenthum zeichnet sich seinem innersten Wesen nach vor allen andern Religionen dadurch aus, daß es die stete gottgefällige Sinnesweise und das aus redlichem Willen und aufrichtiger Ueberzeugung vom Guten entsprungene rechtschaffene Handeln scharf betont. Erfüllt ein Mensch diese eine, allerdings jedem Sterblichen

schwerste Anforderung, so ist er unzweifelhaft ein guter Christ und der Kindschaft Gottes theilhaftig, rede er sonst von Gott und göttlichen Dingen mit den Worten des alten und des neuen Bundes, oder nach Maßgabe seiner anderweitigen Erkenntnisse in seiner Sprache so, wie er es eben vermag. Fühlt er sich ganz durchdrungen von der errungenen Denkbildlichkeit*) der Anschauungsweise des Lebens, von dem unablässigen Streben nach Verwirklichung der Denkbilder des Wahren, des Guten, des Schönen, so ist er selig. In diesem Sinne ist unseres unvergessenen Fichte Anweisung zum seligen Leben ein wahrhaft christliches Buch, manche Dichtung Schiller's nicht minder eine wahrhaft christliche. Uebersetzen wir in die ihm gewohnte Sprechweise die Heilsworte des göttlichen Erlösers: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit, so wird euch alles Andere zufallen, so lauten sie etwa: Nie ermatte eure Begeisterung für die Denkbilder des Wahren, des Guten, des Schönen, für alles Edle, so werdet ihr leicht die Sorgen des gemeinen Lebens um das Irdische, Eitle, Vergängliche bekämpfen. Soll ich Sie, hochverehrte Anwesende, ausdrücklich erinnern an die liebliche, erhebende, „das Ideal und das Leben" überschriebene Dichtung? — Wer dürfte Schiller's aufrichtige Frömmigkeit bezweifeln, der unbefangen das ächt christliche „Lied von der Glocke" liest oder hört? — Darum erklingen auch heute nach Gebühr an vielen Orten, an denen Christen Schiller's Namen feiern, die hellen Kirchenglocken; denn sie gerade dürfen nicht stumme Zeugen sein am hehren Tage des Ruhmes ihres Sängers. Darum ist auch mit vollem Rechte an einigen Orten die heutige Feier, zum Theile wenigstens, eine kirchliche. — Wie edel, ehrwürdig, auch wenn er voll gerechtes Zornes den Gottlosen straft, wie segenverbreitend und beseelt von Vaterlandsliebe Schiller sich den Seelsorger vorstellte, zeigen uns der Pastor Moser in den „Räubern" und der Pfarrer Rösselmann in „Wilhelm Tell." So mag in einsamen Stunden die fromme Mutter ihren trefflichen Friedrich voraus schon auf dem kirchlichen Lehrstuhle gesehen haben kräftig Gottes Wort aus den Freudenbotschaften verkündend, die Sünder strafend, die Leichtfertigen warnend, die Schwachen mahnend, die Traurigen tröstend, die Frohen erinnernd an den schnellen Wechsel des Irdischen.

Diesen erfuhren leider bald genug in ihren Hoffnungen Schiller's biderbe Eltern. Denn der Herzog Karl von Würtemberg hatte sich inzwischen, um für die von ihm gestiftete hohe Karlsschule geistig begabte Zöglinge zu werben, die Zeugnisse der Schüler des Professors Jahn, der auch Schiller's

*) Gemeinhin gebraucht man statt des deutschen Wortes die geschmacklosen Sprachungeheuer: Idealismus, Idealität. Der abgestumpte Sprachsinn nimmt freilich an noch Schlimmerem selten Anstoß.

ſtrenger Lehrer war, vorlegen laſſen, und freuete ſich darüber, daß das Zeugniß des Sohnes ſeines Hauptmannes Schiller, den er hoch ſchätzte, überaus günſtig lautete. Sofort erklärte er dieſem, daß er den gut gearteten Sohn in die hohe Karlsſchule koſtenfrei aufzunehmen geneigt wäre, und ließ es dabei nicht an ernſtlich gemeinten glänzenden Verſprechungen fehlen. — Welcher Vater durfte unter gleichen dienſtlichen Verhältniſſen die Annahme der Ehre, der Auszeichnung, der ſehr beträchtlichen Vortheile, endlich gar die in Ausſicht geſtellte künftige Verſorgung des Sohnes ablehnen, und dadurch den gnädigen Herzog, den gewaltigen Dienſtherrn verſtimmen? — Dieſe heikeliche Frage beantworteten ſich der Hauptmann Schiller und deſſen Gattin ſo, wie ſie durch ihre Verhältniſſe gezwungen waren, mit Schmerzen; denn ſie erblickten nirgends einen Ausweg aus ihrer Verlegenheit; ſie mußten wohl oder übel ihren guten Sohn bewegen die Wahl des Lebensberufes, in welchem er ſein Glück zu finden bereits geträumt hatte, wieder aufzugeben und eine andere, der hohen Karlsſchule angemeſſene zu treffen. Der Jüngling überſchaute raſch und beurtheilte richtig die mißliche Lage ſeiner geliebten Eltern; der muſterhafte gottesfürchtige Sohn fügte ſich ohne Murren mit williger Entſagung dem harten Gebote der Nothwendigkeit; beſcheiden hörte er auf den Wunſch der Eltern, wählte ihm gemäß nach einiger Ueberlegung die Rechtswiſſenſchaft, und trat ein in die hohe Karlsſchule.

Doch die üblen Folgen des naturwidrigen Zwanges, einem Geiſte angethan, der ſich ſelbſt zu beſtimmen Befähigung, Reife, ſomit das Recht dazu beſaß, blieben nicht aus. In den Sprachen zwar, in der Größenlehre, der Geſchichte, dem gründlichen Verſtändniſſe der ihm überaus lieben und werthen lutheriſchen Ueberſetzung der heiligen Schriften der Chriſten ſchritt Schiller raſch und ſicher vorwärts; dagegen in der ihm unlieben Rechtswiſſenſchaft ſo wenig, daß er von ſeinen Lehrern für einen beſchränkten, wo nicht ganz unfähigen Kopf gehalten werden mußte. Freilich darf ich nicht verſchweigen, daß er im Geheimen ſeine Zeit auf eine Weiſe verwendete, welche nichts weniger als den Beifall des Herzoges, falls dieſer ſie gekannt hätte, geerntet haben würde. Leſſing's, Gerſtenberg's, Shakeſpeare's Schauſpiele, Göthe's erſte Dichtungen, die ganz Deutſchland aufregten, und einige philoſophiſche Schriften waren die Gegenſtände, welche den für alles Große und Edle ſehr empfänglichen Jüngling hinriſſen, entflammten, zu eigenen dichteriſchen Verſuchen antrieben, und über dieſen beſonders den Zweck des Aufenthaltes in der Karlsſchule beinahe vergeſſen ließen. Weil nun Schiller für die Rechtswiſſenſchaft weder Luſt noch Befähigung zeigte, mußte er wieder eine neue Wahl treffen. Aus Verzweiflung entſchied er ſich jetzt für die Heilkunde. Seine Eltern, gehorſam dem Herzoge, gelobten durch eine darüber eigens ausgeſtellte Entſagungsſchrift, daß ihr Sohn ſich gänzlich den Dienſten des herzoglichen würtembergiſchen Hauſes widmen und aus denſelben nur mit

herzoglicher Erlaubniß zu treten befugt sein sollte. Dieses Gelöbniß ward nachmals dem Sohne verhängnißvoll.

Denn an den Naturwissenschaften, namentlich der Seelenkunde, fand Schiller zwar großes Wohlgefallen; aber die ausübende Heilkunst war schwerlich der Beruf, in dem er sich gemäß den Anlagen und der Richtung seines Geistes glücklich fühlen konnte. Es ist jedoch geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er auch als lutherischer Seelsorger sein wahres Lebensglück gefunden haben würde. Seine Werke bezeugen wohl, daß er die Gabe des Redners, der vom Herzen zum Herzen zu sprechen vermag, reichlich empfangen hatte; aber diese vorzügliche Eigenschaft ward weniger von ihm, als vielmehr unbedingte Unterwürfigkeit unter die kirchlichen Satzungen und die nachsichtslose würtembergische Kirchengewalt gefordert. Wie nun? — Von Gottes Gnaden ist jeder Mensch ein vernunftbegabtes Wesen; er soll deshalb vernunftgemäß denken und handeln und Alles prüfen, wozu uns auch der Glaubensbote Paulus nachdrücklichst ermahnt. Jeder Mensch ist nach Gottes unverletzbarer Einrichtung ein geborener Razionalist oder Vernunftfreund: Schiller war ein solcher in hervorragender Weise. Als scharf prüfender Vernunftfreund taugte er aber überhaupt schlechterdings nicht in würtembergische Verhältnisse so, wie der Herzog Karl wollte, daß sie sein sollten. — Ein urkräftiger Geist haßt Trägheit, verabscheuet süßes, träumerisches Nichtsthun, Vergeudung der kurzen Lebenszeit mit läppischen Beschäftigungen. Er muß, getrieben durch seine natürliche Neigung, unaufhörlich in dem edlen Geschäftskreise seiner Wahl und seines Berufes wirken, in der Welt der Gedanken sich bewegen, angestrengt arbeiten, weil er nicht anders kann. Kommt nun gar dazu noch Ruhmbegierde, so reibt sich nicht selten der Arbeiter auf, falls etwa der schwächliche Leib zu dem inkräftigen Geiste in Mißverhältnisse steht. Auch unser Schiller war als Jüngling schon in seiner Art sehr fleißig, daher der ihm vom Herzoge erwiesenen Wohlthaten würdig. Emsig und nachdenklich studirte er Klopstock's, Göthe's, Shakespeare's Werke; er dichtete, dichtete an seinen „Räubern" im Geheimen, während er gleichzeitig, was nur seiner erstaunlichen Arbeitskraft und Ausdauer möglich war, die an feinen Bemerkungen reiche Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen schrieb und durch den Druck veröffentlichte. Die Hauptsätze derselben vertheidigte er vor dem bei der Feierlichkeit anwesenden Herzoge zu dessen Freude, und der Schulordnung gemäß in der lateinischen Sprache. Dadurch erwarb er sich das Zeugniß der Befähigung als ausübender Arzt zu wirken.

Mit diesem Zeugnisse ausgerüstet verließ Schiller, 21 Jahre alt, am 15. Dezember 1780 die hohe Karlsschule nach achtjährigem Aufenthalte in ihr. Er ward sofort als Regimentsarzt bei dem in Stuttgart als Besatzung liegenden Grenadierregimente vom Herzoge angestellt, und erhielt 18 Reichs-

gulden monatliches Gehalt, welches bei dem damaligen weit höheren als dem gegenwärtigen Geldwerthe zur Bestreitung der Bedürfnisse des jungen Beamteten, falls er mit Gelde sparsam zu wirthschaften verstand, recht gut genügen konnte. Schiller war keines Weges ein schlechter Wirth oder gar sinnlos verschwenderisch. Dennoch gerieth er bald in schwere Geldbedrängniß, welche ihm Jahre lang das Leben verbitterte. Als er nämlich das auf der Karlsschule gedichtete und in Stuttgart noch ein Mal sorgfältig überarbeitete Trauerspiel: „Die Räuber" durch den Druck veröffentlichen wollte, suchte er zwar, fand aber nirgends einen Verleger, der bereitwillig sein Geld an einem Unternehmen sehr zweifelhaftes Erfolges wagen mochte. Deshalb ließ er sein Werk 1781 zu Frankfurt am Maine auf eigene Kosten drucken d. h. von dem Gelde, das ihm die Bürgschaft eines Freundes verschafft hatte. Hinsichtlich des erhofften Gewinnes, durch den er die Schuld redlich tilgen wollte, ward er trotz des raschen Absatzes, welchen das Buch fand, zu seiner Betrübniß bald enttäuscht, dafür aber sattsam getröstet durch die gewaltige Wirkung, welche jenes Trauerspiel auf die Deutschen ausübte, durch den weithin erschallenden Ruf seines Namens. Auch sein Gönner und Wohlthäter, der gestrenge Herzog Karl von Würtemberg,*) las das Stück mit widerstreitenden Gefühlen: er empfand zwar gegen dasselbe aus vollgültigen Gründen der Sprachkunst gerechtfertigten Abscheu, doch eben so lebhafte Freude über den Beifall, welchen die Deutschen dem jugendlichen Dichter zollten, und schmeichelte sich selbst nicht wenig mit dem Gedanken, einen Mann, der solches Rufes genoß, in seiner hohen Schule erzogen und gebildet zu haben. Indeß hegte er manche gerade nicht grundlose Bedenken hinsichtlich dessen, was weiter geschehen könnte. Dieser wegen befahl er seinem Regimentsarzte Schiller Alles, was derselbe ferner etwa schriftstellernd hervorbringen würde, vor der beabsichtigten Veröffentlichung ihm selbst zur Beurtheilung vorzulegen. Schiller, seiner menschlichen Freiheit und der Würde des gereiften Mannes sich nur zu deutlich bewußt, voll Hasses gegen soldatische Unterwürfigkeit, verweigerte in dieser Hinsicht, obgleich artig und bescheiden, doch bestimmt, den Gehorsam. Der Herzog Karl, wähnend, sein Günstling

*) Den vorurtheilslosen Beobachter müssen aus übertrieb enem Eifer für Schillern entsprungene unbillige Urtheile über den Herzog, die sich fast bis zu Schmähungen verirrt haben, wahrhaft betrüben. Der Herzog Karl von Würtemberg war fürstlich eigenwillig, nicht frei von Schrullen, verdient den härtesten Tadel wegen der räuberischen Verletzung des Rechtes und der Gewaltthat gegen Schubarten; aber Schillern hat er streng genommen nicht ungerecht behandelt. Er ließ ihn, da dieser davon laufen wollte, auf eigene Gefahr laufen. Ueberdies müssen wir den Herzog als einen sehr thätigen Fürsten hoch schätzen, dem es voller Ernst war Bildung und Wohlstand in seinem Lande zu verbreiten. Ich habe über ihn von Würtembergern viele lobende Urtheile gehört.

verkenne aus Eigendünkel die gute Absicht, wiederholt zornig den ausgesprochenen Befehl, und drohet dem störrischen Dichter im Widersetzungsf mit schimpflicher Entfernung aus dem Dienste, mit herzoglicher Ungnade gegen ihn und die Familie, ja mit harter Festungsstrafe.

Da trat in ihrer ganzen Grausigkeit die Feste Hohenasperg, in deren dumpfigen Kerkermauern der unglückliche Dichter Schubart damals noch nach Erlösung seufzte, vor die Seele Schiller's. Er kannte sie genau; denn er hatte jenen leichtfertigen, doch sehr beklagenswerthen Mann bisweilen dort besucht. Er schauderte vor dem Lose, das auch ihm zufallen könnte. Ehrlich und rechtschaffen, wie er war, dachte er allerdings an die schuldige Rückzahlung der 600 Gulden, mit denen er sich um; seine Schriften drucken zu lassen beladen hatte; als liebender Sohn und Bruder an den Kummer, den er den Eltern und den Schwestern bereiten würde; an die unausbleibliche Rache des schwer gekränkten Herzoges: aber unter den obwaltenden Umständen hatte er kaum noch eine Wahl zu treffen. — Nachts den 22. September 1782 floh er, sich Dr. Ritter nennend, durch das Eßlinger Thor aus Stuttgart. Von Mannheim sandte er an den Herzog ein Schreiben, in welchem er sich bemühete seinen gewagten Schritt zu rechtfertigen und den beleidigten Gönner zu besänftigen. Aber er erkannte, daß er vor dessen weithin reichendem Arme nicht sicher war, zumal da sich das frühere Wohlwollen des höfischen, den Herzog fürchtenden Reichsfreiherrn von Dalberg gegen ihn sehr abgekühlt hatte. Da bot dem bedrängten Flüchtlinge die edle Freifrau von Wolzogen eine Freistatt auf ihrem Rittersitze Bauerbach bei Meiningen*). Er nahm das Anerbieten begierig an. Dem unbekannten räthselhaften Fremdlinge ward der Buchwart Reinwald in Meiningen aufrichtiger Freund und Berather.

Schiller im heimlichen Bauerbach jeden Augenblick benutzend arbeitete mit der ihm eigenen Anstrengung und Sorgfalt. Er übergab sein Trauerspiel „Fiesko" durch den Buchhändler Schwan, der es um 55 Thaler in Golde ankaufte, der Oeffentlichkeit, beendigte „Kabale und Liebe", entwarf den

*) Wir beklagen gegenwärtig die Zerrissenheit des deutschen Vaterlandes als ein politisches Uebel mit vollem Rechte. Allein dasselbe von einer anderen Seite betrachtet ist seit dem Jahre 1500 bis auf die Gegenwart thatsächlich ein sehr kräftiges Mittel gewesen, Freiheit und Bildung des Geistes, so wie den Aufschwung des Schriftenwesens zu fördern, hauptsächlich aber allgemeine Knechtung des Gedankens zu verhindern, weil die vielen von einander unabhängigen und den Kaiser als gemeinsamen Gebieter kaum fürchtenden Herren in ihren persönlichen Neigungen niemals übereinstimmten. Was dem einen mißfiel, das behagte dem andern u. s. w. Preußen hat noch neuerdings die Professoren, welche aus Göttingen weichen mußten, die aus Holstein vertriebenen Pfarrer und Lehrer bei sich aufgenommen.

„Don Karlos", und trat mit Wielanden und anderen hervorragenden Männern, welche ihn hoch schätzen gelernt hatten, in lebhaften Briefverkehr. Weil der Herzog Karl keinen Ernst machte seinen Ausreißer zu verfolgen, ja fürstlicher Weise ihn kaum zu beachten schien, so begab sich Schiller aus seinem Verstecke nach Mannheim, um dort mit Hülfe der berühmten Schauspieler Iffland, Beck und anderer die Aufführung seiner Trauerspiele zu betreiben. Er ward hier den 1. September 1783 als Theaterdichter mit dem jährlichen festen Gehalte von 500 Goldthalern angestellt, und dadurch zum ersten Male der drückendesten Sorgen um das tägliche Brot überhoben. Damit er aber die noch auf ihm lastenden Schulden ehrlich abtragen könnte, arbeitete er angestrengt Tag und Nacht*). Versuche, eine reiche Erbin zu heirathen und mit ihr eine gesicherte äußere Stellung zu gewinnen, mißglückten ihm zu seinem wahrhaften Glücke. Andererseits wirkten das vielbewegte Leben in Mannheim und die Ehrenbezeigungen, deren er sich erfreute, auf Schiller's Stimmung, geistige Spannung und Hervorbringung sehr wohlthätig ein. Nachdem der Herzog Karl August von Weimar, an dessen Hofe dort Göthe seit zehn Jahren bereits lebte, bei seinem Aufenthalte in Mannheim der Vorlesung der ersten Handlung des „Don Karlos" beigewohnt und darauf mit dem Dichter eine lange Unterredung gepflogen hatte, verlieh er diesem den Titel eines herzoglichen weimarischen Rathes. Mag nun Schiller auf denselben Werth gelegt haben oder nicht, so kam er ihm späterhin wenigstens trefflich zu Statten.

Inzwischen trübten sich seine amtlichen Verhältnisse in Mannheim. Durch sein scharfes, strenges, mitunter schonungsloses und stechendes Urtheil über die Leistungen der Schauspieler verfeindete sich Schiller dieselben so sehr, daß er sich auf den Rath seiner Freunde entschloß Mannheim zu verlassen

---

*) Zur Beurtheilung dessen, was von dem Arbeiten Schiller's in dessen Lebensbeschreibungen erzählt wird, dient das Folgende. Nach Versuchen, die ich, der ich mir Beträchtliches bieten kann, schulwissenschaftlicher Fragen wegen an mir selbst in jüngeren Jahren wiederholt angestellt habe, erträgt, ohne zu erkranken, ein gesunder kräftiger Mann täglich siebenzehnstündige Arbeit des Geistes nur sechs Tage hinter einander, sechzehnstündige zwölf bis fünfzehn Tage, fünfzehnstündige höchstens zwei Monate, vierzehnstündige mit zweckmäßigen Unterbrechungen viele Jahre, zwölfstündige auch noch im höheren Lebensalter unausgesetzt. Aber bei weitem die meisten Arbeiter auf dem Gebiete des Geistes und der Wissenschaft sind weder kräftig genug, noch so ausdauernd gesund, daß sie sich ohne empfindliche Nachtheile für ihre Gesundheit mehre Monate oder Jahre hinter einander länger als acht bis zehn Stunden täglich geistiger Arbeit unterziehen dürfen. Sieben Stunden scheinen durchschnittlich das gerechte Maß zu sein. — Leibliche Anstrengungen verträgt der einmal an sie gewöhnte Mensch besonders im Freien mehr, leichter und ohne üble Folgen, Einflüsse ungünstiger Witterung abgerechnet. — Schiller hat einzelne Tage fünfzehn Stunden gearbeitet, aber nicht hinter einander fort längere Zeit.

und nach Leipzig überzusiedeln. Nachdem er die erforderlichen Geldmittel sich dort auszulösen und hierher zu reisen vom kursächsischen Appellazionsgerichtsrathe Körner empfangen hatte, bestieg er den Reichspostwagen, der ihm sechzehn Tage Zeit gestattete die halbwinterlichen Reize der Gegenden längs der Reichsstraße gemächlich zu beschauen, und ihn den 17. April 1785 nach Leipzig brachte, wo gerade das Leben der Ostermesse wogte. Schiller bezog, wie seine Mittel es ihm erlaubten, ein ärmliches Studentenstübchen, bald darauf eine freundlichere Wohnung in dem der Stadt nahen Dorfe Gohlis.

Körner, der Vater des Dichters Theodor Körner, welcher während der trübsten Jahre unseres Vaterlandes durch seine ermuthigenden Gesänge allen Deutschen lieb und theuer geworden und nach den Siegen über die Franzosen es geblieben ist, Körner verdient in jeder Schilderung des heute gefeierten Dichters die erste Ehrenstelle, und an jedem Standbilde, welches Schillern die Dankbarkeit der Deutschen errichtet, sollte der Name von Christian Gottfried Körner in metallenen Buchstaben hell leuchten. Denn er, der wohlhabende Mann, rettete zunächst den Freund aus gemeinen Bedrängnissen und schaffte ihm auf die edelste Weise ein behäbiges Leben, welches dem Dichter und Denker die Arbeit erleichterte. Weit Größeres that er, indem er, der feinsinnige, gelehrte, im altklassischen Schriftenthume trefflich geschulte Mann, zu Schiller's künstlerischer Ausbildung unstreitig das Beste beitrug, ihn mit seinem Rathe unterstützte, und nicht selten von einem Abwege auf den richtigen Pfad leitete. Er war ein großer Mann. Hat er berühmte Schriften uns nicht hinterlassen, so ist er doch als eine der wichtigsten Ursachen der Wirkung zu betrachten, welche diesen Tag in der Geschichte auszeichnet. Ein würdiges Denkmal der innigen Freundschaft, welche Körnern und Schillern mit einander verband, ist der Briefwechsel zwischen beiden, reich an Belehrung für den, welcher gern blickt in die Tiefe der Seelen großer Männer und belauscht neben dem Beständigen in ihnen die Wandelungen und Bewegungen, aus denen Gedanken und Handlungen entspringen. Im Besonderen ist jener Briefwechsel bedeutsam für den Freund der Schulkunst; denn meisterhaft versteht Körner zu unterweisen, zu belehren, zu unterrichten, zu lehren. Ein wahrhaft schöpferischer Geist*) bedarf zwar um Vortreffliches zu schaffen nicht

*) Wir müssen genau Urkraft von Begabung unterscheiden. Die letztere oder das Talent, wie man sie sprachlich seltsam gemeinhin nennt, hat unzählig verschiedene Stufen und kommt viel häufiger vor, als man gewöhnlich meint; denn ungefähr unter 9000 Deutschen findet sich schon eine bedeutende Begabung. Die Urkraft oder der Genius, Genie, kennt keine Abstufung, zeichnet sich durch außergewöhnliche Stärke der Erfindung, durch völlig neue Verknüpfung der Vorstellungen u. s. w. aus, und erscheint Erfahrungen zufolge so äußerst selten, daß während der letzten dreihundert Jahre auf das kräftige Menschenalter von 30 Jahren und etwa 5,000,000 Deutsche kaum eine gerechnet werden darf. — Ich bin sehr

der Vorbilder, aber zweckmäßiger, der eigenthümlichen Urkraft und der Richtung derselben auf den Gegenstand angemessener Ausbildung. Dabei mag er sich hüten, zu vorurtheilsvoller blinder Nachahmung des Ueberlieferten, des in Ansehen Stehenden, des von einem beschränkten Standpunkte aus, wenn auch mit vollem Rechte Gepriesenen und Anempfohlenen, des einseitig Aufgefaßten, namentlich gewisser Formen, die für gewisse Sprachen vortrefflich taugen, dem inneren Wesen anderer jedoch unnatürlich sind, daher widerstreben, willenlos und schmeichelnd sich zu erniedrigen bloß um zeitweiligen Wortführern zu gefallen und deren Urtheil, das meist einen zweifelhaften Werth hat, für sich zu gewinnen. Der urkräftige Geist soll überall, in der schönen Kunst wie in der Wissenschaft, auf eigenen Füßen stehen, sich nicht aus Bequemlichkeit an Stützen anlehnen, und selbst dem, was er gelernt hat, sein eigenes Gepräge aufdrücken. Doch ich breche die allgemeinen Betrachtungen ab. Freundschaftliche Verbindungen strebender Jünglinge und Männer werden von der Geschichte des deutschen Schriftenthumes viele genannt; die meisten lösten sich in Folge der verschiedenen Lebensstellungen, welche die früher Verbundenen allmählich einnahmen, und die Liebe schlug bisweilen sogar in Haß um. Die Freundschaft Körner's und Schiller's blieb, wie sie vom Anfange an gewesen war, uneigennützig, rein von allen Schlacken der Selbstsucht, edel, ungetrübt bis zum frühen Tode unseres gefeierten Dichters.

Nachdem dieser den Sommer in Gohlis und Leipzig verlebt hatte, reiste er auf Körner's Einladung nach Dresden, wo er beinahe zwei Jahre weilte. Während der schönen Jahreszeit wohnte er auf Körner's Weinberge bei Loschwitz, dem durch die muntere Gustel bekannten Dorfe Blasewitz gegenüber. Hier vollendete er unter den Augen seines Freundes das nach „Don Karlos" benannte Trauerspiel, welches 1787 gedruckt erschien und seitdem ein Lieblingsstück der überwiegenden Mehrzahl der Deutschen, besonders der freisinnigen, jeden Druck und Zwang der geistigen Bewegung hassenden, geblieben ist. Zur Erinnerung daran, daß Schiller einst seine Werkstätte dort aufgeschlagen hat, ziert gegenwärtig ein Denkmal den Weinberg.

Der neidlose, viel versprechende, jugendliche Geister anspornende und nach Vermögen und Gelegenheit unterstützende Wieland rieth Schillern, Dresden mit Weimar zu vertauschen. Dem Rufe folgend traf Schiller den

---

weit davon entfernt, den großen Werth des sogenannten altklassischen Schriftenthumes verringern zu wollen; aber der Irrthum der Philologen, die in ihm nicht blos eine Gattung, die es wirklich ist, sondern das schlechthinige Mustergiltige der Sprachkunst, das es nicht ist, erblicken, hat der naturgesetzlichen volksgemäßen Ausbildung und dem rechten Aufschwunge des deutschen Schriftenthumes sicherlich mehr geschadet, als genützt. Aus dem Anlehnen da, wo es nichts taugt, wird es erklärlich, daß manche Urkraft thatsächlich nur als hohe Begabung erscheint.

21. Juli 1787 in Weimar ein. Hier und in Jena, damals den Brennpunkten deutscher Bestrebungen, deutscher Wissenschaft und Bildung, sah er bald seine heißesten Wünsche befriedigt. Männer und Frauen wetteiferten, dem freilich mehr bei Nichtgelehrten und dem Volke beliebten, als von gelehrten Kunstrichtern belobten Dichter freundlichst entgegen zu kommen, ja förmlich zu huldigen. Die Universität Jena ernannte ihn zum Dr. der Philosophie, der Herzog Karl August von Weimar zum Professor der Geschichte an derselben Universität mit dem Jahresgehalte von 200 Thalern, das uns jetzt freilich sehr kümmerlich erscheint, es damals aber in der That nicht war. Schiller, auf die Erfüllung der Pflichten seines Amtes gewissenhaft bedacht, warf sich mit der ihm eigenen Inkräftigkeit auf geschichtliche Studien, denen er bisher zwar theilweise Aufmerksamkeit und Fleiß gewidmet hatte, doch nicht nach den höheren Anforderungen der Gelehrsamkeit. Am 26. Mai 1789 hielt er seine erste Vorlesung im größten Hörsaale Jena's vor ungefähr 400 Studenten, welche ihm noch am selben Abende ein Ständchen brachten.

Schon früher hatte er mit dem Fräulein Charlotte von Lengefeld, einer nahen Verwandten seiner Schirmerin, der edlen Freifrau von Wolzogen, ein Verhältniß angeknüpft. Die aus gegenseitiger Hochachtung und Werthschätzung entsprungene Zuneigung nahm allmählich an Innigkeit und Wärme zu und ging in Liebe über. Mit Vorwissen ihrer verwitweten Mutter und des Herzogs von Weimar sagte Charlotte dem von ihr verehrten Dichter ihre Hand zu. Am 22. Februar 1790 empfing das liebende Paar zu Wenigenjena geräuschlos die kirchliche Weihe des Ehebundes, der ein in jeder Beziehung glücklicher und musterhafter ward. Augenzeugen wußten den Hofrath Schiller wegen seiner Aufmerksamkeit und Fürsorge gegen die Gemahlin, die Hofräthin Schiller wegen ihres zarten, liebreichen, schonenden Benehmens gegen den Gemahl kaum genug zu rühmen. Eine Reihe lieblicher Bilder des häuslichen Lebens dieser Familie zu entrollen muß ich mir versagen. So war unser Schiller in den Hafen bürgerlicher Ruhe und Behaglichkeit endlich eingelaufen. — Ach! daß er später nur von einem ganz glücklichen Jahre seines Lebens reden konnte, dem glücklichsten, dem ersten seiner Ehe!

In Deutschland hört man bisweilen die wunderliche Sage, ein Dichter schwebe immer in himmlischen Gegenden, berühre kaum mit den Fußspitzen die gemeine Erde, und nasche nur von der Götter Speisen und Weine. Dazu hat Schiller wenigstens keine Veranlassung gegeben. Trotz der ihn stets beherrschenden von ihm auch bethätigten denkbildlichen Sinnesweise pflegte er irdische Angelegenheiten sehr nüchtern zu beurtheilen und zu behandeln. Vollends ein erkünsteltes, geschraubtes, zierbengelisches Benehmen war dem schlichten, einfachen, verständigen Manne gänzlich fremd. In Leipzig wunderten sich einige Leute darüber, daß der Dichter der Räuber stände, ginge und redete wie alle andere ihrer Sinne mächtige Menschen. Auch als Haus-

vater mag Schiller Andern zum Vorbilde dienen. Streng führte er über Einnahmen und Ausgaben Buch und Rechnung*), wußte sich mit seinem wohlbedachtsamen, immer zufriedenen und freundlichen Lottchen einzuschränken, und verkümmerte sich als weiser Mann nicht durch übertriebene Ansprüche an das äußere Leben den ächten Genuß des Lebens und des süßen Familienglückes. Da er jedoch geselligen Umgang liebte, so sah er gern und oft gleichgesinnte Freunde bei sich, die dann fürlieb nahmen mit dem Wenigen, was sie fanden, und es durch geistreiche Unterredung würzten. Die Sitte, eine große glänzende Gesellschaft standesmäßig abzufüttern und mit dem Vergnügen der langen Weile ehrerbietig zu peinigen, herrschte damals noch nicht: Gesellschaften zu geben und zu besuchen hatte man hinsichtlich aller Erfordernisse überaus wohlfeil; man kam zwanglos zusammen und hütete sich dabei die Begriffe einer städtischen Unterhaltung und einer ländlichen Kirmeß mit einander zu verwechseln und zu verwirren. Die Frau Hofräthin Schiller hielt streng auf Beobachtung der Sitte, und strafte Mißfälliges mit dem härtesten Tadel, den sie kannte: „Das schickt sich nicht!"

Trotz des damaligen weit höheren Werthes des Geldes, trotz der Ordnung, welche er in seinem Hauswesen zu halten pflegte, war Schiller nicht ganz gegen Nahrungssorgen geschützt, nicht gegen Sorgen um die Zukunft der Gattin, der Kinder. Treu den übernommenen Verpflichtungen suchte er vor allen Dingen den Ansprüchen an einen Hochschullehrer zu genügen. Er brauchte dazu bedeutenden Aufwand an Zeit, die ihm Geld im eigentlichen Sinne des Wortes war. Erst dann kamen die zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten, die er, auch in ihnen gewissenhaft, sich selbst — man darf sagen — oft recht schwer machte**). Jede Stunde kaufte er aus; leider entzog er sich sogar die nächtliche Ruhe, deren er, was er als Arzt wissen mußte, zur Erhaltung seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner leiblichen und geistigen Kräfte nothwendig bedurfte. Die heillosen Folgen der übermäßigen Anstrengung, die Jahre lang kaum ein Riese ertragen haben würde, stellten sich nur zu bald ein. Gerade ein Jahr nach seiner Verheirathung ward er von einer

*) Dieses Umstandes wegen entstand einmal im Kreise einiger Studenten Streit über die Beantwortung der Frage: ob Schiller wirklich für ein Genie gehalten werden dürfte, oder nicht. Man kann sich leicht vorstellen, wie die Frage zu verneinen seltsame Gründe in sich selbst gehabt hat.

**) Schiller ward einmal von einer schönen Frau gefragt: Aber, Herr Hofrath, immer können Sie doch nicht Gedanken haben. Was fangen Sie dann an, wann Gedanken nicht rasch zufließen? — Dann mahl ich Rössel, erwiderte Schiller unbefangen. — Die Sagen von Schiller's, des Professors, Dürftigkeit sind übertrieben. Er hatte allerdings nicht reiche, aber hinlängliche Einkünfte, nach der Abschätzung sachkundiger Zeitgenossen im jährlichen Durchschnitte etwa 1100 Thaler, die ihm damals gestatteten ein Haus zu machen.

lebensgefährlichen Bruſtkrankheit befallen, während der ſeine Zuhörer aus Liebe zu dem hochverehrten Lehrer förmlich in Streit darum geriethen, wer von ihnen die Nacht bei dem Kranken wachen, ihm dieſe oder jene Dienſte leiſten ſollte. Faſt wäre dem Leidenden, wie ein Zeitgenoſſe bemerkte, der Eifer der Liebe verderblich geworden. Nicht bloß ganz Deutſchland zeigte die lebendigſte Theilnahme, auch die Dänen brachten Hülfe, für welche wir ihnen, ſelbſt bei der gegenwärtigen Spannung, in ehrender Erinnerung noch danken wollen. Der Herzog von Holſtein-Auguſtenburg gab Schillern, um in demſelben der geſammten Menſchheit einen ihrer Lehrer zu erhalten, 1000 Thaler Jahresgehalt auf drei Jahre, die er benutzen ſollte von dem ausgeſtandenen Leiden ſich zu erholen. Die Kunſt der Aerzte rettete zwar das koſtbare Leben dem Dichter, aber deſſen Geſundheit war für immer zerrüttet. Von beängſtigenden Bruſtkrämpfen konnte ihn kein Heilkünſtler befreien. Trotz derſelben und anderer Leiden bewahrte ſich der wahrhaft große, auch in der Beherrſchung des Leibes, in dem ſchweren Siege über oft wiederkehrende krankhafte Stimmungen bewunderungswürdige Mann meiſt heiteren Muth, welcher die Seinen über die wirkliche Gefahr täuſchte. Kaum halb geneſen ſetzte er ſeine raſtloſe Thätigkeit fort, da er ſeines Geiſtes Kraft nicht vermindert fühlte. Aber ſchon im Mai traten von Neuem heftige Anfälle der Bruſtkrämpfe ein, welche das Ende des theuren Lebens herbeizuführen drohten*). Indeß zerſtreute eine glückliche Wendung der Krankheit die Befürchtungen und ließ, wenn auch nicht volle Heilung, doch Rettung für den Augenblick hoffen. Nach dem Rathe der Aerzte kaufte ſich der Geneſene ein Reitpferd und ritt täglich wacker ſpazieren, nicht ſchulmäßig, ſondern, wie Studenten es witzig bezeichneten, „ſchilleriſch.“ Ein Pferd nach dem andern ward von Schiller gezügelt bald hartmäulig. Ja, ſagten Studenten, thüringiſche Roſſe ſind nicht Götterpferde. Auf ſolchen allein verſteht unſer lieber Schiller vortrefflich zu reiten.

Die Aerzte mißbilligten überhaupt das unausgeſetzte angeſtrengte Arbeiten, beſonders das nächtliche, wie es Schiller liebte. Sie drangen in ihn theils Ausflüge nach Rudolſtadt, Erfurt, Meiningen, Lauchſtädt, theils Reiſen nach Leipzig und Dresden zu machen. Doch auch auf Reiſen arbeitete Schiller. Zur Beruhigung der Aerzte trieb ihn endlich die Sehnſucht in

*) An einem jener qualvollen Tage hieß es wirklich ſchon in Weimar, Schiller ſei geſtorben, und Zeitungen verbreiteten raſch die betrübende Nachricht. Auf dieſes Gerücht hin veranſtalteten Jens Baggeſen und der Graf Ernſt von Schimmelmann in Hellebeck Schillern eine Todesfeier, die, nachdem man die Uebereilung erkannt hatte, eine nicht erwartete heitere Seite bot. — Leider traf das bekannte deutſche Sprüchwort, das denen, welche, noch lebend und auf dem Wege der Geneſung ſich befindend, von Leuten todt geſagt werden, ein ſehr langes Leben verheißt, hinſichtlich Schiller's nicht ein.

das heimatliche Schwaben zu seinen bejahrten Eltern, die nach langer Trennung wiederzusehen er sich herzlich freuete, an denen er mit kindlicher Liebe immer gehangen hatte. Dort verweilte er mit seiner Gattin im Kreise der Verwandten und der Freunde, doch meist arbeitend und in der Schule, die ihn einst gebildet hatte, lehrend, vom August 1793 bis zum Mai 1794. Anscheinend kräftiger und gesünder kehrte er dann nach Jena zurück.

Hier förderte der vertraute Umgang mit Freunden, denen Fichte und Wilhelm von Humboldt sich zugesellten, die Bestrebungen eben so des Hochschullehrers wie des Dichters. Auch die Gunst, die ihm bisher versagt geblieben war, sollte sein Glück erhöhen. Göthe, der herzogliche innerhalb des weimarischen Ländchens nahezu allmächtige Staatsminister, hatte den herzoglichen weimarischen Rath und Professor und herzoglichen meiningischen Hofrath Dr. der Philosophie Schiller zwar mit der ihm eigenen vornehmen Herablassung und gnädigem Wohlwollen behandelt, übrigens aber den Dichter Schiller sehr fern von sich gehalten, ja mit sichtbarem Widerwillen abgestoßen. Dieses auffallende Benehmen Göthe's beurtheilte man verschieden, je nachdem man zum herzoglichen Hofe gehörte und von ihm abhängig war, oder nicht. Viele Leute in Weimar und Jena wähnten, Göthe wäre eifersüchtig auf den Ruhm des zehn Jahre jüngeren Nebenbuhlers, der in Sturmschritten die Kränze des Beifalles der Deutschen erobert hatte und nun den älteren Dichter der „Leiden Werther's" und des „Götz von Berlichingen" zu verdunkeln, wo nicht gar aus der öffentlichen Gunst zu verdrängen drohte. Allein wer darf Göthe's unverhohlenes Mißfallen an den bisherigen Leistungen Schiller's grundlos und ungerecht nennen, oder ihm gar erdachte und zweifelhafte Ursachen unterschieben? — Göthe forderte mit vollem Rechte Höheres von dem reich begabten Schiller, weil dieser höheren Ansprüchen der Sprachkunst zu genügen wohl vermochte. — Da fügte es nun der Zufall oder, wie wir Christen gottesfürchtig richtiger immer sagen sollten, die Alles überwachende göttliche Vorsehung, daß am 13. Juni 1794, der dadurch ein Tag wahrhaftes Segens dem deutschen Schriftenthume geworden ist, Göthe und Schiller in der mineralogischen Gesellschaft zu Jena einander trafen, und über die Umwandlung der Gewächse, die zu erforschen Göthe damals gerade sich bemühte, in Unterredung geriethen, so wie einige Tage später in eine andere über Kunst und Kunstlehre. Beide merkwürdige Unterredungen eröffneten erst dem gewaltigen Göthe das richtige Verständniß der ihm ebenbürtigen Persönlichkeit und des ganzen hohen geistigen Werthes unsers Schiller. Eingeladen, nicht etwa vom Staatsminister, sondern vom Dichter und Forscher Göthe, wohnte bei diesem in Weimar Schiller vom 14. bis zum 28. September 1794. Wir kennen nur Weniges dessen, was während jener vierzehn Tage zwischen den beiden großen Männern verhandelt worden ist. Dem ersten längeren Zusammensein derselben folgte zunächst ein fast ununterbrochener Briefwechsel, dann ein von

Tage zu Tage innigeres Anschließen der beiden großen Dichter an einander, eine unwandelbare treue Freundschaft, deren Bedeutung für das vaterländische Schriftenthum wir nicht hoch genug schätzen können. Denn seit jener Zeit erhob sich Schiller, wie dessen schönste Werke bezeugen, von den unteren Stufen des vieles und vielerlei versuchenden Lehrlinges der Sprachkunst auf die oberen des gereiften vollendeten Meisters*).

Bis 1802 blieb er in Jena; dann entsagte er dem Amte des Hochschullehrers und siedelte nach Weimar über, um sich ausschließlich dem Berufe des Dichters und Schriftverfassers widmen zu können. In unmittelbarer Nähe und fast täglicher Berührung durchdrangen Göthe und Schiller hinsichtlich ihrer Anschauungsweise einander der Maßen, daß scharfsinnige Kunstrichter den Antheil, welchen jeder der beiden an einigen dichterischen Erzeugnissen gehabt habe, kaum zu bestimmen wagten. Bekannt ist der Streit über die Beantwortung der seltsamen Frage, ob die Kapuzinerrede in Wallensteins Lager wirklich von Schiller herrühre, oder nicht vielmehr von Göthe, dem Verfasser des neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspieles, des Jahrmarktsfestes zu Plundersweilern; anderer Dichtungen zu geschweigen.

Unerquicklich, fruchtlos und der ausgezeichneten Männer sogar unwürdig ist der Streit über die Beantwortung der Frage, welcher der großen Schriftverfasser und Dichter Deutschlands der größte sei.**) Denn jeder von

*) So lautet wenigstens das Urtheil der meisten und angesehensten Kunstrichter. Die Menge und die Aehnlichkeit der theils nach einander, theils gleichzeitig zusammenwirkenden Ursachen erschweren sehr die Entscheidung, welche von allen für Schillern die bedeutsamste gewesen sei. Offenbar war zeitweilig bald die eine, bald die andere die vorherrschende. Ob der dauernde Einfluß Körner's oder Göthe's auf Schillern der mächtigere gewesen sei, bleibt eine Frage, deren Beantwortung sehr schwer zu geben ist. — Man muß beklagen, daß Schiller seinen Gesichtskreis durch übertreibende philologische Ansichten vom altklassischen Alterthume viel mehr als billig einengen ließ, besonders in Betreff der Sprachkunstformen. Die hinsichtlich der äußeren Gestaltung verfehlte „Braut von Messina" ist trotz zahlreicher gedankenvoller, bezaubernder lyrischer Schönheiten, die man gerechter Weise bewundert, ein Beleg der angedeuteten Verirrung vom richtigen Wege. Noch schlimmer sind die Sechsfüßer und die Fünffüßer, welche überhaupt der gegenwärtigen Beschaffenheit der deutschen Sprache widerstreben, daher wie andere dichterische Formen der die Silben nach Längen und Kürzen wägenden Sprachen des Alterthumes im jetzigen Deutschen unanwendbar sind, hinsichtlich der Lesbarkeit ausgefallen. Man begreift kaum, wie ein an Wohllaut, an das Griechische und das Lateinische gewöhntes Ohr eines Philologen dergleichen sprachliche Ungeheuerlichkeiten vertragen konnte. Was einmal nicht geht, geht doch nicht trotz aller Anstrengungen.

**) Gelehrte Liebhabereien, die sich in der Bevorzugung eines Schriftverfassers vor anderen kund geben, sind alt und der gründlichen Bearbeitung und Erklärung der Schriften immer vom größten Nutzen gewesen. Jeder Leser kann nach seinem Geschmacke das frei auswählen, was ihm gefällt, und lobpreisen nach Kräften. Versucht er aber seine Besonderheit zu einer Allgemeingültigkeit zu erheben und die, welche andere Ansichten und Liebhabereien

ihnen besitzt eigenthümliche Vorzüge und Mängel, die beide gerecht abzuwägen eine der verwickeltesten Aufgaben der Geistesstatistik ist. Wir aber ehren jeden auf die rechte Weise dadurch, daß wir mit Hochachtung und

---

haben, zu drücken und zu verdammen, so überschreitet er die Grenzen des ihm Erlaubten. Setzt er in dem eitlen Wahne, dadurch den von ihm bevorzugten und verehrten Mann noch höher zu heben, den Werth anderer Männer herab, so begeht er ein Unrecht nicht bloß gegen diese, sondern auch gegen jenen. Die flatternde Weisheit des gefühlvollen Geschwätzes am Theetische mag doch Müssigen die Zeit vertreiben; nur aus Büchern über Werke der Sprachkunst sollte sie verbannt sein. Ich mag hier vollends nicht den Unfug beleuchten, den man mit wunderlichen und abgeschmackten Deutungen der so genannten Begeisterung für ein Werk der schönen Kunst und dessen Urheber zu treiben beliebt, die beide dadurch in Wahrheit nicht gewinnen. Kein Mensch hat jemals ganz vollkommene, durchaus und in gleichem Maße löbliche Werke hervorgebracht, sondern immer nur minder oder mehr mangelhafte, verschiedenen Werth habende. Wir bewundern das in ihnen vorherrschende Vortreffliche und wenden von Mängeln die Augen sehr gern ab, wenn wir uns den vollen Genuß nicht etwa thörichter Weise verkümmern wollen. Von der Regel der Naturnothwendigkeit machen die Werke Klopstock's, Lessing's, Wieland's, Herder's, Göthe's, Schiller's u. s. w. keine Ausnahme. Gerade die nach Maßgabe ihrer Eigenständigkeit für oder gegen einen Schriftverfasser eingenommenen, keck und nachsichtslos absprechenden Richter besitzen schwerlich eine hinreichend deutliche Vorstellung von der Kunst, Dichter, überhaupt Schriftverfasser und deren Werke rein gegenständlich, genau so wie jedes andere Erzeugniß der Natur aufzufassen, ihrem Urtheile den dasselbe nur verwirrenden Einfluß persönlicher Neigungen oder Abneigungen abzustreifen, und vornehmlich unsauberer Absichten Gelüste zu verscheuchen. Das Ergebniß sehr mühsamer und schwieriger Rechnungen der Geistesstatistik zeigt, zu welchen maßlosen Uebertreibungen, Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten man verleitet wird, wenn man sich ohne die sorgfältigste Umsicht, ohne die genaueste Abmarkung der besonderen Beziehungen erkühnt, gleichsam aus eigener Macht, irgend einen Menschen, der Bedeutendes geleistet hat, hervorragend, groß, oder gar schlechthin den größten seines Jahrhunderts zu nennen. An das hellste Licht grenzt meist auch — leider! — sehr schwarzer Schatten. Die durch ihr eigenständiges Wohlgefallen, ihre vorgebliche Begeisterung, ihre Hauptabsichten verblendeten Lobpreiser oder Tadler immer nur innerhalb gewisser Marken wahrhaft großer Männer, die außerhalb jener nicht selten klein erscheinen, verstehen entweder nicht, oder halten für überflüssig zu rechnen. Dadurch bringen sie heillose Verwirrung der Vorstellungen und, was schlimmer ist, der sittlichen Begriffe in geschichtliche Fragen und verunstalten die Wahrheit. Man sollte sich doch endlich davon überzeugen, daß die gesammte Geschichte ein Zweig der Naturwissenschaft ist und streng wie diese behandelt und bearbeitet werden muß. Ein Geschichtsforscher macht sich eben so lächerlich, wenn er mit halboffenen Augen Partei für oder gegen den von ihm bearbeiteten Gegenstand nimmt, als ein Naturforscher sich machen würde, der, falls er etwa über die Pferde schreibt, zu Gunsten derselben die Elephanten, welche eben Pferde nicht sind und naturgemäß nicht sein sollen, tadeln und herabsetzen, oder zu Gunsten der Veilchen die Rosen, weil sie Veilchen nicht sind und nicht sein können, gering schätzen wollte. Schlechterdings nicht anders ist es mit Schriftverfassern. Jeder derselben muß aus seinem Wesen erklärt werden. Nachahmer freilich sind mit dem ihnen gemeinen Vorbilde gemeinsam meßbar; urkräftige Geister gemeinsam meßbar niemals. Trotz ihrer innigen Befreundung ist Göthe nicht Schiller, und Schiller nicht Göthe. Jeder von beiden gewinnt lediglich durch das, was er ist, und verliert nicht durch das, was er ohne seine Schuld nicht ist.

Dankbarkeit für uns das nutzen, was er geschaffen hat. Göthe selbst, den eine Partei nicht ohne Nebenzwecke auf Kosten seiner Zeitgenossen, namentlich Schiller's, erhob, wußte recht gut, daß ein Baum deshalb nicht in den Himmel wächst, wenn andere um ihn herum niedergehauen werden. Seiner Geisteshoheit und des vielen Vortrefflichen, das er während seines langen thatenreichen Lebens geleistet hatte, sich wohl bewußt, belächelte er jene närrischen Leute und rieth ihnen einfach, sich über den Besitz aller der wackeren Männer zu freuen, welche dem Vaterlande zu hohen Ehren gereichten.

Auf das innere Leben, obgleich es weit anmuthender ist als das äußere, und die jenem entquollenen Schöpfungen des heute von uns gefeierten Dichters erlassen Sie mir, hochverehrte Anwesende! einzugehen und erlauben dem von mir gegebenen sehr dürftigen Abrisse des äußeren Lebens Schiller's Weniges noch hinzuzufügen. Sie werden gewiß vermuthen, daß es dem berühmten Dichter, dem von seinen Zuhörern fast vergötterten Hochschullehrer an Berufungen in weit günstigere und einträglichere Stellungen, als die in Jena war und, wenn wir billig urtheilen, sein konnte, nicht gefehlt haben wird. Würtemberg voran suchte seinen großen Sohn nach Tübingen zu ziehen. Andere Staaten bewarben sich gleichfalls um ihn, aber vergebens. Ich schweige von den kostbaren Geschenken, mit denen ihn deutsche und fremde Fürsten erfreueten und ermunterten. Die edle hochsinnige, für den Aufschwung des vaterländischen Schriftenthumes nach königlicher Art sorgende Königin Luise von Preußen wünschte Schillern ganz in ihrer Nähe zu haben und an Berlin zu fesseln, besonders seit er während des Aufenthaltes mit seiner Familie zu Berlin im April und Mai 1804 durch sein schlichtes gerades Wesen auch das Wohlwollen des preußischen Hofes sich erworben hatte. Die Königin bot ihm ein jährliches Gnadengehalt von 3000 Thalern, also fünf Mal so viel, als ihm der Herzog von Weimar gab, den freien Gebrauch eines Hofwagens, und eine Stelle in der königlichen Akademie: wahrscheinlich hätten dann noch höhere Würden den Dichter äußerlich geschmückt. Schon am 7. September 1802 hatte ihn durch Vermittelung des Herzogs von Weimar der Kaiser mit der Erhebung in den deutschen Adelstand überrascht und dem ehrenwerthen bürgerlichen Familiennamen das neckische Verhältnißwort Von vorgesetzt. Schiller nahm diese Auszeichnung zwar artig, doch beinahe gleichgültig an.*) Seiner Gattin den Adelsbrief

*) Nach der Aussage eines Studenten jener Zeit in Jena, der noch Anderes der Art in Weimar gehört haben wollte. Mehre dergleichen Erzählungen, denen Thatsachen zu Grunde liegen können, erwecken die Vermuthung, mancher Verehrer Schiller's habe sich denselben so gemacht, wie er ihn zu haben wünschte. Sie sind also weniger hinsichtlich Schiller's, als hinsichtlich der Verehrer desselben bildungsgeschichtlich merkwürdig, gerade so wie das,

überreichend sagte er scherzend: Sieh da einmal, Lottchen! der ist für dich. — Wenn er, antwortete sie fast verletzt, nicht für dich ist, so ist er noch weniger für mich. — In der That und Wahrheit bedurfte unser Schiller gerade dieser gnädigsten Anerkennung seines innern Werthes und seiner hohen Verdienste um Deutschland weder von Seiten des weimarischen Herzogs noch von Seiten des deutschen Kaisers: denn er war, dessen mußte er, obgleich er selbst es nie gesagt hat, sich deutlichst bewußt sein, ein längst schon von Seiten der über allen Fürsten der Welt waltenden Natur*) geadelter, durch und durch adeliger Mann, daher auch, wie es einem solchen schlechthin ziemt, ein glühender Freund der menschlichen Freiheit und der den Menschen von Natur gebührenden Rechte, ein Theuerdank**) in umfassenderem und viel tieferem Sinne, als in welchem der Kaiser Maximilian I. das von ihm erfundene Wort dermaleinst gebraucht hat. Der Edelmann von Schiller blieb dem Bürger Schiller unwandelbar gleich. Er bestand kräftig und treu die Feuerprobe denkbildlicher Gesinnung, die gar nichts werth ist, so fern sie sich nur in schönen Worten ergießt, nicht durch Handlungen und Thaten bewahrheitet. Man irrt stark, wenn man Schillern für einen Volksdichter im niederen Sinne des Wortes nimmt. Ein solcher war er nicht, wollte er schlechterdings nicht sein. Daraus aber erwächst ihm kein Tadel, sondern vielmehr Ruhm. Von seiner adeligen Gesinnung beseelt und richtig geleitet behauptet er, der wahre Dichter, der gottdurchhauchte Seher dürfe von seiner Höhe nicht zur gemeinen Anschauungsweise der Menge hinabsteigen, sondern sei im Gegentheile verpflichtet sie zu erheben, sie auf den höheren Stand seiner Bildung allmählig hinaufzuziehen. Denn das ist ja eben der eigentliche Beruf des Adels, daß er mit seinem mustergültigen Beispiele in allen rechten, guten und edlen Dingen dem gesammten Volke vorangehe und vor-

---

was in „Wallenstein's Lager" die Soldaten über den von ihnen bewunderten Feldherrn aussagen. Man vergleiche übrigens S. 305—7 des 4. Theiles von Schiller's Briefwechsel mit Körner, wo urkundlich Schiller's wahre Ansicht von der Sache zu lesen ist.

*) Der hochherzige Kaiser Maximilian I. lebte bekanntlich auf dem Fuße der Vertraulichkeit mit dem nürnbergischen Maler und gleich großen Denker Albrecht Dürer. An diesem zwanglosen Betragen des Kaisers nahmen einige Edelleute, die ihre vorgeblichen Vorrechte dadurch beeinträchtigt wähnten, starken Anstoß, waren auch keck genug, ihr Mißfallen zu äußern. Ihnen erwiderte der Kaiser, sie ernst belehrend: Aus kaiserlicher Machtvollkommenheit steht es mir zu, täglich so viele Herzoge, Fürsten, Grafen, Freiherren, Edelleute zu machen, als ich deren haben will. Aber einen Meister Albrecht hervorzubringen ist mir noch nicht gelungen. — Dennoch kam es dem Kaiser Max schwerlich im Traume ein, aus dem von ihm geliebten und höchst geschätzten Meister Albrecht Dürer einen Herrn Albrecht von Dürer zu machen. Er wußte damals genauer, als es jetzt viele wissen, daß das Verhältnißwort Von theils die Herkunft aus einem Orte, theils den Besitz eines Grundstücks bezeichnet.

**) Dieses Wort soll nach der Absicht seines Erfinders einen Mann bezeichnen, der stets auf hohe ritterliche Unternehmungen, theuerliche Sachen, alle seine Gedanken gerichtet hat.

leuchte: wehe dem Volke, welches eines solchen Adels entbehrt oder gar diejenigen, die ungerechtfertigt den stolzen Anspruch machen für Adelige zu gelten, ihrer durchaus unadeligen niedrigen Handlungsweise halber zu verachten durch sein natürliches Bewußtsein vom Rechten gezwungen wird! — Das Einzige, was man billig an unserem Schiller etwa tadeln darf, ist, daß er den sehr engen Kreis der Höchstgebildeten zu streng ausschließlich in's Auge faßte und von seinem die düsteren Wolken überragenden Gipfel aus mit offener Geringschätzung auf die minder Gereiften hinabblickte.

Wie mochte die hohe adelige Seele dieses deutschen Mannes zürnen, als er 1797 durch Campe die Urkunde empfing, mittels welcher ihn die damaligen Vertreter*) des französischen Volkes mit dem Bürgerrechte des arg gemißhandelten, blutgetränkten Frankenreiches zu beehren wähnten! — Aus Ekel vor den elenden Schinderknechten**) — ich schäme mich nicht Schiller's eigene Worte zu brauchen — hatte er ja seit 1793 von dem traurigen Fortgange der französischen Staatsumwälzung, die er vom Anfange an vermöge seines geschärften Blickes mißtrauisch betrachtet hatte, kaum mehr Kenntniß genommen.

Meinen Sie vielleicht, hochverehrte Anwesende! für Aeußerlichkeiten habe Schillern wie manchem anderen Gelehrten und Künstler der Sinn gemangelt, er sei etwa ein hohler, närrischer Schwärmer für eingebildete Dinge gewesen? — Das gerade Gegentheil eines solchen war er. Durch frühe bittere Erfahrungen, welche Gott oft seine lieben Kinder durchmachen läßt um deren Kraft zu stählen, hatte er den Ernst des bürgerlichen Lebens kennen und den Werth irdischer Güter wohl schätzen gelernt; aber er überschätzte ihn nicht, er suchte und fand, wie es Christen ziemt, welche die Worte des Erlösers nicht bloß hören, sondern ihnen gemäß auch handeln, sein Glück nicht in irdischen vergänglichen Dingen, welche Rost frißt und Motten verzehren, nicht allein in sinnlichen Genüssen, welche das ganze Glück des Thieres und des Thoren ausmachen, sondern vielmehr darin, daß er die sinnliche Natur des Menschen durch den Geist veredelte und erhob, hauptsächlich im reinen uneigennützigen, rücksichtslosen Streben nach den höchsten Zielen des Wahren, des Guten, des Schönen, nach Verwirklichung des ewig Gültigen und Gerechten unter den Menschen. Das eben ist die wahre Weisheit, die vor Gottes Richterstuhle besteht. —

---

*) Lächerlicher Weise wußten sie nicht einmal, daß Schiller ein Dichter war und als solcher die Hochachtung der Deutschen sich erworben hatte, sondern hielten den Mann für einen Zeitungsschreiber ihres Geschmackes.

**) Seite 23. unten des dritten Theiles von Schiller's Briefwechsel mit Körner. Man vergleiche S. 350—51. des zweiten Theiles und einige andere Stellen.

Schiller war gegen öffentliche Anerkennung seiner Leistungen, die er Arbeiten im vollen Sinne des Wortes nennen durfte, keines Weges unempfindlich, wie die ihm ebenbürtigen Kunstgenossen Klopstock, Lessing Wieland, Herder und Göthe von dem Wunsche sich dauernden Ruhm zu erringen beseelt und angespornt, daher durch vorschnellen oder unbilligen Tadel oft gereizt und gekränkt, aber immer bereit auch aus ihm zu lernen und Mängel zu beseitigen, damit jedes folgende Werk davon zeuge, daß er eine höhere Stufe künstlerischer Vollkommenheit erstiegen und dem Denkbilde sich genähert habe, das, in weiter Ferne erst erreichbar, seiner Seele vorschwebte. Hörte und las er auch gern seinen Namen gerühmt, vornehmlich von Richtern, auf deren Urtheil er schweres Gewicht legte; so schützte ihn doch ruhige nüchterne Prüfung vor maßloser Ueberhebung und dem starken Irrthume, man könne durch Anerkennung des Guten einer Schrift gleichsam wie durch Schminkpflaster anhaftende Mängel verbergen. Ein Schwächling dagegen wähnt, er vermöge durch äußere Auszeichnungen das leicht und bequem zu ersetzen, was ihm an innerem Werthe und an Verdiensten gebricht; denn die urtheilslose Menge läßt sich, den Aussprüchen ihrer Wortführer träge vertrauend, durch Schein blenden*).

Zu Entschlüssen und Handlungen ward Schiller durch die mit seinem ganzen Wesen verwachsene adelige und denkbildliche Gesinnung und durch die Bedürfnisse seines warmen Herzens bestimmt. Von seinem Freunde Göthe, von dem ihm wohlwollenden Herzoge mochte er sich nicht trennen, um als ein Stern erster Größe in der nordischen Königsstadt zu glänzen, die ihn, wie er nicht ohne Grund fürchtete, am Arbeiten nach gewohnter Weise hindern würde. Deshalb schlug er die glänzendste Anerbietung aus. Gewiß ein Beispiel seltener Art, aber, zum Lobe der Deutschen muß ich es sagen,

---

*) Ein Ordensband hat Schiller nie erhalten, weil vor 1812 die Fürsten mit derlei Gnadenzeichen sparsamer umgingen, als gegenwärtig. — Vor Jahren kam mir aus den russisch-deutschen Ostseelandschaften eine Schulschrift zu Gesichte, deren Verfasser, daß der russische Dichter Lomonosoff größer sei als Schiller, so beweist. Erstens war Lomonosoff Staatsrath, Schiller nur Hofrath; zweitens jener im ungeheuer großen Rußland, dieser im winzigen Weimar angestellt; drittens jener Ritter, ich weiß nicht mehr, wie vieler Orden, dieser Nichtritter; viertens jener russischer Edelmann, dieser deutscher; fünftens jener sehr reich, dieser arm. Falls ich nun das aus dem vorgeschriebenen Ansatze folgende Verhältniß richtig berechnet habe, so war Schiller = 0,00000021 ..... Lomonosoff. Ich empfehle dieses Verfahren als das müheloseste und kürzeste zur Berechnung des bezüglichen Werthes eines Schriftverfassers. Wendet man es auf die Göthen und Schillern betreffende Frage an; so findet man, daß Göthe = 18 Schiller mindestens, folglich jene Frage erledigt ist: womit die Göthewüthigen jedes Falls sehr zufrieden sein können, die Schillerwüthigen aber in die unabänderliche Zahlennothwendigkeit sich gehorsamst fügen müssen.

nicht das einzige unter ihnen*), sondern nur ein Glied der langen Kette gleich edel gearteter, wenn auch nicht gleich berühmter Männer und Frauen. Es lehrt uns, wie wahrhaft glücklich, innen selig einen von ihr beherrschten Menschen die tief in dessen Wesen wurzelnde, von äußeren Bedingungen unabhängige denkbildliche Gesinnung zu machen vermag. So pries auch Göthe die adelige, alles Niedrige fliehende und von sich abstoßende Denkungsweise Schiller's nach dessen Tode mit den Worten:

Er mochte sich bei uns im sichern Port
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Arbeitend und voll von Entwürfen, zu deren Ausführung manches Jahrzehend noch erforderlich gewesen sein würde, merkte Schiller kaum, wie gebrechlich und zerrüttet seine irdische Hülle war. Der kranke Leib versagte seit dem Anfange des Jahres 1805 dem rüstigen gewaltigen Geiste oft den gewohnten Dienst. Vom 1. Mai an kehrten heftige Brustkrämpfe häufig wieder. Als am 8. Mai der Tag sich neigte, freute sich Schiller die Sonne zu schauen, und antwortete auf die Frage, wie es ihm ginge: immer besser, immer heiterer! — Den 9. Mai nahmen die Brustkrämpfe an Heftigkeit zu. Gegen Abend verklärten sich die Gesichtszüge des Kranken. Um 6 Uhr entschlummerte er sanft vor den Augen seiner Gattin. Er hatte gerade ein Lebensalter von 45½ Jahren erreicht. Die ärztliche Untersuchung des Leichnams zeigte die Unmöglichkeit eines längeren Lebens.

Die Trauerkunde von Schiller's Ableben verbreitete sich rasch in Weimar und mit ihr tiefe Stille über die ganze Stadt. Das Schauspielhaus blieb einige Zeit verschlossen. Als es zum ersten Male wieder eröffnet ward, geschah es nur um das Gedächtniß des großen Todten zu feiern.

Der Zustand der Leiche duldete nicht Aufschub der Beerdigung. Nachts 12 Uhr den 11. Mai ward der schmucklose Sarg von jungen Künstlern und Gelehrten nach der Gruft getragen. Kein Trauergeleite folgte ihm. Als ihn die Todtengräber einsenkten, heiterte sich der bis dahin bewölkte Himmel auf; der Mond schien hell; Sturm erbrauste.

An dem nächsten Sonntage, dem 13. Mai, an welchem der anfänglichen Bestimmung gemäß das Begräbniß der Leiche Schiller's feierlichst hatte Statt finden sollen, ward in der Hauptkirche Weimars Mozart's Requiem aufgeführt. Der Generalsuperintendent und Oberhofprediger Voigt, Herder's unmittelbarer Nachfolger im Amte, predigte dann vor der zahlreichen tief

*) Ich erinnere an W. A. Mozart, Schiller's nahen Geistesverwandten.

gerührten Gemeinde über die Verdienste des dahin geschiedenen Dichters, des großen und christlichen Mannes*).

Der edle Herzog Karl August von Weimar hatte angeordnet, daß sein Sarg neben den Särgen Göthe's und Schiller's, seiner treuen Freunde im irdischen Leben, dereinst stehen sollte. Demgemäß wurden 1827 Schiller's sterbliche Ueberreste in die herzogliche Gruft getragen, welche gegenwärtig ein Denkmal der Erinnerung an die glänzendste Zeit Weimar's ist. Nach dieser geheiligten Stätte wallfahrten alljährlich viele Deutsche, deren Herzen für die drei großen Männer schlagen, welche dort vereint mit einander im Tode ruhen, wie sie, die hochherzigen Förderer und Schirmer freisinniger menschwürdiger Bestrebungen, einst lebend vereint zum Wohle des deutschen Vaterlandes, jeder nach seiner Begabung und Stellung, rastlos wirkten.

Engländer und Franzosen haben mit ausdrücklicher Beziehung auf Schillern und dessen ebenbürtige Kunstgenossen an dem gesammten deutschen Schriftenwesen, welchem sie sehr großen Reichthum neuer, vortrefflicher, tiefer, weltbewegender Gedanken zugestehen, wiederholt gerügt, daß es einer allgemein als richtig und mustergültig anerkannten Schreibweise, eines scharf ausgeprägten und vollendeten Stiles ermangele, der sogleich den Klassiker, d. h. den Mustergültigen und den Mann seiner vornehmer Erziehung kennzeichne, die den Deutschen gemeinsame Schriftsprache bunter, als der gute Geschmack billigte, durch die Landschaftlichkeit und Eigenständigkeit jedes Schriftverfassers gefärbt werde, und von diesen vorgeblichen Fehlern auch nicht eines der belobtesten deutschen Werke frei, demnach keines klassisch sei, d. h. gerechten Ansprüchen an die Vollkommenheit sprachkünstlerischer Erzeugnisse nicht eines genüge. Von ihrem sprachlichen Standpunkte aus urtheilen sie sachgemäß, haben also, wie wir einräumen müssen, in ihrer Weise Recht. Ich aber sage: Gott sei Dank, daß es bei uns so ist; daß wir Deutsche kein Ansehen anerkennen, als das gewichtiger, stichhaltiger Gründe, uns nicht blind fügen, sondern

*) Im Jahre 1805 ward Schiller noch für einen Christen gehalten. Erst dreißig Jahre später machte der berüchtigte, wegen seiner vielfachen Frevel einst erschlagene Dominikanermönch Konrad von Marburg, Beichtiger und mitleidloser Peiniger der heiligen, auch in ihren Schwärmereien ehrwürdigen Landgräfin Elisabeth von Thüringen, von furchtsamen Seelen gefürchteter, von muthigen verabscheueter Ketzerrichter, Rückwärtser und Wissenschaftsumbrecher, unbannbares Gespenst, das seit 600 Jahren zeitweilig in Deutschland spuken geht, mit Tosen und Gepolter die grausige Entdeckung bekannt, Schiller sei kein Christ, sondern eigentlich ein Heide gewesen, muthmaßlich sogar ein Läugner des Gottes, welchen das Gespenst predigt. Der Gespensterlärm, der wie später Tischrücken, Geisterklopfen, Seelenschreiben und Aehnliches, einige Abwechselung den Langweiligen brachte, setzte die Vernunftfeinde in Erregung, die gar nicht unangenehm sein soll. Bedauern muß man, daß Vernunftfreunde, die doch sonst nicht an Gespenster glauben, ihre Zeit damit vergeudeten den hohlen Lärm zu beschwören.

überall erſt ſehen und prüfen wollen, ehe wir aufnehmen. Der vorgebliche Mangel iſt nämlich genauer betrachtet ein weſentlicher Vorzug des deutſchen Schriftenthumes, indem unſere hochherrliche Mutterſprache, nicht geneigt den eigenſinnigen Geboten und Verboten einer Akademie ſich blindlings zu unterwerfen, die Willkürherrſchaft des ſo genannten Sprachgebrauches ſtark einſchränkt, deſſen Rechte und Befugniſſe im Wege der Ableitung prüft, und der Freiheit der Ausdrucksweiſe unter der Leitung ſtrenger Denkgeſetzlichkeit, der einzigen ſchlechthinigen Gebieterin und Gewalthaberin der Deutſchen, einen um ſo weiteren Spielraum geſtattet. Jede Sprache, die ſich einmal in die Sackgaſſe eines allgemein als muſtergültige anerkannten Sprachgebrauches feſt gerannt hat, hemmt, wie Erfahrungen ſattſam lehren, die natürlich freie Bewegung der Gedanken, die Erfindung, iſt todt, oder nur ſcheinbar noch, nicht wirklich mehr lebendig, eine Sprache des naturwidrigen Stillſtandes, nicht des geiſtigen Fortſchrittes, ein trauriges, obgleich ſehr bequemes Werkzeug des gedankenarmen Rückwärtſers und Rückwirkers, nicht ein behendes, friſches, leicht geſtaltendes des ſeiner Zeit oft weit voraus eilenden Erfinders. So halte ich auch die Vielfarbigkeit der deutſchen Schreibweiſe für einen bedeutenden Vorzug; denn ſie gibt, wie das Sprüchwort treffend ſagt, den Vogel an den Federn zu erkennen. Der Schriftverfaſſer, welcher in das Germaniſche ſich eingelebt hat, kann durch den Gebrauch des Deutſchen ſeine ganze Eigenthümlichkeit zur Anſchauung bringen, wie wir dies wahrzunehmen hinreichende Gelegenheit haben; denn er iſt nicht in die Feſſeln und Banden irgend einer Muſtergültigkeit geſchlagen, durchaus nicht verpflichtet den beliebten Ton eines ſich ſpreizenden Geſellſchaftsſales wie eine Wand widerzuhallen, nicht genöthigt die Gedanken für ſich zu behalten, denen er ein paſſendes unter den von der Landesſprachbehörde empfohlenen Gewändern auszuleſen und zierlich umzuwerfen nicht vermag. Schreibt der Deutſche denkgeſetzlich, ſo ſchreibt er richtig; einen eigenen Sprachgebrauch darf er ſich im Wege der Ableitung ohne Sorgen Anſtoß zu erregen ſelbſt erſchaffen. So haben unſere Dichter, unſere Geſchichtsſchreiber, unſere Forſcher, unſere Weisheitsfreunde von jeher gethan mit voller Berechtigung. Bietet das deutſche Schriftenthum eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweiſe, ſo iſt dieſe lediglich die natürliche Folge der Unerſchöpflichkeit des Bornes unſerer hehren Mutterſprache, welche jene Freiheit und Zwangloſigkeit eigenſtändiger Bewegung möglich und wohlgefällig macht. Keinem Schriftverfaſſer Deutſchlands erwächſt ein Tadel daraus, daß er die ihm anerzogene Mundart ſeiner Landſchaft nicht verläugnet, ſondern hier und da vielleicht unbefangen durchblicken läßt: denn alle Landſchaften, alle Gaue haben das gleiche Recht, die gleiche Pflicht zum Schatze der gemeinſamen Schriftſprache ihr Scherflein beizutragen und ihn zu vermehren. Göthen, Schillern finden wir auch da, wo jener ſich als Frankfurter, dieſer ſich als gemüthlichen Schwaben zu erkennen

gibt, recht liebenswürdig. Die Eigenthümlichkeiten, welche das reine, weiße Licht der allen Deutſchen gemeinen Sprache in unzählbare Farben und Farbentöne brechen, verleihen der Darſtellung den Reiz der Abwechſelung und ſchützen ſie vor Eintönigkeit.

Indem ich dem Schluſſe meines Vortrages zueile, bewegt mich der wehmüthige Gedanke an den raſchen unaufhörlichen Wechſel und die naturgeſetzliche Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge. Dieſem ſtrengen Geſetze, dieſem unabwendbaren Schickſale unterliegen auch die Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes. Der von ihren Zeitgenoſſen hoch geachteten und mit dem Namen der Klaſſiker, der Muſtergültigen, der Vorleuchtenden, der Nachahmenswerthen beehrten ſind ſeit den Tagen Opitzes, den man noch vor einem halben Jahrhunderte rühmend den Vater der neueren deutſchen Dichtkunſt nannte, ſo viele Schriftverfaſſer, daß ich nicht wagen darf ſie hier vor ihren Augen, hochverehrte Anweſende! vorüberzuführen. Wenige der Deutſchen kennen jetzt noch deren Namen und Erlebniſſe, ſelten andere als Schriftenforſcher die einſt geprieſenen und mit Vergnügen geleſenen Werke. So iſt die Geſchichte des Schriftenweſens einem Friedhofe vergleichbar, den wir bisweilen gern beſuchen, um auf den Denkſteinen Inſchriften mit frommem Danke zu leſen, die unſer Gemüth erheben und uns anſpornen, falls wir eines Spornes von außen dazu bedürfen, wie jene wackeren Kämpfer in unſerem Berufskreiſe für das Wohl unſerer Mitmenſchen zu ſorgen, inkräftig zu handeln, und Segen zu verbreiten ſo weit, als unſer Vermögen reicht. — Auch unſer lieber Schiller wird im Verlaufe der Jahre demſelben gemeinen Looſe anheimfallen. Es iſt uns ſehr ſchmerzlich daran zu denken; tröſten wir uns hinſichtlich dieſer wie jeder anderen Naturnothwendigkeit, die immer zugleich eine Heilung der unſerem Herzen geſchlagenen Wunde in ſich birgt. Denn geſetzt, das heute von Millionen Zungen ertönende Wort: Schiller, ſei vergeſſen, nach den beſtäubten Bänden der Werke des großen Dichters in Büchereien lange keine Hand mehr; ſo iſt dennoch die Wirkung, welche der Adelige auf ſein dankerfülltes Volk ausgeübt hat und wahrſcheinlich noch lange Zeit ausüben wird, eine gewaltige geweſen, iſt ewig bleibende Urſache anderer Wirkungen und gegenwärtig faſt unberechenbarer Folgen. Gebe es Gott, ſo beten wir, daß auch das heutige Feſt unſerem theuren Vaterlande eine Urſache der ſegensreichſten Folgen werde! — Unſerem lieben Schiller, der in ſeiner Art Vortreffliches geleiſtet, um die Palme des höchſten Preiſes der Sprachkunſt ſtets rechtſchaffen und ehrenhaft gerungen hat, wird man gern den Namen und den Ruhm eines Klaſſikers, eines der edelſten unter den deutſchen Schrifturhebern zugeſtehen; denn

wer den Beſten ſeiner Zeit genug
gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!

Als der Redner geendigt hatte, traten mehre Schüler aus den ersten drei Klassen, theils mit Deklamationen aus Schiller's Dramen und Gedichten, theils mit selbst gefertigten Reden auf. Dazwischen ward der 2. Theil der „Macht des Gesanges" angestimmt. Deklamirt wurden: „Das Eleusische Fest"; Chor aus der „Braut von Messina"; Das Selbstgespräch Wilhelm Tell's (Akt IV. Scene 3); „Die Kraniche des Ibycus"; Rede des Kapuziners in „Wallensteins Lager;" Selbstgespräch Wallenstein's (Wallenstein's Tod" Akt IV. Scene 1); Erzählung Wallenstein's („Wallenstein's Tod" Akt II. Scene 3); Gespräch zwischen Ottavio und Max Piccolomini („Die Piccolomini" Akt V. Scene 1); Gespräch zwischen dem Könige Philipp und dem Marquis von Posa („Don Carlos Akt III. Scene 9 und 10); „Der Ring des Polykrates", „Die Bürgschaft", „Das Ideal und das Leben." Der Primaner Kämpffe sprach über die Frage: Welche Eigenschaften machen den „Wilhelm Tell" nach der Darstellung Schiller's besonders achtungswerth? Ein zweiter Primaner Rautenburg behandelte in seiner Rede die Frage: Was macht den Marquis von Posa in dem „Don Carlos" benannten Trauerspiele Schiller's achtungswerth? Ein dritter Primaner Förster erörterte die Frage: Aus welchen Gründen weicht Schiller von der geschichtlichen Wahrheit ab, indem er die „Jungfrau von Orleans" im Kreise des französischen Heeres sterben läßt? Den Beschluß machte Schiller's „Lied an die Freude", von der ganzen Versammlung gesungen.

Die zweite mit einem Mittagsmahle verbundene Feierlichkeit zu Ehren Schiller's fand von 1 bis 5 Uhr Nachmittags im großen, ausgeschmückten Saale der Bauhütte „zu den drei Säulen am Weinberge" Statt. Wie im Saale des Gymnasiums war auch hier die mit einem Lorbeerkranze gezierte Büste Schiller's aufgestellt.

Die Anordnung der Feierlichkeit, an welcher sich auch Nichtfreimaurer, Herren und Frauen, zahlreich betheiligten, hatte der Baumeister Schultze übernommen und ausgeführt. Der Würde des Tages gemäß hatte er hauptsächlich für eine Reihe geistiger Genüsse Sorge getragen.

Zuerst sang Fräulein Anna Ahlemann, begleitet vom Archidiakonus Tschirch mit dem Pianoforte, die von Zumsteg komponirten Worte der „Maria Stuart" im ersten Auftritte des dritten Aufzuges des nach der „Maria Stuart" benannten Trauerspieles von Schiller.

Nach preußischem Gebrauche galt der erste Trinkspruch dem Könige und dem Prinz-Regenten von Preußen. Ihn brachte der Kreisgerichtsdirektor Hahndorff aus, indem er besonders hervorhob, wie in Preußen durch die Fürsorge der Könige und der Regierung das Volk zu der Stufe der Bildung herangereift ist, um die hohe Bedeutung Schiller's und die des ihm gefeierten Festes zu verstehen und zu würdigen.

Zweitens ward das vom Rittergutsbesitzer Professor Dr. Reimnitz auf Reichersdorf gedichtete und vom Archidiakonus Tschirch musikalisch komponirte Lied gesungen*). Vor dem Gesange brachte der Professor Reimnitz den Trinkspruch auf Schillern aus.

Zum Schiller-feste,
gefeiert in Guben am 10. November 1859.
Gesungen während des Festmahles in dem Saale der Bauhütte „zu den drei Säulen" am Weinberge nach dem Trinkspruche auf Schiller.

A. Mein Ohr berührt ein festlich heitrer Laut.
Sprich, theurer Freund! was deuten diese Klänge?

B. Ein fröhlich Volk ringsum mein Auge schaut;
Aus ihm erschallen hohe Festgesänge.
Komponirt vom Archidiakonus Tschirch.

Chor: nach der Weise: Vom hoh'n Olymp herab.

Heut' ist ein froher Tag für uns erschienen,
Durch Deutschlands Gauen zuckt ein lichter Strahl.
Ein edler Stolz erglänzt in Aller Mienen,
Und Jubel schallt durch Berg und Thal.
Was uns zersprengte die einsame Brust,
Strömet hervor in gemeinsamer Lust.

Vor hundert Jahren ward ein Sohn geboren,
Im deutschen Eichenwald ein ächter Sproß.
Er wuchs, er rang; ihm ging kein Tag verloren
Für Deutschland, das sein Herz umschloß.
Deutsche Gesinnung und deutsches Gemüth,
Deutscher Gesang ist durch ihn uns erblüht.

A. Das ganze deutsche Volk preist einen Mann.
Sag, Bruder! mir den Namen, den sie meinen!

B. O zweifle nicht, nur Friedrich Schiller kann
Das ganze deutsche Volk um sich vereinen.

Chor:

Ja, Friedrich Schiller sind die theuren Worte,
Die uns durchglühn; er ist des Tages Held,
Der Allen, nah und fern, an jedem Orte,
Das Herz mit stolzer Wonne schwellt.

*) Kantor Holtsch hatte den Baß und Baumeister Schutze den Tenor übernommen.

Jugend und Alter, in Hütt' und Palaſt
Hat ihn mit Liebe, Verehrung umfaßt.

Er war ein treuer Sohn der deutſchen Erde,
Nie trübte fremde Sitte ſeinen Geiſt;
Er fühlte ſeines Volkes Laſt, Beſchwerde,
Den Schmerz, der jede Bruſt zerreißt.
Daß er ſich treu mit dem Volke verband,
Lohnt ihm das dankbare Vaterland.

A. Wie lohnt ein dankbar Volk die ſchönſte That?
Kannſt du, o deutſcher Bruder, das mir ſagen?
B. Oft krönen Gold und Titel den Verrath;
Für treues Herz nur treue Herzen ſchlagen.

Chor.

Wer ſeines Volkes Liebe ſich gewonnen,
Den ziert der ſchönſte Schmuck im Erdenraum.
Wann äußrer Glanz und Schätze längſt zerronnen,
Wächſt hoch und blüht der Liebe Baum.
Väterlich pflegt ihn die alternde Hand,
Jugend umſchlingt ihn, ein ſchützendes Band.

Sei Friedrich Schiller denn die hohe Eiche,
Die alle Deutſchen einig um ſich ſchaart!
Er binde uns zu einem geiſt'gen Reiche,
In dem ſich Recht mit Freiheit paart!
Was auch das Dunkel der Zukunft verhüllt —
Ueber uns ſchwebe ſein leuchtendes Bild.

Jetzt brachte Profeſſor Dr. Reimnitz folgenden Trinkſpruch aus:

Wer bei einem Feſtmahle aufgefordert wird, die übliche Anſprache zu halten, der mag wohl manchmal um den Stoff zum Inhalte ſeiner Rede verlegen ſein. Wem aber heute die Ehre zu Theil wird, über den Gegenſtand der Feier zu ſprechen, der möchte verſtummen, weil die Fluth der hervordrängenden Gedanken ihn zu überwältigen, fortzureißen, zu betäuben droht.

Daß Friedrich Schiller einer der größten Dichter aller Zeiten und Länder war, iſt Jedermann bekannt. Das allein iſt es aber auch nicht, was die allgemeine Theilnahme bei ſeiner hundertjährigen Geburtstagsfeier erweckt hat. Denn Schiller war nicht, wie etwa ſein großer Freund, ein Patrizier und Hofmann, welcher mit kühler Herablaſſung von ſeiner Höhe auf das Volk herniederſchaute, deſſen Leiden und Freuden, deſſen Geiſt und Gemüth er nicht verſtand; er lebte und dichtete nicht für den Genuß und den Zeit-

vertreib der Müßigen im Lande; — Friedrich Schiller gehörte vielmehr seinem Volke als einem Ganzen an; er lebte in und mit seiner Nation, deren tiefes Gemüth er verstand, weil er es besaß; und sein Dichten war ein tiefernstes Schaffen, eine strenge Arbeit im Bewußtsein eines erhabenen Berufes.

Darum ist Schiller ein Liebling aller Schichten seiner Nation geworden, der Lehrer ihrer Jugend, die Erheiterung ihrer Männer und Frauen, der Trost ihrer Greise.

Aber Friedrich Schiller ist *mehr* geworden, und er vor Allen war *würdig* es zu werden.

Das deutsche Volk hat ihn zum Sinnbilde seiner geistigen Einheit erkoren. In allen Ländern und Zonen, wo ein Deutscher dem andern die Bruderhand zu reichen vermag, prangt Schiller's Name auf dem Banner der Vaterlandsliebe. In seinem Namen erkennen die der Heimath Entfremdeten sich wieder als Söhne Deutschlands, und seine edle Sprache erweckt in ihnen das schlummernde Heimweh, die Sehnsucht nach dem theuren Boden, von welchem jugendlicher Uebermuth sie fortriß, oder traurige Schicksale sie verstießen. — Uns aber, die wir der süßen Heimath uns erfreuen, ist er ein leuchtender Stern im Dunkel der Gegenwart. Denn wie wir in der gemeinsamen Verehrung Schiller's uns der geistigen Einheit und Einigkeit aller Deutschen bewußt geworden sind, so hoffen und vertrauen wir, daß das Ringen und Kämpfen der deutschen Nation nach einigerer staatlicher Wiedervereinigung kein vergebliches sein werde. — Und hierin liegt die tiefe Bedeutung unserer Schillerfeier, hierin der Grund zu der allgemeinen, wunderbaren, nie dagewesenen Begeisterung.

Die irdische Persönlichkeit unseres großen Dichters ist längst schon in das Meer der Ewigkeit zurück gesunken; sie kann kein Gelübde wieder erwecken, ihr gebührt eine stille Feier voll Ehrfurcht und sanfter Trauer. Diese Trauer mindert aber nicht unsere Freude darüber, daß aus der Mitte des deutschen Volkes ein Friedrich Schiller erstanden ist, darüber, daß er seine hohen Gaben zur Ehre und zum Heile seines Vaterlandes verwendete, und darüber, daß das deutsche Volk in ihm sich wiedergefunden hat.

In diesem Sinn lassen Sie uns dem Andenken Friedrich Schiller's ein volles Glas weihen!

Der edle Geist, der in dem Dichter wohnte,
Und der mit leisem Fittig uns umschwebt;
Der Geist, der stets in deutschen Herzen thronte,
Und der auch jetzt in allen Edlen lebt;
Der Geist, der brüderlich die Deutschen einet,
So weit die Sonne ihre Bahnen zog,
Und als ein Hoffnungsstrahl im Dunkel scheinet,
Der Geist von Friedrich Schiller lebe hoch!"

Drittens sang der Baumeister Schultze das Schiller'sche „Würde der Frauen" überschriebene Gedicht (Ehret die Frauen! u. s. w.) nach der musikalischen Komposition des Archidiakonus Tschirch, worauf der Rechtsanwalt Pohle den Trinkspruch auf die deutschen Frauen ausbrachte. Er zeigte, daß Schiller der Lieblingsdichter der deutschen Frauen ist und zu sein verdient, und erinnerte an Charlotte Schiller, in welcher der Dichter die seiner würdige Lebensgefährtin gefunden hatte*).

Die dritte Feierlichkeit war in Schneider's Saale veranstaltet worden. Sie begann Nachmittags 5 Uhr mit Gesängen, welche die hiesige Liedertafel vereint mit den Sängern der Bürgerschule vortrug. Nach dieser Einleitung hielt der Rektor Vogel die folgende Festrede.

Hochverehrte Versammlung!

Wie in einem engeren Kreise die Geburtstage des Vaters und der Mutter besonders festlich begangen werden, weil sie die Gründer der Familie sind und durch sie das Glück und der Segen der häuslichen Zucht und Ordnung, der Sittlichkeit und jeder schönen geselligen Tugend gepflanzt und gepflegt wird: so erweitert sich die Freude zu einer allgemeineren und Viele umfassenden innerhalb eines Staates am Geburtstage des Regenten, wenn er ein heller Stern in trüber Nacht seinem Volke vorleuchtet in Weisheit und Tugend, wenn er gewappnet dasteht, ein Schützer des Rechts und der Gerechtigkeit, ein Schirmer gegen Willkür und Unterdrückung, ein treuer Hüter und Pfleger ist der geistigen und materiellen Güter seines Volkes. Aber es giebt auch Feste, die weit über die engen Schwellen des Hauses, ja die weit über die entferntesten Grenzen des besondern Vaterlandes hinausgehen und gefeiert werden, weil sie Erinnerungstage sind an Männer, die sich bleibende und unvergängliche Verdienste erworben haben um ganze Nationen, ja um die Menschheit.

Es sind das Männer, die den göttlichen Lichtfunken, den sie in sich trugen, in reichen Strahlen über die Geister und Herzen der Völker ergossen und in ihnen ein Feuer angezündet haben, das, die Schlacken der Selbstsucht und niedriger Gesinnung verzehrend, ihnen zur klaren Erfassung ihres bessern Wesens leuchtet und die Pfade erhellt, die sie zu wandeln haben, um im Bewußtsein ihrer Menschenwürde an innerer Freiheit zu erstarken und dadurch das Ziel immer höherer Vervollkommnung zu erreichen. Männer sind es, welche die Ideale des ewig Wahren, Schönen und Guten in der

*) Ein Augenzeuge sagte einst zu mir: Man kennt den vortrefflichen Schiller weniger als halb, wenn man ihn nicht in seinem Familienkreise, unter seinen Kindern gesehen hat.

Sauße.

edelsten und gewinnendsten Form dem Geiste der Menschheit vorhalten, sie dafür zu begeistern wissen, und so dem Geiste eine unvergängliche Weihe verleihen, wenn er diese Ideale zum Mittelpunkte seiner Bestrebungen erhebt. Solche Männer sind der Stolz und Triumph des menschlichen Geschlechtes. In ihnen fallen wie in einem Brennpunkte die edelsten Empfindungen und die erhabensten Gedanken, die der menschliche Geist zu erfassen vermag, zusammen, um dann von ihnen aus wieder erleuchtend, erwärmend und belebend auf das Ganze der Menschheit auszuströmen. —

Daß zu diesen Heroen der Menschheit Friedrich Schiller gehörte, dessen 100jährigen Geburtstag wir heute feiern, davon zeugt allein schon der laute Jubel, mit dem der heutige Tag aller Orten begrüßt wird, soweit deutsches Wesen verbreitet und deutsche Bildung gedrungen ist. Denn wir finden den heutigen Tag nicht blos im ganzen weiten deutschen Vaterlande verherrlicht, sondern auch die stammverwandten Nationen bringen heute dem Dichter verdiente Huldigungen dar, und ihm zu Ehren läuten die Glocken der Kirchen in den Schweizer Bergen wie in den wasserdurchfurchten Niederlanden, ihm zu Ehren ertönen die Lieder in Dänemark und Skandinavien, wie auf der meerumgürteten Britannia, und selbst der Ocean setzt der Freude keine Schranken, da auch jenseit desselben in den Nordamerikanischen Freistaaten der dort herrschende Materialismus nicht so tief die Gemüther umschleiert hält, daß sie nicht auch der lichten Heroengestalt unseres Schiller zujubeln sollten. — Auch wir, Hochverehrte, haben uns hier versammelt, um sein Andenken zu ehren. Auch wir sind uns bewußt, daß wir ihm nicht blos manchen schönen und hohen Genuß bei dem Lesen seiner unsterblichen Dichtungen verdanken; — wir bezeugen es ihm gern und bekennen es laut voll inniger Freude und herzlichen Dankgefühls, daß er uns ein lieber Freund und Begleiter, ein geliebter Lehrer durchs Leben ist, dem wir unendlich viel zu danken haben, weil er uns durch seine Ideale zu edleren Menschen auferbauen hilft, und weil er uns nach den Vorbildern, die er uns vorhält, zu immer sittlicheren, unabhängigeren und freieren, und darum glücklicheren und vollkommneren Menschen erzieht.

Um nun aber die Festfreude, die vornämlich in allen Gauen des deutschen Vaterlandes erglühet, und an der auch wir als Deutsche stolzen Bewußtseins theilnehmen, recht zu verstehen, möge es mir gestattet werden, näher auf die Frage einzugehen: Worin der Einfluß bestehe, den der Dichter auf das deutsche Volk und die Menschheit ausgeübt hat und den er noch ausübt? Indem ich hiernach Ihre Aufmerksamkeit auf die Grundgedanken, die seine Schriften von Anfang bis Ende durchwehen und beleben, hinlenken muß, wird sich sein Einfluß auf die Nation vorzüglich in sittlicher, politischer und ästhetischer Hinsicht herausstellen. Da indessen das eigentliche Wesen des Dichters, der einen so gewaltigen Einfluß auf sein Volk geäußert

hat wie (Homer etwa ausgenommen), kein anderer Dichter auf sein Volk es gethan hat, besser erfaßt wird, sobald gleichzeitig die Zustände des Volkes zur Zeit seiner Erscheinung gekannt sind, so werde ich auf den kulturhistorischen Standpunkt seiner Zeit hinzuweisen mich genöthigt sehen. Denn Schiller befindet sich überall in einem idealen Gegensatze zu der Wirklichkeit der Verhältnisse seiner Zeit, wo sie in ihrer Unsittlichkeit, Jämmerlichkeit und Verkommenheit, in socialer wie staatlicher Beziehung hervortreten, oder er weiß, wo die Regungen des Reinmenschlichen in edler Gesinnung aufleuchten oder in edler That hervorbrechen, durch den wunderbaren Erguß seiner Ruhe auch die Herzen der Menschen in den weitesten Kreisen zu treffen und sie für Geistesfreiheit, Vaterland und Menschenglück zu begeistern.

Treten wir demnach jener Zeit näher, wo vor 100 Jahren Schiller's Genius zuerst dem deutschen Volke, ja der Menschheit erschien, so gewahren wir, daß bereits Männer aufgetreten waren, die dem großen Bildner der Nation mannigfach vorarbeiteten. Klopstock, der seine Messiade schon gesungen und über das irdische Leben hinaus in die Unendlichkeit der Zukunft und des Jenseits gewiesen hatte, weckte Empfänglichkeit und Begeisterung im Volke, indem er seine Gefühlswärme und seinen vaterländischen Freiheitssinn in würdiger, erhabener Sprache der strebsamen Jugend an's Herz legte. Wieland verlieh der Prosa Leichtigkeit und Anmuth und fing an der Liebling der sogenannten gebildeten Welt zu werden. Der deutsche Lessing streckte mit der Schärfe des kritischen Schwertes den französelnden Gottsched und seine Anhänger in den Sand, begann seine unsterblichen Literaturbriefe zu schreiben und bahnte deutschem Wesen in Deutschland eine Straße. Göthe dagegen, der nachmalige langjährige Freund unseres Schiller, durchstreifte noch als ein 10jähriger Knabe seine reiche Vaterstadt nach allen Seiten hin, sah von der Stadtmauer aus in das Leben der Kleinen und Großen hinein, mischte sich in das Gedränge des Wochenmarktes und in den Jubel ländlicher Feste, ergötzte sich an Paraden und Truppenmärschen und nahm jene reiche Anschauung des wirklichen Lebens, wie sie seine Dichtungen nachmals so entschieden charakterisirt, in die junge empfängliche Seele auf. — Voltaire schmiedet dagegen und verschießt noch immer die Bolzen des Witzes und Spottes gegen die Würdenträger seiner Kirche und trifft damit die letzten auf das Allerempfindlichste. Rousseau mahnt die Menschheit zur einfachen Umkehr zur Natur gegen die zur Unkultur umgeschlagene Verfeinerung in der Erziehung. Kant, dem Schiller nachmals so viel, und dem durch Schiller die Nation nicht minder viel verdankt, rüstet sich zum großen Waffengange der deutschen philosophischen Revolution.

Und inmitten dieser Bewegung oder stillen Vorbereitung großer Geister hallt zu jener Zeit der laute Donner der Kanonen. Deutschland, das seit der Niederlage, die des Volkes Ringen nach Einheit, Macht und Freiheit

erlitten hatte, jetzt zum ersten Male wieder den lauten Ruf danach vernehmen läßt, lag vor hundert Jahren in einem blutigen Bürgerkriege. Der große Friedrich mußte seinen gerechten und schon behaupteten, aber wieder streitig gemachten Ansprüchen auf Schlesien durch die ultima ratio regum Nachdruck verleihen, und eine deutsche Kaiserin, Maria Theresia, die berufene Trägerin des deutschen Namens, trug kein Bedenken gegen einen deutschen König mit den Erbfeinden der deutschen Nation in Westen und Osten ein Bündniß einzugehen und durch ihre Kohorten deutsches Land verwüsten zu lassen. Sie scheuete sich nicht, um die Gunst eines Emporkömmlings, wenn auch damals eines weiblichen, der Marquise von Pompadour, zu buhlen, unter deren prunkvoller, sittenloser und verbrecherischer Herrschaft Frankreich damals seufzte. Auch war in der That das Waffenglück des Jahres 1759 nicht auf Friedrichs Seite. Seine Truppen, welche die Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern verhindern sollten, werden bei Züllichau geschlagen, und vergebens wirft er sich dem überlegenen Feinde bei Kunersdorf (12. August) entgegen; vergebens schlägt er die Russen; denn Laudon zerpflückt ihm alle bisher errungenen Lorbeerkränze. Verzweifelnd, sich den Tod wünschend, verläßt er das Schlachtfeld, auf dem auch der deutsche Dichter Kleist, der Sänger des Frühlings, tödtlich verwundet, bald seinen Geist aushauchte. Andere Unglücksfälle folgten und nur gegen die Franzosen wird von Ferdinand von Braunschweig bei Minden ein Sieg errungen, der die Franzosen über den Rhein trieb.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick nach dem Süden Europa's, so bietet sich uns dort ein anderes Schauspiel. Pombal, der kühne und freisinnige Minister Portugals, bahnt der Aufklärung gewaltsam eine Gasse. Er läßt sämmtliche Jesuiten des Königreichs in einer Nacht festnehmen, sie auf Schiffe packen und sendet sie dem Papste zu einem unwillkommenen Geschenke. Spanien folgt dem Beispiele des Nachbarlandes. Die Macht des finstern Ordens, des Feindes aller geistigen Freiheit, wird zwar dadurch nicht für immer gebrochen, doch erschüttert. Als Adler werden sie vertrieben — als Wölfe kehren sie zurück. Ihr großer Gegner Joseph II., der edle Fürst, den man den Revolutionair auf dem Throne genannt hat, bereitet sich in unserem Jahre auf sein großes völkerbeglückendes Werk vor, ohne die Schwierigkeiten zu ahnen, an denen seine edlen Absichten Schiffbruch leiden.

So standen die Sterne bei Schiller's Geburt. Eine vielfach bewegte Lebensbühne ist es, die ihn empfängt, ein vielfach geistig erregtes Leben begrüßt mit seinem dramatischen Hauche den jungen Weltbürger. Noch zwar ist der Vorhang nicht aufgerollt von jenem Alles überwältigenden Drama, für dessen Aufführung die Straßen von Paris die Coulissen boten; aber doch wurde schon das leise, geheimnißvolle Klopfen und Hämmern hinter demselben vernommen, und das Ohr von Millionen horchte auf das bedeutungs-

volle Zeichen der kommenden Zeit. Doch nicht dieſe Zeit ſelbſt im Großen, nur einer ihrer Helden feſſelt heute unſere Aufmerkſamkeit. Treten wir an der Hand eines edeln deutſchen Dichters (Hermann Marggraff) an ſeine Wiege.

Ein kleines Haus — ihr kennt's — zu Marbach
Im Schwabenland, beſcheiden bürgerlich,
Faſt ärmlich anzuſehen, der Eingang dunkel,
Die Stube dunſterfüllt und ſchwül und drückend,
Die Fenſter ſchmal und niedrig und mit Scheiben,
Die in des Alters Farbe trübe ſchimmern —
Dies kleine, kleine Haus in trüber Stadt,
Es war die Wiege jenes Dichtergeiſtes,
Der hoch emporwuchs über Haus und Stadt
Und über ſeiner Heimath engen Gau
Und über Deutſchlands weite Marken ſelbſt,
Um groß und frei und allgemein zu ſein,
Und allumfaſſend wie das Menſchthum,
Voll Stärke, wie das Selbſtgeſetz der Freiheit,
Voll Anmuth, wie der Schönheit Ideal,
Und voll Erhabenheit, wie höchſte Sitte.

Und dieſes Wort des Dichters: „allumfaſſend wie das Menſchthum" giebt uns den Grund und die Erklärung der allgemeinen Feier ſeines Geburtsfeſtes zur Genüge an. Denn nicht eine beſondere ſtaatliche oder kirchliche Verbindung, noch weniger ein beſonderer Rang oder Stand iſt es, für den Schiller ſich begeiſtert — wenn auch mancher Stand an der allgemeinen Feſtfreude der Völker ſich ausſchließen mag — es iſt die Idee des Menſchthums, für die Schiller erglühet und handelt und leidet; — und ſehr frühe ſchon, vielleicht mitveranlaßt durch den Druck, den er auf der Karlsſchule, und ſpäter unter dem dispotiſchen Drucke ſeines Würtemberger Landesherrn zu erdulden hatte, begann er dieſer allumfaſſende Geiſt zu werden. Er faßte, ſobald er die Welt und das Leben zu beobachten begann, ſogleich den Widerſpruch, der zwiſchen den Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes und der Wirklichkeit vorherrſchte, mit aller Schärfe und Begeiſterung auf, deren er fähig war. Er nahm wahr, daß ſich der Staat, die Kirche und das ganze bürgerliche Leben der vollen und fruchtbaren Aeußerung des Geiſtes und der Seele als oft unüberwindliche, immer als hemmende Schranke entgegenſetzte, und es bildete ſich daher in ihm die Anſicht, daß die höchſte Entwickelung der Menſchheit nur in der Freiheit möglich ſei. „Der Geſchlechtscharakter der Menſchen, ſagt er, iſt der freie Wille; in dem Zwange, er möge herkommen, woher er wolle, liegt die Vernichtung des Menſchen und ſeiner angebornen Würde"; und wie hoch Schiller von der Menſchheit, die er vertrat, dachte, das zeigte er auch ſpäter noch, als mehr denn eine Enttäuſchung

über sein Haupt gegangen war. „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen den einzelnen Menschen und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden ist, das ist mein Wahlspruch." Und gerade in dem Glauben Schiller's an die Menschheit wurzelt seine Gewalt über uns. Denn wer Großes uns zumuthet, erreicht auch Großes von und mit uns, was — beiläufig bemerkt — eine neue Bürgschaft für den ursprünglich guten Kern des Menschen ist. Die Idee der Freiheit geht aber durch alle seine Werke, wenn auch, wie Göthe bemerkt, sie eine andere Gestalt annahm, sowie er in seiner Kultur weiter schritt und er selbst ein Andrer wurde. In seiner Jugend war es die politische Freiheit, für die er die Schärfe seiner Gedanken verwandte, in seinen späteren Jahren mehr die ideale, oder wie man sie auch bezeichnen kann, die sittliche. Nicht aber als ob er in seinem späteren Leben gleich so vielen Andern, denen Nebenrücksichten oder auch Philosophie den Blick in das Leben trübt, die politische Freiheit für etwas Ueberflüssiges oder gar wohl Schädliches gehalten hätte. Er ist seinen früheren Ansichten niemals untreu geworden, vielmehr hat er sie in jedem Jahre erweitert und gekräftigt, und obgleich er die französische Revolution eben so wenig verstand als seine Zeitgenossen, und er durch die Irrthümer, in die sie verfiel, sich sogar hinreißen ließ, diese Irrthümer selbst als den eigentlichen Kern jener großen weltgeschichtlichen und in ihren Folgen überaus segensreichen That anzusehen: so war seine Idee von der Freiheit doch zu tief gewurzelt und zu wahr, als daß er sie je hätte verläugnen sollen oder aufgeben können. Vielmehr bewies er seinen ächt republikanischen Geist gerade dadurch, daß er niemals an der Menschheit und ihrer fortgesetzten Entwickelung, an der einstigen Herrschaft der Freiheit verzweifelte. Aber die politische Freiheit war ihm nicht eine bloße Form, sie war ihm vielmehr Ausdruck der reinen Menschlichkeit, und so konnte sie ihm auch bei einem moralischen und gehobenen Menschengeschlechte zur Erscheinung gelangen. Daher hielt er es für die Aufgabe des Dichters, als des einflußreichsten Lehrers der Menschheit, diese große Freiheit heranzubilden. Es ist daher ebenso natürlich als erklärlich, daß bei diesem Zwecke immer die Reflexion vorwaltet und daß er oft zu rhetorisch wird. Aber wenn dies auch der künstlerischen Ausbildung zum Nachtheil gereicht, so möchten wir doch um keinen Preis den Erguß seiner schönen Seele vermissen, die wir in allen seinen Dichtungen vorfinden. Immer weiß er den Verhältnissen oder Anschauungen, den Gedanken oder Gefühlen, die er schildert, eine neue große Seite abzugewinnen; er reißt uns mit wunderbarer Kraft über das Alltägliche, Gemeine hinweg und weiß uns mit seiner eigenen Begeisterung für das Schöne und Edle zu erfüllen. Es ist nicht blos der unerschöpfliche Gedankenreichthum, nicht blos die Tiefe seiner Gedankenwelt zu bewundern: — was ihn von allen Dichtern so wesentlich unterscheidet, — das ist die Größe der

Gesinnung, die Erhabenheit der Anschauung, die sich mächtig über die Schlacken des alltäglichen Lebens erhebt. Und darin ist vorzüglich der hohe Einfluß zu suchen, den Schiller auf seine Zeitgenossen erwarb. Ich erinnere Sie daran, daß gerade die Zeit, in welcher er die höchste Anerkennung erwarb, nach jeder Beziehung hin eine der unglücklichsten und traurigsten war. Die bedenkliche Richtung, welche die französische Revolution genommen hatte, und später die Unterdrückung durch fremde Waffen, hatte die geistigen Führer des Volkes dem Leben entfremdet, sie hatten sich in die dunkeln Regionen der Spekulation zurückgezogen und das Volk sich selbst überlassen, das gerade damals einer kräftigen Leitung bedurft hätte. Die politischen Verhältnisse der einzelnen Staaten waren immer betrübter geworden, und das Volk, das nirgends einen hellen Ausblick in die Zukunft gewahrte, und noch lange nicht die Bildung besaß, daß es an den Kunstschätzen Göthe's Freude und Genuß hätte finden können, suchte in den blos auf Unterhaltung gerichteten Lustspielen und Romanen Kotzebue's und seiner saubern Genossen die traurige Gegenwart zu vergessen, wodurch es in immer größere Gleichgültigkeit verfiel und nach und nach die gemeine Gesinnung annahm, die sich in jenen Machwerken kund gab. — Schiller erschien als ein Retter aus jenen Zuständen. — Dadurch, daß er die Poesie erfrischte, läuterte, veredelte — weckte er den in todesähnlichen Schlummer versunkenen Geist des Volkes; er hob es aus der gemeinen und selbstsüchtigen Richtung, aus der Augendienerei und Kriecherei, die ihm durch jene Dichter und die Zeitverhältnisse eingeimpft waren, zum Bewußtsein der Menschenwürde und seiner geistigen und sittlichen Kräfte. Indem er durch seine Dichtungen, in welchen er den Kampf des Guten und Edlen gegen das Schlechte und Gemeine darstellte, die Poesie selbst aus dem Schmutze der Sinnlichkeit und Gemeinheit, in die sie versunken war, in die reine Sphäre des Idealen erhob, weckte und nährte er zugleich das Gefühl für das Edle und Gute und Schöne in Tausenden von Herzen. Zu ihm hat daher auch die deutsche Jugend seit Erscheinen seines „Wallenstein" stets emporgeblickt als zu einem Wesen höherer Art, und scheidend hat er ihr ein theures Vermächtniß hinterlassen, den „Tell", der in der deutschen Geschichte wahrlich nicht blos eine literarische Bedeutung hat! — Denn sagt Joh. Scherr in seiner Säkularschrift „Schiller und seine Zeit": Zu jener Unglückszeit, als der Grundgedanke von Napoleons Politik, die Vernichtung Deutschlands, erfüllt schien; — zu jener Zeit, wo ein Patriot, wie Stein, keine Fußbreite deutschen Bodens mehr hatte, darauf zu stehen; — zur Zeit, wo ein Dichter ersten Ranges, ein Mann von Genie und Herz, Heinrich von Kleist, sich selber den Tod gab, um das überwältigende Elend nicht länger mit ansehen zu müssen; — zur Zeit, wo Deutsche gegen Deutsche wie Gladiatorenbanden an einander gehetzt wurden und alle Länder von Madrid bis Moskau für fremde Interessen mit ihrem Blute düngten: — zu dieser

Zeit voll Druck, Noth und Schmach haben sich die Gemüther am „Tell“ und an anderen Schöpfungen Schiller's erquickt und wieder aufgerichtet zu vaterländischem Fühlen, zu opfermüthigem Handeln. Ja, auf jeder Seite jener ruhmreichen Kampfgeschichte, die von der Katzbach bis Waterloo reicht, leuchtet für Jeden, der Augen hat, der Name unsers Dichters in lauteren Thaten und er wird auch in der deutschen Geschichte in alle Zukunft da leuchten, wo immer Großes geschieht. — Als Napoleon sich wunderte und es unbegreiflich fand, daß der „Wilhelm Tell“ bei den Deutschen so große Begeisterung erwecke, weil darin die Trennung eines deutschen Landes von dem Reiche dargestellt sei, was die Deutschen doch eher zur Trauer und zum Unwillen stimmen müsse, so verstand er zum Glück die Tragweite und Bedeutung jenes Meisterstückes nicht, das er sonst gewiß hätte verbieten lassen, weil er in ihm den gefährlichsten Feind seiner Herrschaft erkannt hätte. — Ja, Hochverehrte, Schiller ist das Panier, das die Deutschen zu allen Zeiten hochhalten und um das sie sich schaaren werden, wenn es ihre Freiheit und Unabhängigkeit gelten wird, und es darf behauptet werden, daß, so lange das Volk die von ihm vertretenen Ideen als belebenden Geist in sich athmet, es auch groß, stark und unbesiegbar sein wird. Und diesen Geist trägt das Volk in sich. Schiller ist auch — ganz abgesehen von der äußeren Festveranlassung — jetzt unser Dichterkönig, der uns führt. Zwar ist durch den Kaiserkuß in Villafranca scheinbar der Welt der Friede besiegelt worden, unser Heer, das sein Schwert in die Wagschale legen sollte, hat es wieder in die Scheide gesteckt und die Landwehr ist zu friedlicher Beschäftigung nach dem heimathlichen Heerde zurückgekehrt. Aber am Horizonte des Vaterlandes fliegen noch sturmbewegte Wolken, die Wogen des politischen Meeres haben sich noch nicht beruhigt und im Innern des deutschen Landes ist die noch nicht veraltete Sehnsucht nach Einheit und Macht des gesammten deutschen Vaterlandes unter Preußens glorreicher Führung allüberall wieder erwacht, und wir leben in einer politisch erregten Zeit. Man hat behauptet, daß Göthe und Schiller, die beiden Freunde, die Bibel des deutschen Volkes seien, dieser das Neue, jener das Alte Testament. Zu Göthe greift das Volk in den Tagen ruhigen Genusses oder tiefer Sehnsucht nach Stille und Selbstbefriedigung, in der Stimmung des Verlangens nach reinem, erholendem, durch keine Erinnerungen störendem Kunstgenuß: da werden seine schönen Lieder auch erheitern und befriedigen; aber naht die Zeit des Handelns, dann lauscht die Nation dem Schwertgeklirr der Schiller'schen Jamben, dem Kampfesrufen des modernen Tyrtäus. In jeder erregten Stimmung stehen wir dem Schiller näher und ahnen, daß wir ihn noch tiefer verstehen müssen, verstehen werden. Es ist kein anderer deutscher Dichter unter deren großen Anzahl, der so klar und so gewinnend die Idee der Freiheit vertreten und sie seinem Volke so eindringlich gesungen hätte, als Schiller. Wohl trug auch Lessing sie hoch in seinem Herzen: aber

ihm galt es mehr, sie auf dem Gebiete der Religion zu gewinnen und die Unabhängigkeit der Person zu sichern; wohl tritt die politische Freiheit in den Klopstock'schen Oden in scharfen und begeisterten Zügen uns entgegen: aber sie ist noch ganz abstrakt, sie ist nationale Unabhängigkeit und schwärmt noch im Teutoburger Walde umher; bei Haller trägt die Freiheit die Farbe des begränzten Wohnorts und fällt mit der Liebe zu den Schweizer Bergen zusammen, und bei Jean Paul geht sie auch noch über die Berge hinaus und verflüchtigt sich gar zu einem verschwindenden Bilde seiner überreichen Phantasie. — Der wahre Träger der politischen Freiheitsidee ist und bleibt Friedrich Schiller, von dem der Jugendfreund, General Scharfenstein, nicht ohne tiefe Begründung sagen mußte, er wäre — wenn kein Dichter — ein großer politischer Charakter geworden. Doch wozu dies „wäre"? Er ist es geworden, wenigstens für Deutschland. Die Freiheit war ihm so theuer, daß sie ihm sogar auf seinen ästhetischen Entdeckungsfahrten mehr als einmal mit der Schönheit selbst zusammenfiel. „Sei frei wie ich", ruft uns — nach Schiller — jeder schöne Gegenstand zu. Schönheit wird der vollkommenste Ausdruck der Freiheit in der Erscheinung genannt, die Freiheit zu einer Bedingung der Schönheit gemacht, und Schiller hielt, obwohl sich seine Freiheitsansicht von dem unklaren Gedankenchaos eines Karl Moor bis zu jener Anschauung, die in der Freiheit „die durch sich selbst gebändigte Kraft" sieht, läuterte, fort und fort an der sich selbst gestellten Aufgabe fest, durch die Schönheit auf die Freiheit zu wirken. Ursprünglich im Sinne der Revolution, wirkte er nur später mehr im Geiste der Reformation, die jedoch Muth und Ausdauer verlangt, wie jene, und Charaktere braucht und Märtyrer hat, wie die Revolution.

Pestalozzi sagt: „Volksbildung ist Volksbefreiung" und ähnlich Schiller: „Fallen wird das Gebäude des Wahnes und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht blos in dem äußern Menschen muß es sich neigen." Nur ein Volk, welches die Freiheit bereits in sich trägt, wird frei. Er ruft dem Jüngling, der nicht handeln, nur dichten kann, tröstend zu: „Gieb der Welt die Richtung zum Guten, dann wird der ruhige, aber feste Gang der Zeit schon die Entwickelung bringen. Nicht in der Außenwelt, im innern Menschen mußt du den Wahn, das Vorurtheil, die Unfreiheit bekämpfen! Umgieb deine Zeitgenossen mit großen, mit geistreichen Kunstformen, schließe sie ein mit Sinnbildern des Vortrefflichen, bis Wahrheit und Schönheit die Herzen der ächten Freiheit empfänglich machen!" So athmet Alles in Schiller Freiheit, gepaart mit Sittlichkeit. Sowie nun Schiller so nicht blos die sittliche und die politische Erziehung und Bildung des Volkes leitet und fördert, so hat er auch die ästhetische Bildung oder den Sinn und das Verständniß für das Schöne selbst gefördert. Denn wenn auch durch Klopstock,

Wieland und Leſſing der Geſchmack des Volkes geläutert worden war, ſo hatten ſich die Deutſchen bei ihrer vorherrſchenden Neigung zum abſtrakten Denken und ihrem ſchwärmeriſchen Sinn keineswegs noch zur reinen Anſchauung des Schönen erhoben, vielmehr klebten ſie noch am Stoffe und waren für die ſchönen Formen unempfänglich. Für dieſe mußten ſie erſt erzogen werden, und das geſchah durch Schiller; ſein eigener Bildungsgang wurde der des Volkes. Schon bei ſeinem erſten Auftreten ein Liebling des Volkes, welches er eben dadurch gewonnen hatte, daß ſeine erſten Dramen einerſeits voll kräftiger Gedanken waren und mit Kühnheit ausſprachen, was man bis dahin nur im Geheimen zu denken gewagt hatte, und daß ſie andererſeits einen Reichthum von Handlungen entfalteten, begleitete ihn das Volk mit nie erkaltender Liebe auf dem Wege ſeiner Entwickelung, welche zum Glücke für das Volk langſam und allmählich voranſchritt, ſo daß jedes von ihm gewonnene Reſultat in Blut und Saft der Nation dringen konnte. Und wenn dem Volke auch ſeine philoſophiſchen Studien verborgen blieben, ſo traten ihm die Ergebniſſe derſelben doch in ſeinen Dichtungen lebensfriſch entgegen, und wie er ſelbſt der künſtleriſchen Vollendung entgegen ging, ſo wurde auch das Volk langſam, aber ſicher, dem Verſtändniß der künſtleriſchen Geſtaltung entgegengeführt und allmählich des freien Genuſſes an der ſchönen Darſtellung und künſtleriſchen Form fähig gemacht. Und in gleicher Weiſe iſt es noch jetzt. Da nämlich die Jugend auch lieber am Stoffe klebt und dabei der klaren Anſchauung der Welt und ihrer Verhältniſſe nicht fähig, ſondern immer geneigt iſt, dieſe vom idealen Standpunkte aufzufaſſen, ſo wird ſie auch immer durch Schiller hindurchgehen müſſen, der immer und immer wieder der Bildner und Lehrer des Volks ſein wird, ſo oft es politiſcher, ſittlicher und äſthetiſcher Bildung bedarf.

Möge denn der Genius Schiller's uns, möge er das geſammte deutſche Volk fort und fort umſchweben, und uns Alle immer tiefer durchdringen mit dem, was er gewollt, was er erſtrebt hat, auf daß das ſchöne Ideal fortſchreitender Sittlichkeit und Freiheit des Volkes immermehr zur Wirklichkeit ſich geſtalte und wir auch innerlich zu einem großen Brudervolke zuſammenwachſen! Hüten wir uns, daß nicht unſere nachkommenden Geſchlechter beſchämend von uns ſagen müſſen: Sie haben ihn wohl erkannt, aber ſie ſind zu feig oder zu träge geweſen, der Verwirklichung ſeiner Ideale nachzuſtreben. Gehen wir ihnen vielmehr als deutſche Männer würdig voran. Dann ehren wir Schiller, dann ehren wir das Volk, deſſen Vertreter er iſt.

Hierauf ſang die Liedertafel einige Geſänge. Dann forderte der Subrektor des Gymnaſiums Riemann zu Beiträgen für die Schillerſtiftung mit folgender Anſprache auf:

Geehrte Anwesende!

Für das, was ich hier zu vertreten habe, will ich mit wenigen Worten Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Sie werden es natürlich finden, daß ich dabei vorzugsweise unseren Dichter reden lasse, der stets ein warmer Anwalt der leidenden Menschheit gewesen ist.

Wie er in dem Liede, womit unsere heutige Feier eröffnet wurde, die Freude als den göttlichen Funken im menschlichen Herzen begrüßt, so nennt er uns im Liede von der Glocke eine andere Himmelstochter, die in freudiger Geschäftigkeit reichen Segen verbreitet über der Menschen Geschlechter. Alles Mühen, alle Sorge und Arbeit wäre umsonst, wenn sie uns nicht mit schützender Hand bewahrte! Deshalb mag er wohl singen:

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche u. s. w.

bis

Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Daß es sich bei diesem Ausspruche nicht blos um leiblicher Hände Arbeit, um leiblichen Fleiß handelt, sagt der Dichter im Beginn seines Liedes:

So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt u. s. w.

bis

Was er erschafft mit seiner Hand.

Bewundern wir den ragenden Bau des Domes, das künstliche Getriebe der vollendeten Maschinen, so mögen wir doch bedenken, daß sie nicht bestehen ohne des Geistes gewaltige Forschung. Und das ergreifende Wort aus Dichters Munde es hat auch Hand und Fuß.

Drum wollen wir gern den Dichter mitrechnen zum Kreise der Arbeiter und ihn freudig aufnehmen in unsern Bund.

Doch zugleich sagt uns unser Dichter, daß zu seiner Zeit

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.

Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Spärlich war der Lohn seiner mühsam durchwachten Nächte! Seiner bei angestrengten Arbeiten gebrochenen Gesundheit konnte er wenig Erquickung bieten. Wenn er sich zu einer ihm dringend nöthigen Erholung die Mittel, etwa zu einer Reise, gespart hatte; wenn theilnehmende Freunde ihm den

Aufenthalt gewährten, wie dies in Leipzig und Dresden geschah, und zeitweise selbst auswärtige Fürsten wohlwollend und anerkennend Geschenke darboten, so war doch sein Haushalt nur ärmlich bestellt und er erlag den übermäßigen Anstrengungen seiner Studien, die sein Leben durch ein heftiges mehrmals wiederkehrendes Brustleiden endeten in der Blüthe der Jahre.

Mag Manches in neuerer Zeit sich für die Dichter günstiger gestaltet haben, so gilt leider noch immer zu häufig, was Schiller zu seiner Zeit von den Jüngern der Kunst und Wissenschaft sagt:

Dem einen ist sie die hohe, die himmlische Göttin,
Dem andern eine milchende Kuh, die ihn mit Butter versorgt!

Leer geht der Poet aus bei der Vertheilung
Der Welt, wenn das Auge hängt an Gottes Strahlenangesichte,
An seines Himmels Harmonie sein Ohr.

Und Kepler, der unsterbliche Forscher der göttlichen Weltordnung, erringt nur die Grabschrift:

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb den Hungertod!

Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Leiber ohne Brod!

Vergebens hat er Jahre lang bei Kaiser und Reich und selbst bei dem Generalissimus Wallenstein um seinen wohlverdienten Lohn gebeten.

Andere erjagten mit schlauer List Reichthum und Ehren und Graf Isolan kam zwar spät, doch nicht mit leeren Händen.

Wollten wir aber auch meinen, daß es jetzt wohl bei Gesundheit und Kraft der geistigen Beschäftigung gelingen könnte für die ihr genügenden meist einfachen Lebensbedürfnisse zu sorgen, wie steht es indessen, wenn schlimme Tage schwerer Erkrankung kommen? wenn, um nur eins zu erwähnen, ewige Nacht das Auge umdunkelt, wie unser Dichter es so ergreifend darstellt (als Melchthal die Blindheit seines Vaters erfährt):

Blind also! Wirklich blind und ganz geblendet?
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder,
Niemals, niemals wieder!
O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst — kehrt freudig sich zum Lichte —
Und er muß sitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erquicken nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen. —

Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück. —
Ich habe zwei friſche Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir ins Auge dringt!

Wie ſteht es, wenn bei der gewaltigen Erregtheit des Dichters im Drange der überſchwänglichen Gefühle, ſelbſt das geiſtige Auge in Finſterniß gehüllt wird? Wie vielfach andere Leiden brechen oft unerwartet über den Dichter herein! Denken wir noch, daß dabei meiſtens der Dichter nicht allein getroffen wird, daß die liebende Gattin mit aufopfernder Hingebung, unter vielen Entbehrungen um ihn ſorgen muß, daß weinende Kinder ängſtlich den Verluſt des Pflegers und Ernährers zu fürchten haben, und wenn er ihnen entriſſen wird, ſtehen ſie da aller Mittel bar in der weiten Welt! Sollte da nicht das Gefühl eines Jeden erwachen, der ſich der Geſundheit des Leibes und der Seele erfreut und er bereit ſein zu geben und mitzutheilen, ſei es auch das kleinſte Scherflein, zur Linderung ſolcher Noth? —

Dies erwägend, verbanden ſich vor wenigen Wochen in Dresden deutſche Männer zu einem Vereine, den ſie mit Rückſicht auf die jetzige Jubelfeier Schillerſtiftung nannten, um armen und kranken Schriftſtellern (Dichtern) und ihren nothleidenden Familien Hülfe und Beiſtand zu bringen.

Bald bildeten ſich in andern Städten Zweigvereine und aus dem geſammten deutſchen Vaterlande erwarten ſie für ihren edlen Zweck die nöthigen Beiträge.

Auch an uns ergeht ihr Mahnruf!
Glücklich, daß wir im frohen Kreiſe jubeln können:

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Darum folgen wir auch gern jener Mahnung, die unſer Lied uns dringend an's Herz legt:

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſein,
Gram und Armuth ſoll ſich melden
Mit den Frohen ſich erfreu'n.

Dann wird meine Bitte nicht umsonst sein: Geben Sie freudig, geben Sie heut, damit unserer Stadt von dem heutigen Feste das schöne Bewußtsein bleibt, durch die Schillerfeier beigetragen zu haben, daß hinfort keine bittere Thräne der Noth in eines deutschen Dichters Hause geweinet werde.

Zum Beschlusse ward Schiller's „Lied an die Freude" unter Begleitung der Instrumentalmusik von allen Anwesenden gesungen. Viele derselben nahmen an dem Abendessen Theil und verweilten in heiteren Gespärchen.

Abends ward in einigen engeren Kreisen Befreundeter und Gleichgesinnter Schiller's hundertjähriger Geburtstag auf eine Weise gefeiert, die man als eine freisinnige und würdige loben muß. Die Versammelten lasen, besprachen und erklärten Schiller'sche Gedichte. Wenn irgend eine Feier des hehren Tages im Geiste Schiller's veranstaltet worden ist, dann gewiß eine solche geräuschlose, rein geistige.

Als Nachklang des Festes kann das Gedicht gelten, welches das „Gubener Wochenblatt" in No. 46. am 12. November brachte:

Heil dir, o Tag! an dem vor hundert Jahren
Ein Genius zur Welt hernieder sank,
Heil dir! — es strömt das Volk in dichten Schaaren
Zu feiern ihn in seiner Lieder Sang;
Es froh und frei der Welt zu offenbaren,
Wie tief sein Wort in ihre Herzen drang:
O feiert ihn, der Dichtkunst hohen Meister,
Den edelsten von Deutschlands freien Geistern!

Die Feier tönt in allen deutschen Gauen,
Vom freien Rhein bis hin in's Bernsteinland;
Wo hoch die Alpen sich zum Himmel bauen,
Bis an der Deutschen und der Ostsee Strand.
Und Alt und Jung, die Männer und die Frauen,
Sie alle fesselt heut ein heilig Band:
Die Glaubensstreit, die Fürstenneid gespalten,
Sie fühlen heut ein brüderliches Walten.

Ja, er war unser, Deutsche! wißt's zu schätzen,
Ein deutscher Geist war's, der in ihm gelebt,
Der in der Schönheit heiligen Gesetzen
Aus deutschen Tönen Heiliges gewebt,
Der noch den fernsten Zeiten zum Ergötzen
Den Gipfel deutscher Poesie erstrebt:

Nun feiern wir — und mit uns Nationen,
So weit den Erdball Sterbliche bewohnen.

Der in der Dichtkunſt heiligem Gewande
So oft die Wahrheit euch und Licht gelehrt,
Er ließ auch eine Mahnung euch, zum Pfande,
Daß ſeine Bruſt nicht deutſchen Sinn's entbehrt';
Er ſprach zu euch, — ſchon an des Grabes Rande,
Den Blick ſchon aufwärts zu dem Dort gekehrt:
Seid einig, ſeid ein einig Volk, ihr Brüder!
Der Seher ſprach's: erfüllet ſeine Lieder!

Kottbus.

Das „Kottbuſſer Wochenblatt" brachte in No. 91. und 92. nachſtehende zwei Gedichte:

An Friedrich von Schiller.

O! blick herab aus deinen lichten Höhen
Und nimm den Dank, den unſer Herz dir bringt!
Dein Nam' erſchallet heut' in alle Lande,
Selbſt über'n Ocean ſein tönend Echo klingt.
Denn wie den Männern du ein Vorbild wareſt,
Und ſie gelehrt, was edel, gut und recht,
So haſt du liebend ſtets in deinen Schutz genommen
Der Frauen leicht verletzliches Geſchlecht;
Du wind'ſt für ſie aus friſchen Geiſtesblüthen
Für alle Zeit den ſchönſten Ehrenkranz,
Umgiebſt ſie mit der Sitte zücht'gem Schleier,
Umleuchteſt ſie mit einem roſ'gen Glanz.
Nur wie vom reinſten Sonnenlicht verkläret
Erſchienen ſie vor deiner Phantaſie;
Begeiſternd dann erklangen deine Lieder
Uns, denen Sittlichkeit nur Werth verlieh.
Selbſt in des Hauſes engbegrenzter Zelle
Haſt du mit Lieb' und Treue ſie geſchmückt,
Dadurch die unbedeutendſte von allen
Vielleicht in mancher Stunde ſtill beglückt.
Drum haben ſie im Herzen dich getragen,
Dich hoch verehrt und deinem Wort gelauſcht.
O! wie durchglüht ſie heut' die reinſte Freude,
Daß jetzt dein Ruhm die ganze Welt durchrauſcht!

Louiſe Bertrand.

Zur Säkularfeier des Geburtstages unſers großen Dichters Friedrich Schiller.
Am 10. November 1859.

Ein Genius ſchwebt aus den Wolken nieder,
Der hoch die Fackel der Begeiſt'rung ſchwingt,
Und Berg und Thal, ſie hallen jauchzend wieder
Vom Jubelgruß, den ihm die Menge bringt.
Allüberall ertönen ſeine Lieder,
Wohin der Freude Götterfunken dringt,
Und Millionen halten feſt umſchlungen
Ihn, der fürwahr! Unſterbliches geſungen.

Germania iſt ſtolz, die ihn geboren,
Die unſern Dichter liebend einſt geſäugt,
Vor deſſen Kraft die Schaar der flücht'gen Horen,
Vor dem bewundernd ſich die Nachwelt beugt.
O! nimmer, nimmer gehen ſie verloren
Die Flammenblitze, die ſein Geiſt erzeugt!
Die deutſche Jugend, ewig wird ſie dürſten
Nach Geiſtesſtrahlen ihres Dichterfürſten.

Und dem Verdienſte bleiben ſeine Kronen,
Iſt längſt des Daſeins leichter Kahn zerſchellt;
Ja, Schiller lebt in Hütten und an Thronen
Und Monumente widmet dem die Welt,
Der jubelnd rief: „Dort, Brüder, muß er wohnen
Der liebe Vater, über'm Sternenzelt!" —
O! möchte freundlich aus den Sternenauen
Sein Genius der Nachwelt Opfer ſchauen!

H. Geiſer.

Vormittags 10 Uhr nahm im Gymnaſium die Schillerfeier ihren Anfang. Nach einem einleitenden Geſange ſprach der Primaner Müller folgenden von ihm gedichteten Prolog.

Prolog.

Nur Jubel töne heut' in dieſen Hallen,
Es hebe freudiger ſich jede Bruſt,
Ein Tag der edlen Freude ſei er Allen,
Die ſich des deutſchen Namens ſtolz bewußt.
Sie Alle feſſelt ja dieſelbe Bande
Und Allen thut ſich eine Freude kund;
Lautbrauſend ſchallt's im ganzen deutſchen Lande

Und stürmend tönt es fort von Mund zu Mund:
Zur Freude sei uns dieser Tag erkoren,
Denn Schiller ward an ihm der Welt geboren.

So sei an diesem Tag' auch unser Streben
Der Feier seines Namens nur geweiht,
Den großen Dichter laßt uns hoch erheben,
Den Mann, der jedes fühlend Herz erfreut.
Dem Greise kehren Jugendtage wieder,
Er wird sich frischer Lebenskraft bewußt;
Es rieselt Feuer durch des Mannes Glieder
Und höher hebt sich seine deutsche Brust;
Der Jüngling schwelgt in kühnen Idealen
Durchlodert von des Dichters Geistesstrahlen.

Es deckte Nacht und Winter Deutschlands Auen,
Darnieder lag die Kunst in tiefer Noth,
Ihr einen neuen Tempel wollt' er bauen,
Da strahlte ihr ein neues Morgenroth.
Auf Deutschlands Flur erwacht ein neues Leben
Und siegreich bricht der Tag der Kunst hervor.
Doch wer erweckte uns dies neue Streben?
Zum Himmel jubelt auf ein Sängerchor:
Ein ganz Jahrhundert kann es ihm bezeugen,
Daß ihm der Dank gebührt, er ist sein eigen.

Und aufwärts strebte mit erhob'nen Schwingen
Sein immer rastlos schaffendes Genie,
Aus Schöpfung sah man Schöpfungen sich ringen,
Aus hehren Harmonien Harmonie:
Es öffnete der Kunst sich jede Schranke,
Es riß der Mensch sich aus den Träumen los,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Ward wieder heimisch in der Musen Schooß,
So unter hohem Schutze der Kamoenen
Reiht rastlos sich das Schöne zu dem Schönen.

Da brach die stolze Kraft. Die schönen Tage
Des Lebens sanken hin zur ew'gen Ruh,
Es drückt die Welt nach ausgeweinter Klage
Dem großen Todten seine Wimpern zu.
So sank er hin in seines Lebens Fülle,

Dem Tode sank er hin ein früher Raub.
Sanft schlummere du in deiner Grabeshülle,
Zerfallen die Gebeine auch in Staub,
Dein Name, er soll ewig bei uns leben,
Stets uns dein hoher, edler Geist umschweben.

Doch warum trauern? — Fahre hin, du Klage,
Daß er wie seine Brüder hingebleicht,
Nur wahre Freude töne an dem Tage,
Der uns den großen Dichter hat erzeugt.
Mit Lorbeer'n laßt uns seine Stirn umkränzen,
Ihr kränzet sie für die Unsterblichkeit,
Und immer wird sein hoher Name glänzen,
Wenn sich Jahrhundert an Jahrhundert reiht.
Mag immer Alles, was jetzt glänzt, vermodern,
Stets werden seines Geistes Strahlen lodern.

Ja, mögen Weltsysteme selbst zerstäuben,
Es lehrt dein Geist uns die Unendlichkeit;
Die Asche mag der Sturmwind immer treiben,
Der Geist ist Geist, im Körper wohnt die Zeit.
Fest stehet noch der vielgepries'ne Dichter,
Zersplittert liegt des Todesspeeres Schaft,
Dem Geiste gab der große Weltenrichter
Ein neues Leben, neue Jugendkraft.
Drum feiert ihn: denn was dem Mann das Leben
Nur halb gewährt, soll ganz die Nachwelt geben! —

J. P. Müller.

Darauf folgte eine Rede des Primaners Stange über Schiller's Leben. Fünf Sekundaner trugen eigene Gedichte in Romanzenform vor, deren Stoffe sich auf Schiller's Leben bezogen.

Schiller's Geburt.

Die Nacht ist still, kein Lüftchen, kein Windhauch stört die Ruh',
Der bleiche Mond zieht einsam dem fernen Westen zu,
Fast ausgestorben scheinen die grauen Häuser all',
Nur dort in jenem Stübchen tönt froher Stimmen Schall.

Und schelmisch blickt der Vollmond in's off'ne Fensterlein
Und sendet seine Blicke so treu, so hell hinein.
Dort ruht in kleiner Wiege ein Knäblein jung und schön,
Noch kann's die heißen Küsse der Mutter nicht versteh'n.

Der frohe Vater drücket den Knaben an die Bruſt,
Voll ſel'ger Vaterfreude, erfüllt von Lieb' und Luſt.
Drauf ſendet er gen Himmel den wonnetrunk'nen Blick.
„In deine Hände, Vater, leg' ich des Kind's Geſchick.

O, führe du es ſicher und treu in Glück und Noth,
Gieb, daß es dir ergeben von jetzt bis an den Tod!
Vor allen andern Gaben gieb Geiſt ihm und Verſtand,
Damit ſein Nam' erglänze im weiten Vaterland!"

Zwei ungebet'ne Gäſte noch an der Wiege ſteh'n,
Sie werden in der Stube von keinem Aug' geſeh'n.
Es iſt der Gäſte einer ein üppig, blühend Weib,
Der andr' ein greiſer Alter von häßlich dürrem Leib.

Das Weib ſo ſchön und minnig, es iſt des Lebens Bild;
Der Tod, das iſt der Alte, ſo grauſig und ſo wild.
Das Leben ſpricht: „Sag', Alter, weß ſoll der Knabe ſein?
Er iſt beſtimmt zum Großen und Schönen, er ſei mein!

Gut wird er ſein und edel, zu hoch für Geld und Gunſt,
Ein Herold alles Schönen, ein Prieſter wahrer Kunſt.
Er wird ein Dichter werden, als Jüngling ſchon bekannt
„Im ganzen deutſchen Lande bis an den Meeresſtrand."

„„Und wenn er dies errungen"", ſo tönt es tief und hohl,
„„„Dann iſt dein Reich zu Ende, mir er gehören ſoll!
Nur kaum ein halb Jahrhundert ſoll er der deine ſein,
Doch dann ergreife ich ihn, dann iſt er ewig mein!""

„Und dennoch ſoll er leben!" ſo ſpricht das ſchöne Weib,
Wenn gleich im kühlen Grabe einſt ruht ſein todter Leib,
Sein Werk wird nimmer ſterben, in ſeiner Lieder Schaar
Wird ſein gewaltig Leben der Nachwelt offenbar."

Jetzt ſchweigt das Weib, und Beide verſchwinden ſtill darauf;
Da ſchlägt der holde Knabe die blauen Aeuglein auf
Und ſchaut mit ſel'gem Lächeln der Mutter in's Geſicht,
Auf ſeinem Antlitz ruhet das erſte Tageslicht.

Ein wunderbares Ahnen zog in die Seel' ihr ein,
Ihr war, als ob das Knäblein umglänzt ein lichter Schein,
Ihr war, als ob auf Erden der Mütter größte ſie
Vom Tag' an ſollte werden, der ihr das Kind verlieh.

R. Krüger.

Schiller auf der Baſtei.

Die lieben Sachſenlande ſchmücken
Der hohen Felſen ſtolze Reih'n.
Aus ihrem Wolkenthrone blicken
Sie weit in's ſchöne Land hinein.

Doch von des Abhangs höchſtem Rande
Ragt noch ein Felſen, wohlbekannt
Und weit berühmt im ganzen Lande;
Und der wird die Baſtei genannt.

Einſt ſtieg die ſteilen Felſenwände
Einſam ein Wanderer hinan,
Und ſuchte mühſam, doch behende
Zum höchſten Gipfel ſeine Bahn.

Doch endlich ſtand er ſinnend oben,
Geſtützt auf ſeinen Wanderſtab,
Blickt' auf zum blauen Himmel droben
Und zu der Erde Flur hinab.

„O ſel'ge Ruhe, tiefes Schweigen!"
So ruft er „hier auf weiter Flur,
„Es tönt aus dichtbelaubten Zweigen
„Das Lied der Waldesſänger nur!"

„Hier möcht' ich ewig, ewig bleiben
„Mit meinen Träumen ganz allein,
„Fern von der Welt und ihrem Treiben
„In meinem Herzen glücklich ſein."

So hat er bald ſich ausgefunden
Ein Plätzchen ſtill auf moof'gem Stein,
Und zur Erinn'rung an die Stunden
Gräbt hier er ſeinen Namen ein.

Und unter ſeinen Händen weichen
Die Stücke ſprühend aus dem Stein;
Dort gräbt er ſeines Namen's Zeichen,
Dort gräbt er Schiller's Namen ein!

Er iſt's! hat's auf den Stein geſchrieben,
Und ſeine Hand hat's ausgeprägt,
Er iſt's, den alle Deutſchen lieben,
Deß Namen jener Stein nun trägt!

Und ſinnend ſaß er in Gedanken
Noch lange da in ſtiller Ruh';
Der Sonne letzte Strahlen ſanken
Schon ihrem Untergange zu.

Da wendet ſtill er ſich zurücke,
Er greift nach ſeinem Wanderſtab',
Läßt ſchweifen ſeine letzten Blicke
Und wendet ſich zum Thal hinab. —

Es kam des Herbſtes Sturm, zu ſchütteln
Das Laub der Bäume all' herab,
Begann am Stein mit Macht zu rütteln
Und brach ihm ſeine Feſſeln ab.

Und als gelöſ't die feſten Bande,
Da kam des Winter's Eis und Schnee,
Er ſchob ihn weiter bis zum Rande,
Schon neigt' er über von der Höh'.

Es floß der Schnee zu weiten Flüſſen
Bald von des Frühlings milder Macht,
Da hat die Fluth ihn fortgeriſſen,
Sie hat den Stein zum Sturz gebracht.

Und in dem Lauf der Zeiten rollte
Manch Felſenſtück auf ihn herab,
Das jenen Stein bedecken ſollte,
Daß die Natur ihn eigen hab'.

Und ob auch dort im Schooß der Erden
Der Stein mag liegen lange Zeit,
Wird Schiller's Nam' erhoben werden
Vom deutſchen Mund in Ewigkeit.

Ja, Schiller's Name wird noch leben,
Mag auch der Stein zu Staub vergeh'n,
Fort wirken wird ſein edles Streben,
Und ſeine Worte nicht vergeh'n.

Und lang' noch liegt der Stein begraben,
Von der Natur wohl überdeckt;
Sie will ihn treu im Schooße haben,
Dem ungeweihten Blick verſteckt.

Ein Dichter kommt — die Zeiten ſchwinden —
Der einſt entdeckt das Heiligthum;
Der wird auch Schiller's Namen finden
Und erben ſeinen Geiſt und Ruhm!

O. Hubatſch.

Die beiden Meiſter.

Der Nacht geheimnißvolle Hülle
Deckt finſter Weimar's Fluren zu,
Und Schlaf umſchwebt die Müden ſtille;
Nur einem bleibet fern die Ruh'.

Noch ſitzt einſam in ſeinem Zimmer
Der Dichter Schiller, weitbekannt,
Und leget bei des Lichtes Schimmer
An ſeine Glock' die letzte Hand.

Als nun der Lieder edler Meiſter
Den letzten Federzug gethan,
Tritt plötzlich aus dem Reich der Geiſter
Zu ihm ein hoher Greis heran.

Sein blaues Auge blicket Würde,
Die ſich mit Ernſt und Hoheit paart;
Sein Antlitz ſchmückt, des Alters Zierde,
Ein langer ſilberweißer Bart.

Es iſt der Glockengießermeiſter,
Der kunſtvoll einſt die Glocke ſchuf;
Es drang zu ihm in's Reich der Geiſter
Des großen Sängers Zauberruf.

Leicht kennt ihn Schiller, dem in Träumen
Schon oft ſein edles Bild erſchien,
Er tritt ihm näher ohne Säumen
Und geiſtverwandt begrüßt er ihn.

Die Hand drückt ihm mit beiden Händen
Der Greis, drauf ſpricht er tief bewegt:
„Du haſt der Glocke erz'nen Wänden
Der Eintracht Namen beigelegt:

Ja, Eintracht ſei die heil'ge Weihe,
Die wir auf Deutſchlands Fluren ſtreu'n;

Der Eintracht hohes Werk gedeihe,
Durch Geistes Schwung und Kraft allein!"

So standen sie mit ernsten Sinnen;
Doch eh' erschien der junge Tag,
Schwand wie ein Hauch der Geist von hinnen. —
Auch Schillern bald das Auge brach.

Doch hielten Wort die wackern Meister;
Um Deutschland schlangen sie ein Band,
Das unsichtbare Band der Geister,
Geknüpft von starker Geisterhand.

M. Sonntag.

Schiller's Tod.

Dort im schönen Sachsenlande
Liegt ein Häuschen, Weimar nah';
An der Ilme grünem Strande
Abgesondert liegt es da.

Zwar erscheint es den Beschauern
Unbedeutend, schmucklos, klein,
Doch es schließen diese Mauern
Hocherhab'nes in sich ein.

Denn aus jenen Zimmern schallte
Manches sinn'ge Wort hervor,
Und dem deutschen Volke hallte
Hier der Glocke Lied in's Ohr.

Ja, in diesen engen Räumen
Schaltet Schiller's Riesengeist,
Hier schafft er in Dichterträumen,
Was die Mit- und Nachwelt preist.

Aber heut' ist's hier so traurig,
Stille herrscht im ganzen Haus,
Nur geheimnißvoll und schaurig
Tönt ein Weh'ruf leis' heraus.

Dort auf weichem Lehnensessel
Ruhet bleich wie Marmorstein
Schiller, von des Körpers Fessel
Wird sich bald sein Geist befreu'n.

Ach, die lieben Kinder liegen
Vor ihm betend auf den Knie'n,
Und der Gattin Arme ſchmiegen
Zärtlich koſend ſich um ihn.

Nur der Hohe ſelbſt voll Würde
Läßt ſich nimmer zaghaft ſeh'n,
Trägt geduldig ſeine Bürde,
Muß er auch zum Tode geh'n.

Und mit Lächeln, wie er pflegte,
Deutend auf des Maien Grün,
Bat er, daß man ihm bewegte
Seinen Stuhl zum Fenſter hin.

Hier mit frohentzückten Blicken
Faßt er Alles in ſich ein,
Will an Allem ſich erquicken,
Noch einmal beſeligt ſein.

Saugt mit langen, langen Zügen
Holde, warme Maienluft,
Labt mit innigem Vergnügen
Sich am ſüßen Blüthenduft.

Endlich ſchließt mit ſchwachen Armen
Selber er das Fenſter zu,
In die Kiſſen, in die warmen,
Leget er ſein Haupt zur Ruh.

Tröſtet dann mit mildem Worte
All die Seinen ruherfüllt,
Denn es giebt an jenem Orte
Einen, der die Thränen ſtillt

Zu den Büchern hin bewegen
Muß er ſeinen letzten Blick,
Strahlt ihm doch von dort entgegen
Seines Lebens That und Glück.

Er gedenkt der frohen Stunden,
Die ihm in der Dichtkunſt Glanz
Ach! ſo ſchnell dahingeſchwunden
In der treuen Freude Kranz.

Er gedenkt an Herder, Göthe,
Denkt, wie sie gewirkt vereint:
Plötzlich eine sanfte Röthe
Auf den blassen Wangen scheint.

An der Jugend frohe Tage
Denkt er, an der Freundschaft Glück,
Doch auch manche tiefe Klage
Kehrt ihm in den Sinn zurück.

Was ihm Trübes gab das Leben,
Gab er nicht zurück der Welt,
Denn die Menschen zu erheben
Hat er sich als Ziel gestellt.

Und statt eitler, leerer Klagen
Schwebt ein Lächeln um's Gesicht,
Darf er sich doch ruhig sagen,
Daß umsonst er lebte nicht.

Plötzlich sich sein Auge wendet,
Und der Tod tritt ihm an's Herz:
Schiller hat den Lauf geendet,
Durchgekämpft den letzten Schmerz.

Schon umhüllt das Aug' des Hohen
Eine tiefe, ew'ge Nacht,
Ach! es ist der Geist entflohen,
Der manch großes Werk erdacht.

Und wie dort die ird'sche Sonne
Tauchet in ihr Wellengrab,
Sank auch jetzt zu höh'rer Wonne
Eine Dichtersonn' hinab.

P. Piper.

Weimar.

Willkommen Weimar! ha, nun hat
Dich ja mein müder Fuß erreichet!
Sei hoch gegrüßt du Musenstadt,
Der keine andre sich vergleichet.

O Stadt, dir ist ein schönes Loos
Beschieden worden auf der Erden,

Du ſollſt vor allen Städten groß
Und hoch an Ruhm geprieſen werden!

Es lebten einſt zuſammen hier
Viel große Männer ſtill in Frieden,
Sie ſind der Deutſchen Schmuck und Zier,
Sie ſind, doch nicht ihr Ruhm, geſchieden.

Der lebet fort in alle Zeit,
So lange noch mit deutſchen Zungen
Ein Lied von deutſcher Biederkeit
Und deutſcher Treue wird geſungen.

Wie glücklich preiſe ich mich jetzt,
Daß ich erreichet hab' die Stelle,
Hier ward der Geiſt allein geſchätzt,
Hier floß der Dichtkunſt Lebensquelle.

Ich ſchau empor! Was blickt denn hier
Für ein Gebilde auf mich nieder?
Aus tauſend lieben Bildern mir
Bekannt ſo milde und ſo bieder!

Iſt das nicht Herder? Wirklich ja,
Er iſt's, hier kann ich mich nicht trügen,
Ich ſtehe ſeinem Bild ſo nah',
Beſtrahlt von ſeinen edlen Zügen.

Ja Herder iſt es, Herder der,
Mit ſeinen Worten uns ergötzte,
Der ſich ein Denkmal hoch und hehr
In ſeinen ſchönen Werken ſetzte.

Jetzt geh' ich meines Weges fort,
Erfüllt mit innerlicher Freude,
Und wiederum erhebt ſich dort
Ein Denkmal hoch an dem Gebäude.

Und das iſt Wieland, ganz gewiß,
Was iſt da viel zu überlegen,
Sein Antlitz lächelt ja ſo ſüß,
So froh und freundlich uns entgegen.

O ſchaut des Wunders immer mehr,
Was leuchtet mir von dort herüber?

Ein Denkmal iſt es, hoch und hehr,
Thalia's Tempel gegenüber.

Das iſt ja Göthe, Schiller, gar
Auf einem Denkmal froh vereinet,
Dies iſt das große Dichterpaar,
Geprieſen hoch und tief beweinet.

Auf dieſer Erzgebilde Pracht
Voll Andacht meine Blicke fallen,
Doch der mich überglücklich macht,
Iſt unſer Schiller doch vor Allen.

Ja, unſer wirſt du ſtets genannt,
Ja, unſer in dem deutſchen Lande,
So tönt es von dem Schweizerland
Bis zu der Oſtſee fernem Strande.

O, ſchaut ihn an den großen Mann,
Seht wie der Abendſonne Strahlen
Sein Antlitz lächelnd ſchauen an,
Und wollen es noch ſchöner malen.

Der Lorbeer glänzt in ſeiner Hand,
Er hat vor Allen ihn verdienet;
Wer iſt der in dem ganzen Land
Ihn zu entreißen ſich erkühnet?

Die goldne Sonne neiget ſich
Jetzt näher ihrem Untergange;
Wie ſtrahlt ſo hell, ſo feierlich
Des großen Schiller Stirn' und Wange!

Sein Auge, das mir todt erſchien,
Seht welches Leben es durchglühet;
Es leuchtet wieder hell und kühn,
Sein Lorbeer wieder neu erblühet.

O, komm herab, o, ſteige du,
Von deinem hohen Stand hernieder,
Erwach aus deines Grabes Ruh',
O, komm, o, komme zu uns wieder!

Komm' von des Himmels Höh' herab
Und eile durch die alten Gaſſen,

Zu deinem Hause eil' hinab,
Es ist noch so, wie du's verlassen!

Und ob sie auch gestorben gleich,
Die einst zur Seite dir gegangen,
Und ob sie ruh'n im Todtenreich,
Die einst mit Lieb' an dir gehangen,

So würde dennoch jedes Herz
Sich voller Liebe zu dir wenden,
Es trüge dich durch Leid und Schmerz
Das Vaterland auf seinen Händen.

Paul Kemnitz.

Darauf folgten Deklamationen, sämmtlich aus Schiller's Werken. Den Schluß machte der Gymnasiallehrer Dr. Hölzer mit einer Rede.

Der Gesang einiger Schillerlieder beendigte die Schulfeierlichkeit. Dankbare Erwähnung verdient es, daß der Buchhändler Meyer in Kottbus 30 zum Theil sehr werthvolle auf Schiller bezügliche Bücher dem Lehrerkollegium des Gymnasiums zugeschickt hatte, um sie als Prämien am Schillertage an würdige Schüler zu vertheilen.

Für den Abend hatte die Kasinogesellschaft ein Fest in ihrem Saale bereitet. Eine Bühne war aufgeschlagen und mit der Landschaft für das Vorspiel zur „Jungfrau von Orleans" dekorirt. Nach der Ouvertüre zum „Tell" ging der Vorhang auf, und es zeigte sich mitten auf der Bühne die Schillerbüste von Dannecker. Jetzt trat der Konrektor Dr. Bolze in den Vordergrund und sprach folgenden Prolog.*)

Wohl ist das Lied zu jedem Ohr geklungen:
„Was ist des Deutschen heilig Vaterland?"
Das Wort ist tief in jedes Herz gedrungen,
Das zu dem deutschen Stamme sich bekannt.
Welch ist der Zauber, der um uns geschlungen
Ein unsichtbares, doch so starkes Band? —
Das ist der Sprache wundersamer Sang, —
Das ist der deutschen Sprache edler Klang. —

Zwei Ströme fließen stolz und groß zusammen,
Die deutsche Sprache ist's, das deutsche Lied;

*) Dieser Prolog ist zu Kottbus im Druck erschienen.

Es ſind zwei glanzumſtrahlte glüh'nde Flammen,
Die deutſcher Hauch in eine Spitze zieht.
Die deutſche Sprache muß dem Volk entſtammen,
Das ſtark in ihr das Band der Einheit ſieht;
Der Dichter kommt vom Tempel der Kamoenen,
Das Band der Sprache lieblich zu verſchönen.

Viel wack're Dichter ihre Pfade wallen
Mit ihrem Lied, mit ihrem edlen Sang
In unſers deutſchen Eichwalds Liederhallen,
Die Leier giebt verſchieden ihren Klang.
Wer iſt der Dichter, der vor ihnen allen
Des höchſten Thrones Ehre ſich errang? —
Seit Schiller trat in deutſcher Sänger Reigen,
Muß jeder and're ſich beſcheiden neigen.

Wo wir der deutſchen Sprache Klänge hören
Im Vaterland und über Meere weit,
Wo freies Wort ertönt in freien Lehren,
Wo ſich der Bürger ſeines Rechts erfreut,
Wo fremde Völker Kunſt und Wiſſen ehren
Und dem Verdienſt der Lorbeerkranz gedeiht:
Da wird man Schiller's hohen Namen kennen,
Da wird man ihn der Dichter größten nennen.

So lebt er heut ſeit vollen hundert Jahren,
So lebt er noch Jahrhunderte fortan,
Ein Kämpfer auf dem Feld des Schönen, Wahren,
Ein Sieger mit dem Lorbeer angethan.
Er hat des Lebens Ernſt und Schmerz erfahren;
Denn rauh iſt zur Unſterblichkeit die Bahn,
Die ſtrahlet um ſein Haupt in lichtem Schimmer;
Denn Schiller ſtirbt auf dieſer Erde nimmer.

Heut iſt ſein Ehrentag. — Zu dieſer Stunde
Erſchallt ſein Ruhm am kühlen Oſtſeeſtrand,
Von Adria's Geſtaden hallt die Kunde,
Am Rhein, am Niemen reicht man ſich die Hand;
Ja weit hinaus im großen Erdenrunde,
Wo ſich ein Deutſcher zu dem andern fand,
Erhebt ſich jedes Herz zu höhern Sphären,
Um mit dem Dichter ſelber ſich zu ehren.

Und wie die deutschen Stämme heut sich einen
Im Hochgefühl für's deutsche Vaterland,
So sehen wir in nus'rer Stadt im Kleinen
Aus allen Kreisen geistig nah' verwandt
Der Menschheit edle Blüthen hier erscheinen
Am hohen Friedenstag im Festgewand.
Vor Schiller's Namen soll die Zwietracht fallen,
Und Lieb' und Einigkeit sei mit uns Allen: —

Nun kommt hervor, ihr Bilder schöner Tage,
Die Alt und Jung im Herzen tren gehegt,
Komm, Thräne, wieder zu des Mädchens Klage,
Komm, Jungfrau du, die Gottes Fahne trägt,
Komm, Fridolins, des treuen, schöne Sage,
Komm, Glocke du, die an die Brust uns schlägt,
Kommt ihr hervor, des Herzens süße Lieder,
O, Schiller's Geist, komm, steige auf uns nieder!

Nun wurden von Sopranstimmen gesungen „Willst du nicht das Lämmlein hüten?" und „Der Eichwald brauset, die Wolken zieh'n;" sodann ward „Der Gang nach dem Eisenhammer" mit melodramatischer Begleitung vorgetragen, worauf das Vorspiel zur „Jungfrau von Orleans" folgte. Hierauf: Duett und Chor aus der „Glocke" von Romberg; sodann wurden lebende Bilder aus der „Glocke" dargestellt: a) Lieblich in der Bräute Locken spielt der jungfräuliche Kranz; b) Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden; c) Und das junge Volk der Schnitter fliegt zum Tanz; d) Concordia soll ihr Name sein. Zuletzt wurde unter dem Liede „An die Freude" Schiller's Büste bekränzt*).

Das Festkomité hatte Alles, was mit den vorhandenen Kräften und Mitteln zu beschaffen war, aufgeboten, um das Fest zu verherrlichen, und die gelungene Ausführung wird noch lange in froher Erinnerung bleiben.

*) Die Lieder für Sopran wurden gesungen von der Frau Kreisrichter Mann; den Gang nach dem Eisenhammer trug der Konrektor Dr. Bolze vor unter Begleitung des Kantors Fromm. Die Rollen im Vorspiel zur Jungfrau von Orleans waren in folgender Weise besetzt: Thibaut: Aktuarius Zimmermann; Raimond: Referendar Girndt; Etienne: Referendar Korschel; Claude Marie: Buchhändler Heinsius; Bertrand: Apotheker Kusch; Johanna: Fräulein Marie Hilliger; Margot: Fräulein Kathinka von Röll; Louison: Fräulein Marie Oesterwitz. — Die Solostimmen in der Romberg'schen Glocke sangen Fräulein Antonie Kittel und die Lehrer Krüger und Pannwitz. In den lebenden Bildern traten auf die Fräulein Clara Wendtland, Therese Hilliger, Kathinka von Röll, Marie Oesterwitz, Mathilde Camphausen, Aktuarius Zimmermann, Buchhändler Heinsius, Referendar Girndt, Referendar Korschel, Kaufmann Krüger, Apotheker Kusch, Kreisrichter Mann und die Kinder Susanna und Marie Bolze und Johanna Knappe. Einen Genius bei dem letzten Bilde stellte Adelheid Scheffer dar.

Da mir die Festrede des Gymnasiallehrers Dr. Hölzer erst zuging, als der Druck der Nachrichten über die Schillerfeier in Kottbus bereits vollendet war, so habe ich dieselbe an den Schluß des Berichtes stellen müssen. Sie lautet, wie folgt:

Hochgeehrte Anwesende!

Wenn es schon erhebend ist, sich in seinen liebsten Gefühlen und Gedanken mit einem kleinen Kreise eins zu wissen, so steigert sich dies Bewußtsein zur Begeisterung bei dem Gedanken, daß Millionen Seelen von demselben Gegenstande bewegt und erwärmt werden. Und gerade heute ist Grund zu dieser Begeisterung, — an dem Tage, wo nicht blos in den Gauen des deutschen Vaterlands, auch an der Newa und Seine Strand, ja jenseit des Oceans, „soweit die deutsche Zunge klingt", die reinste Festfreude die Herzen der Deutschen mit unsichtbarem, aber festem Bande umschlingt. Und wem schlagen alle Herzen entgegen? wer ist es, an dessen Bilde verklärt die Blicke hangen? Ist es ein König, ein Vater seines Volks, ein Beglücker seiner Bürger? Wohl steht er auch, wie dieser, auf der Menschheit Höhen, aber

„ein König ist er in dem Reich der Töne,
Gekrönt hat ihn die himmlische Kamoene."

Ein Dichtergenius ist es, zu dem wir Geist und Herz erheben, der besten einer, die die Welt gesehn, und den wir stolz den unsern nennen. Wohl geziemt es sich nicht, ihn zu vergöttern, ihn zu feiern als ein Wesen, das über den Schranken der Menschheit gestanden. Das Gefühl, das uns heut erfüllen möge, sei allein das des Dankes, des heißen Dankes für die unvergänglichen geistigen Güter, die er unsrer Nation, die er der Menschheit aus dem Füllhorn seiner Poesie zugeschüttet hat und noch täglich spendet.

Wenn es aber eine heilige Pflicht für jeden Deutschen ist, diesen Dank dem Verklärten entweder auszusprechen, oder im tiefsten Herzen durch stille Sammlung des Gemüths zu bekunden, so geziemt es sich vor Allem, daß die Lehrfalten, die sich seit manchem Jahrzehend an seinem Geist genährt, am heutigen Erinnerungsfeste seiner in Lied und Wort gedenken. Gestatten Sie mir, da ich die Freude habe, einer solchen Anstalt anzugehören, den Zoll meiner Dankbarkeit abzutragen durch einige Worte über die Bedeutung, welche Schiller für die höheren Bildungsanstalten, insbesondere für die Gymnasien hat.

Wenn das Gymnasium seiner Aufgabe genügen will, den jugendlichen Geist möglichst allseitig und harmonisch zu entwickeln, damit er selbst den höchsten Anforderungen, die das spätere Leben an ihn stellt, gerecht werden könne, so darf es die Bildung des Geschmacks gegen die Bildung der Denkfähigkeit nicht allzu stark in den Hintergrund treten lassen. Die Aus-

bildung des Verstandes würde wohl dazu befähigen, das Reich des Wissens zu eröffnen und seine Tiefen zu ergründen, aber doch nur den Gelehrten, nicht den Menschen bilden. Darum bedarf es solcher Bildungsmittel, welche diese Einseitigkeit aufheben und unter diesen nimmt die Kunst einen hohen Rang ein. Sie hat die Aufgabe, die Erscheinungen der Wirklichkeit der ihnen anhaftenden Zufälligkeiten zu entkleiden, und sie vermittelst der schönen Form in das Reich des Schönen, des Idealen zu erheben. Durch sie bekommt die Natur und das Menschenleben ein edleres Gepräge, einen reineren Gehalt, losgelöst von allen Flecken der Wirklichkeit. Hierin liegt zugleich die befreiende Macht der Kunst; wer sich ihr mit ganzer Seele hingiebt, hebt sich empor über die niederen Kreise des Lebens, über die Kümmerlichkeit und Engherzigkeit menschlicher Existenz; er tritt in eine ideale Welt ein, in welcher der Mensch die volle Befriedigung der wesentlichen Interessen zu finden vermag, die ihm das Leben versagt. Und diese Welt des Schönen sollte der Jugend verschlossen sein? der Jugend, die im spätern Leben gar oft aus der ermattenden, mühevollen Arbeit des Berufs sich hinsehnen wird zu dem erfrischenden Lebensquell, der aus den Schöpfungen der Kunst hervorströmt?

Unter den Künsten ist es besonders die *Poesie*, die für die Gymnasien den angedeuteten Zweck aller Kunst erfüllt. Dem Jüngling der oberen Klassen hat sich das Gebiet der antiken Poesie erschlossen: die naiven Heldengestalten der homerischen Gesänge schweben auf den rastlos strömenden Wogen des Hexameters an seinem Geiste vorüber; es erfüllt ihn auch wohl das Geschick der tragischen Helden des griechischen Dramas mit Furcht und Mitleid; es bewegt ihn ebenso sehr das römische Kunstepos mit seinem Pathos in Gedanken und Worten, wie ihn die Gewalt der horatianischen Lyrik ergreift.

Indessen die antike Poesie vermag nicht *allein* die poetischen Bedürfnisse zu befriedigen. Da neue Formen entstanden, entwickeltere Ideen hervorgetreten sind, so werden wir zur modernen, besonders der *deutschnationalen* Poesie hingeführt, deren Schöpfungen den größten poetischen Erzeugnissen aller Zeiten und Völker würdig zur Seite stehen, theilweise dieselben sogar weit überragen. Wo finden wir nun im weiten Gebiete unserer Poesie die Dichter, zu denen wir die reifere Jugend hinweisen sollen, damit sie sich an ihrem Geist emporrichte? Da treten uns zwei hohe Dichtergestalten entgegen: die eine die Welt der Erscheinungen mit ruhiger Klarheit überschauend, durchdringend und entwickelnd; die andere die Natur, die Geschichte und das Leben den eigenen Gedanken gemäß gestaltend und belebend. Während Göthe aus der rauhen Schale der Wirklichkeit den köstlichen idealen Kern hervorzaubert, legt Schiller die Fülle seiner Ideen in die

Dinge hinein. Er ist in diesem Sinne der vorzugsweise ideale Dichter, und es gilt von ihm sein eigenes Wort:

„Wisset, ein erhab'ner Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin."

Aus diesem Unterschiede des poetischen Schaffens beider Dichter entspringt zugleich die Verschiedenheit ihrer Wirkung; jener erwärmt und erfüllt die Seele mit klaren, sinnigen Bildern, — dieser erhebt, begeistert und reißt die Seele im Fluge fort zur Höhe seiner Ideen. Diese hinreißende Gewalt ist es, durch welche Schiller unzählige Verehrer gewonnen hat; denn frei und leicht schwebt sich's empor auf den Flügeln seines Gesanges. Aber wohin trägt uns seine Muse? diese Frage möge sein großer Freund beantworten:

„In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen;
Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Wenn dies der Kern seiner Dichtungen ist, — und er ist es — so haben wir den Dichter gefunden, den wir für die Jugend suchen. — Was die Muse Schiller's dem Menschenherzen so nahe bringt, ist der Umstand, daß der Dichter vorzugsweise die sittlichen Ideale zum Gegenstande seiner Kunst macht. In diesem Sinne kann er unser sittlichster Dichter genannt werden. Alles, was den einzelnen Menschen, oder eine größere Gesammtheit, oder die ganze Menschheit in den tiefsten Tiefen des Gemüths bewegt, erscheint bei ihm im Lichte der erhabensten Sittlichkeit. Er schwebt, wie seine Glocke, hoch überm niedern Erdenleben, aber aus dieser Höhe tönen seine Klänge beseligend in das Menschenherz hinein. Wie es nicht leicht einen Dichter giebt, dessen Leben von den Verirrungen der Sinnlichkeit so wenig berührt ist, wie das seinige, so ist auch seine gesammte Poesie von dem rosigen Schimmer der reinsten Gesinnung überhaucht. Das zeigt sich zunächst in seinen Balladen und Romanzen, deren Motive fast durchweg auf ethischem Gebiete liegen. Man hat die lyrischen Gedichte dieser Art, die unserm Dichter eigenthümlich sind, mit dem Namen Romanzen bezeichnet, im Gegensatz zur Ballade, in welcher Göthe Meister ist. Während in der Ballade, wie im Erlkönig und dem Fischer, allein die dämonischen Gewalten der Natur und die dunklen Triebe der Menschen ihr Spiel treiben, zeigt sich in der Romanze gerade der Sieg des sittlichen Geistes über diese Mächte, überhaupt der Sieg des freien sittlichen Bewußtseins. Wie klar tritt dies in der Bürgschaft hervor, worin die Treue und Freundschaft gefeiert wird? Da treten dem zurückkehrenden Möros die unüberwindlich scheinenden Kräfte der Natur entgegen, da stellt sich ihm die Gewalt verbrecherischer Menschen in den Weg, aber sein fester Entschluß, den Freund

zu retten, verleiht ihm übermenschliche Kraft, und läßt ihn die hemmenden Schranken durchbrechen. Und der bürgende Freund, auch er hat einen Sieg errungen, der höhnische Tyrann kann ihm den muthigen Glauben an Freundestreue nicht entreißen. Aber der höchste Triumph des sittlichen Geistes ist der Sieg, den diese Hingebung über das Herz des kalten, zweifelnden Tyrannen feiert. — Wie wunderbar ergreift die Demuth in Rudolph von Habsburg? Der mächtige Graf, den die deutschen Fürsten der schönsten Krone der Christenheit würdig erachteten, steht da vor dem Heiligen, „das Haupt in Demuth entblößet", die irdische Größe sich beugend vor dem Himmlischen. — Im Kampf mit dem Drachen ist es zunächst der sittliche Muth und die List, die das Ungeheuer überwinden. Aber der Jüngling hat in jugendlicher Kampfbegier und in edlem Streben seine erste Pflicht verletzt, den Gehorsam. Er hat den Wurm erlegt, aber sein Herz gebar einen schlimmern:

„Den widerspenst'gen Geist,
Der gegen Zucht sich frech empört,
Der Ordnung heilig Band zerreißt."

Der Jüngling wird sich dieser Verletzung seiner Pflicht bewußt, er beugt sich demüthig vor dem Gebote des strengen Meisters. Aber gerade diese Demuth überwindet das starre Gesetz; daß er sich selbst bezwungen, daß er diesen höchsten der Siege errungen, erwirbt ihm die Verzeihung; das Gesetz ist versöhnt. — Im Taucher ist es die Begierde nach Ruhm, die den Knappen treibt, das gefährliche Wagniß zu bestehen. Doch er will es nicht zum zweiten Mal versuchen, die grausige Tiefe zu schauen. Da begeistert ihn die Liebe; es treibt ihn, die Königstochter als köstlichen Preis zu erwerben. Er stürzt sich hinunter, aber

„Es kommen, es kommen die Wasser all;
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder."

Und wie künstlerisch sind alle diese Stoffe gestaltet! Das schöne Ganze jeder Dichtung wird durch große Mannigfaltigkeit der Gestalten und Situationen belebt; und welche Fülle der Versmaße und Worte, die dem schönen Geiste den schönen Körper verleihen! Wie nur das Werk ein wahres Kunstwerk ist, in welchem Gedanke und Form sich durchdringen, so erreicht die Darstellung sittlicher Ideen erst dann die beabsichtigte Wirkung, wenn die sinnliche Gestaltung dem inneren Gehalte entspricht. — Durch diese zauberhafte Behandlung der Stoffe und die vollen Klänge der Sprache sind die Schiller'schen Romanzen vor allen geeignet, jene Ideen dem Gemüthe des gebildeten Jünglings tief einzuprägen. Und sind sie nicht seinem ganzen Sinne und Denken nahe verwandt? Dem bewegten Treiben des praktischen Lebens noch fern, ausschließlich auf seine innere Welt angewiesen, bildet

er sich in glücklicher Sorglosigkeit seine eignen Phantasien. Wenn er natürlich entwickelt, wenn er nicht in Rohheit versunken oder durch verfrühte Genüsse blasirt ist, so erfüllen ihn dieselben lieblichen Ideale, wie unsern Dichter in seiner Jugendzeit:

„Die Liebe mit dem süßen Becher,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz."

Auch träumt er so gern von inniger Freundschaft, und schließt sie mit derselben Begeisterung, wie einst Orest und Pylades. Eben deshalb wird er sich auch freudig an den Dichter anschließen, der diese Gefühle so warm und so edel besingt, der den treffendsten Ausdruck hat für Alles, was den Jüngling erfreut und entzückt. Wohl dem Jünglinge, dem die Gefühle wahrer Ehre und treuer Freundschaft stets im Herzen leben! Wohl dem, dem es, wie dem Ritter Georg, gelingt, durch Selbstüberwindung und Demuth sich das strenge Gesetz zu versöhnen! —

Wenn nun der Dichter so die Welt des Jünglings zu beleben und seinen Geist mit Bildern zu erfüllen weiß, die seinem Gesichtskreise am nächsten stehen, so führt er ihn auch hinaus in eine größere Gemeinschaft, er führt ihn hin zum Vaterlande. Während im Alterthume die Vaterlandsliebe von dem Gesichtspunkte ausgeht, in dem Bürger eines anderen Staates den natürlichen Feind des eigenen zu sehen, erscheint sie in der christlich-modernen Welt von etwas Höherem durchgeistigt. Es ist das durch das gebildete Bewußtsein geläuterte Gefühl, daß das Vaterland die Quelle aller geistigen Güter ist, die dem Menschen lieb und theuer sind, daß er ihm seine Bildung, seine Religion, sein Alles verdankt. Darum ist es aber auch die Pflicht des Einzelnen, diese heiligen Güter zu schützen, und, wenn sie bedroht werden, das Panier des Vaterlandes hoch zu erheben, und, wenn es sein muß, mit ihm zu sinken. Brauchen wir weit zu suchen, um in Schiller's Dramen den idealsten Ausdruck für dieses Gefühl zu finden? Es leuchtet uns sogleich die Heldengestalt der Jungfrau von Orleans entgegen. In Zeiten, wo eine Nation in Folge gewaltigen äußeren Druckes zum Bewußtsein ihrer Einheit kommt, wird auch das Weib von wunderbarer Gluth erfaßt; wie im Alterthume bei den Israeliten, so stellt sich auch in den modernen Völkern das Weib zuweilen an die Seite des Mannes, wenn es gilt, das Höchste zu vertheidigen. Ja, Johanna wagt noch mehr; sie geht den Männern kühn voran, um zu erringen, was diese nicht zu erringen vermögen, die Erlösung ihres Landes von fremder Knechtschaft. Aber nur dann vermag sie diesen erhabenen Zweck zu erreichen, wenn sie dem Berufe des Weibes entsagt:

„Sie ist die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann sie Gattin sein."

Das Nationalgefühl steigert sich in ihrem jungfräulichen Herzen bis zu dem Grade, daß sie alle natürlichen Bande zerreißt. So lange sie sich diesen reinen Sinn bewahrt, steht sie groß und unbezwinglich da, des Landes Feinde fliehen vor ihrem Schwerte; regen sich aber in ihrem Herzen die natürlichen Empfindungen des Weibes, so sinkt sie dahin, getroffen vom feindlichen Stahle. Doch den schönsten Theil ihres Werkes hat sie vollendet; die Feinde sind verjagt und die Fürsten Frankreichs bewogen, sich zusammenzuschließen in dem einen Gefühle, der Liebe zum Vaterlande. —

Einfacher tritt dieses Gefühl im „Tell" auf. Die Schweizer Hirten, diese Kinder der Natur, wollen nichts, als die Bewahrung ihrer alten Sitte und das verbriefte Recht des Kaisers. Ihr „Trieb zum Vaterlande" macht sich nicht geltend durch Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung; es ist nicht die Empörung, was sie treibt; nein, der verbrecherische Mißbrauch, den die fremden Machthaber von ihrer Gewalt machen, ist es, was die Schweizer zum äußersten Mittel greifen läßt. Dem Kaiser, ihrem Oberherrn, schwören und halten sie Treue, aber Verderben bereiten sie den gewaltthätigen Vögten. Ihre Einigkeit läßt das Werk gelingen, denn sie haben sich gelobt:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr."

Jedes Volk, das diese Worte auf seine Fahne schreibt, das von dieser Gesinnung erglüht, wird und muß den Gefahren gewachsen sein, mit denen fremde Willkür und Herrschsucht es bedrohen. —

Aber was in dem erwachsenen Geschlecht Früchte tragen soll, das muß schon in dem aufblühenden Alter als Keim sorgfältig genährt und gepflegt werden. Weisen wir unsere Jugend hin auf Schiller, den Sänger der Vaterlandsliebe. Lassen wir sie die Worte mit Flammenschrift in ihr Herz eingraben:

„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft."

Und gerade der Jugend müssen wir das zurufen, die vermöge ihrer Bildung berufen ist, im spätern Leben einen Einfluß auf weitere Kreise zu gewinnen, bewegend und gestaltend in das Staatsleben einzugreifen. —

Aber giebt es nicht noch ein weiteres Vaterland? Wirken nicht die Geschicke des einen Volkes auf die des andern bestimmend ein? Und ist es nicht eine Mutter, die uns Alle nährt? Die ganze Menschheit ist es, der wir angehören; sie zu lieben ist nicht blos natürliche Forderung, sondern religiöse Pflicht.

Das Christenthum hat das große sittliche Prinzip der Menschenliebe der selbstsüchtigen Welt verkündet, und durch sie das Menschenleben gehoben und verklärt. „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, sie suchet

nicht das Ihre. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit." Wer sich auf diesen Grund stellt, der ist von ächt christlichem Geiste beseelt, denn dieser Geist stammt von Oben, vom Gott der Liebe.

Wir haben ein Recht, von diesem Gesichtspunkte aus unsern Dichter zu den Christen zu zählen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, nachzuweisen, wie er diese Liebe im Laufe seines ereignißreichen Lebens bethätigt hat. Unter dem Drucke äußerer Verhältnisse und eines langjährigen Siechthums bewahrte er sich eine unaussprechliche Milde und Freundlichkeit. Dieser Geist der Menschenliebe geht durch alle seine Dichtungen; selbst wer sie flüchtig liest, wird mit Andacht erfüllt. Hören wir seine eigenen kräftigen Worte, mit denen er die Aufgabe seines Lebens ausgesprochen hat: „Ich will", schreibt er zunächst in Bezug auf „Don Karlos", „es mir zur Pflicht machen, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken an den Pranger zu stellen." Dieser Zweck tritt schon in seinen Jugendarbeiten in den Vordergrund; er entlarvt die Heuchelei im „Franz Moor" und deckt in „Kabale und Liebe die tiefen Schäden der höheren Gesellschaft auf, um die Menschen zum Bewußtsein der Gebrechen zu bringen, die sie zu heilen hätten, um wieder wahre, ächte Menschen zu werden. Je gewaltiger dieser heilige Zorn sich in den Kraftausdrücken der Sturm- und Drangperiode äußert, um so ehrlicher ist er gemeint. Dann stellte er im „Don Karlos" einen König dar, in welchem der Despotismus mit dem feinsten Geiste der Inquisition verschmilzt, — in dieser Verschmelzung die furchtbarste Geißel der Menschheit. Den Gegensatz zu ihm bildet in demselben Drama der Enthusiast für Menschenglück und Menschenwohl. Diese Begeisterung ist die erhabene Seite des berühmten Dialogs zwischen dem König und dem Marquis Posa, in welchem Schiller den Marquis in seinem eigenen Sinne sprechen läßt, — einer Scene, in welcher Posa dem Könige als ein Schwärmer, und kühlen, kritischen Lesern des Dichters noch jetzt als ein unpraktischer Kopf erscheint. Aber man lasse nur den Kritiker bei Seite und lasse das Herz diese Scene genießen:

„Stellen Sie der Menschheit
Verlornen Adel wieder her",

fleht der Weltbürger den Despoten an. Und als dieser ihm gnädig gestattet:

„Ihr selbst, ihr sollet unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu sein",

erwiederte ihm Posa:

Mitbürger, Sire? O, nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen."

Kann es eine größere Entäußerung des eignen Selbst geben? eine innigere Hingebung an die Menschheit?

Weil diese Neigung bei dem Dichter so stark ist, darum verweilt er auch so gern bei der Schilderung allgemein menschlicher Zustände. Wem käme hier nicht sofort das Bild von der Glocke in den Sinn, das bald mit

milden, bald mit ſtarken Tönen durch die Herzen klingt. „Es giebt in keiner Sprache", ſagt Wilhelm von Humboldt, „ein Gedicht, das in einem ſo kleinen Umfange einen ſo weiten poetiſchen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefſten menſchlichen Empfindungen durchgeht, und auf ganz lyriſche Weiſe das Leben mit ſeinen wichtigſten Ereigniſſen und Epochen, wie ein durch natürliche Grenzen umſchloſſenes Epos zeigt." Wie in der Glocke eine Reihe von Lebensbildern erſcheint, ſo entfaltet ſich im Spaziergange eine großartige Anſicht von der Geſchichte der Menſchheit. Wie jene das Epos des häuslichen und geſelligen Lebens iſt, ſo iſt dieſer das Epos der Menſchheit. Im Spaziergange labt ſich der Dichter, durch die Natur dahinwandelnd, an ihren Schönheiten, allmählich kommt er in die Gegenden, in denen ſich der Menſch zur Natur geſellt hat, aber noch in inniger Verbindung mit derſelben lebt. Nach und nach dämmert die Stadt auf, die freie Natur verſchwindet. Dieſer Anblick führt ihn in die Zeit der Städtegründung zurück.

Beim Zuſammendrängen der Menſchen in der Stadt wird der Geiſt geweckt,

„Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eiſernden Kräfte;
Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

Es entſtehen große Erfindungen, das Gefühl für das Vaterland erwacht. Der Menſch iſt zum denkenden Weſen geworden; der Sinn für Schönheit erwacht, er ſucht die Wahrheit zu entdecken, er fühlt, daß er zu etwas Höherem geboren iſt; — aber, weil er ſich allzuſehr von der Natur entfernt, ſteigerte ſich die Kultur, die er erreicht hat, zur Ueberfeinerung, und mit ihr entſtehen die traurigſten Verirrungen der Menſchheit. Es rettet ihn nichts, als die Rückkehr zur Natur, der ewig gleichen, ewig jugendlichen. —

Mit beſonderer Vorliebe kommt der Dichter immer und immer wieder auf dies Thema zurück; der empfängliche Menſch fühlt es ihm an, wie ernſt er es mit ſeinem Geſchlechte meint.

Wer ſo in jeder Faſer ſeines Innern ein Menſch iſt, wem Menſchenglück und Menſchenwohl ſo hoch ſteht über Allem, der ſollte uns nicht zum leuchtenden Vorbilde dienen? Der ſollte nicht auch fähig ſein, in unſerer Jugend daſſelbe heilige Feuer zu entflammen? —

Wenn aus dem bisher Geſagten hervorgeht, daß Schiller auf dem Boden der chriſtlichen Sittlichkeit ſteht, ſo ergiebt ſich daraus von ſelbſt ſeine Stellung zum Alterthume. Zu den Griechen zieht ihn, den Dichter, ſein Schönheitsgefühl, denn dieſe werden ewig die Vorbilder für das Kunſtſchöne bleiben. Aber ſein geläutertes Bewußtſein erhebt ihn über den Standpunkt ihrer Sittlichkeit. Zwar vertieft er ſich in die antike Lebens- und Weltanſchauung, zwar weiß er das Alterthum nach allen Seiten hin plaſtiſch wiederzugeſtalten: aber, wenn er die Götterwelt darſtellt, ſo ſind die Götter ihm nur Sinnbilder für ſeine kulturgeſchichtlichen und dichteriſchen Ideen.

Wenn er einen Stoff aus dem Alterthume poetisch behandelt, so macht er denselben sich dienstbar, er verwendet ihn nach seinen, einer höher entwickelten Kultur angehörigen Zwecken. Hieraus ist es aber auch erklärlich, daß der Unterschied des Antiken und Christlich-Modernen sich gerade an Schiller's Gedichten am leichtesten nachweisen läßt. — Obgleich nun die christliche Sittlichkeit Schiller's Lebenselement ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß das dogmatische Christenthum bei ihm in den Hintergrund tritt. Aber der Dichter konnte sich ebensowenig, wie jeder andere, lostrennen von der Gesammtheit, in der er lebte, denn jeder ist das Kind seiner Zeit. Das Jahrhundert stand im Allgemeinen dem wärmeren Christenglauben fern; der abstrakte philosophische Verstand herrschte in der gebildeten Welt.

Wollen wir den Dichter darum verurtheilen? Erfreuen und erquicken wir uns vielmehr an dem, was er uns in reichem Maße gegeben hat, und fragen wir nicht nach dem, was er hätte geben können. Möge der heutige Tag auch für unsere Jugend eine Anregung sein, sich mit immer größerer Liebe an den Dichter anzuschließen; dann wird diese Feier für ihre geistige und sittliche Bildung die rechten Früchte tragen.

Nachtrag.

Gerade vor dem Schlusse des Berichtes über das Schillerfest in der Lausitz ist mir noch aus Ebersbach bei Löbau eine Nachricht zugegangen, auf welche ich nicht mehr gerechnet hatte*); ich füge sie nachträglich an.

Diakonus Venus bemerkt: Unsere Schillerfeier konnte unter den hier obwaltenden Umständen nur eine sehr bescheidene sein. Doch durfte man sagen, daß das Wenige, was geschehen konnte und was man sich vorgenommen hatte, sehr gelungen war, der festlichen Bedeutung des Tages wohl entsprechend. Der Tag wurde in doppelter Weise begangen, in öffentlicher Feier und in privater mit beschränkter Oeffentlichkeit. Die erste ging nur von dem Gemeinderathe, die andere von einer Privatgesellschaft „Abend-Verein" aus.

Der Tag begann mit Reveille und Böllerschüssen. Am Nachmittage versammelten sich die Gemeinderäthe und Ortsgerichte von Alt- und Neu-Ebersbach mit den Lehrern. Unter dem Ehrengeleite des hiesigen sehr wohl uniformirten Schützenkorps wurde ein Umzug durch das Dorf veranstaltet, wobei zwei Musikchöre für den nöthigen Takt sorgten. Bei den Schulhäusern in Alt- und Neu-Ebersbach wurden unter entsprechenden Feierlichkeiten zwei Schiller-Eichen**) gepflanzt. Darauf versammelte man sich

*) S. 145.
**) S. 68.

auf dem Schützenhause, wo die Lehrer durch populäre Vorträge, Deklamation und Gesang für das richtige Verständniß sorgten.

Die Feier des „Abendvereins" fand von Abends 7 Uhr an im Saale des Gerichtskretschams Statt, wo in einer Strauchgruppe von hohen Gewächsen eine Dannecker'sche Gypsbüste des gefeierten Dichters sehr geschmackvoll aufgestellt war. Die Töne des Pianoforte verkündigten den Anfang der Feier. Nächstdem sprach Kantor Clemens folgenden Prolog:

Heute, vor diesem verrauschten Jahrhundert
Ist uns, den Deutschen, ein Leben erwacht,
Dessen erhabenen Geist man bewundert,
Der uns viel Schönes und Gutes gebracht.

Hoch und erhaben, wie wenige Geister,
Trat er hervor durch sein mächtiges Wort;
Unter den Sängern der trefflichste Meister
Singt er auch heute noch unter uns fort.

Wie sich der Adler zur Sonne erhebet,
Schwang sich sein Geist auch gewaltig empor;
Was er geschaffen und was er erstrebet
Leuchtet als Glanzgestirn schimmernd hervor.

Einfach und trefflich verstand er zu schildern,
Was in den Wogen der Zeiten geschieht;
Und mit den kühnsten, erhabensten Bildern
Hebt er die Geister zu himmlischen Höh'n!

Freudigen Stolzes darf Jeder ihn nennen,
War er doch wahrhaft Teutonia's Sohn,
Muß ihn doch Jeder als Heros erkennen,
Hier in der Hütte und dort auf dem Thron!

Hermann, dem Tapfern, der Deutschland befreite,
Luthern, dem Retter, von irrigem Wahn,
Steht der gefeierte Schiller zur Seite,
Würdevoll reiht er den Kämpfern sich an.

Preisen ihn nicht nur Germania's Söhne,
Ehrend hat ihn auch der Fremde genannt;
Was er geschaffen, das Edle, das Schöne,
Wird von den stolzesten Völkern erkannt.

Sollten wir dieſen Geehrten nicht ehren,
Die wir verſteh'n ſein begeiſtertes Lied?
Ja, mit Entzücken noch wollen wir hören
Was einſt ſein feuriges Herz ihm durchglüht'.

Darum auch weih'n wir, wie heut' Millionen,
Unſerem Schiller dies würdige Feſt;
O, ihm gebühren die herrlichſten Kronen,
Wie ſie Verehrung nur winden ihm läßt.

Hierauf trat eine der Frauen auf zur Seite der Büſte, und ſprach, gegen dieſe gewendet, auf der Eſtrade ihre Stellung nehmend:

Wir Frauen kommen auch, dich zu begrüßen,
Der ſinnig du und würdig uns verehrt.
Da Aller Herzen heut' ſich dir erſchließen,
So ſei's auch deutſchen Frauen nicht verwehrt.

Voll Leben und Begeiſt'rung haſt du hehr geſungen, —
Solch herrlich Gut entnahmſt der Erd' du nicht —
Tief in die Herzen biſt du eingedrungen —
Das gab der Himmel dir — wie Sonnenlicht.

So lebe fort in deines Volkes Weiſen,
Für das der Blüthen du ſo viel gepflückt;
Der Lorbeer Kranz ſoll freudig dir beweiſen,
Daß große Männer nur der Lorbeer ſchmückt.

Bei den letzten Worten bekränzte die Sprecherin die Schillerbüſte. Sodann folgten muſikaliſche und deklamatoriſche Vorträge. Nach 9 Uhr endigte die Feier, die einen erhebenden Eindruck hinterließ. Bei dem nun folgenden Feſtmahle herrſchte die heiterſte Stimmung, die durch ſinnige Toaſte noch erhöht ward.

Als eine durch die Schillerfeier hervorgerufene Feſtgabe iſt auch anzuſehen eine wendiſche Ueberſetzung der „Glocke", von Andreas Deutſchmann, gebürtig aus Baſankwitz bei Bautzen, gegenwärtig Studiosus theologiae catholicae in Prag und zugleich Leiter der wendiſchen Studien im dortigen Seminare. Von Kennern der wendiſchen Sprache wird dieſe Ueberſetzung als ſehr gelungen, ja als vorzüglich gerühmt. Sie iſt jetzt zu Bautzen im Drucke erſchienen.

Das Lied, welches am Schluſſe der Görlitzer Gymnaſialfeier geſungen wurde (S. 35.), lautet:

Mel. Den König ſegne Gott.

Preiſ' hoch mein deutſches Lied,
Des Vaterlandes Zier.
Des Deutſchen Stolz!
Auf ſchwing' dich, Phantaſie,
Ertöne, Melodie,
Verein' dich, Harmonie,
Zum deutſchen Sang!

Ein Freudenruf ertönt
Durch's ganze deutſche Land,
Durch jedes Herz;
Es jauchzt die deutſche Bruſt
In nie gefühlter Luſt,
Des hohen Glücks bewußt
Am Freudenfeſt.

Von Finſterniß umhüllt,
Von Barbarei gedrückt,
Lag Hermann's Volk.
Da in der größten Noth,
Da ſandt' uns gnädig Gott
Ein neues Morgenroth
Nach langer Nacht.

Die Finſterniß entwich,
Die Barbarei entfloh,
Das Licht brach an.
Des Nebels Dunſt durchbrach
Ein neuer, ſchön'rer Tag;
Drum jubelt's Alle nach:
Das Licht erſchien!

Zwei Sonnen ſahen wir:
Mit Göthe Arm in Arm,
O, Schiller, dich!
Auf zu den Sternen drang,
Durch unſ're Herzen klang
Dein himmliſcher Geſang
Mit Zaubermacht.

Von Freiheit ſangſt du uns,
Und ſangſt vom Ideal,
Sangſt uns vom Licht.

Und aller Bande bar,
Wiegt ſich der deutſche Aar,
Der lang' gefeſſelt war,
Im Sonnenglanz.

Des Fremden Spott verſtummt,
Er fühlt es, daß erwacht
Der deutſche Geiſt,
Daß Herrmann's Volk' erneut
Die alte Herrlichkeit,
Die ſchöne gold'ne Zeit
Durch ihn und dich.

Entriß dich auch der Tod,
Der keiner Größe ſchont,
Doch jubeln wir.
Jauchz' auf, mein Vaterland,
Und dankend heb' die Hand,
Daß Gott uns ihn geſandt,
Und denke ſein.

K. A. Hartmann.

Hiermit ſchließe ich meine Darſtellung. Den Vorwurf, daß ich vielleicht hier und da zu viel gegeben habe, nehme ich ruhig hin in der Ueberzeugung, einen Beitrag zur Kulturgeſchichte unſers Ländchens geliefert zu haben. Gehört doch Schiller Allen an, den Alten und den Jungen, den Gelehrten und den Ungelehrten, den Städtern und den Dorfbewohnern. Vielleicht iſt noch an manchem Orte der Lauſitz unſerm Schiller ein Feſt gefeiert worden; da es mir jedoch an weiteren Nachrichten fehlt, ſo lege ich hier die Feder nieder. Findet meine Zuſammenſtellung hin und wieder günſtige Aufnahme, ſo werde ich mich für die aufgewandte Mühe reich belohnt fühlen.

H. T. L. Hirche.

Nachrichten aus der Gesellschaft.

Im 36. Bande des Magazins ist die Geschichte der Gesellschaft bis zum 16. Dezember 1859 fortgeführt worden. Dort anknüpfend, lasse ich die ferneren Nachrichten bis zu Ende des Monats März 1860 folgen.

Zuvörderst ist zu bemerken, daß sich das wissenschaftliche Leben in sehr erfreulicher Weise gehoben hat. Durch sorgfältig gepflegten Briefwechsel sind die auswärts wohnenden Mitglieder veranlaßt worden, an unsern Bestrebungen Theil zu nehmen. Die Versendung der Gesellschaftszeitschrift, in der manche Unregelmäßigkeit eingetreten war, ist vollständig geordnet und in einen regelmäßigen Gang geleitet worden; auch wird dieser wichtigen Angelegenheit fortwährend gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Das Verzeichniß der Vereine und Gesellschaften, mit denen wir in gegenseitigem Schriftenaustausch stehen, ist von Neuem aufgestellt und, wo es nöthig war, berichtigt worden. In Wegfall kommt die Sinsheimer Gesellschaft für Erforschung vaterländischer Alterthümer der Vorzeit, die sich aufgelöst hat. Dagegen hat die literary and philosophical Society in Mancheſter und die k. k. geographische Gesellschaft in Wien beantragt, mit unserer Gesellschaft in Schriftenaustausch zu treten. Beide Anträge sind genehmigt worden. Wir stehen daher gegenwärtig mit etwa 160 Gesellschaften in Verbindung. Zwar weist das Verzeichniß 165 nach; indessen ist es noch ungewiß, ob nicht einige, welche wandernde Gesellschaften zu sein scheinen, zweimal aufgeführt sind. Ich habe deshalb 5 von den 165 abgesetzt, bis sich später das Richtige herausgestellt haben wird.

Die Repräsentanten und Beamten haben sich fünfmal versammelt.

Aus den Protokollen verdient Folgendes hervorgehoben zu werden. In der ersten Versammlung am 7. Januar, wurde beschlossen (§. 7.), die dritte Säkularfeier des Todestages Philipp Melanchthon's durch eine Gedächtnißrede zu begehen. (§. 12.) Rechtsanwalt Neumann hatte einige Brakteaten für das Münzkabinet eingesandt. (§. 15.) Die Kommission für die Herausgabe der Scriptores rerum Lusaticarum soll wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Dr. Paur und der Sekretair werden derselben als Mitglieder beigegeben. (§. 16.) Es wird eine Kommission zusammentreten, welche die

Aufgabe hat, für die planmäßige und systematische Vermehrung der Bibliothek geeignete Vorschläge zu machen.

In der 2. Versammlung am 21. Januar wurde (§. 2.) die Zusammensetzung der Bibliothekskommission angezeigt, (§. 7.) die Vergrößerung des Formats für das Neue Lausitzische Magazin beschlossen, (§. 8.) die Fortsetzung der Vorarbeiten für die Redaktion eines neuen Katalogs der Gesellschaftsbibliothek in Anregung gebracht, (§. 12.) der Alexander von Humboldt-Stiftung in Berlin ein Beitrag von zehn Thalern zugestanden und (§. 14.) der Milich'schen Bibliothek in Görlitz ein Freiexemplar unserer Gesellschaftszeitschrift bewilligt.

In der 3. Versammlung am 4. Februar wurde (§. 6.) der Antrag eingebracht und zum Beschlusse erhoben, von jetzt an den Bibliotheken aller Gymnasien und Realschulen in der gesammten Ober- und Niederlausitz, nämlich in Görlitz, Lauban, Zittau, Bautzen, Sorau, Guben, Lübben, Luckau und Kottbus, Freiexemplare des Neuen Lausitzischen Magazins zu überlassen; und (§. 8.) dem Sekretariate als bleibendes Inventarium ein Exemplar der ganzen Serie unsrer Gesellschaftszeitschrift zugebilligt.

In der 4. Versammlung am 23. Februar wurde (§. 7.) berichtet, daß eine bei Heidersdorf gefundene alterthümliche bronzene Spindel für die Gesellschaft angekauft worden ist.

In der 5. Versammlung am 7. März wurde das Programm der Frühlings-Hauptversammlung, die am 11. April gehalten werden soll, festgestellt. Die Melanchthonfeier soll mit ihr verbunden werden (§. 6.) Auch wurde beschlossen (§. 5.) aus der Petrefaktensammlung des Archidiakonus Dr. Kirchner in Sorau 60 Stück um 30 Thlr. anzukaufen.

Die wissenschaftlichen Abendversammlungen haben ohne Unterbrechung an jedem Dinstage Statt gefunden. Im Anschluß an den im 4. Hefte des 36. Bandes, S. 504—540 erstatteten Bericht über die ersten fünfzehn Versammlungen mag hier die Fortsetzung folgen.

Die sechszehnte Versammlung am 20. Dezember eröffnete der Sekretair damit, daß er eine vom Landesbestallten der Niederlausitz, Rechtsanwalt Neumann in Lübben, eingesandte Abhandlung vorlas, die den Titel führt: „Noch ein Beitrag zur frühesten Geschichte der Niederlausitz." Anknüpfend an das in Zerbst aufgefundene Nienburger Bruchstück, bestimmt er einzelne darin vorkommende Ortschaften und faßt das Ergebniß dahin: 1) daß man die Ortschaften, deren die Urkunde über die Schenkung König Heinrich's II. vom J. 1004 gedenkt, keineswegs, wie Schöttgen und Worbs gethan haben, in der ganzen Niederlausitz zerstreut zu suchen, und nicht Erothisti, sondern Grothisti zu lesen habe. Sie werden vielmehr ausdrücklich als an der Spree gelegen bezeichnet, und hier finden wir sie auch sämmtlich

südöstlich von Lübben. Es sind nämlich die größeren Ortschaften Trebatzsch und Leibchel civitates genannt, denen der Nienburger Mönch auch Bretzschen, Mroscina, zugesellt, und die er zugleich als burgwardia bezeichnet, so wie die Dörfer oder gewöhnlichen Landgüter (villae) Gröditzsch, Leypsch, Schlepzig und Krausnigk. Zwar nennen die neueren Wenden nur den Ort „Wüst-Drebitz" in der Nähe von Peiz Drebize, Trebitz in der Herrschaft Lieberose aber Schrebize, und Trebatzsch Zrobolze; indessen kann es nach der Verbindung, in welcher dieses mit den übrigen Ortschaften steht, und nach der Beschreibung der Gegend doch nur Trebatzsch sein. Mit Leibchel, wendisch noch heutiges Tages Lubchol, haben von Alters her Beziehungen Statt gefunden und noch jetzt sind beide Orte Trebatzsch und Leibchel Schwesterkirchen. Die curia Trebicz, deren die Urkunde von 1372 gedenkt, ist unstreitig das anscheinend früher zum Kloster Neuzelle, jetzt zu Pförten gehörige Dorf Groß-Drewitz im Alt-Gubener Kreise, da der Ort neben Ullersdorf genannt wird. Trebatzsch zieht sich südlich bis an den Schwielochsee hin, und zahlreiche andere Seen befinden sich nach Norden zu bei Leypsch und Neundorf, so daß die Mittheilung des Nienburger Mönchs, daß brandenburgische Händler in diesen Gegenden fortwährend verkehrten, um Fische aufzukaufen, ganz auf dieselben paßt, besonders wenn man beachtet, daß das Land Lusitz sich bis nach Tempitz und Zossen erstreckte. Außerdem liegen Trebatzsch und Leibchel an der großen Straße nach der Oder und die bedeutenden wendischen Niederlassungen wurden vorzugsweise an den Uebergangspunkten der Flüsse begründet. Zwischen Berlin und Lübben gab es keinen solchen Punkt weiter, und ebenso zwischen Lübben und Kottbus. Darum wurden auch diese Ortschaften am meisten durch die eindringenden Polen verwüstet; denn dicht bei Trebatzsch liegt das Dorf Sawall, das einen verwüsteten Ort bedeutet, in der Nähe von Liebchel aber Sglietz, was soviel als Brandstätte heißt. Grothisti ist jedenfalls das Amtsdorf Gröditzsch, wendisch Grozischczo noch heutiges Tages genannt, und Zlopisti Schlepzig, wendisch Szlopize, das noch in den Lübbener Stadtrechnungen aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts nur immer Schlepisk genannt wird. Gostewisti kann, wie sich aus dem Ganzen ergiebt, unmöglich das Dorf Crossewitz bei Friedland sein, wie Worbs will; wenn es daher nicht Kossenblatt sein sollte, so wird es wohl nur für Krausnik, wendisch Kschoschwiza, angenommen werden können. Der Name Opprin, den der Nienburger Mönch noch nennt, ist vorläufig nicht zu bestimmen, so wenig als Priorna.

2) Die Nachrichten des Nienburger Mönchs lassen keinen Zweifel darüber, daß die verheerenden Einbrüche der Polen in die deutschen Grenzländer zu Anfange des 11. Jahrhunderts allerdings auch vorzugsweise die Niederlausitz betroffen haben. Nach den Aufzeichnungen des Klosterbruders wurden dabei auch viele von den Besitzungen, die das Kloster der Schenkung Heinrich's II.

verdankte, verwüstet, und ein Theil der Bewohner hatte die Flucht ergriffen. Die Zurückgebliebenen vereinigten sich nun dahin, durch einen jährlichen Tribut sich gegen die ferneren Verheerungen der Polen zu schützen, und ein solcher wurde nicht blos dem polnischen Herzoge, duci polanico, sondern auch den vornehmsten unter den Polen, welche jenseit der Oder seßhaft waren, gegeben.

Nicht minder wird durch diese Nienburger Nachrichten aber auch die Annahme beseitigt, daß die polnischen Herzöge zu Anfange des 11. Jahrhunderts eine Zeitlang die wirklichen Landesherren der Niederlausitz gewesen wären. Diese hat vielmehr nie aufgehört, ein nur vom deutschen Kaiser abhängiges deutsches Markgrafenthum zu sein.

2) Endlich wird nach den aufgefundenen Nachrichten des Nienburger Mönchs auch wohl die Existenz der Stadt Lübben zu Anfange des 11. Jahrhunderts nicht mehr zu bestreiten sein. Lübben wird hier ausdrücklich als Stadt mit deutschem Stadtrechte, urbs, bezeichnet. Unstreitig ist Lübben von Alters her der Sitz der Verwaltung der Mark Lausitz gewesen, wie der auf der Südwestseite der Stadt noch vorhandene Burglehnberg erweist, der noch aus der Wendenzeit herstammt.

In der Nähe der Burg sind schon häufig alte Münzen gefunden worden, so auch wieder in diesem und im vorigen Jahre. Der Landesbestallte Neumann hat einige solcher alten Münzen mitgeschickt, die sämmtlich das Bild eines Markgrafen mit Schwert und Fahne enthalten, so daß wir also durch dieses Geschenk in den Besitz sehr wichtiger alter Münzen gelangt sind.

Hierauf hielt Direktor Dr. Schütt einen Vortrag „über das homerische Haus."

In der 17. Versammlung am 27. Dezember hielt Professor Dr. Struve einen Vortrag über „Alexander von Abonoteichos."

Zur Zeit der Antonine, im 2. Jahrhundert nach Christo, lebte in einer Stadt Paphlagoniens in Asien, in Abonoteichos, ein gewaltiger Prophet und Orakelpriester eines von ihm selbst geschaffenen und mit dem Namen Glykon benannten Gottes, dem er in der Gestalt einer großen Schlange, welche er gezähmt hatte, Anbeter verschaffte. Sein Ruf hatte sich durch ganz Asien verbreitet, und sein mächtiger Einfluß erstreckte sich bis an den Hof des großen Kaisers Marc Aurel zu Rom. Seine Diener und Helfershelfer waren durchs ganze Reich verbreitet, er stand mit den andern zahlreichen Orakelstätten in wohlberechneter Verbindung und verstand es, seine Feinde, die Epikureer und die Christen, welche, in ihrem Abscheu gegen den Aberglauben, diesem frevelhaften Treiben sich widersetzten, durch die fanatisirte Menge zu schrecken und zu verfolgen. Länger als 30 Jahre stand dieser durch Schönheit der Gestalt, Schlauheit, aber auch freche Leidenschaften ausgezeichnete Mann an der Spitze eines Kultus, welcher, mit geheimnißvollen Weihen vermischt, den wilden

Lüsten der Menge schmeichelte und bethörte Machthaber für sich gewann, sowie durch die Lockungen des Eigennutzes die Umgebungen fesselte. Der Tempel des neugeschaffenen Gottes wurde ein zahlreich besuchter Wallfahrtsort, der selbst nach dem Tode des Propheten auf Münzen und durch Denkmäler verherrlicht ist. — Lucian, der berühmteste Sophist jener Zeit, hat uns eine höchst interessante Schilderung dieses Mannes hinterlassen. Wenn man seiner Darstellung Glauben schenkt, so war dieser Alexander von Abonoteichos einer der abgefeimtesten, schamlosesten Betrüger, die je gelebt haben, und es bleibt unbegreiflich, wie dieser Mensch, so lange er lebte wenig angefochten (er starb 70 Jahre alt), eine fast vergötternde Verehrung und einen so mächtigen Einfluß auf seine Umgebungen nicht nur, sondern im ganzen Reiche auf die wichtigsten Unternehmungen haben konnte, und wie er sein ausgebreitetes Orakelgeschäft so lange schwunghaft zu erhalten vermochte.

Um dies zu erklären, schilderte der Vortragende den religiösen und den politischen Zustand der damaligen Welt. — Der alte Götterglaube an die plastischen, lebensvollen homerischen Göttergestalten der Hellenen war geschwunden. Die Religion der Römer enthielt die Anbetung abstrakter Gedanken und politischer Mächte, und in den syrisch-hellenischen Ländern Asiens herrschten wilde orgiastische Kulte ähnlicher Naturgötter, wie sie in phantastischen Zerrbildern heut noch das Heidenthum Indiens darbietet. Zahllose Wesen, Dämonen der Luft oder des Schreckens, wie sie die rege Einbildungskraft des Orients und Aegyptens hervorrief, hatten ihre Heiligthümer und Tempel durchs ganze römische Reich verstreut und der erfinderische Geist der Hellenen, sowie der Aberglaube Aegyptens und Asiens, produzirten unaufhörlich neue Gestalten. — Götterfabriken, gleichwie Orakelfabriken, wurden allenthalben in Betrieb gesetzt und die alten Sonnen-, Mond- und Sternengötter, sowie die vergötterten Naturmächte, setzten zahlreiche Sprößlinge ab, aus denen sich jeder Gläubige nach Belieben seinen Leibgott aussuchen konnte. Ein solcher Götterfabrikant und Priester-Charlatan soll auch Alexander von Abonoteichos gewesen sein. Man muß erstaunen über die Verirrungen der damaligen hochgebildeten Welt und über die maßlosen Phantastereien wüster Romantik neben der feinsten Kultur, und gegenüber der scharfsinnigen, dialektischen Aufklärungssucht und vernichtenden Skepsis.

Gleiche oder ähnliche Gegensätze enthält auch das jüngst vergangene Jahrhundert. — Graf Cagliostro, mit seinem wahren Namen Giuseppe Balsamo genannt, geboren zu Palermo im Jahre 1743, gestorben im Kerker der Inquisition zu Rom im Jahre 1795, an demselben Orte, wo er seine Gaunerstreiche zuerst glücklich begonnen hatte, bietet in mehr als einer Beziehung sich zur Vergleichung mit jenem Paphlagonier dar. An den verschiedenen Fürstenhöfen Europa's und in den höchsten, gebildetsten Kreisen aller Länder hat dieser geschickte Gauner Jahrelang eine geheimnißvolle

Rolle gespielt. Das Jahrhundert der Aufklärung ließ sich durch seine pseudo-aegyptischen Mysterien bethören und der Reiz der Geheimnißthuerei verblendete die starken Geister des Jahrhunderts nicht minder als die Schwachköpfe.

Die Aehnlichkeit in dieser Beziehung, welche das 2. und 18. Jahrhundert darbietet, und zugleich die der beiden Lügenpropheten miteinander wurde schließlich mit einigen Worten angedeutet.

Zur Eröffnung der 18. Versammlung am 3. Januar las der Sekretair einen Brief unsers hochverdienten Ehrenmitgliedes, des Rentamtmanns Preusker in Großenhain vor. Es erregte große Theilnahme, die innige Liebe und Anhänglichkeit zu ersehen, die derselbe unsrer Gesellschaft 42 Jahre hindurch bewahrt hat. Beigefügt waren einige kleine literarische Gaben, welche von der so frisch gebliebenen Geisteskraft des verehrten Greises zeugen. Sie werden zu den zahlreichen Schriften, die sich von ihm bereits in unsrer Bibliothek befinden, hinzugethan werden; wie denn Preusker's schriftstellerische Arbeiten, die auf Hebung der Volksbildung und Erhöhung der Volkswohlfahrt abzwecken, eine Zierde unsrer Büchersammlung bilden. Wer kennt nicht seine „Blicke in die vaterländische Vorzeit", seine „Bausteine", seinen „Sophiendukaten", seinen „Guttenberg und Franklin", seine „Bürgerhalle", seine „Oberlausitzische Alterthümer" u. a. m.? Wie viele heilsame Anregungen sind von ihm ausgegangen! Volksbibliotheken, Fortbildungsschulen und andere zweckmäßige Institute verdanken ihm Plan und Ausführung. Seine mit großem Fleiße und mit umsichtiger Wahl zusammengebrachte Sammlung vaterländischer Alterthümer ist mit der königlichen Antiken-Sammlung im Japanischen Palais zu Dresden vereinigt und bildet dort unter dem Namen der „Preusker'schen Sammlung" eine besondere Abtheilung. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, sich der Früchte seines rüstigen Strebens zu erfreuen und das otium cum dignitate noch recht viele Jahre zu genießen!

Hierauf begann Dr. Paur die von ihm angekündigten Mittheilungen aus der neugriechischen Poesie. Der Vortragende ging zuerst auf die Eigenthümlichkeit der neugriechischen Sprache, gegenüber der altgriechischen, ein, wies nach, daß jene aus dieser durch mannigfache Verstümmelungen ihres schönen Organismus entsprungen, indeß bei aller Einbuße an Formen und Anmuth der Bewegung doch in der Hauptsache das Alte festgehalten, und daß die fremden Beimischungen gegen das einheimische Ursprüngliche geringfügig erscheinen, was durch Vergleichung einiger Verse aus dem Neuen Testament in altgriechischer und in neugriechischer Sprache augenscheinlich wurde. Ein Blick auf das Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem durch Einwirkung von Außen zuerst am entschiedensten der Gebrauch der neugriechischen Mundart in die Schriftsprache eindringt, führte zur Betrachtung des so-

genannten politischen Verses, der, ähnlich dem französischen Alexandriner, in der gelehrten, wie in der volksthümlichen Poesie der Neugriechen herrschend wurde. Der unselbstständige, von fremden Mustern abhängige Charakter der Kunstpoesie wurde durch Vergleichung des Freiheitsgesanges von Rhigas mit der Marseillaise, sowie durch Mittheilung einer Ode von Kalwos und einiger anakreontischen Lieder von Christopulos, beide in deutscher Uebertragung, anschaulich gemacht. Dem gegenüber konnte schon aus einer flüchtigen Skizze des eigentlichen Volkslebens in seiner Abgeschiedenheit auf Gebirgen und Inseln, zugleich des wilden, aber heldenhaften Kämpferthums der Klephten, eine reiche, tieferregte und höchst originelle poetische Stimmung der unteren Volksklassen erkannt werden. Und wenn die neugriechische Volkspoesie eine bewundernswürdige Ursprünglichkeit, eigenthümliche Kraft und Zartheit offenbart, so zeigt sie auch wieder in Bildern, Anschauungen und Wendungen des Ausdruckes mannigfache Spuren ihrer Verwandtschaft mit der altgriechischen Poesie und Mythologie, so daß also nicht blos in der Sprache, sondern auch in dem Gedankenleben des Volkes erkennbare Fäden das Aelteste mit dem Neuen verbinden. Andererseits zeigten eine Anzahl Sprichwörter und Räthselfragen, wie ganz verschiedene Völker, hier das neugriechische und das deutsche, in der humoristischen Bezeichnung ihrer Lebenserfahrungen oft auf überraschende Weise dasselbe Wort treffen. Dann folgte eine Reihe von historischen Volksliedern, besonders der Klephten, und eine auserlesene Anzahl romantischer Volksgesänge: während in jenen geschichtliche Thatsachen aus den Befreiungkämpfen gegen die Türken dramatisch lebendig und mit historischer Genauigkeit vorgeführt werden, spiegelt sich in den andern das tiefe Gemüthsleben des Volkes in ruhiger Existenz, gegenüber der Natur. Sämmtliche mitgetheilte deutsche Uebersetzungen der neugriechischen Kunst- und Volkslieder waren im Versmaße des Originals und von dem Vortragenden selbst, aber in so gelungener Art, daß man Originaldichtungen, nicht Uebersetzungen zu hören glaubte.

Die 19. Versammlung am 10. Januar wurde durch eine Mittheilung des Dr. Paur über eine neue Bereicherung der Literatur über Wallenstein eröffnet, indem er auf ein so eben erschienenes Schriftchen von dem Archivkonservator J. Baader aufmerksam machte: „Wallenstein als Student an der Universität Altdorf", worin gegen die Behauptung Palacky's, daß des Feldherrn Studien-Aufenthalt an dem genannten Orte nichts als Fabel sei, aus den Universitäts-Akten und aus Wahrscheinlichkeitsgründen derselbe als unzweifelhaft erwiesen und von der Raufsucht und dem sonstigen Betragen des Jünglings ein wenig schmeichelhaftes Bild entworfen wird; er verdankte es nur den ängstlichen Rücksichten für seine vornehmen Verwandten, daß er nicht durch ein offizielles Strafurtheil von der Universität entfernt wurde.

Daran reihten sich Unterredungen über den Wallenstein'schen Vindikations-Prozeß, der vor einiger Zeit so großes Aufsehen erregte, der aber, soviel bekannt, erfolglos geblieben und sistirt worden ist.

Hierauf hielt der Sekretair einen Vortrag über das Collegium beatae Mariae virginis in universitate Lipsiensi, wobei er, neben einer kleinen zur 450jährigen Feier des Bestehens der Universität Leipzig jüngst erschienenen Schrift der gegenwärtigen Kollegiaten, besonders Zarncke's gründliches Werk „Die urkundlichen Quellen zur Geschichte der Universität Leipzig in den ersten 150 Jahren ihres Bestehens" benutzen konnte. Für die Entstehungsgeschichte der Leipziger Universität boten Bohuslai Balbini Bohemia docta, und Conr. Wimpinae poëtica descriptio Lipsiae das nöthige Material dar. Für die neueste Geschichte des Frauenkolleginms aber war die Abhandlung des verstorbenen Prof. Dr. Gaupp in Breslau „die Stiftungs-Urkunde des Königs Wladislaus von Böhmen und Ungarn vom 20. Juli 1505 für die in Breslau zu gründende Universität" (abgedruckt im ersten Bande der von Prof. Dr. Röpell herausgegebenen Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens) sehr brauchbar.

Nach einer vorangeschickten Einleitung über die Entstehung der ersten Universitäten in Salerno, Bologna und Paris, wurde bemerkt, daß Lehrende und Lernende sich in Nationen (gewöhnlich in vier) sonderten. Zu den öffentlichen Anstalten, welche im 13. und in den folgenden Jahrhunderten auf den Universitäten errichtet wurden, gehörten die Kollegia, oder solche Gebäude, die bloß in der Absicht gestiftet wurden, damit Studirende, besonders unvermögende, in denselben unter Aufsicht beisammen wohnen, und entweder freie Wohnung allein, oder auch freien Unterhalt, wohl auch noch andere Unterstützung finden möchten. Solche Stiftungen waren damals um so wohlthätiger, da in den Städten, wo Universitäten aufblühten, die Hauseigenthümer die Preise der Miethwohnungen immer höher steigerten.

Im Jahre 1348 stiftete Kaiser Karl IV. die Universität zu Prag und theilte, nach dem Muster der Pariser, die Lehrer und Lernenden in vier Nationen ein: die böhmische, die polnische (zu welcher hauptsächlich die deutschen Schlesier gehörten), die baierische und die sächsische. Die Deutschen hatten daher über die Böhmen ein entschiedenes Uebergewicht. Die Letzteren wollten nun den Uebermuth der Ersteren nicht mehr dulden, und König Wenzel ließ sich durch das Ansehen der beiden berühmten Lehrer Johann Huß und Hieronymus von Prag bewegen, ihrem Antrage, aus der böhmischen Nation drei zu machen und alle Deutschen in eine zu vereinigen, jener also, statt einer Stimme nunmehr drei, dieser aber statt drei Stimmen nur eine zu ertheilen, gesetzliche Kraft zu verleihen. Diese königliche Entscheidung hatte zur Folge, daß mehre Tausende von deutschen Lehrern und Studirenden im Herbste des Jahres 1409 von Prag auszogen, nach Leipzig gingen und da-

selbst zur Stiftung der Universität Veranlassung gaben. Unter ihnen befanden sich die zwei Schlesier, deren Namen mit dem Leipziger Frauenkollegium, das ihnen seinen Ursprung verdankt, unauflöslich verbunden sind: Johann von Münsterberg und Johann Hoffmann von Schweidnitz. Diese beiden Führer der polnischen Nation hatten schon einige Jahre vorher Beiträge zur Begründung eines Kollegiums für die polnische Nation in den Stammländern eingesammelt. Mit diesem Gelde kauften sie 1406 von dem Kloster Grüssau das Dorf Groß-Tinz im Liegnitzer Kreise um 520 Mark prager Groschen, und legten dadurch den Grund zu einem Kollegium. Johann von Münsterberg, welcher der erste Rektor in Leipzig ward, vermachte, als er am 24. März 1416 starb, dem Kollegium das ihm anvertraute Geld, die ihm zuständige Hälfte von Groß-Tinz, sowie seinen übrigen Besitz in und bei Münsterbeeg, namentlich auch einen jährlichen Zins von 4 Mark auf dem Vorwerke zum neuen Altmannsdorf. So trat das Collegium beatae Mariae virginis zu Leipzig in's Leben. Es war für Schlesier bestimmt; nur den Preußen, aus deren Lande einige Beiträge eingegangen waren, wurde noch ein Anspruch daran zugestanden.

Der Besitz des neuen Kolleginms vermehrte sich mit der Zeit, und Johann Hoffmann, der 1427 zum Bischof von Meißen erwählt worden war, schenkte dem Frauenkollegium das Haus, welches ihm in Leipzig gehörte. Dort wohnten nun die Kollegiaten mit ihren Scholaren; es lag am östlichen Ende des Brühls der Kapelle gegenüber, welche der Jungfrau Maria geweiht war und erhielt davon den Namen. (Auf dem Platze desselben steht seit einigen Jahren das der Stadt gehörige Gebäude mit dem Namen Georgenhalle.) Im Jahre 1442 wies der Bischof Johann Hoffmann dem Kollegium die andere Hälfte von Groß-Tinz zu. Auch in Schweidnitz erhielt es eine Präbende in der Pfarrkirche; nicht minder bezog es vom Bischofe von Breslau einen jährlichen Zins von 4 Mark. Auch das Hertel'sche Stipendium, welches M. Thomas Hertel von Jauer 1497 stiftete, fiel dem Kollegium zu, und bei dem Tode des Bischofs Johann Hoffmann 1451 war das Kollegium der Schlesier fest gegründet.

In der neuesten Zeit hat dasselbe zu einem interessanten Prozesse zwischen Sachsen und Preußen Veranlassung gegeben. Aus einer Stelle im Testamente von Johann von Münsterberg wollte man nämlich das Recht ableiten, das Kollegium sammt seinen ansehnlichen Einkünften von Leipzig wegzunehmen und nach Breslau zu verlegen. Allerdings hatte Johann Hoffmann Anfangs beabsichtigt, die von Prag abziehenden Lehrer und Studirenden zur Uebersiedelung nach Breslau zu bewegen, war aber damit nicht durchgedrungen. Wäre ihm dies gelungen, so würde damals nicht Leipzig, wohl aber Breslau die neue Universität und somit auch das Kollegium erhalten haben. Johann von Münsterberg, der das Bleiben in Leipzig noch

nicht für gesichert hielt, sondern noch an die Möglichkeit einer Rückkehr nach Prag dachte, zog in seinem mehrgedachten Testamente auch den Fall in Berücksichtigung, daß in Schlesien das genannte Kollegium errichtet werden könnte. Sieht man jedoch die betreffenden Worte der Urkunde näher an, so reichen sie keineswegs hin, um für Breslau einen rechtsgültigen Anspruch zu begründen. Daher ward denn auch, nachdem diplomatische Verhandlungen zwischen den Kronen Preußen und Sachsen zu keinem Ergebnisse geführt hatten, und der Rechtsweg beschritten worden war, von den sächsischen Gerichtshöfen in allen drei Instanzen gegen die Verlegung des Kollegiums von Leipzig nach Breslau erkannt; und das hannöver'sche Appellationsgericht zu Celle, welchem durch einen Kompromiß 1839 die Sache zur Spruchfällung übergeben ward, sprach am 1. September 1848 das Urtheil ungünstig für Preußen, indem es ein Hauptgewicht auf die Extinktivverjährung legte. Da von Seite Preußens das remedium restitutionis ex capite novorum nicht eingelegt wurde, so ist das Kollegium bis heute in Leipzig verblieben, und wohl schwerlich wird jemals wieder ein Versuch gemacht werden, es nach Breslau zu bringen.

Schließlich ward bemerkt, daß das obengedachte Hertel'sche Stipendium noch fortbesteht. Das Frauenkollegium in Leipzig hat die Administration, der Rath zu Lauer aber das jus denominandi et praesentandi.

Gegenwärtig besteht das Collegium beatae Mariae virginis aus drei Mitgliedern: Dr. Oswald Marbach als Senior, Dr. Heinrich Wuttke als Subsenior, und Dr. Heinrich Brandes als Tertius.

Nach Beendigung dieses Vortrages wurde eine Zeichnung von dem Vorwerke auf dem Rabenberge bei Görlitz vorgelegt, wie es ehemals ausgesehen hat, ehe es durch den schwedischen Oberst Wanke im 30jährigen Kriege eingeäschert wurde. Dieses jetzt Lorenz'sche Vorwerk, welches vor mehr als drei Jahrhunderten der Vater des berühmten Bartholomäus Scultetus besessen hat, wird nebst den im Jahre 1842 dort gefundenen alten Silbermünzen später einmal zum Gegenstande eines besonderen geschichtlichen Vortrages gewählt werden.

Zuletzt ward daran erinnert, daß man doch den früheren Plan nicht möge fallen lassen, einen Fonds zu sammeln, um dem weltberühmten Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme, dem „Weisen in Knechtsgestalt", wie ihn Professor Dr. Tillich in seinem öffentlichen Vortrage in der vorigen Woche treffend nannte, auf seinem Grabe auf dem Nikolaifriedhofe ein seiner Bedeutung entsprechenderes Denkmal errichten zu können. Ein kleiner Anfang ist bereits mit einer Summe gemacht, und es steht zu hoffen, daß nicht allein in Görlitz, sondern mehr noch auswärts, besonders in Holland, England und Nordamerika, die Freunde und Verehrer des tiefsinnigen Theosophen, den die Jetztwelt richtiger zu würdigen weiß, als es seine Zeitgenossen vielleicht konnten,

gern dazu mitwirken werden. Die oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften, welche zahlreiche Verbindungen in den genannten Ländern unterhält, und erst in den letzten Tagen von England aus Veranlassung erhalten hat, neue anzuknüpfen, hat durch ihre Preisaufgabe über Jakob Böhme und durch die Fechner'sche Preisbewerbungsschrift, die im Neuen Lausitzischen Magazine abgedruckt ist, zur richtigen Würdigung, wie zum besseren Verständnisse dieses ungewöhnlichen Geistes, viel beigetragen. Es wird daher von ihrer Seite nur einer Anregung bedürfen, um das Vorhaben der Errichtung eines Grabdenkmals dem Gelingen entgegenzuführen. Faxit Deus!

In der 20. Versammlung am 17. Januar trug Diakonus Hergesell „Einiges aus der Geschichte der Pädagogik" vor. Er berichtete zunächst über die Eintheilung der Geschichte der Pädagogik in dem neuesten Werke von Schmidt über diesen Gegenstand. Nachdem er die Weltepoche der antiken Erziehung bis Christus als substantielle, des Morgenlandes als individuelle, klassische, und als theokratische jüdische charakterisirt hatte, verbreitete er sich über die verständige Erziehung der zweiten Weltepoche, der humanen nach Christus bis zur Reformation. Er entwickelte aus der Individualität Christi das neue Prinzip, welches nach Erscheinung des Weltheilandes die Erziehung durchdrang und sich zu verwirklichen strebte, zeigte die Anfänge seiner Realisirung durch das Familienleben in der ältesten christlichen Kirche, sprach dann von den Katechetenschulen und ihren Leistungen. Er wies hierauf nach, wie sich die Erziehung anders in der morgenländischen und anders in der abendländischen Kirche gestaltet habe, wie sie in der ersteren einen mönchischen und in der letzteren einen geistlichen, rein kirchlichen Charakter angenommen habe. Die Bildung der Geistlichen in den Kloster- und in den Stiftsschulen war im Oriente die Hauptsache und nur allmählich konnte daneben die Erziehung des Ritter- und Bürgerthums sich Geltung und Raum verschaffen. Das Ritter- und Bürgerthum strebte nach einer freieren Stellung seiner Erziehung und bahnte mit den Universitäten nach der Wiederbelebung der klassischen Studien eine bessere Zeit für die Erziehung an, zu der vernünftigen nämlich, die mit der Reformation sich Bahn zu brechen suchte. Der Vortragende gab zugleich die nöthigen literarischen Nachweisungen.

In der 21. Versammlung am 24. Januar berichtete der Sekretair, daß die Stadt Kamenz damit umgehe, ihrem berühmten Sohne Gotthold Ephraim Lessing, der am 22. Januar 1729 dort geboren ward, ein Denkmal zu errichten. Die Einleitungen dazu sind getroffen und die Stadt Leipzig hat zuerst die Hand zur Ausführung des Unternehmens geboten. Auch haben die Schillervereine in Braunschweig, Hannover und andern Orten ihre Ueberschüsse zum Lessingdenkmal bestimmt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Plan in ganz Deutschland die wärmste Theilnahme und Förderung

finden und daß unsere Gesellschaft nicht zurückbleiben, sondern sich mit einem angemessenen Beitrage betheiligen werde. Darum ist auch zu wünschen, daß Lessing, an dem wir, da er unser Landsmann ist, ein erhöhtes Interesse haben, bald einmal nach seiner Bedeutung in unsern wissenschaftlichen Versammlungen gewürdigt werde, wie es einem andern Oberlausitzer, dem zu Rammenau am 19. Mai 1762 gebornen Philosophen Johann Gottlieb Fichte, widerfahren ist.

Es sprach nämlich Gymnasiallehrer Wilde über „Fichte's Reden an die deutsche Nation."

Nach einer kurzen Darstellung der Zeitlage, in welcher Fichte die vorliegenden Reden gehalten, nach einem Rückblicke ferner auf die bereits im Jahre 1806 gehaltenen Vorlesungen, „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", entwickelte der Vortragende den Gedankengang des Philosophen bis zur 4. Rede und schloß daran Bemerkungen über die Gegenwart und Erläuterungen gewisser, dem Philosophen eigenthümlichen Anschauungen. Einige Stellen, die nicht nur wegen ihres Inhaltes, sondern auch der rhetorischen Schönheit wegen bemerkenswerth sind, las der Vortragende im Verlauf der Besprechung vor. Die Fortsetzung wird in der 23. Versammlung folgen.

Die 22. Versammlung am 31. Januar wurde vom Sekretair damit eröffnet, daß er auf die „Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes, Kamenz 1858. 8." aufmerksam machte, und einige Stellen heraushob, welche die für Sachsen so verhängnißvolle Zeit von 1813 bis 1815 betreffen. Der Verfasser dieses Buches, welcher dadurch seinem Vater ein Denkmal kindlicher Pietät errichtet hat, ist der erst im vorigen Jahre verstorbene Joseph Woldemar von Zezschwitz auf Deutsch-Basselitz, der als Mitglied unserer Gesellschaft auch einigemal unsern Hauptversammlungen beigewohnt hat. Sein Vater war in die Verhältnisse jener kritischen Jahre, wegen seiner hohen Stellung im Staatsdienste, tief verflochten. Ein besonderes Interesse bietet der Bericht, den das Buch über die Vorgänge unmittelbar nach der Leipziger Volkerschlacht, sowie über die bedauerlichen Vorfälle in Lüttich enthält. Wer jene ernste Zeit mit durchlebt hat, wird die gedachte Schrift nicht ohne Befriedigung lesen, und auch der Geschichtsforscher findet darin schätzbares Material für einzelne, noch immer nicht genügend aufgehellte Ereignisse jener gewaltigen, für Sachsen so unglücklichen Periode.

Hierauf hielt Professor Dr. Struve einen Vortrag über „Peregrinus Proteus, ein Zeitbild aus dem 2. Jahrhundert."

Peregrinus Proteus ist ein abenteuernder, cynischer Philosoph des 2. Jahrhunderts nach Christo, der sich bei der Festversammlung der 236. Olympiade (168 n. Chr.) öffentlich auf einem dazu errichteten Scheiterhaufen verbrannte,

wie uns Lucian, ein griechischer Schriftsteller, als Augenzeuge berichtet. Als er dies vollbrachte, war er bereits in's Greisenalter getreten. Sein ganzes Leben schildert Lucian als eine Kette von Abenteuern. Ueberspannung und Eitelkeit, ruheloses Treiben und Jagen nach allem Aufsehen Erregenden führte sie herbei. Er beschuldigt ihn auch schmachvoller Verirrungen und sogar eines Verbrechens. Im Widerspruche damit erklärt ein jüngerer Zeitgenosse den Peregrinus aus persönlicher Bekanntschaft für einen vir gravis et constans und theilt die sittlich reinen Lehren desselben mit. — Er flüchtete aus seiner Vaterstadt Parium an der Propontis, sollen wir dem Lucian glauben, um der Strafe wegen eines Verbrechens zu entrinnen; er kam nach Syrien und vielleicht auch nach Palästina und wurde dort Christ; in der Christen-Gemeinde gelangte er zu hohem Ansehen, wurde aber eines Vergehens halber ausgestoßen. Bei der Gelegenheit lesen wir manches Interessante über die Christen, wodurch uns wenigstens die damalige Modeansicht der gebildeten Heiden, im Anekdotenstyl eines geistreichen Literaten geschrieben, nahe geführt wird. Lucian verhält sich zu den Christen in der Weise gewisser Literaten der Neuzeit, in souverainer Geringschätzung dieser „guten einfältigen Leute", deren Treiben er aus gelehrter Ferne lorgnettirend und achselzuckend, nach Umständen lächerlich oder bedauerlich findet. Diese Stelle über die Christen hat die Schrift über Peregrinus berüchtigt gemacht. Lucian's Pinsel karrikirt gern und malt den Peregrinus als Zerrbild. Das Auto da fé, wobei der Philosoph Henker und Opfer zugleich ist, erscheint nach Lucian als ein Akt „höchster Narrheit", während andere Zeitgenossen, selbst mehre christliche Kirchenväter, dieses denkwürdige Ereigniß ohne mißbilligende Bemerkung registriren; Eusebius giebt sogar das Jahr genau an. — Entgegen dem alten Sprichwort, wonach ein Prophet nirgendwo weniger gilt „als in seinem Vaterlande", haben die Bewohner seiner Vaterstadt dem „glorreich Vollendeten" ein Heroum errichtet, und auch anderwärts wurden diesem „Herakliden" Heiligthümer gewidmet. Wenn man Gellius lieber anhört als Lucian, so ist das Eigenthümliche des Peregrinus allerdings ein gewisser Heroismus, ja sogar Fanatismus philosophischen Heidenthums, und seine Todesart ist eine Parodie des Flammentodes, welchen der cynische Heros Herakles auf dem Oeta erlitt, um zur Vergötterung zu gelangen. Selbst Lucian kann es nicht verschweigen, daß Peregrinus öffentlich und feierlich der Festversammlung in Olympia erklärte: „er wolle den Menschen zeigen, wie man gleich Herakles leben und sterben müsse, damit sie tapfer zu sein und den Tod zu verachten lernten." — Als er sich in die Flammen stürzte, rief er aus: „mütterliche und väterliche Dämonen nehmt mich auf!" — Er hatte an der frühern Olympiadenfeier, vier Jahre zuvor, seinen Entschluß öffentlich angekündigt und durch sogenannte „Todesboten" zu diesem Akte ganz Hellas eingeladen. — Diese Begebenheit und das gesammte Leben des Mannes, selbst in der verzerrten Darstellung

des Lucian, gewährt uns einen tiefen Einblick in jenes Jahrhundert, in welchem die Gemüther der Menschen, von politischer Wirksamkeit fern gehalten, ihre Regsamkeit dem geistigen Leben zuwendeten. — Der Orient hatte sich der Hellenenwelt aufgethan, und in wunderbarer Verschmelzung mit abendländischen und morgenländischen Anschauungen, Sitten, Religionen, gebiert das Jahrhundert eine Romantik, die mit der des Mittelalters allerdings nur in entfernter Verwandtschaft steht. Das Ringen und Schwanken, die Verirrungen auf sittlichem und religiösem Gebiete, und vieles Andere läßt sich dagegen in mancher Beziehung mit vielen „Erscheinungen unserer Tage" vergleichen! Mit einigen Hindeutungen auf dieselben schloß der Vortragende.

In der 23. Versammlung am 7. Februar legte der Sekretair eine Abhandlung vor von unserm Mitgliede, dem k. k. Rath Hager in Jungbunzlau, welche ausführliche Nachrichten über ein dort vorhandenes Cantionale giebt. Die Klöster und Kirchen in Böhmen bergen große Schätze von Chorgesangbüchern, Cantionalen und Gradualen, deren allein in der Domkirche zu Königgrätz 84 vorhanden sind, meist aus dem 15. und 16. Jahrhunderte. Der größte Theil derselben hat namhaften Kunstwerth. Sie sind mit Arabesken, Heiligenbildern, Darstellungen aus der biblischen Geschichte, Legenden und Portraits verziert. Die meisten erglänzen in der ursprünglichen Farbenpracht. Professor Johann Wocel hat im August und September 1851 Böhmen zu dem Zwecke bereist, um die Kunstschätze, die in verschiedenen Orten zerstreut sind, zu würdigen. Sein Reisebericht ist in dem Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften von 1852 enthalten, und man findet darin viele interessante Bemerkungen. Besondere Aufmerksamkeit hat er den Miniaturhandschriften zugewendet und ihrer 20 untersucht. Zu den vorzüglichsten gehören: das Leitmeritzer Cantionale, ein böhmisches Cantionale der Stadt Ludiß, ein lateinisches Cantionale zu Jungbunzlau und ein böhmisches ebendaselbst; ein lateinisches und ein böhmisches zu Chrudim; zwei böhmische zu Königgrätz. Ich übergehe die in großer Zahl, oft in unansehnlichen Dorfkirchen vorhandenen und wenig beachteteten Tafelgemälde, und kehre zu den Cantionalen von Königgrätz und Jungbunzlau zurück. Ueber die ersteren berichtet Kreisphysikus Dr. Eiselt, unser verehrliches Mitglied, in seiner neuesten Schrift: „Königgrätz in der Vorzeit und Gegenwart, Prag 1860. 8." Er erwähnt da als ein merkwürdiges Alterthum das sogenannte Antiphonarium, ein lateinisches Cantionale. Jedes Blatt ist eine Elle und drei Zoll lang und $^3/_4$ Elle breit. Es ist sehr reich, prachtvoll in Farben- und Goldschmuck ausgestattet. Auf ganzen Seiten sind sämmtliche Buchstaben und Musiknoten von Dukatengold gebildet. Tadellos und wunderschön sind darin ausgeführt die Bilder: 1) Auferstehung Christi, 2)

Himmelfahrt Christi, 3) Sendung des heiligen Geistes, 4) Mutter Gottes in Strahlennimbus mit dem Jesuskinde, darunter das Wappen der Stadt Königgrätz von einem Engel mit gezücktem Schwerte gehalten, 5) das letzte Abendmahl. Das Antiphonarium wurde im Jahre 1505 der h. Geistkirche vom Bürger und Tuchmachermeister Johann Franus geschenkt. Der Maler ist unbekannt.

Ueber die in Jungbunzlau vorhandenen Cantionale giebt uns der Rath Hager in seiner oben gedachten, im Manuskript eingeschickten Abhandlung ausführlichere Nachricht. „In den Merkwürdigkeiten der Dekanatkirche der Kreisstadt Jungbunzlau in Böhmen", schreibt er, „gehören zwei alte Gesangbücher aus dem 16. Jahrhunderte. Das größere, mit vielen ausgezeichnet schönen Schriftverzierungen und Randgemälden versehen, besteht aus 551 Pergamentblättern, jedes 2 Schuh lang und 1½ Schuh breit, wiegt 125 österr. Pfund und ist in böhmischer Sprache 1572 geschrieben, mit Noten nach der Regel des as, re, mi, fa (schwerfälligen Tones) versehen. Es diente als Gesangbuch der Utraquisten, welche um 1567, nebst den Katholiken, in Böhmen und daher auch in Jungbunzlau die herrschenden Religionsverwandten waren, und sich theilweise mit den böhmischen Brüdern vereinigten, jedoch verschiedene Kirchengebräuche abgeändert hatten und sich Bunzlauer Brüder nannten."

Sehr dankenswerth ist die Nachricht, die Hager giebt, daß die 22 Blätter dieses Gesangbuches, welche das Officium Magistri Johannis Huss enthielten und von einem Kapuziner daraus entfernt worden sind, gegenwärtig in der Prager Universitäts-Bibliothek aufbewahrt werden.

Man kann wohl erwarten, daß es gestattet werden würde, von denselben eine Abschrift zu nehmen, wenn sich ein Gelehrter nach Prag begeben wollte.

In No. 11. des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit vom vorigen Jahre befindet sich eine kurze Notiz, auf die der Unterzeichnete den Rath Hager brieflich aufmerksam machte, mit dem Ersuchen, über die im Piaristenkloster zu Jungbunzlau vom Professor Madiera aus Preßburg aufgefundene chronikartige Geschichte der böhmischen (soll heißen Jungbunzlauer) Brüder Auskunft zu geben. Die ertheilte Rückantwort giebt an, daß sich in dem Archive des Klosters, welches einst den Jungbunzlauer Brüdern gehörte, 1622 vom Kaiser Ferdinand II. dem Orden der Karmeliter geschenkt, von diesen an die Franziskaner-Minoriten verkauft ward und seit 1784 Eigenthum der Piaristen ist, ein 1½ Schuh hohes Memorabilienbuch befindet, worin jener chronikartige Aufsatz, in lateinischer Sprache verfaßt, enthalten ist.

Die genaueste Nachricht über diesen vom Professor Madiera gemachten literarischen Fund giebt Karl Woly aus Jungbunzlau in der von

F. Mikowec redigirten böhmischen Zeitschrift Lumir, 1859 No. 40. Demzufolge ist es ein altes Exemplar der Chronik des Georg Kezelius Bidzowsky, und nicht einmal im Originale, sondern in einer von dem Prager Pfarrer am Tein und Chronisten Johann Florian Hammerschmid im J. 1733 verfaßten und im Druck erschienenen lateinischen Uebersetzung. Georg Kezel wurde am 23. April 1576 zu Neubidschow in in Böhmen geboren und war Schulverweser in Prag, später zu Jungbünzlau, woselbst er im Jahre 1618 zum Bürgermeister (Primas) erwählt wurde. Die von ihm verfaßte Chronik reicht vom J. 1334 bis 1627, in welchem Jahre er in's Meißnische flüchtete, und viele Jahre in der Verbannung lebend, sein Geschichtswerk bis zum J. 1653 fortsetzte.

Nächstdem setzte Gymnasiallehrer Wilde seinen in der 21. wissenschaftlichen Versammlung angefangenen Vortrag „über Fichte's Reden an die deutsche Nation" fort.

Zum Schlusse trug der Sekretair eine Skizze der schönen Rede vor, welche Jakob Grimm in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 26. v. M. gehalten hat. Der greise Redner sprach über das Alter, und es machte einen unsäglich fesselnden, immer auf's Neue anziehenden Eindruck, wie der Berichterstatter sagt, den greisen, ehrwürdigen Mann, dessen gefurchtes Gesicht von schneeweißen schlichten Locken umwallt war, über das „Alter" mit milder Freundlichkeit, mit wehmüthiger Herzlichkeit, mit ächt sokratischer Weisheit sprechen zu hören. Der Greis sprach über das Greisenthum vor einer Zuhörerschaft, der er wie ein Vater gegenübersaß, und der Schnee des Alters, der auf seinem Haupte lagerte, umglänzte jedes seiner Worte in leuchtender Reinheit. Ergreifend war die Erwähnung seiner Lustgänge im Freien, die ihn oft auf einsamen Wegen seinem Bruder Wilhelm entgegenführten, was ihm, dem Zurückgebliebenen, Einsamen, nun nicht mehr beschieden sei.

Die 24. Versammlung am 14. Februar eröffnete der Sekretair mit einer kurzen Nachricht über Münzzeichen der Kirche zu Meffersdorf, Schwerta und Volkersdorf. Der damalige Kirchenpatron Adolph Traugott von Gersdorff, der Mitstifter unserer Gesellschaft, ließ im Jahre 1800, um dem fühlbaren Mangel an Pfennigen abzuhelfen, der für diese drei Kirchenärarien empfindliche Einbuße am Ertrage des Klingelbeutels herbeiführte, 4000 Stück Kirchenmarken aus Messing anfertigen und sie auf dem Avers bezeichnen mit KZM, KZS, KZV, auf dem Revers aber mit VG. Diese wurden statt wirklicher Kupferpfennige ausgegeben und in Umlauf gesetzt und zwar zu dem Preise von $^1/_{360}$ Thlr. Die Kirchgänger legten dieselben in den Klingelbeutel ein und die Kirchenvorsteher sorgten dafür, daß sie wieder bei den Parochianen gegen geltende Münze umgesetzt wurden. Die

Sache, die sich als zweckmäßig empfahl, gerieth später in Vergessenheit, wahrscheinlich weil der Zufluß an Pfennigen größer ward und somit das Bedürfniß eines solchen Auskunftsmittels nicht mehr vorhanden war. Gleichwohl haben sich einzelne solcher Kirchenmarken noch erhalten und kommen bisweilen in den drei genannten Kirchspielen zum Vorschein. Auch in unserem Münzkabinet werden einige Exemplare aufbewahrt. In den Mittheilungen der numismatischen Gesellschaft in Berlin, Heft 1., Tafel VII., No. 4. befindet sich eine genaue Abbildung davon. Daß andere Kirchgemeinden in Sachsen mit diesem Verfahren vorangegangen seien, wie dort S. 119. bemerkt wird, ist leicht möglich, doch fehlt es an Nachrichten darüber.

Ferner zeigte der Sekretair an, daß er die im Walde bei Heidersdorf im vorigen Sommer gefundene alterthümliche Spindel von Bronze gestern dem Finder abgekauft und für unsere Alterthümersammlung erworben habe. Hofrath Dr. Klemm in Dresden hat brieflich den Antrag gestellt, daß diese Spindel an den Direktor des römisch-germanischen Centralmuseums Professor Lindenschmitt in Mainz zur Anfertigung eines Abgusses auf einige Wochen geschickt werde, was gelegentlich geschehen soll.

Hierauf nahm Gymnasiallehrer Wilde seinen Vortrag „über Fichte's Reden an die deutsche Nation" wieder auf und führte ihn zu Ende.

Fichte's Ansichten über die Grundunterschiede des deutschen Volkes von den Neulateinern werden weiter besprochen und historisch beleuchtet resp. erweitert. Diese bestehen nach ihm in dem Besitze einer aus dem ursprünglichen Quell in ununterbrochenem Fortfluß gebliebenen Sprache, in der dadurch möglich gemachten Einwirkung der Geistesbildung auf das ganze Leben der Nation, und in dem hohen Ernste, mit dem der Deutsche an alle seine Arbeiten und Schöpfungen gegangen. Daraus ergiebt sich auch der vollständige Gegensatz der Philosophie romanischer Völker zu der der Deutschen, deren Zweck sei, den Glauben an ein ursprünglich Ernstes im Menschen, an Freiheit und unendliche Verbesserlichkeit in wissenschaftliche Erkenntniß zu verwandeln; während jene, von einem festen unveränderlichen Sein ausgehend, aus dem Tode Leben zu schaffen sich vermesse. Wird nun auch anerkannt, daß aus dem Auslande fruchtbare Anregungen zu neuen Schöpfungen ausgegangen, so gebührt dem Deutschen das Verdienst, die Schritte gethan zu haben, zu denen jenes angeregt; und, wenn im gegenwärtigen Zeitalter wenig Deutsches mehr übrig zu sein scheine, so wird das eben nach Obigem dadurch erklärt, daß die Nation sich eben im Zustande des Angeregtseins befinde. Das Ausland hat angeregt zur Schaffung des vernunftgemäßen Staates, hat aber nichts weiter zu Stande gebracht, als einen todten Mechanismus, während dem Deutschen vorbehalten bleiben soll, das eigentliche Material dazu, eine gebildete und vernünftige Nation, zu liefern. Das Mittel dazu muß eine neue Nationalerziehung sein. Da einer der Hauptzwecke derselben die Vater-

landsliebe ist, so erklärt Fichte zunächst den Begriff derselben dahin, daß sie die Liebe zur Nation sei, d. h. zu den Menschen, die unter demselben geistigen Gesetze der Entwickelung des Göttlichen stehen, und der Wunsch, daß diese Gattung auch fortdauern möge in alle Ewigkeit. Er geht nunmehr zu der praktischen Lösung der Frage der Erziehung und schlägt vor, dieselbe an die von Pestalozzi aufgestellten Prinzipien anzuknüpfen. Nur darin stellt er sich in Gegensatz, daß er Absonderung der Kinder von den Eltern verlangt, also direkt auf eine dem griechischen Alterthume eigene Auffassung vom Staate und dem Verhältnisse zu seinen Angehörigen lossteuert. Eine Konsequenz dieser Anschauung ist sein Vorschlag eines geschlossenen Handelsstaates und Abschließung der Nation von allem Verkehre mit dem Auslande. Nachdem er die Richtigkeit der Idee vom europäischen Gleichgewichte, sowie die von der Freiheit der Meere dargethan, kann es eigenthümlich erscheinen und der borurirten Verstandesauffassung ist es widersprechend erschienen, daß er dem antikheidnischen an das Römerthum anlehnenden Gedanken einer Universalmonarchie kein anderes Gegengewicht zu bieten weiß, als die ebenfalls antik-heidnische Absonderung der Nationalität. Doch ist dabei zu bedenken, daß bei der letztgenannten Selbstbeschränkung der nationalen Individualität die freie Entwickelung anderer Völker ungeschmälert bleibt, während bei der ersteren doch schließlich nur ein einzelnes in seine Einseitigkeit verranntes Selbst die übrigen Nationalitäten verschlingen und seine Raubsucht befriedigen will. Zum Schlusse wurde noch die äußerst wichtige Anschauung Fichte's erörtert, nach welcher er auffordert, die einmal vorhandenen nationalen Eigenschaften nicht aufzugeben, sondern unbekümmert um das Ausland auszubilden, da es dem Deutschen doch nie gelingen werde, so zu werden, wie die Fremden; und, während er im ersteren Falle bei aller Schroffheit wenigstens Achtung einzuflößen vermöge, würde er im andern, wie bisher, nur die Laster des Auslandes annehmen und nur lächerlich und verächtlich werden. Hat doch auch das letztere stets mit größter Zähigkeit an seiner überkommenen Eigenthümlichkeit festgehalten.

In der 25. Versammlung am 21. Februar sprach Rektor Berg über die kirchliche Union in Preußen. Der Vortrag hatte die Darstellung der geschichtlichen Verwirklichung der Unions-Idee auf dem Boden der preußischen Landeskirche nach der praktischen Seite zum Gegenstande. Er begann mit einer Charakteristik der Kirchenordnung Joachims II., ihrer Stellung zu den konfessionellen Gegensätzen und der damaligen politischen Situation. Dann wurde gezeigt, wie unter den beiden folgenden Kurfürsten der Gedanke der Union ganz zurücktrat, bis ihn Johann Sigismund in freier und umfassender Weise hervorhob. Seine religiösen Anschauungen, der Standpunkt, den er für das Bekenntniß festhielt, und die Wege, welche er für die Ausgleichung

des konfessionellen Gegensatzes einschlug, wurden dargelegt, sowie der Kampf, welchen er mit den entgegenstehenden kirchlichen und politischen Richtungen der Zeit zu führen hatte. Der Gewinn desselben bildete die Grundlage, an welche die späteren Bestrebungen anknüpften. Die kirchlichen Verhältnisse unter Georg Wilhelm und dem großen Kurfürsten zeigten ein im Dogmatismus erstarrtes Kirchenwesen, dem auch mit kräftigen Maßregeln zur Erhaltung des äußeren Friedens nicht beizukommen war. Es folgt die Auflösung dieses Standpunktes durch den Pietismus und die kritische Philosophie, das schroffere Hervortreten des landesherrlichen Kirchenregiments und der subjektive Charakter desselben. Das Staatskirchenthum macht weitere Fortschritte unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen. Die einseitige Vollendung der administrativen Ordnung der Kirche, die Verflachung ihres Inhalts, die herrschende Indifferenz gegen positive Religion führen die Reaktion unter Friedrich Wilhelm II. herbei. Es wird die innere Unwahrheit derselben, die durch sie bewirkte Hemmung der kirchlichen Entwickelung nachgewiesen durch eine Beurtheilung des Religions-Edikts und der Instruktion für die Immediat-Examinations-Kommission, sowie der Praxis dieser Behörde. Darauf ging der Vortrag zu Friedrich Wilhelm III. über. Der Gedanke der Union erscheint hier als Grundzug aller Maßnahmen des Kirchenregiments, zunächst mehr äußerlich gefaßt als Einheit des Regiments in den nivellirenden Bestimmungen von 1808. Es wurde auf die Beziehung des Agendenstreites zu der Unionsfrage eingegangen und dann das Wesen und die Bedeutung der durch den Erlaß vom 27. September 1817 und spätern Kabinets-Ordres begründeten kirchlichen Vereinigung als einer Sakramentsgemeinschaft evangelischer Christen entwickelt, in ihrem Verhältnisse zu den früheren Unionsversuchen beleuchtet und der Zusammenhang angedeutet, in dem diese große That mit der wissenschaftlichen Entwickelung der protestantischen Theologie steht.

Der Vortragende wird diesen Gegenstand, dessen historische Seite diesmal dargelegt worden ist, später noch einmal aufnehmen.

In der 26. Versammlung am 28. Februar erfreute Dr. Paur die Anwesenden durch eine seltene Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung, die in Wittenberg 1550 und 1551 von Hans Lufft gedruckt worden ist. Dieser in der Familie von Burgsdorff seit Jahrhunderten aufbewahrte kostbare Schatz ist auch in künstlerischer Hinsicht von großem Werthe durch die vielen darin enthaltenen, sauber ausgeführten Gemälde biblischer Auftritte. Besonders ist die Apokalypse reich damit ausgestattet, da sie der schaffenden Phantasie des Malers für Dichtungen in Farbentönen unbeschränkte Freiheit darbietet. Wahrlich, dieses Familienkleinod verdient es, näher betrachtet zu werden, als eine flüchtige Beschauung es gestattete. Der Titel ist: „Biblia das ist: Die

gantze heilige Schrifft: Deutſch. Auffs new zugerichtet. Doct. Mart. Luth. Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Lufft. M.D.L.I. in Folio.

Eine beſondere Bedeutung erhält aber dieſes Bibelwerk dadurch, daß Philipp Melanchthon, Georg Major, Paul Eber und Johannes Matheſius eigenhändig mit ihrer Namensunterſchrift ſich eingezeichnet haben. Dies iſt am Bartholomäustage 1558 geſchehen. Dieſe Einzeichnungen verdienen es, hier ausführlich mitgetheilt zu werden.

„Biblia. Das iſt: Die gantze heilige Schrifft: Deudſch. Aufs new zugericht. Doct. Mart. Luth. Gedruckt zu Wittemberg | Durch Hans Lufft. M.D.L.I.

(Zuerſt einige hebräiſche Zeilen.) Traditio domus Eliah. Sex millia annorum durabit hic mundus, postea conflugratio. Duo millia, Juave. Duo millia, lex. Duo millia, dies Messiae. Et propter peccata nostra quae multa et magna sunt deerunt anni ex his qui deerunt. Scriptum anno 1558 a nato Christo ex virgine Maria, anno ab initio Mundi 5520.

Epiphanius.

„*Τὰ θεῖα ῥήματα οὐ πάντα ἀλληγορίας δεῖται, ἀλλ' ὡς ἔχει· θεωρίας δὲ δεῖται καὶ αἰσθήσεως εἰς τὸ εἰδέναι ἑκάστης ὑποθέσεως τὴν δύναμιν.*“

Doctrina Ecclesiae comprehensa est in libris propheticis & apostolicis, quorum nativa sententia retinenda est juxta linguarum phrasin. Nec lex moralis & promissio gratiae & articuli symboli transformentur in allegorias, quia oportet certos esse fontes divinitus traditos. Sed cur ait Epiphanius opus esse speculatione & sensu. Speculationem nominat dialecticum ordinem membrorum Doctrinae, videlicet definitiones distinctiones, consequentias recte coagmentatas, quia necesse est considerari quae membra, ubi in scriptis propheticis & apostolicis tradita siut, & haec ordine accommodato ad docendum, recitanda sunt. Ait item sensu opus esse, quia ad intelligenda vocabula opus est Experientia. Non intelliguntur verba, vota, Mors, Poenitentia, Timor, Fides, Consolatio, Spes, patientia, sine Experientia, id est, sine exercitiis in corde. Quare Epiphanius apte haec tria conjunxit, lectionem librorum Propheticorum & Apostolicorum, sensum quo Vocabula intelliguntur, & speculationem quae est forma doctrinae juxta dialecticam comprensa.

Scriptum manu Philippi.

1558.

1. Timoth. 4. (v. 13):

„*Πρόσεχε τῇ ἀναγνώσει, τῇ παρακλήσει, τῇ διδασκαλίᾳ.*“

Mandatum divinum est & immutabile, ut totum genus humanum in hac vita discat & audiat doctrinam per filium, Prophetas & Apostolos traditam. Et ipse servabit huic mandato obtemperantes, etiamsi maxima pars generis humani hoc mandatum contemnit. Primum autem jubet legi hanc doctrinam, quia ceterae initia sumunt à natura, ut Arithmetica, sed promissiones divinae tantum revelante filio patefactae sunt, sicut scriptum est: Filius qui est in sinu patris, ipse enarravit nobis. Nec gignamus ipsi novam doctrinam. Lectionem autem sequi oportet consolationem, ut nos ipsi mentes nostras fide & fiducia filii dei sustentemus, deinde eandem doctrinam aliis tradamus.

Scriptum manu Georgii Majoris
D. Anno 1558.

II. Paralipo. XX (v. 12):

„*Ὅτι οὐκ ἔστιν ἡμῖν ἰσχὺς τοῦ ἀντιστῆναι πρὸς τὸ πλῆθος τὸ πολὺ τοῦτο τὸ ἐλθὸν ἐφ' ἡμᾶς, καὶ ὐνκ οἴδαμεν τί ποιήσομεν αὐτοῖς, ἀλλ' ἢ ἐπί σοι οἱ ὀφθαλμοὶ ἡμῶν.*“

Joach. Camerar.

Cum nos quid rectum, quid opus sit, et utile factu,
Possimus nullo constituisse modo:
Ad te dirigimus nostram pater optime mentem,
Auxilio quos tu consiliisque juves.
O Deús o nostros animosque manusque guberna,
Gloria ut his fiat major utrisque tua.

Paulus Eberus Kitthingensis scribebat
Vvitebergae die Bartolemaei a. 1558.

Johannis V dicit aeternus filius dei: Moyses scripsit de me. (v. 46).

Magna haec et laus hujus sanctissimi libri, quia scriptus est ab illis hominibus, qui viderunt & audierunt filium dei, & impulsi sunt a spiritu sancto; proinde cum magna reverentia legendus est hic liber; sic enim teste Christo reperiemus vitam aeternam.

Vivimus in verbo, velut embrio clausus in alvo.

Johannes Mathesius pastor ecclesiae dei
in valle s. Joachimi haec scribebat Witebergae die
Bartolomei MDLVIII.

Eine fernere Mittheilung aus der herrlichen Reformationszeit machte der Sekretair durch Vorzeigung zweier kleiner Flugschriften. Die erste trägt den

Titel: „Eyn Sermon von dem Sacrament der pus. D. Mart. Luther. Wittemberg. 1524." 14 Blätter in kl. 8.

Die andere ist betitelt: „Von leybey|genschafft, odder knechtheyt|Wie sich Herren vnnd eygen lewt, Christlich halten sollen|Bericht aus göttlich|en Rechten. Durch D. Vrbanum|Regium zu Augspurg gepre diget. 1525." Am Schlusse steht: Soli honor deo et gloria." 20 Blätter in kl. 8.

In einer der folgenden Versammlungen wird der Sekretair Gelegenheit haben, eine Abhandlung, die ihm von einem sächsischen Geistlichen zugeschickt worden ist, vorzutragen: Welchen Lebensgefahren waren Luther und Zwingli während ihres reformatorischen Wirkens durch persönliche Feinde ausgesetzt?

Sodann begann Gymnasiallehrer Adrian seinen Vortrag „über das Verhältniß der Pelasger und Hellenen." Seine Ansicht ging dahin, daß eine wirkliche Verschiedenheit nicht Statt finde, daß vielmehr Pelasger der alte, allgemeine Name sei, der sich später in Hellenen umgesetzt habe (Niebuhr vertritt die entgegengesetzte Ansicht.) Das Pelasgische ist nur ein Dialekt, und zwar der älteste des Griechischen, und stand am nächsten dem äolischen, der wieder mit dem Lateinischen die nächste Verwandschaft hat. Eine Hauptstelle über die Pelasger ist Herodot. I., 67., wo ihre Sprache „barbarisch" genannt wird.

In der 27. Versammlung am 6. März machte der Oberlehrer Fechner Mittheilungen aus einem Briefe unsers Mitgliedes Dr. Zipser in Neusohl. Darin wird unter Anderm von einem Steine geredet und manches Räthselhafte nach den Erzählungen des k. k. Feldmarschall-Lieutenant Baron von Neustätter darüber berichtet. „Dieser Stein von der Größe eines gewöhnlichen Konventionskreuzers und der Form eines konveren dicken Rockknopfes spielt fortdauernd die schönsten Farben und wechselt sie in blau, orange, grün, braun, gold, silber und schwarz, am meisten, wenn man diesen Stein in die warme Hand nimmt oder dem Sonnenlichte zuwendet. Dieser Stein hat zu seiner Zeit 1844, da er zu Vinkovetze in Slavonien gefunden wurde, großes Aufsehen gemacht und den Baron, damals Obersten, veranlaßt, ihn auf hohe Anordnung des k. k. Hofkriegsrathes nach Wien zu übermachen. Es geschah dies durch das hohe k. k. slavonische Generalkommando, und zwar des Kommandirenden Fürsten von Reuß-Köstritz, der sich mit Mineralogie befaßte. Der Fürst bewunderte dessen zauberartiges Farbenspiel, ohne die Natur dieses Steines oder dessen Art enträthseln zu können, und sandte denselben an den Hofkriegsrath nach Wien. Seitdem weiß man nicht, was mit diesem chamäleonartigen Steine geschehen und wo er stecken geblieben sei."

Dr. Zipser fährt fort: „Als ich später den Baron Neustätter auf einer Reise nach der Türkei in Vinkovetze besuchte, erzählte er mir, daß ein

Gelehrter aus Sachsen, der sich zu jener Zeit in seiner Nähe aufhielt und eine Geschichte Serbiens zu schreiben beabsichtigte (wahrscheinlich Baron Herder), eigens nach Vinkovetze gereist wäre, um den Stein zu sehen, der zufällig noch in den Händen des Obersten war. Der Gelehrte konnte durchaus nicht klug aus einem Steine werden, der gleichsam Leben zeigte, indem er fort und fort die Farben wechselte, seitdem ihn der Zufall aus dem Schooße der Erde geworfen, in der er seit mehr als tausend Jahren unter dem Schutte römischer Trümmer verborgen war."

„Aus Vorsicht, — erzählte mir der Oberst — da dieser Stein leicht in Verlust gerathen, oder dessen wunderbare Kraft ersterben könnte, habe ich befohlen, ein Protokoll über denselben aufzunehmen und im Regimentsarchive niederzulegen."

Dieses gerichtlich legalisirte Dokument ist in meinen Händen! —

„In einem spätern Briefe des Obersten schreibt er mir, wie folgt: „Dieses Chamäleon — wie ich ihn nenne — ist weder ein edler Opal, noch eine Art dessen, wovon Sie (Dr. Zipser) Erwähnung thun. Im normalen Zustande ist er ganz kohlschwarz und wird bei dem mindesten Zutritte der Luft oder bei Berührung mit der Hand lichter und lichter und beginnt das erwähnte Farbenspiel. In der ersten Zeit ließ er den feinsten Goldstaub auf der Hand dessen zurück, der ihn berührte. Leider ging durch das ewige Berühren, wie ich ahnete, diese Eigenschaft verloren, und bei den Proben auf des Fürsten (Reuß) Hand zu Peterwardein, wo ich gegenwärtig gewesen, ließ das Chamäleon keinen Goldstaub mehr zurück." Dr. Zipser schließt mit den Worten: „So viel über das Wunderding. Wäre denn keine Erklärung möglich?"

Hierauf legte der Sekretair eine wichtige Schrift vor: „Eigentliche Warhafftige beschrei|bung deß Bawrenkriegs|Wie derselbe vor hun|dert Jahren, nemblich im Jahr 1525.|fast an allen enden Teutsches Land an|gan|gen, vnd wider gedempfet worden. Damals in Teutsch vnd Latein be|schrieben,|Durch|H. Peter Haarern.|Jetzunder erstmals in Teutscher sprach in den|Druck gegeben. Franckfurt, In Verlegung Johan Ammons, 1625. 127 Blätter 4."

Für die Geschichte des blutigen Bauernkrieges von 1525 bis 1527 ist diese Schrift ein Hauptwerk.

Nunmehr hielt Kaufmann Klocke seinen angekündigten Vortrag „über die Gebirgsarten der preußischen Oberlausitz, welche Versteinerungen enthalten."

In der 28. Versammlung am 13. März trug der Sekretair zwe, lateinische Uebersetzungen des Schiller'schen Liedes „An die Freude" vor, die eine vom M. Röller, die andere von Füglistaller in Luzern. Beide, im Versmaaße des Originals, wurden neben einander gestellt, und es zeigte sich

daß die letztere dem Geiste des Schiller'schen Gedichts näher gekommen ist, als die erstere.

Ferner machte der Sekretair auf ein Exemplar der lateinischen Augsburgischen Konfession und Apologie, Witteb. per Ge. Rhaw 1531. 4., aufmerksam, welches sich in der Nürnbergischen Stadtbibliothek befindet. Dieses Buch ist darum merkwürdig, daß daran fünf und ein halber Bogen angebunden sind, die Philipp Melanchthon in der Apologia A. C. kassirt und umgearbeitet hat. Der Unterschied zwischen diesen und den authentischen Bogen ist ungemein groß. Besonders wird der Artikel de justificatione von dieser Verschiedenheit getroffen. Man ersieht hieraus, wie ernst es Melanchthon mit der Wahrheit nahm, und wie behutsam er einen so wichtigen Glaubensartikel behandelte.

Noch war eine schriftliche Anfrage des Oberpfarrers Mende in Seidenberg eingegangen, betreffend ein im Reibersdorfer Archive vorhandenes Manuscript in Folio von Bartholomäus Scultetus, betitelt: „Lusatia. Narratio historica et monumenta etc." Es scheint dies eine Abschrift zu sein der von Otto im Oberlausitzischen Schriftstellerlexikon Theil III., S. 262. unter No. 10. angeführten Schrift: „Lusatia, von den römischen Kaisern, Königen und Fürsten, so über die Ober- und Niederlausitz regieret, Görlitz 1595. Fol." In unserer Bibliothek fehlt dieses Werk unsers berühmten Mitbürgers. Nähere Ermittelungen, die angestellt w.rden sollen, müssen den Werth dieses Fundes herausstellen.

Nunmehr nahm Gymnasiallehrer Adrian seinen Vortrag „über das Verhältniß der Pelasger und Hellenen" wieder auf.

In der 29. Versammlung legte der Sekretair als verspätete Gabe zum Schillerfeste vor eine wendische Uebersetzung der Schiller'schen „Glocke" von Andreas Deutschmann aus Basankwitz bei Bautzen, gegenwärtig Studios. theol. cathol. in Prag und zugleich Leiter der wendischen Studien im dortigen wendischen Seminar. Von Kennern der slavischen Sprache wird diese Uebersetzung als eine durchaus gelungene gerühmt.

Sodann trug Dr. Paur eine lateinische Uebersetzung der Bürger'schen „Lenore" vor, deren Verfasser J. E. W. Niemeyer ist. Gewandtheit des Ausdruckes und einzelne Schönheiten zeichnen diese Uebertragung aus.

Hierauf gab der Sekretair aus Hurter's Geschichte Papst Innocenz des Dritten eine Schilderung der Gebräuche, die im Jahre 1199 beobachtet wurden, als der Papst Frankreich mit dem Interdikte belegte, weil der König Philipp August seine Gemahlin, die dänische Prinzessin Ingeburg, verstoßen hatte und mit Agnes von Meranien in unkanonischer Ehe lebte Da alle Abmahnungen bei dem Könige fruchtlos waren, so schritt Innocenz endlich zu dem äußersten Mittel und verhängte über das ganze Land den Kirchen-

bann. Hurter's Worte I., 372. sind folgende: „Nachdem die Versammlung (Concilium zu Dijon) sieben Tage gedauert hatte, verkündete um Mitternacht der dumpfe Hall der Glocken den Zustand eines mit dem Tode Ringenden. Schweigend zogen bei Fackelschein die Bischöfe und Priester in die Domkirche. Die Stiftsherren erhoben in dem Trauergesange: „Herr Gott, erbarme dich unser!" zum letzten Male ihr Flehen zu dem Vater aller Barmherzigkeit für die Schulderfüllten; ein Schleier bedeckte das Bild des Gekreuzigten; die Ueberbleibsel der Heiligen waren in die unterirdischen Grüfte geflüchtet; die Flammen hatten den letzten Rest des geweihten Opferbrodes verzehrt. Da trat vor allem versammelten Volk in violetter Stola, wie an dem Leidenstage des Weltheilandes, der Legat hervor, und sprach im Namen Jesu Christi über das ganze Gebiet des Königs von Frankreich das Interdikt, so lange er seinen ehebrecherischen Umgang mit Agnes von Meranien nicht aufgeben würde. Seufzen schwebte durch die Hallen der Kirche, unterbrochen von dem Schluchzen der Weiber, Greise, Kinder; der große Tag des Gerichts schien angebrochen; die Gläubigen sollten fortan vor Gott treten, ohne der Fürsprache der Kirche sich getrösten zu dürfen."

Nunmehr führte Gymnasiallehrer Adrian seinen Vortrag „über das Verhältniß der Pelasger und Hellenen zu Ende.

In der 30. Versammlung am 27. März wurde zuvörderst eine Abhandlung vorgelesen, welche der Pastor M. Hergang in Ober-Lichtenau bei Pulsnitz eingesandt hat: „Welchen Lebensgefahren waren Luther und Zwingli während ihres reformatorischen Wirkens durch persönliche Feinde ausgesetzt?" Die darin erwähnten Thatsachen sind sämmtlich durch Citate aus Schriften belegt. Nicht berührt ist der von M. Sintenis (in der Jubelschrift: „Dr. Martin Luther's Leben und unsterbliches Verdienst" Görlitz, 1830. 8. S. 115 fg.) erzählte Vorfall im Kloster Walkenried im Harz, für den es jedoch an jeder geschichtlichen Beglaubigung fehlt und der daher so lange für eine unerwiesene Erfindung angesehen werden muß, als nicht sichere Nachrichten darüber aus unverdächtigen Schriften beigebracht werden. Man muß überhaupt hierbei mit großer Vorsicht verfahren und sich vor Leichtgläubigkeit hüten.

In der Zeit, wo der Parteieifer zwischen Katholiken und Protestanten bis zum leidenschaftlichsten Hasse entzündet war, wurden von beiden Seiten Beschuldigungen der schlimmsten Art oft geradezu erfunden und willig geglaubt, um auf diese Weise die Erbitterung noch mehr zu steigern. Unsre Zeit ist ruhiger und gerechter geworden und läßt sich durch derartige Erfindungen nicht mehr verblenden.

Zum Schlusse lenkte der als Gast anwesende Pastor Hüttig aus Leopoldshain die Aufmerksamkeit auf einen Görlitzer, Namens Franz

Seydel, der das Schuhmachergewerbe, welches er betrieb, niederlegte, mit Empfehlungen nach Wittenberg ging und von Luther für das Leopoldshainer Pfarramt ordinirt wurde, in welchem er von 1531 bis 1548 mit großer Kraft und vielem Segen gewirkt hat. Es war damals nicht selten, daß Männer, die dem Handwerkerstande angehörten, in's Pfarramt eintraten, ohne je eine Universität besucht zu haben. Auch der bekannte Primarius Martin Moller in Görlitz war nur auf dem hiesigen Gymnasium, aber auf keiner Universität gewesen.

Ich theile beide Abhandlungen hier mit.

Welchen Lebensgefahren waren Luther und Zwingli während ihres reformatorischen Wirkens durch persönliche Feinde ausgesetzt?

Von M. K. Th. Hergang, Pfarrer.

Eine ziemlich umfangreiche reformationsgeschichtliche Studie meiner amtsfreien Stunden, zu Vorträgen in einer Predigerkonferenz bestimmt, hat die korrelative Zusammenstellung Luther's und Zwingli's in Bezug auf Abkunft, Jünglingsjahre, Vorbereitung für den reformatorischen Beruf, Beginn des Berufslebens, Gefahren im Berufsleben, einzelne beiden Männern eigenthümliche Charakterzüge, sowie ihr Lebensende, zum Gegenstande. Ich gestatte mir, da ich das Interesse hierfür bei den geehrten Lesern des Lausitzer Magazins voraussetzen darf, Einiges über die Lebensgefahren beider Reformatoren, womit sie durch persönliche Feinde bedroht waren, aus jener Studie mitzutheilen. Fließen auch die Quellen hierzu nicht eben reichlich, so bieten sie doch so viel, daß hinreichende Beweise für die Furchtlosigkeit und Entschiedenheit beider Glaubenshelden, wie für das Gottvertrauen, wodurch sie stark und wohlgerüstet blieben, vorhanden sind. Hierdurch aber wird und muß unsre dankbare Anerkennung und Verehrung jener Koryphäen der Kirche Christi um so aufrichtiger und fester sich begründen.

Erwägen wir zunächst die Gefahren, welche Bann und Reichsacht über unsern Luther brachten. Nach der unter dem 15. Juni 1520 in Rom ausgefertigten Bannbulle,*) welche ihm 60 Tage bis zum persönlichen Erscheinen vor dem Papste in Rom feststellte, sollte er und die ihm Anhangenden, complices, fautores et adhaerentes, von Jedermann, von den Fürsten bis herab zu den Gemeinsten in der römischen Kirche, omnibus et singulis per universum orbem, aufgegriffen und nach Rom abgeliefert werden dürfen, und die, welche ihn und seine Anhänger dorthin bringen würden, sollten a sede apostolica renumerationem et praemium condignum empfangen. Dagegen

*) Luth. opp. lat. ed. Jen. I. 474. 599. mit Hutten's Brief an die Deutschen und dessen Anmerkgg. unter den einzelnen Abschnitten der Bulle.

sollten aber auch alle civitates, dominia, fortilitia oppida etc., die Luthern und seine Anhänger aufnehmen würden, dem Interdikt unterworfen sein, man sollte sie überall für haereticos et condemnatos erklären und diese Bulle mit dieser Erklärung öffentlich anschlagen; alle, welche dies Letztere verhindern würden, sollten ebenfalls anathematisirt sein. — Kaum war Luther von Worms abgereist, als der päpstliche Nuntius, Aleander, auch schon die Publikation der Reichsachtserklärung (v. 8. Mai) gegen Luther betrieb, die so hart ausfiel, ut sub conscientiae periculo, wie Luther an Melanchthon unter dem 12. Mai 1521 schreibt, sint exploraturi orbem super meis libellis, ut cito interitum sibi comparent. Gaudet Roboam Dresdensis (Herzog Georg) et vicinus alter (Joachim I. von Brandenburg). Freilich lag ein politischer Grund bei Ausfertigung dieses Ediktes vor; denn Karl V. hatte mit dem Papste ein Bündniß geschlossen, wobei der Papst dem Kaiser zur Vertreibung der Franzosen aus Mailand und Genua Unterstützung verhieß, dagegen sollte der Kaiser alle Feinde des apostolischen Stuhles in Deutschland mit Strenge verfolgen und unterdrücken. Um nun mit dem Wormser Edikt nicht zurückgewiesen zu werden, so publizirte es der Kaiser, nachdem mehre Stände, namentlich der Kurfürst von Sachsen, bereits von Worms abgereist waren. Zwar wurde das Edikt vom Kaiser erst am 26. Mai unterzeichnet, allein Aleander datirte es auf den 8. Mai zurück, als ob alle Reichsstände es genehmigt hätten. In diesem Edikt sub poena criminis laesae majestatis wurden Alle in die Reichsacht erklärt, welche Luthern irgend eine Hülfe und Unterstützung würden zu Theil werden lassen.*) Welchen Gefahren bahnte dieses Edikt den Weg zu unserm Luther; was konnte römische List und Rache alles gegen diesen Mann der Wahrheit ungestraft unternehmen. Ein Glück, daß das Edikt dem Geiste der Zeit, der sich nach der Wahrheit ernstlicher zu sehnen anfing, Hohn sprach.

Doch auch von anderen Seiten her wollte man den unbequem gewordenen Vertheidiger der Sache Gottes aus dem Wege räumen. Luther selbst erzählt davon in einem Briefe an Wenzeslaus Link in Nürnberg (15. Juli 1518. De Wette, Luth. Br. I. 129.), daß Graf Albrecht von Mansfeld den Vikarius Lange brieflich erinnert habe, Luthern nicht über Wittenberg's Gränze hinausgehen zu lassen,**) — „per insidias ordinatum", sagt Luther

*) Das Edikt kam deutsch und lateinisch heraus. Pallavicin. in der histor. conc. Trident. l. cap. 28. theilt das Hauptsächlichste des Edikts mit; deutsch und vollständig bei Walch, Luth. Werke, XV. 2264. ff. Lateinisch und vollständig bei Cochlaeus, act. et script. Luth. ed. Mogunt. 1549. p. 327. ff.

**) Als Luther 1518 nach Augsburg vor Cajetan sollte. Die Verhandlungen dort und seine heimliche Entweichung von dort unter Beihülfe Staupitz's und des Augsburger Senators Langemantel bei Walch. XXI. Nachlese S. 10., vgl. Seckendorf, hist. Luther. I. 49. Löscher, act. et document etc. II. 491.

selbst, „a nescio quibus magnatibus, ut vel stranguler, vel baptiser ad mortem.“ Desgleichen berichtet Luther an Spalatin, 11. Septbr. 1820., (De Wette I. 487.) Hutten könne ihn nicht genug daran erinnern, was alles die Romanenses gegen ihn, den Luther, versuchten, besonders fürchtete Hutten Gift. Es erzählt ein Franzose, Maximilian Misson,*) der im Jahre 1687 u. 88 eine Reise nach Italien unternommen hatte, man habe ihm in dem Hause zu Worms, in welchem Luther 1521 gewohnt, eine Bank gezeigt, auf welche der Glaubensheld ein ihm dargereichtes Glas mit Wein gestellt, ehe er davon getrunken. Unerwartet sei das Glas, ohne daß Jemand daran getroffen, zersprungen und sein Inhalt verschüttet worden. Wahrscheinlich habe das Glas Gift enthalten. Ratzeberger**) in der „Handschriftl. Geschichte über Luth. u. s. Zeit ꝛc.“ ed. Neudecker, Jena 1850. S. 51. f. erzählt, Luther sei während des Wormser Reichstages vom Bischof von Trier zum Abendmahl geladen worden. Als Luther habe trinken und das Glas ansetzen wollen, und nach seiner Gewohnheit ein Kreuz darüber gemacht, alsbald sei aus dem Glase der Boden gefallen. Etliche hätten nun geglaubt man habe Luthern mit Gift vergeben wollen, er selbst aber habe dafür gehalten, das Glas sei aus der Wärme zu schnell in kaltes Wasser gebracht worden. Ratzeberger berichtet dies einem Musikus, Namens Block, nach, von welchem er es 1545 erfahren haben will, und welcher dort mit bei Tische zugegen gewesen sein soll. In der 14. Predigt ***) (Nürnberg 1592.) giebt Mathesius Folgendes an. Er, Mathesius, habe im Jahre 1540 zu Luther einen Juden, der sich einige Zeit in Joachimsthal aufgehalten, gebracht. Luther habe denselben zu Tische gezogen und nach Namen und Wohnort gefragt, worauf der Jude sich „Michael“ genannt und Posen als Wohnort angegeben. Luther habe hierauf dem Manne mitgetheilt, wie er vor einer Reihe Jahren vor einem Juden dieses Namens und Wohnorts schriftlich gewarnt worden wäre; denn etliche Bischöfe außerhalb des römischen Reiches hätten einem Posener Juden 2000 Gulden †) geboten, wenn er Luthern zu vergiften vermöchte. Das habe jener Jude auch versprochen; doch einer dieser Bischöfe habe Luthern darauf aufmerksam gemacht. Wirklich sei auch einst ein Jude

*) Juncker, Ehrengedächtniß Luthers ꝛc. S. 93. u. lat. Ausg. S. 75. f.

**) Leibarzt des Kurfürsten Johann Friedrich.

***) Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen theuern Mannes, Martini Lutheri, Anfang, Lehre, Leben ꝛc.

†) Hiervon erzählt Luther dem Amsdorf — 18. Jan. 1525. — De Wette II. 616. „Est hic apud nos Judaeus Polonus, missus sub pretio 2000 aureorum, ut me veneno perdat, ab amicis per literas mihi proditus. Doctor est medicinae et nihil non audere et facere paratus incredibili astutia et agilitate, quem hac hora jussi capi, nescio quid adhuc futurum sit.“

bei ihm — Luthern — zu Tiſche geweſen, der ſich vorgenommen, Gift in Luther's Trinkbecher zu ſchütten. Dieſer Menſch ſei unter den Mitgäſten dem Melanchthon, dem Cruciger und anderen aufgefallen und dieſe hätten ihn nach ſeinen Atteſten gefragt. Man habe ihn feſtgenommen und gefunden, daß mehre Juden dabei im Spiele geweſen.*) Desgleichen giebt Matheſius an, daß mehre Jahre nach jenem Vorfalle ein mit Sterndeuterei ſich beſchäftigender Jude nach Wittenberg zu Melanchthon gekommen, der bekanntlich wunderſamer Weiſe der Aſtrologie huldigte, und den Letzteren erſucht habe, ihn dem Luther vorzuſtellen. Das habe Melanchthon erfüllt, und der Jude habe bei dieſer Gelegenheit Luthern in Melanchthons Behauſung gebeten, mit Luthern in deſſen eigener Wohnung Schach ſpielen zu dürfen. Als Luther bei ſeiner Heimkehr an der Treppe ſeines Kloſters angekommen, ſo ſei ihm die ſchriftliche Warnung jenes Biſchofs eingefallen: ſogleich habe er darnach geſucht, doch dieſen Brief nicht wiedergefunden und daher befohlen, man ſolle, weil er Tags darauf nach Torgau reiſen müſſe, Niemand in ſein Zimmer laſſen. Der Jude ſei wirklich des andern Tages gekommen, allein man habe ihn nicht eingelaſſen und Letzterer habe ſich, da von ihm üble Vermuthungen in der Stadt verbreitet geweſen, in aller Stille aus derſelben entfernt.

Luther hat ſelbſt bekannt, er glaube, es wären vielerlei Leute nach Wittenberg geſchickt worden, ihn umzubringen; man habe ſicherlich die Predigtſtühle und Lehnen, darauf er gepredigt, vergiftet: doch habe ihn der allmächtige Gott wunderbarlich behütet. Auch habe er jedenfalls Gift getrunken gehabt. Als er einſt von einem Gaſtmahle in Wittenberg gekommen, ſo ſei er daheim im Bette todtkrank geworden; doch ſeien Entleerungen oben und unten erfolgt und ein heftiger Schweiß ſei eingetreten, worauf ihm Morgens wieder gar luſtig geweſen." „Ich glaube," ſetzt Luther hinzu, Gott gedachte, ſie wollen ihn vergeben und tödten, ſo will ich's ihm zur Purgation machen."**) Das jetzt Erwähnte berichtet uns mit einigen Variationen Ratzeberger (S. 70. ff.), der Anſchlag gegen Luthers Leben ſei zu Krakau gemacht, ein in vielerlei Sprachen kundiger Mathematikus ſei zu Luthers Tödtung abgefertigt worden, doch habe man Luthern in Zeiten gewarnt und geſagt, es dürfe ſich wohl ein Jahr hinziehen, ehe jener Mann

*) Luther an Spalatin — 11. Febr. 1525. — De Wette II. 625. „Cras nova audies, quod petis scire, i. e., quod Judaei illi captivi, qui mihi venenum parabant, esse forte proditurii, a quibus essent missi. Cum vero sponte hoc non facerent, nolui eos torqueri, sed egi, ut dimitterentur liberi, quamvis persuasissimus sim, ipsum fuisse, quem mihi amici prodiderant, adeo omnia symbola consentiunt. Cf. Seckendorf II. 35. Walch XV. 541. Pfizer, Luth. Leben, Stuttgart 1836. S. 604. f.

**) Matheſius, XV. Predigt, S. 174. Keil, Luther's Lebensumſtände ꝛc. I. 89. f.

in Wittenberg eintreffen werde; der Mann sei nach Statur und Aussehen auch genauer bezeichnet gewesen. Endlich sei jener Mensch bei Melanchthon angekommen, dieser habe ihn wiederholt zu Gaste geladen und auch an Luther empfohlen, der an jene schriftliche Warnung gar nicht mehr gedacht. Luther habe Melanchthon und den Fremden zu sich zu Tische gebeten. Nach der Mahlzeit habe der Fremde einen Apfel zerschnitten, sich selbst die eine Hälfte, die andre aber Luthern hingelegt. Das Durchschneiden des Apfels sei mit einem Messer geschehen, an dessen einer Seite eine Hohlung sich befunden, worin sich Gift verbergen lassen. Die Hälfte des Apfels nun, die vom Gifte berührt worden, habe der Mensch Luthern gereicht und hierauf unter Dankesbezeigungen von der anwesenden Gesellschaft höflich Abschied genommen. Nach einer Stunde, nachdem Luther den Apfel gegessen, sei ihm durch den ganzen Leib heftig wehe geworden, doch habe er geschabten Einhorn eingenommen und sich zur Ruhe gelegt, um zu schwitzen. Ein saffrangelber Schweiß sei eingetreten, so daß man die gelben Flecke aus Bette und Wäsche nicht wieder habe auswaschen können. Nun erst sei Luthern jener Warnungsbrief eingefallen, er habe ihn gesucht, gelesen und anerkannt, daß jener Mensch der Giftmischer gewesen. Sofort habe Luther zu Melanchthon geschickt, und diesem das Vorgefallene erzählt; Melanchthon habe zwar den Fremden noch ereilen wollen, allein dieser sei zum Thore hinaus gewesen.

Auch durch gewaltsamen Mord mittels Feuergewehrs hat man getrachtet, Luthern aus dem Wege zu räumen. Er selbst erzählt 1546 zu Eisleben, daß im Jahre 1520 nach dem Tode des Kaisers Maximilian ein Mensch nach Wittenberg zu ihm gekommen, und sich für des Kaisers Kanzler ausgegeben. Als Luther aus dem Kollegio heimgegangen, sei jener an ihn herangetreten, Luther habe den Fremden mit auf seine Stube genommen und dieser habe seine Verwunderung über Luthers Unerschrockenheit zu erkennen gegeben, denn leicht könne doch Jemand eine Feuerwaffe im Aermel verbergen. Das habe Luthern in Erstaunen gesetzt und er habe nach seinem Famulus (Wolfgang Sieberger) gerufen. Doch eben so schnell habe sich der Fremde von Luthern und aus der Stadt entfernt.*)

Der vorerwähnte Ratzeberger in der bezeichneten Schrift erzählt S. 69., daß selbst Herzog Georg zu Sachsen einen Meuchelmörder gedungen und nach Wittenberg zu Luthern gesandt habe. Unter dem Vorgeben, ihm Briefe zu überreichen, sei dieser Mensch zu Luthern eingetreten; doch als Luther näher an jenen herangekommen, so sei der Fremde erschrocken und habe die im Kleide verborgene Feuerwaffe fallen lassen. Der Fremde sei hierauf

*) Walch XV. 541.

Luthern zu Fuße gefallen und habe bekannt, von wem und wozu er abgesandt worden, habe auch Luthern gewarnt, nicht ohne Weiteres einen Jeden vor sich zu lassen, denn es hätten außer ihm noch Andere Befehl, ihn, Luthern, zu tödten. Luther habe dem Betroffenen zwar verziehen, doch ihm gerathen, sofort Wittenberg zu verlassen.

Ebenso theilt Lingke in „Luthers merkwürdiger Reisegeschichte" ꝛc. ꝛc. Leipzig 1769. S. 266 mit, und bezieht sich dabei auf zwei vom Kurfürsten im Oktober und November 1541 erlassene Verordnungen (Beilage No. I. und II.), daß Luther in gedachtem Jahre von einem Wittenberger, Namens Clement Schöber, mit einer Feuerwaffe verfolgt worden, der aber auf Veranstaltung des Raths in Gewahrsam gebracht und worüber Bericht an den Kurfürsten erstattet worden sei.

Auch Zwingli blieb von Nachstellungen persönlicher Feinde nicht frei, die am meisten verdroß, daß ihr Zweck, die Ausbreitung des reinen Evangeliums zu hindern, nicht zu erreichen war und daß weder Lüge, noch Ränke an das gewünschte Ziel führten. Sie nahmen daher ihre Zuflucht zu Gift oder Dolch. Besonders waren Priester und Mönche darüber unwillig, daß der Rath in Zürich auf Zwingli's Betrieb beschlossen hatte, keine Pensionen mehr anzunehmen. Man dachte also auf Hinterlist. Eines Tages (intra Calendas Majas 1522.*) erhielt Zwingli ein Schreiben aus Schwaben ohne Namensunterschrift, worin er vor Gift, das man ihm bereitet habe, ausdrücklich gewarnt wird. „Si unquam alias", heißt es, „nunc maxime salutis et vitae rationem habeas, nam undique — proh hominum fidem — septus es insidiis, circumdatus occultis dolis, *ἕτοιμα φάρμακα λυγρὰ*, quibus e medio tollaris". Sie wollen das Gift „tibi *ἐν βρώσεσιν* apponere." Sei auf deiner Huth, iß kein ander Brot, als das deine eigne Köchin gebacken hat, „quando esuris, domi tuae manduces panem, quem propria decoxerit focaria", außer deinem Hause darfst du nichts mit Sicherheit genießen „*ἐκτὸς γὰρ τῆς σῆς οἰκίας μηδαμοῦ τὸ ἀμέριμνον.*" In Züriche Mauern wohnen, die dich verderben wollen. Welches Orakel mir diese Nachstellungen entdeckt hat, das brauchst du nicht zu erfahren, „*ναὶ ἀληθεστέρου τοῦ Δελφικοῦ Ἀπόλλωνος*," es redet wahrer, als das des Delphischen Apollo. Dein heller Verstand wird dich ahnen lassen, woher diese Warnung kommt, die nur das Wohlwollen und die Bruderliebe diktirt hat. „Serva te tibi, serva te tuis, serva te Christo, cui salutiferum verbum, ut feliciter coepisti, ita dici pergas velim evangelicare. Quisquis sim, *σός εἰμι*, agnosces me postea." — Der Schreiber war der Pfarrer Michael Hummelberg zu Ravensburg, ein redlicher Freund Zwingli's, der mit jenem in vielseitigem Briefwechsel stand.

*) Epist. Zwinglii, ed. Schulthess — Zürich 1830. I. 198. f.

Doch noch auf andre gewaltsame Weise stellte man dem Leben Zwingli's nach. Oswald Myconius in der Schrift „de vita et obitu Zwinglii" erzählt, es sei keine Stunde vergangen, daß nicht Laien und Priester geheime Anschläge gegen Zwingli geschmiedet hätten. Einst kam Jemand zu Zwingli um Mitternacht, ihn angeblich zu einem Sterbenden zu rufen. Zwingli's Helfer (Diakonus) gab die Antwort, man könne den von des Tages Arbeit ermüdeten Mann jetzt nicht wecken, — er selbst, der Helfer, wolle kommen. Der Fremde nahm dies Erbieten nicht an. Doch der Helfer schöpfte Argwohn, versprach Zwingli zu rufen, that dies jedoch nicht. Am folgenden Morgen erfuhr man, daß Zwingli hatte gekuebelt, in ein Schiff geworfen und heimlich weggeführt werden sollen. Nicht lange darnach wurde in derselben Absicht ein Pferd in Bereitschaft gehalten. Später ging ein Meuchelmörder aus Zug mit einem Schwert umgürtet in der Stadt umher, um Zwingli beim ersten Begegnen zu tödten. Der Meuchelmörder wurde festgenommen, entrann aber der Haft.

In einer Nacht griffen zwei betrunkene Züricher Zwingli's Haus mit Steinen an, warfen die Fenster ein und fluchten. Am Morgen wurden zwar die Thore geschlossen, und die Ruhestörer gesucht, allein vergebens; bis endlich einige schwatzhafte Weiber den einen verriethen, — der andere war entflohen. Man zog den Verrathenen aus dem Weinfasse eines Priesters und schaffte ihn in's Gefängniß. Zwar verurtheilte man ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft, ließ ihn jedoch nach einigen Wochen auf Fürsprache der Berner frei.

Wenn Zwingli Abends außer dem Hause bei Freunden speisete, so begleiteten ihn rechtschaffene Bürger nach Hause, auch ließ der Rath sein Haus bewachen.

Gottes Auge wachte sichtlich über diesen Rüstzeugen der Wahrheit.

Ein Schuster von Görlitz als Pfarrer zu Leopoldshain.

Das alte Sprichwort: „Ne sutor ultra crepidam!" „Schuster bleib' bei deinem Leisten" ist wohl in sehr vielen Fällen eine passende Mahnung für Manchen aus den niedern Ständen, der sich gern in höhere Sphären heraufschwingen will, ohne den Beruf und die geistige Begabung in sich zu tragen; aber für den strebsamen und talentvollen Mann darf es durchaus nicht eine hemmende Schranke sein, welche ihn in seiner Wirksamkeit nur etwa auf den Kreis beschränkt, in welchem er geboren und erzogen wurde; denn die Erfahrung lehrt, daß sich oft Handwerker in ganz anderer Sphäre als bei ihrem Handwerke als tüchtige Meister berühmt gemacht haben. Bekannt in dieser Hinsicht ist der herrliche Lieder- und Fabeldichter Hans Sachs in Nürnberg, ebenso der Görlitzer Theosoph Jakob Böhme, dessen Schriften noch jetzt vielfach gelesen werden. Ja der Letztere hat sogar sehr viele Verehrer im Auslande, namentlich in England und Nordamerika, welche sich oft

nicht wenig wundern, wenn sie Görlitz besuchen, daß sein Name nicht von allen Bewohnern seiner Vaterstadt mit Ehren genannt wird, daß sehr viele gar nicht einmal das Haus kennen, wo er wohnte und seine Schriften ausarbeitete, nicht die Stätte auf dem Kirchhofe, die unter einem einfachen Steine seine irdische Hülle birgt. Leider also geht es ihm wie das Wort sagt: Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande. Ein drittes Beispiel ist ein Schuster von Görlitz, dessen Leben und Wirken wir jetzt, soweit es die vorhandenen Urkunden gestatten, beschreiben wollen, zumal da er es verdient, daß sein Name der ganzen Stadt und Umgegend bekannt gemacht werde und nicht blos noch im Gedächtniß weniger Gelehrten vorhanden sei.

Der Name unsers Schusters ist Franz Seydel. Er ward, wie wir am wahrscheinlichsten aus seiner ganzen Lebensgeschichte entnehmen können, in Görlitz geboren. Aber das Jahr seiner Geburt ist uns nicht bekannt. Die Nachrichten, welche wir über ihn besitzen, sagen nur aus, daß er beim Beginn der Reformation also ums Jahr 1517. als Schuster in Görlitz wohnte. Von seinen näheren Verhältnissen, z. B. ob er Frau und Kinder hatte, wird nichts erwähnt. Sobald durch Dr. Martin Luther und seine Freunde von Wittenberg aus das Licht des Evangeliums wieder hell zu scheinen begann, die ersten Schriften der Reformatoren erschienen, und die Bibel dem deutschen Volke in deutscher Sprache zur Erbauung und Belehrung gegeben ward, war unser Seydel einer der ersten, welcher das Heil in Christo suchte, die Bibel fleißig las und bald auch Andere in seinem Hause zu gegenseitiger Erbauung durch Gottes heiliges Wort versammelte. Noch waren die sämmtlichen Rathsmitglieder und Prediger der Stadt päpstlich gesinnt und eiferten gewaltig gegen die Wittenbergische Ketzerei. Daher kam es denn auch, daß unserm Seydel nicht nur die religiösen Versammlungen in seinem Hause untersagt, sondern ihm selbst seine Schriften der Reformatoren und die Bibel, die er besaß, genommen wurden. Er kam dann bei dem großen Aufruhr 1527, wo die Verschwornen in der Verräthergasse sich heimlich versammelten und dort ergriffen wurden, wie die noch vorhandene Gedenktafel zeigt, in Haft und Untersuchung. Es wurden zwar schwere Beschuldigungen gegen ihn aufgebracht, aber man mußte ihn zuletzt doch für unschuldig erklären und frei lassen.

Der damalige Bürgermeister Magister Johann Haß, ein eifriger Papist und wüthender Verfolger der Anhänger Luther's, verfolgte ihn dessenohngeachtet höchlichst. In seinem Traktate: de frigidis et maleficatis gedenkt er dieses Schusters mit folgenden Worten: Er hat gesagt, er wolle über dem Worte Gottes Leib und Leben lassen, und setzt boshaft hinzu: Denn sonst habe er nichts gehabt!

Arm von Haus aus, gedrückt, angefeindet und verfolgt von der Stadtobrigkeit, ging es nun dem braven Manne trübselig, aber sein Glaubensmuth hielt ihn aufrecht. Er kam endlich wegen seines rechtschaffenen christlichen Wesens mit dem damaligen Herrn von Leopoldshain Sebastian Schütze in Bekanntschaft. Dieser stammte aus einer patrizischen Familie Nürnbergs, und hatte sich in Görlitz niedergelassen. Wegen seiner Rechtschaffenheit und Klugheit ward er in den Rath gezogen, und weil er sich der wahren Gottseligkeit emsig befleißigte, schrie man ihn und seine Familie für schwenkfeldisch aus, wie er denn auch mit dem Görlitzer geistlichen Ministerium deshalb viel zu kämpfen hatte. Er war zugleich Herr auf Hennersdorf und Neundorf, wie die alte Chronik von 1557 berichtet.

In Leopoldshain hatte die Reformation weit früher als in Görlitz Eingang gefunden, indem schon 1525 der damalige katholische Pfarrer Antonius Diepe dem Papstthum entsagte und mit seiner sämmtlichen Kirchgemeinde zur evangelischen Kirche übertrat. Nach dessen Tode war Johann Erling kurze Zeit Pfarrer daselbst, und ihm folgte im Amte unser Seydel. Sebastian Schütze nämlich schickte ihn nach Wittenberg. Empfohlen durch ihn fand er freundliche Aufnahme bei Dr. Martin Luther, weilte einige Monate dort und ward von demselben selbst zum Pfarramte in Leopoldshain ordinirt. Er hat dieses Amt, in welches er 1531 eintrat, 17 Jahre lang, nämlich bis 1548, mit großer Kraft und vielem Segen verwaltet.

Außerdem hielt Dr. Paur im Saale der Gesellschaft vom 7. Jannar bis zum 10. März acht öffentliche Vorträge über das Kunstleben in Rom und Nürnberg zur Zeit der Reformation, an denen sich eine ansehnliche Zahl von Herren und Damen als Zuhörer betheiligten.

Skizzen

zu den acht öffentlichen Vorträgen des Dr. Theodor Paur über das Kunstleben in Rom und Nürnberg zur Zeit der Reformation.

Indem bei der Behandlung des vorliegenden Gegenstandes besonders der historische Gesichtspunkt gelten sollte, so mußte zuerst das Wesen und die Entwicklung der Reformation bezeichnet werden. Es ist einseitig, dieselbe ausschließlich als religiös-kirchliche aufzufassen, vielmehr offenbart sie sich in ihrer frischen Erstlingsepoche als der Drang des deutschen Volkes, nach vier Hauptrichtungen hin, der wissenschaftlichen, volksthümlichen, nationalpolitischen und religiösen, seiner selbst auf's Neue bewußt und gewiß zu werden. Im Laufe der Fortentwicklung blieb dann die religiös-kirchliche Erneuerung als der festwurzelnde und weiter treibende Stamm allein übrig, doch unter mancherlei Wandelungen, die seinen herrlichen Wuchs beeinträchtigen. Einer-

seits zerfiel die Reform selbst in feindliche Parteiungen, andererseits vermochte die norddeutsche Richtung nur durch engen Anschluß an das politische Interesse der Fürsten Geltung zu gewinnen, endlich bot sie gegenüber der durch das Tridenter Concil und den Jesuitenorden neuerstarkten alten Kirche ein trauriges Bild des Zwiespaltes und der Verfolgungssucht. In Italien vermochte die Reformation nur an einzelnen Punkten, wie am Hofe zu Ferrara unter dem Schutze der Herzogin Renata, und zu Neapel in der unmittelbaren Nähe des Vicekönigs durch den Einfluß des Spaniers Juan Valdez, eine Zeitlang Einfluß zu gewinnen, bis es um die Mitte des Jahrhunderts der Inquisition gelang, die vereinzelten Funken völlig zu tilgen. Es konnte ihr dies nicht allzuschwer werden, da weder die Gebildeten, durch sinnliche und feinste geistige Genüsse überreizt und erschöpft, noch auch die von äußerlichen Eindrücken geleitete große Masse einer lebendigen religiösen Ueberzeugung fähig waren; in Deutschland dagegen hatte sich des Volkes ein so tiefes und zugleich derb sich äußerndes Wahrheitsgefühl bemächtigt, daß der Sinnenrausch des Kultus und einige Verbesserungen im äußerlichen Kirchenwesen nichts dagegen vermochten. Denselben Unterschied zeigt die italienische und die deutsche Poesie jener Epoche. Ariost und Hans Sachs, welche Gegensätze! Dort eine Vollendung der Form ohne Gleichen, dabei aber ein unverkennbarer Mangel an ideeller Grundlage, ja eine durchgreifende Ironie gegen das Ideelle — hier dagegen eine unglaubliche Ungeschicktheit in der Darstellung bei reinster Gesinnung und oft reizender Einfalt. Auch die bildende Kunst der großen italienischen Meister, die das Höchste erreicht, offenbart gegenüber den Schöpfungen eines Albrecht Dürer das Eigenthümliche, daß sie mit ihrer freien, völlig erschlossenen Idealität sich über die ernsten Kämpfe des Zeitalters erhebt oder hinwegsetzt, während die deutsche Kunst für sich keinen andern Weg kennt, als mitten durch diese Kämpfe hindurch, was freilich ihrem Wesen eine starke Beimischung von Absichtlichkeit gibt, ihr aber auch oft die erquickendste Gemüthswärme mittheilt.

Der zweite Vortrag begann mit der welthistorischen Bedeutung Rom's, wie es zweimal, im Alterthum und im Mittelalter, das Centrum der menschheitlichen Entwicklung gewesen, das eine Mal als Hauptstadt der römischen Weltmacht, das andere Mal als Sitz der christlichen Welthierarchie. Und so verschieden auch beide in ihrer Art und Richtung, so haben sie doch den verwandten Zug, daß sie auf Herrschaft ausgingen, nicht Befreiung, sondern Unterwerfung der Völker und Geister erstrebten. Zugleich aber wurde Rom in beiden Zeitaltern eine glänzende Freistätte für Kunst und Wissenschaft, so daß es uns ebensowohl als eine Pandorabüchse der schlimmsten Uebel, wie als ein überreiches Füllhorn des Segens und der geistigen Befruchtung erscheinen kann. Diese Doppelbeziehung des christlichen Roms liegt eben darin, daß die Päpste zugleich weltliche Herrscher waren; ohne eine so innige

Verflechtung der irdischen und überirdischen Interessen hätte Rom schwerlich die Heimath der modernen Kunst werden können. Freilich die sittenlose Regierung Alexander's des VI. vermochte die Blüthen des Geistes nicht zu pflegen, während Florenz, Mailand, Venedig, Ferrara längst mit einander wetteiferten, die Musen bei sich heimisch zu machen. Päpste dagegen, wie der rauhe, aber kraftvolle Julius II. und der liebenswürdige, feingebildete Leo X., obwol bei beiden von vorwaltender religiöser Stimmung nicht die Rede, waren ganz dazu geschaffen, der Kunst einen mächtigen Impuls zu geben. Den Charakteren derselben entsprach in wunderbarer Weise die Eigenthümlichkeit ihrer beiden großen Schützlinge Michel Angelo und Rafael; jener von heldenhafter Kraft und Strenge, dieser mild und von bezaubernder Liebenswürdigkeit. Der Vortragende wendete sich nun ausschließlich der Lebensentwicklung Michel Angelo's zu und führte dieselbe bis zu dem Momente fort, wo er zugleich mit Rafael im Jahre 1508 die Ausschmückung des vatikanisches Palastes begann. Aus der Familie Buonarotti 1474 im Casentiner Thale unweit Florenz geboren, hatte der Knabe, wie er selbst sagt, mit der Ammenmilch Meißel und Hammer eingesogen. Die Malerschule des Ghirlandajo überwies ihn der Kunstakademie in Florenz, die Lorenzo der Prächtige so eben in seinen Gärten errichtet hatte. Von dem Fürsten wie Sohn gehalten, gab er hier die ersten Proben seines glänzenden Talentes. Die Vertreibung der Medici hielt ihn dann einige Zeit von Florenz fern; während dieser Frist führten ihn anatomische Studien zu einer sicheren Anschauung der menschlichen Natur, sowie die Lectüre Dante's zu der ernsten und strengen Hoheit seiner Weltauffassung. Ein schlafender Cupido, den er zur Zeit des ihm geistesverwandten Reformators Savonarola in Florenz aus Marmor meißelte, wurde als Antike verkauft und führte den jungen Künstler nach Rom. Hier fertigte er für den französischen Gesandten die Statue der Madonna mit dem Leichnam Christi auf dem Schoße, die pietà genannt, ein Werk, das die stille Erhabenheit der alten mit christlicher Liebesglut verbindet. Da riefen ihn die Freunde um das Jahr 1503 nach Florenz zurück zum Wettkampfe mit Leonardo da Vinci. Ein Marmorblock, den dieser nicht zu berühren wagte, wurde unter seiner Hand zu dem bewunderten David mit der Schleuder, und sein Carton aus dem Pisanischen Kriege rief neben dem des älteren Meisters die Kunstjünger aus weitester Ferne zum Studium und zur Bewunderung. So kam es, daß Julius II. ihn um 1505 zum Bau und zur Ausschmückung seines Mausoleums nach Rom zog; doch die ungeduldige Hast des Papstes und widrige Umstände hinderten die Ausführung, und nur die Kolossal-Statue des Moses, das verkörperte Sinnbild des zornvollen, halb mythischen Gesetzgebers, zugleich des übermüthigen Kirchenherrschers und des stolzen Künstlers selbst, und weniges Andere wurde für das Ganze von der Hand Michel Angelo's selbst vollendet.

Der dritte Vortrag führte die drangvolle Regierung Julius II. und ihren für den Stuhl Petri so siegreichen Ausgang vor, wie trotz den großen Gefahren und Entwürfen in politischer Beziehung das Gemüth des Papstes sich offen erhielt für die hingebendste Förderung von Kunst und Wissenschaft, wie er nicht blos den großartigen, aber rauhen Sinn eines Michel Angelo verstand, sondern auch den zarten, harmonisch gestimmten, nur für das vollendet Schöne erglühenden Geist Rafael's zu leiten und bei sich heimisch zu machen wußte. Gerade zur Zeit, als Luther bei seiner Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit die erste Ueberzeugung gewann, daß von ihr nicht das Heil, sondern das Verderben der Welt ausgehe, schufen Michel Angelo und Rafael im Vatican wetteifernd ihre herrlichsten Werke und erhoben damit, unbekümmert um den welterschütternden Kampf des deutschen Reformators, ihren stillen, aber sicher fortwirkenden Protest, jener mit der Strenge des alten, dieser mit der Liebe des neuen Testamentes, gegen alle Mißgestaltungen in der Menschheit durch Erschlaffung und Schwäche oder durch Wildheit und Barbarei, den ewigen Protest des Erhabenen und Schönen gegen das Niedrige und Häßliche. Nachdem im zweiten Vortrage der Entwicklungsgang Michel Angelo's bis zum Jahre 1508, wo er in Rom mit Rafael zusammentraf, dargestellt worden, bildete nun den größeren Theil des dritten das Jugendleben des letztern bis zu dem erwähnten Zeitpunkt. Kaum eine Tagereise von dem Geburtsort Michel Angelo's nach Osten entfernt, nämlich in Urbino, wurde Rafael Sanzio 1483, in demselben Jahre wie Luther, geboren. Von seinem Vater, einem trefflichen Maler, dann besonders von seinem eigentlichen Lehrmeister Pietro Vanucci in Perugia (darum Perugino genannt) wurde der junge Künstler sofort in den Kreis der heiligen Geschichten eingeführt, während Michel Angelo seine Kunstübung vielmehr mit der Antike begann, und wie der letztere erst später von der Plastik sich zur Malerei wandte, so umgekehrt Rafael von dieser zu jener. Um 1504 verließ er die Schule des Perugino, deren Charakterzüge, Gefühlsweichheit und eine gewisse Befangenheit in der Form, er erst in den folgenden Jahren völlig überwinden lernte. Sein erstes großes Werk von jenem Jahre, das Verlöbniß der Jungfrau Maria (in Mailand), trägt dieselben noch sichtbar, obwohl zur lieblichsten Schönheit verklärt. Die Eindrücke des Florentiner Aufenthaltes (1504—8), unterbrochen von Ausflügen nach Siena, Urbino und Perugia, und der wetteifernde Verkehr mit den größten Künstlern der Zeit, führten ihn zu einer frischeren, naturgemäßeren Auffassung des Lebens, ohe daß dadurch die ihm angeborene Zarthelt beeinträchtigt worden wäre. Solchen Sinn offenbart die nun beginnende Reihe seiner Madonnen, die weit mehr den irdisch weiblichen Liebreiz als die ewig weibliche Hoheit der Gottesmutter erkennen lassen. Die heilige Familie in reicher Landschaft, wo Maria und Elisabeth halbknieend zwischen sich die beiden Knaben halten

und St. Joseph, sich auf den Stab stützend, hinter ihnen emporragt (in München), athmet den seligsten Frieden eines unschuldvollen Lebens, obwol die stark hervortretende Symmetrie der Gruppirung noch an den Typus der vorhergehenden Bildungsperiode erinnert. Endlich die Grablegung Christi von 1507 (in der Galerie Borghese zu Rom), ein Wunderwerk an tiefer Kraft und Anmuth, zeigt den vierundzwanzigjährigen Künstler vollkommen reif für den großen Wettkampf mit Michel Angelo, zu welchem Papst Julius II. ihn im folgenden Jahre nach Rom berief.

Der *vierte* Vortrag hob zunächst einige charakteristische Züge aus der örtlichen Lage und Gestaltung Rom's hervor: sie ist darin einzig, daß Antikes und Mittelalterliches, theils als Ruinen, theils als verwendete Bestandtheile, mit dem Neuen aufs innigste verwachsen erscheinen; besonders war zu erwähnen, daß der an die Peterskirche sich anschließende Vatican, auf der westlichen Tiberseite unweit der Engelsburg gelegen, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts *nicht* mehr die Residenz des Papstes ist, und jetzt fast allein als das größte Kunst-Museum der Welt seine Bedeutung hat. Im Zeitalter Michel Angelo's und Rafael's dagegen war die Wohnstätte der Musen zugleich die des Statthalters Christi. Als beide Künstler im Jahre 1508 ihre Arbeiten darin begannen, wurde Rom zum Mittelpunkte der italienischen, ja der Kunstwelt überhaupt. Michel Angelo lernte erst von florentinischen Künstlern, die er berief, die Fresco-Malerei, dann schmückte er die Decke und den oberen Theil der Wände der sixtinischen Kapelle mit Gemälden aus dem alten Testament, mit Propheten und Sibyllen, ernst und erhaben, im Geiste eines drohenden Strafgerichts für Gegenwart und Zukunft. Rafael hingegen, der geschichtlichen Entwicklung, dem liebenden Fortwalten des göttlichen Geistes bis in die Gegenwart zugewandt, versinnlichte in den Zimmern des Vaticans das Mysterium der Theologie, das Schaffen der Weltweisheit, die Weihe der Dichtung und den Ursprung des geistlichen und weltlichen Rechtes, überhaupt die Grundelemente der christlichen Kultur und die Thaten Gottes zum Schutze der Kirche. Sinnvoll erscheinen darin die hervorragenden Gestalten mit den Zügen bedeutender Zeitgenossen des Künstlers ausgestattet, so daß Vergangenheit und Gegenwart ihre Personen und Thatsachen vertauschen: König Attila wird zu Ludwig XII. von Frankreich, Papst Leo der Große zu Leo X. Der letztgenannte hatte nämlich inzwischen, im Jahre 1513, den päpstlichen Thron bestiegen und bot, seinem kriegerischen Vorgänger gegenüber, das Bild eines friedliebenden, menschlich gesinnten und geistreichen Fürsten dar; seine kurze Regierung wurde das goldene Zeitalter für Künste und Wissenschaften und die klassischen Studien erklärte der Papst selbst in einem Breve für einen Trost im Unglück, für eine Ehre im Glück. Nur gegen den deutschen Reformator fehlte ihm die Waffe, und wo im einzelnen Fall kein anderes

Mittel zum Ziele führte, verschmähte er auch Wortbruch und Verstellung nicht. Rafael hat uns sowol das rauhe Antlitz Julius' II. wie das sein organisirte Leo's X. in vollendeten Porträts aufbewahrt. Auch der reiche Kaufherr Agostino Chigi war ein Mäcen der Wissenschaft und Kunst. In seinem Auftrage malte Rafael in der Kirche Maria della pace die Propheten und Sibyllen, menschlich schöner und hoffnungsreicher als die von Michel Angelo im Vatican, während der Jesaias in S. Agostino eine gewisse Abhängigkeit von dem Moses dieses Meisters nicht verleugnet; für denselben Kunstfreund, als Stück eines Mausoleums, schuf er eine Marmorstatue des Jonas, und in dem Palaste desselben die Fresken aus den Mythen von Galatea, von Amor und Psyche, liebeglühend, von heiterster Sinnlichkeit, doch rein im Geiste des Ideals. Dagegen zeigen seine Madonnen den Fortschritt von anmuthigen Natur-Beziehungen bis zur geistigsten Auffassung in der sixtinischen Madonna, in welcher das erhabene Problem gelöst erscheint, Mutter und Kind als die verkörperten Ideen des ewig Weiblichen und des ewig Männlichen im christlichen Sinne darzustellen. Dieses Gemälde und die Verklärung auf Tabor können ausschließlich als Meisterwerke der *christlichen* Kunst gelten, indem sie alles Irdische ausscheidend, gewissermaßen die ewigen Gedanken Gottes zur Anschauung bringen. Als Baumeister der Peterskirche seit Bramante's Tode zugleich zum Aufseher über alles Material, das von den Ruinen des Alterthums gewonnen werden konnte, eingesetzt, hatte Rafael noch Gelegenheit, seinem Fürsten den großartigsten Plan einer Wiedererweckung des alten Rom's mit begeisterten Worten vorzulegen; im folgenden Jahre, 1520, starb er in der Blüthe des Strebens. So einigten sich in diesem schöpferischen Geiste die scheinbar widerstrebendsten Gegensätze: Irdisches und Ueberirdisches, Menschliches und Göttliches, Antikes und Christliches feiern ihre Versöhnung, indem sie sich als *Schönheit* offenbaren.

Der *fünfte* Vortrag leitete den Uebergang zur heimischen Kunstwelt mit dem einfältig-lieblichen Traumgesicht des *Hans Sachs* ein, worin ihm die ganze ächt deutsche Herrlichkeit seiner Vaterstadt Nürnberg offenbar erscheint. Es ist ein Bild, in jedem Zuge verschieden von dem stolzen und trauernden Rom: keine Ruinen als Zeugen eines untergegangenen Weltzeitalters, keine üppige Kirchenherrschaft, je nach den Umständen mild oder verrätherisch: in der Bevölkerung weder die krankhafte Reizbarkeit noch die thierische Wildheit des römischen Charakters, vielmehr ein rührsam thätiges, derb kräftiges, enges Zusammenleben, geeignet und gewahrt durch ein Stadtregiment, das „gütig, ohne Tyrannei" die Gesetze verwaltet, und geschmückt mit den Schöpfungen einer Kunst, die nicht, wie die römische, die Weite der Welt und der Zeit umfaßt, nicht, wie diese, das sichtbar Schöne in freier Entfaltung offenbart, sondern erwachsen aus der kindlichen Einfalt des

Glaubens, auferzogen an der Betrachtung einer schlichten Natur und immerdar genährt von dem frisch zuströmenden Quell des Wahrheitsgefühles, ihren Reichthum nur demjenigen offenbart, der sich gewöhnt hat, in die Tiefe zu blicken und unter den Verhüllungen des äußeren Gewandes auch das zaghaftere Walten des Volksgeistes wiederzuerkennen. In Rom wurden die Künstler mit Gold überschüttet, in Nürnberg rechtete man mit Albrecht Dürer um Gulden; aber dort wurden die Kunstschöpfungen eines Michel Angelo und Rafael mit deutschen Ablaßgeldern bezahlt, während hier der Künstler seinen sparsamen Unterhalt auch nur von dem ehrlichen Erwerbe bürgerlicher Thätigkeit gewinnen konnte. Noch Eins ist charakteristisch: in Rom, welche Kluft zwischen der Bildung und den geistigen Genüssen der Vornehmen und dem verdumpften, sklavischen und dabei gewaltthätigen Sinne der großen Masse! Für jene nur schufen die Künstler, schrieben die Dichter und die Gelehrten, während in den Städten Deutschlands, wie Nürnberg, die Kunst so recht die Vermittelung bildete zwischen den hoch und den niedrig Stehenden an Stand, Gütern und Geist, und besonders die Dichtkunst ein ganz gemeinsames Denken, Fühlen und Sprechen bei allen Ständen erkennen läßt. Zunächst wurde dann als edelster Repräsentant des deutschen Patrizierthums, zugleich des gelehrten Humanismus, der Nürnberger Rathsherr Wilibald Pirkheimer seiner Lebensentwicklung und seinem Streben nach dargestellt. Gelehrt gebildet auf italienischen Universitäten, besonders mit Begeisterung dem Studium der griechischen Literatur ergeben, glücklicher Uebersetzer in das Lateinische und Deutsche, sein Vermögen verwendend auf Sammlung von Alterthümern und Kunstschätzen und auf Veröffentlichung von Manuskripten, heiter, bequem und geistreich im Umgange, — so war er ganz geeignet, sein Haus zum „Asyle der Musen" zu weihen, in welchem Staatsmänner, Gelehrte und Künstler sich heimisch fühlten. Der Reformationskampf führte auch ihn zur Parteinahme für das neu anbrechende Licht; der weitere Fortgang aber, die Spaltung in der Reform selbst und der Ungestüm mancher Vertreter derselben, erfüllten die letzten Jahre seines Lebens mit Unmuth und bangen Besorgnissen. Zu ihm gesellt sich der wackere Meistersänger Hans Sachs, inmitten der Schaar seiner dichtenden Handwerksgenossen, als der Vertreter des lauteren Bürgersinnes, des sittlichen und gesunden Denkens und Fühlens, wie nur je den gemeinen Mann es beseelte. Gleicht auch ihr Dichten, eingeschränkt in die zunftmäßigen Vorschriften der Tabulatur, oft mehr einem Korbe voll derber Brodstücke, als einem Strauße bunt leuchtender und duftender Blüthen, so hat es doch überall zum Grund und Boden die sittliche Wahrheit und weist dadurch, sowol in den meist ungedruckten religiösen Meistergesängen als in den zahlreich veröffentlichten erzählenden und dramatischen Spruchgedichten, auf eine später sich erhebende nationale Dichtung von edelster Kraft und Gediegenheit hin.

Der sechste Vortrag machte auf die verschiedene Gestaltung der Räumlichkeiten bei den Gebäuden Rom's und Nürnberg's aufmerksam: dort ein freies Auseinandergehen in die Breite, dem Beschauer schöne und reich geschmückte Flächen darbietend, — hier ein Zurückziehen der Massen in die Tiefe, für den Beschauer nur die schmale, hoch aufgeführte Giebelseite freilassend; insbesondere die Kirchen betreffend, dort in Rom die Rundwölbungen, Kuppelaufsätze, Säulen- oder Pfeiler-Arkaden, älteren und neuen Stils, als Ausdruck des befriedigten Sichselbstgenügens in der Feier des Göttlichen, — hier dagegen, auf dem deutschen Grund und Boden Nürnberg's, in den architektonischen Elementen der Spitzbögen, Kreuzgewölbe, Thürme und Thürmchen, in dem unendlichen Reichthume sinnvoller, auch humoristischer Verzierungen und Bildwerke, in der bezaubernden Mystik der Glasgemälde, in Allem die entschiedene Andeutung, daß der gläubige Sinn, ohne Verachtung der Welt und Natur, sein Heil doch sehnsüchtig im Jenseits suche. Auch in der bildenden Kunst selbst zeigt sich diese Verschiedenheit: während wir anerkennen müssen, daß die Schöpfungen der großen Italiener den unzweifelhaften Stempel der Idealität an sich tragen und in dieser Weise eine reine, harmonische Befriedigung gewähren, liegt der eigenthümliche Reiz der deutschen Bildwerke gerade in der Wahrnehmung eines nicht völlig überwundenen Zwiespaltes zwischen Natur und Geist; wir sehen in ihnen das lebenskräftig Natürliche innig verbunden mit der frommen Sehnsucht, sich darüber zu erheben, und eben dies regt in dem Betrachtenden eine Unendlichkeit von Gefühlen an. Die Einfalt der Auffassung und das heimische Kostüm neigen auch hier wieder mit Vorliebe dem eigentlichen Volke zu, während die italienische Kunst ihren vornehmeren Charakter nicht verleugnet; auch trug die Verbreitung durch Holzschnitt und Kupferstich, die besonders in Deutschland blühten, außerordentlich zur Volksthümlichkeit der Kunst in unserem Vaterlande bei. Indeß blieb das Schönheitsideal der Italiener nicht so ganz ohne Einfluß auf die Nürnberger Künstler, und wahrscheinlich war es Pirkheimer, der darauf einwirkte. Während der Steinmetz Adam Kraft, der wie der Rothgießer Peter Vischer sich vom Handwerk zur Kunst erhob, in den Sandsteinbildern von Christi Leidensstationen und der schönen Grablegung an der Außenwand der Sebalduskirche der deutschen Art und Form durchaus treu blieb und in dem Sakramenthäuslein der Lorenzkirche alle Feinheit der deutschen Kunst entfaltete, wandte sich dagegen Peter Vischer von der vaterländischen Weise mehr und mehr ab; indem er jedoch in dem erzenen Sebaldusdenkmal eine unerschöpfliche Pracht und Anmuth von Gestalten, symbolischen Verzierungen und architektonischem Schmuckwerk mehr italienischen als deutschen Charakters zur Schau stellte, ließ er doch bei den Statuen der Apostel, sowie in dem Grundgedanken des ganzen Werkes sichtbar den deutschen Typus vorwalten. Ein charakteristischer Zug an bei-

den Meisterwerken ist, daß die Künstler sich nicht scheuten, ihre eigene ehrwürdige Gestalt, mit Schurzfell und Werkzeugen angethan, ihrem Kunstbau einzufügen. Auch Albrecht Dürer, geboren in Nürnberg 1471, begann mit Handwerksthätigkeit, indem er wie der Vater und Großvater die Goldschmiedekunst erlernte; früh aber trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang zu höherer Kunstbildung. Nachdem er bei Michael Wohlgemuth, dem Nürnberger Maler, handwerksmäßig in Lehre und dann auf Reisen gewesen, ließ er sich in der Vaterstadt häuslich als Zunftgenosse nieder. Seine ersten künstlerischen Versuche, Federzeichnungen, bald auch Holzschnitte und Kupferstiche, gehören dem Gebiet der Sage und Visionen an; von hervorragender Bedeutung, durch Kühnheit und tiefe Ursprünglichkeit, sind die sechszehn Blätter zur Offenbarung Johannis von 1498. Im Jahre 1506, während seines Aufenthaltes in Venedig, fand er reiche Gelegenheit, sich mit den Italienern zu messen, Neid und Bewunderung zu erregen und seinen Kunststil zu vollenden; ohne Fremdes aufzunehmen, steigerte er nur durch das Schauen des Fremden die eigene Größe. Hier schuf er sein erstes großes Oelbild, das Rosenkranzfest der h. Jungfrau (jetzt im Stifte Strahoff zu Prag), und bewies damit den Italienern, daß er nicht blos den Holzschnitt und Kupferstich, sondern auch die Farben verstehe. Die heitere Laune in den Briefen an Pirkheimer läßt uns deutlich das freie Behagen, dessen er damals schaffend und sich fortbildend genoß, mitempfinden. Wie er aus Italien zurück kam, begann für ihn die Periode seiner reifen männlichen Wirksamkeit.

Der siebente Vortrag führte das begonnene Lebensbild Albrecht Dürer's zu Ende. Die Schlußworte des letzten Briefes aus Venedig: „O wy wirt mich noch der sunen friren! hy bin ich ein Her, doheim ein schmarotzer" gingen in Erfüllung für ihn, er begann nun wieder ein von Mangel und mancherlei Demüthigungen gedrücktes deutsches Künstlerleben. Seine Briefe an Jakob Heller in Frankfurt a. M. (1507—9) in Betreff des von diesem bestellten Oelgemäldes der Himmelfahrt Mariä, das später in München durch Brand vernichtet wurde, gewähren den unerfreulichen Anblick eines rücksichtslos drängenden, dabei um den Preis markenden Bestellers gegenüber dem sorgsam fleißigen, den eigenen Vortheil hintansetzenden Künstler. Nachdem er noch im Auftrage Landauer's für dessen Grabkapelle in Nürnberg das großartige Gemälde von der Dreieinigkeit (jetzt in Wien) im Jahre 1511 vollendet hatte, verließ er den Kreis solcher an das Dogma der alten Kirche anknüpfenden Darstellungen und wendete sich weiterhin, besonders seitdem die Reformation in seinem Gemüthe Wurzel gefaßt, den Anschauungen des mild kräftigen Evangeliums und des frischen Lebens zu. Doch gerade in dieser Zwischenzeit fällt zumeist seine weitgreifende volksthümliche Wirksamkeit durch Holzschnitt und Kupferstich, ein Kunstzweig, den er schon darum

gern ergriff, weil dieser Kleinhandel ihn besser ernährte, als die Jahre verschlingende Schöpfung von großen Gemälden, die kein Fürst, kein Gönner im Vaterlande nach ihrem wahren Werthe bezahlen konnte oder wollte. Jene Blätter bilden für sich allein eine Kunstwelt von unerschöpflicher Fülle: menschliches Dasein in unschuldiger Natürlichkeit, das Hereinragen finsterer Mächte in das Leben, überwunden durch gläubige Zuversicht und Manneskraft, und das Walten des Göttlichen im heiteren Bezirke der irdischen Welt, diese drei Beziehungen stellen sich hauptsächlich auf den Dürer'schen Holzschnitten und Kupferstichen dar. Was die zuletzt erwähnten anlangt, so tritt noch der besonders eigenthümliche Zug hervor, daß der Künstler seine heiligen Gestalten durch ihr Thun und Schaffen, durch Kleidung und Umgebung ganz in unsere deutsche Heimath versetzt und sie dadurch dem Herzen des Volkes auf's Innigste verschwistert hat. Es liegt in der Art, wie Dürer z. B. in den Blättern aus dem Leben der Maria ihre Vermählung, ihre Flucht nach Aegypten, ihren Haushalt in der Fremde darstellt, die leise Mahnung, daß das Heilige von dem Menschlichen nicht geschieden sei, daß vielmehr jenes sich in diesem zu offenbaren habe; es sind religiöse Bilder von gesundestem Kern, die nichts zu schaffen haben mit den Mondschein-Heiligen unserer neuesten Schule. In den Randzeichnungen zum Gebetbuche des Kaisers Maximilian von 1515 (in München) ist die lehrhafte Tendenz entschieden, doch reizend in jedem Zuge, und Ernst und Humor lieblich ineinander verschmelzend; der Triumphwagen des Kaisers dagegen an der Wand des Rathhaussaales in Nürnberg (1518) leidet, bei aller Schönheit der einzelnen Gestalten, an frostiger Allegorie, und man gewahrt deutlich den Einfluß des hohen Auftrages. In den Jahren darauf, 1520 und 21, ernetete der Künstler während seines Aufenthaltes in den Niederlanden, wohin er die Reise mit Frau und Magd hauptsächlich zu dem Zweck, seine Holzschnitte und Kupferstiche abzusetzen, unternommen hatte, leider also gerade wieder in der Fremde, als erquickenden Entgelt für seine Lebensmühen, die höchsten Ehren von den Künstlern des Landes; seine Hoffnung auf Erwerb jedoch wurde durch den Geiz der Großen, besonders der Statthalterin Margarethe, fast gänzlich vereitelt. Mit Mühe und nur auf besondere Verwendung erhielt er auch erst nach vielen Jahren den ihm von Kaiser Maximilian zugesagten Jahresgehalt von 100 Gulden ausgezahlt, und ebenso hatte er sich von dem hohen Rathe seiner Vaterstadt, der zu Liebe er glänzende Anerbietungen in Venedig und Antwerpen zurückgewiesen, keiner andern Gunst zu erfreuen, als daß er im Jahre 1525 es wagen durfte, denselben um Verzinsung seines Ersparnisses von 1000 Gulden anzugehen. Vielleicht zum Danke für Gewährung dieses Gesuches widmete er im folgenden Jahre der kargen Vaterstadt die mächtigen Bildnisse der vier Apostel (in München), mit der beigefügten Ermahnung an den Rath, derselbe möge Acht geben, daß er nicht statt des göttlichen Wortes

menschliche Verführung annehme; es ist diejenige Schöpfung Dürer's, aus welcher vorzugsweise der ächte, unlautere Geist der deutschen Reformation spricht. Und zur selben Frist konnte er gegen Melanchthon bedauernd eingestehen, daß er noch nicht die höchste Zierde der Kunst, die Einfalt der Natur, erreicht habe; wahrlich, das Bekenntniß eines Meisters! Dürer starb 1528, zwei Jahre darauf sein Freund Pirkheimer.

Der letzte Vortrag gedachte noch einmal der zwischen Rafael, Dürer und Michel Angelo waltenden Gegensätze der Persönlichkeit und der künstlerischen Auffassung, deutete namentlich an, wie bei dem ersten die Natur in völliger Harmonie mit dem Geiste, bei dem zweiten ihre charakteristischen Züge mit liebevoller Sorgfalt bis ins Einzelne dargelegt, bei dem dritten die Gestaltungskraft derselben meist überspannt erscheint; dann wurde das Lebensbild des Michel Angelo zum Abschluß gebracht. Während Rafael unter Leo X. Rom mit unsterblichen Schöpfungen erfüllte, lebte Michel Angelo, vom Papste beauftragt, grollend und fast unthätig in Florenz; der Papst Clemens VII. versetzte ihn wieder in lebendige Thätigkeit. Für diesen schuf er in den folgenden Jahren die Grabmäler der Medici in Florenz; die dazu gehörigen Statuen der beiden Fürsten, der Morgen- und Abenddämmerung, des Tages und der Nacht, sowie für die eine römische Kirche ein heldenartiger Christus, sind die letzten Sculpturwerke von seiner Hand. Während dieser Arbeiten gab die Vertreibung der Medici aus Florenz und die darauf folgende Belagerung und Wiedereinnahme der Stadt (1527—30) dem einsam schaffenden Künstler zugleich Gelegenheit, sich als entschlossenen Freiheitshelden zu offenbaren. Unter Paul III. finden wir ihn wieder in Rom, das er seitdem nicht mehr verließ, da die Zustände in Florenz unter dem wiederhergestellten oder neu gegründeten Herzogthum der Medici ihm wenig gefielen. Bis zum Jahre 1541 beschäftigte ihn nun ausschließlich die Vollendung des Weltgerichtes, des großen Wandgemäldes in der sixtinischen Kapelle. Ein ganz eigener, furchtbar erhabener Stil, der nicht blos von dem Gegenstande des Bildes, sondern zumeist aus dem düsteren Geiste des Künstlers stammt, unterscheidet das Werk von allen sonst bekannten Schöpfungen dieses Darstellungskreises. Unterhalb links die Auferstehung der Todten und ihr Emporstreben zum Gericht, rechts die Qualen der hinabgeschleuderten Verdammten, zwischen beiden die zum Urtheil ladenden Engel, weiter oben die Schaaren der Erstandenen, der Erzväter, Apostel und Märtyrer, diese letzteren die Attribute ihrer erlittenen Pein vorweisend, ganz zuoberst auf beiden Seiten schwebende Engel mit den Marterwerkzeugen Christi, in der Mitte endlich der obern Region der Weltenrichter selbst, fast unbekleidet, an Körperbildung, Haltung und Mienen ein zornvoll drohender Kämpfer, so daß das zagende Anschmiegen der in ihre Gewänder sich hüllenden Jungfrau Maria ihm zur Rechten natürlich erscheint,

— Alles athmet Schreck, Grauen und markdurchdringendes Beben, und die Gestalten der Beseeligten sind weit genug in den Hintergrund gedrängt, um diesen Eindruck dauernd vorwalten zu lassen. Der Höllenfährmann unten rechts, wie einige andere Motive in den Werken Michel Angelo's, sind dem Lieblingsbuche desselben, Dante's Komödie, entnommen und bezeugen die innige Verwandtschaft des großen Bildners mit dem großen Dichter. Die fast durchgehende Nacktheit der zahllosen Gestalten, die später Anstoß erregte und Aenderungen veranlaßte, erzeugt übrigens, trotz der unaussprechlichen Lebendigkeit der Bewegungen, eine etwas störende Einerleiheit, die nur durch das Hinzutreten der Gewandung vermieden werden konnte. Diesem Hauptwerke folgten die Fresken der pauliniſchen Kapelle im Vatican, dann seit 1546 die Bauten an St. Peter, auf dem Kapitol und im Palast Farnese. In diese Epoche des eintretenden Greisenalters trifft noch das zarte und innige Verhältniß des Meisters zur Gräfin Vittoria Colonna, der Wittwe des früh verstorbenen kaiserlichen Feldherrn Marchese von Pescara. Schon in ihrer Jugendblüthe auf der Felseninsel Ischia als Mittelpunkt der edelsten Geister Italiens gefeiert, widmete sie sich besonders nach dem Tode ihres Gatten (1525) dem Studium des Alterthums, belebte in Rom durch ihren Umgang Gelehrte und Künstler und verewigte das Andenken ihres dahin geschiedenen Helden in einer Reihe inhaltschwerer Sonette. Erst zur Zeit, da sie schon mehr dem Himmel als der Erde angehörte, trat Michel Angelo ihr nahe; sie selbst verhielt sich freundlich abwehrend, er dagegen strömte rückhaltlos die Gluth seines Geistes in Sonetten von wunderbarer Zartheit und Tiefe aus. Sie starb 1547, er überlebte sie noch siebzehn Jahre vereinsamt und von seinen Neidern vielfach gekränkt. Weder er noch Rafael noch Dürer hinterließen ebenbürtige Schüler; was zu ihrer Zeit noch bedeutend hervorragte, war wie sie selbst aus eigener Kraft erwachsen. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts zeigt die Kunst in Verfall; erst das folgende bringt wieder Meister hervor, nur in Deutschland verstummten die Musen auf lange vor den Greueln des Krieges.

Als ein redendes Zeugniß für die wohlverdiente günstige Aufnahme, welche die geist- und gemüthvollen Vorträge des Dr. Paur gefunden haben, füge ich nachstehende Dankesworte bei, die mir von der Hand eines Freundes übergeben worden sind.

Dank dir, Verehrter, du riefst aus des Geistes strahlender Fülle
Schön in harmonischem Wort Bilder des Lebens hervor,
Wie es nur einmal gelebt als stolz hinsinkender Größe
Römischer Päpste die Kunst neue Vergött'rungen schuf!
Angelo, — Rafael, — ihr gießt aus prometheischen Gluthen
Seelen in Stein und Gestalt zaubernd in starrende Wand!

Tempeln der Gottheit, an Glauben verwaist, hochragenden Domen
Leuchtet in Wundern der Kunst ihr, wo die Andacht erlosch!
Staunen ergreift das bewundernde Ohr — italienische Welten
Steigen aus Farben und Fels auf in der Hörer Gemüth. —
Sanft aber zogst den gefesselten Blick du aus Rom in die Heimath,
Sittsam spinnet und still hier sich im Bildner das Werk.
Albrecht Dürer, du Herz, so minniglich edel und prunklos,
Glauben und Andacht glüht jegliche Ader von dir
Deutschlands Gau, wie er Männer gebar und wie keusche Gestalten
Sittiger Frau'n, voll Lust hauchst du in's Leben sie hin!
Heilige sind sie aus heiliger Zeit, wo im Ringen nach Wahrheit,
Hoheit und Würde voll Licht Herzen und Augen entstrahlt.
Theurer, du hast mit sinnigem Mund uns die Thaten verkündet
Stolzer Giganten der Kraft, uns den Pygmäen der Noth!

Eine weitere Frucht des wissenschaftlichen Lebens ist der Cyclus von Vorträgen, welche Professor Dr. Tillich im Saale der Gesellschaft im Laufe des verflossenen Winters gehalten hat: „Ueber die göttliche Dreipersönlichkeit und die menschliche Ebenbildlichkeit nach Jakob Böhme's und Franz von Baader's theosophischen Ideen, im Gegensatze gegen den Deismus und Pantheismus, den Spiritualismus und Materialismus älterer und neuerer Zeiten."

Da der Vortragende mit seiner Entwickelung noch nicht zu Ende gekommen ist, so kann erst in einem späteren Hefte näher darüber berichtet werden.

Auf S. 239 ist erwähnt, daß die Gesellschaft aus den Petrefakten des Archidiakonus Dr. Kirchner in Sorau, sechzig und einige Nummern angekauft hat. Es folgt hier das Verzeichniß derselben nach dem Kirchner'schen Kataloge.

Sorauer Uebergangskalk-Petrefakten, von welchen viele noch gar nicht gekannt und unbestimmt sind.

1) Calymene Blumenbachi.
2) C. makrophtalma.
3) C. variolaris.
4) C. Blumenbachi major.
5) C. Sclerops nach Dallmann.
6) C. ?

Asaphus.

7) Asaphus caudatus.
8) A. crassicauda.
9) A. expansus.
10) A. delatatus.
11) A. auriculatus.
12) A. angustifrons.

13—17) Variae species.
18) Ampyx od. Asaphus nasutus.
19) Battus pisiformis.
20) B. tuberculatus.
21) Ellipsocephalus aus Przbraun in Böhmen. Hoffii.
22) Dito.
23) Paradoxoides Tessini.
24) Ceraurus pleuroxanthemus.
25) Otarion dispartitum.
26) Cryptolithus tessulatus.
27) Trimerus delphinocephalus.
28) Dipleura Dekaji.
29) Thriarthis Beckii.
30) Olenus granulatus?
31) Dito unbeſtimmt.

Helmintholithen Schaalthiere.

32) Bellerophon cornu Arietis.
33) Nautilus.
34) Lituus convolvans.
35) Dito.
36) Spirula.

Orthoceratita.

37) Orthoceras vaginatus Schlotheim.
38) Orthoceras Gigas.
39) Orthoceratites spiralis.
40) O. communis.
41) O. regularis.
42) O. undulatus.
43) O. conicus.
44) O. falcatus.
45) O. Breynii.
46) O. annulatus Sowerby nodulosus.
47) O. cinctus.
48) O. serratus (Periodon somatoceras).
49) O. ? mit 12 und mehren Rippen.
50) O. flexuosus.
51) O. striatus.
52) O. depressus.
53) O. lineatus.
54) O. centratus.
55) O. crassiventris
56) O. serratus variet.
57) O. variae species.
58) Cyrthoceras.
59) Hamites.
60) Dito.
61) Ammonites Amaltheus.
62) A. costatus.
63) A. falcifer.
64) A. primordialis aus Ebersdorf.
65) Dito.
66) Clymenia undulata.

Zur Säkularfeier eines bei Hoyerswerda von den Preußen erfochtenen Sieges.

Am 25. September 1759 erfocht Prinz Heinrich von Preußen bei Hoyerswerda einen Sieg über den öſterreichiſchen General Vehla, der deſſen Gefangennehmung ſammt ſeinem 1800 Mann ſtarken Korps zur Folge hatte. Zum Andenken an dieſe ruhmvolle Waffenthat wurde am 25. September 1859 unter anſprechenden Feierlichkeiten an der alten, in der Nähe

des alten Amthauſes auf der Stadtbleiche befindlichen Linde eine Gedenktafel errichtet. Unter dieſer Linde nämlich übergab General Vehla, der mit ſeinen Truppen überall eingeſchloſſen war, ſeinen Degen. Die in Bernsdorf gegoſſene eiſerne Gedenktafel enthält folgende Aufſchrift:

„Am 25. September 1759 nahm hier Prinz Heinrich von Preußen den öſterreichiſchen General Vehla mit 1800 Mann gefangen."

Durch Verwendung des Königl. Landrathamtes hat das hohe Kommando des großen Generalſtabes zu Berlin durch deſſen kriegsgeſchichtliche Abtheilung einen Auszug aus „von Gaudi's Journal des ſiebenjährigen Krieges" zuſammenſtellen laſſen, der hier eine Stelle finden mag.

Auszug aus v. Gaudi's Journal des ſiebenjährigen Krieges.

Den 25. (September) nach Mitternacht erreichte die Avantgarde Jahmen und die Tete der Armee Klitten, worauf der Prinz wiederum raſten ließ; 50 feindliche Huſaren waren der Arrieregarde bis Ober-Koſel gefolgt und es fielen denen Unſrigen acht Mann davon in die Hände. Als es Tag wurde, ſetzte der General-Major Lentulus mit der Avantgarde ſeinen Marſch gegen Hoyerswerda fort und um neun Uhr folgte ihm die Armee. Als er gegen Mittag die vor dieſem Ort liegende Heyde erreichte wurde er benachrichtigt, daß der feindliche General Vehla mit etwa 3000 Kroaten und Huſaren bei Hoyerswerda hinter der Elſter campirte und daß er von dem Anmarſch des Prinzen auch nicht die geringſte Nachricht hätte; er verblieb alſo mit der Avantgarde in dieſem Walde ließ alle Ausgänge deſſelben ſorgfältig beſetzen und erwarterte die Tete der Armee und den Prinzen, welcher ſogleich mit deren Grenadierbataillons Hacke, Anhalt und 2 Bataillons Itzenplitz voreilte und die Dispoſition zum Angriff dieſes feindlichen Corps machte. Die Huſaren von Gersdorff, die Dragoner-Regimenter Normann und Würtemberg und das Küraſſier-Regiment Seydlitz rückten unter Begünſtigung des Waldes, der faſt bis Hoyerswerda läuft, gegen dieſen Ort vor, debauſchirten in vollem Trabe, ließen die Stadt links und paſſirten die Elſter, welche allhier ſehr ſeicht war, da zugleich das Freybataillon Salemnon gerade auf Hoyerswerda vordrang; dieſem folgte vorgemeldete Infanterie; das Grenadierbataillon Hacke ſetzte ſich mit acht 12pfündigen Canonen neben der Stadt und canonirte den Feind der nunmehr vor ſeinem Lager ausgerückt war, da inzwiſchen das Grenadier-Bataillon Anhalt und 2 Bataillons Itzenplitz die Elſter paſſirten um durch die Stadt zu dringen; die feindlichen Huſaren nahmen, als unſere Kavallerie ſie zu tourniren anfing, die Flucht gegen Wittichenau und die Croaten ſuchten ihnen eyligſt zu folgen oder doch einen nahegelegenen Wald

zu erreichen, wie ſie dann auch wirklich ſich am Rande deſſelben*) zu formiren anfingen, welches durch einige aufgefahrene Canonen gedeckt wurde; allein der Obriſter Gersdorff ließ ihnen keine Zeit ſondern brach mit ſeinen Huſaren, und einem Theil der Dragoner von Normann in ſie ein und zerſtreute ſie, da dann gegen 300 getödtet oder tödtlich bleßiret, der General Vehla ſelbſt aber mit 28 Offiziers und 1488 Mann gefangen wurden; auch eroberten wir drey Canonen; der Reſt der Croaten gewann den dicken Wald**) und flüchtete gegen Königsbrück; wir hatten bei dieſem Vorfalle 15 Todte und 42 Bleßirte.

Berlin, den 27. September 1859.

---

*) Wahrſcheinlich hinter Klein-Neida, wo früher ein dichter Wald anfing.

**) Wahrſcheinlich im Teufelswinkel; im Munde des Volkes lebt noch die Sage, daß dort einzelne Croaten ſich lange Zeit aufgehalten.

Vorwort zur nachfolgenden meteorologischen Tabelle.

Seitdem in neuerer Zeit die Meteorologie, als Wissenschaft, eine große Erweiterung erfahren hat und die Wichtigkeit der Mittheilung meteorologischer Beobachtungen, welche wegen Genauigkeit, systematischer Vollständigkeit und Zuverlässigkeit Werth haben, allgemein anerkannt wird, erfolgten dergleiche regelmäßige Mittheilungen, wie in den Zeitschriften anderer wissenschaftlicher Vereine, auch in einer längern Reihe von Jahrgängen des Lausitzischen Magazins. Obgleich schon im vorigen Jahrhundert in der Oberlausitz meteorologische Beobachtungen angestellt und aufgezeichnet wurden, wie von dem Herrn v. Gersdorf 1767 und 1778 in Messersdorf und von 1775—89 in Nieder-Rengersdorf, welche als Manuscripte in der Gesellschafts-Bibliothek aufbewahrt werden, so umfaßten dieselben doch nur kurze Zeiträume. Die ersten umfassenden meteorologischen Beobachtungen wurden in den Jahren 1828 bis 1855, also durch einen Zeitraum von 28 Jahren in vollständiger Regelmäßigkeit vom Hauptmann Dreverhoff in Zittau angestellt und in besonderen Tabellen in dem Lausitzischen Magazin bis zum Jahre 1836 einzeln, vom Jahre 1837 ab aber mit denen, welche Unterzeichneter in ähnlicher Weise an guten und zuverlässigen Instrumenten in Görlitz anstellte, gemeinschaftlich mitgetheilt. Beide bestrebten sich damals, ähnlich dem früher bestehenden meteorologischen Vereine der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau, einen gleichen für die Lausitz zu gründen. Leider fand der beabsichtigte Verein keinen Zuwachs und selbst die Mittheilungen im Magazin hörten, da die Redaktion desselben mehrmals wechselte, das Erscheinen der Zeitschrift hin und wieder Unterbrechungen erlitt, mit dem Jahre 1844 wieder auf. Der Hauptmann Dreverhoff ließ, wie er dies auch früher schon gethan hatte, seine Beobachtungen für Freunde der Meteorologie auf eigene Kosten drucken und von denen des Unterzeichneten wurden die Hauptresultate in den Jahresberichten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur mitgetheilt, so wie auch in den im Jahre 1857 von Dr. J. G. Galle

herausgegebenen Grundzügen der schlesischen Klimatologie berücksichtiget. Vom Jahre 1849 ab wurde Görlitz in die Zahl der meteorologischen Stationen des Preußischen Staates aufgenommen und die Beobachtungen hierselbst in noch umfassenderer Weise als früher angestellt. Obgleich diese Beobachtungen mit denen der übrigen Stationen einzeln in den Berichten des meteorologischen Instituts in Berlin von dieser Zeit ab erschienen, so wurde doch Unterzeichneter als Vorstand der hiesigen Station in neuerer Zeit vielfach um Mittheilung der aus den Beobachtungen gewonnenen monatlichen und jährlichen Resultate angesprochen und in Folge dessen von Neuem die Mittheilung jährlicher Uebersichten derselben im Lausitzischen Magazin beschlossen. Im 33. Bande des Magazins sind bereits zwei solcher Jahres-Uebersichten für die Jahre 1854 und 1855 erschienen. Ein Redaktionswechsel des Magazins aber führte von Neuem eine Unterbrechung herbei. Von jetzt ab indessen sollen diese Jahres-Uebersichten, in gleicher Weise, wie die beiden bereits mitgetheilten, in regelmäßiger Folge erscheinen*) und da bei Benutzung der in denselben enthaltenen Resultate eine längere Reihe von Jahren nicht blos erwünscht, sondern auch erforderlich ist, so sollen außer den Jahres-Uebersichten von 1856—59 auch die von 1849—53 den einzelnen erscheinenden Heften des Lausitzischen Magazins in schneller Folge beigelegt werden, wodurch dann denen, welche von diesen Resultaten Gebrauch machen wollen, ein eilfjähriger Zeitraum zu Gebote steht. Diesem Hefte ist beigelegt die Jahres-Uebersicht von 1848—1849. Hertel.

*) Vgl. Bd. 36. S. 503. fg. — Die Jahrgänge, welche noch rückständig bleiben, werden nunmehr ohne Unterbrechung veröffentlicht werden und schon das nächste Heft soll wiederum eine solche Tabelle bringen.

Anmerkung des Sekretairs.

Abhandlungen.

I.

Die Pasigraphie.

Ein Blatt zur Erinnerung an Johann Zacharias Näther aus Görlitz.

Ein Vortrag in der 7. wissenschaftlichen Abendversammlung am 25. Oktober 1839, gehalten vom Sekretair.

Aus meinen Knabenjahren ist mir die Erinnerung an ein kleines Schriftchen geblieben, welches etwa 1817 oder 1818 in Görlitz im Druck erschien und den damals noch lebenden städtischen Geschoß-, Zinsrest- und Personensteuer-Einnehmer Näther zum Verfasser hatte. Es war mit allerlei hieroglyphischen Figuren versehen und sollte eine neue, für alle Völker verständliche Schrift einführen. Mit großer Aufmerksamkeit betrachtete ich damals das wunderliche Büchelchen, und mein Verlangen, den Autor desselben von Person zu sehen, war groß. Glücklicher Weise bot sich dazu bald Gelegenheit. Bekanntlich wurde früher alljährlich im Gymnasium ein feierlicher Aktus zur Rathskür gehalten. Nach Beendigung desselben zog der Magistrat in corpore sammt den städtischen Beamten und den Revierförstern aus der Haide paarweise, in großem Kostüme, nach der Peterskirche, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Bei diesen Processionen zog besonders eine kleine Figur, mit freundlich blickenden Augen, in hellrothem Uniformrocke, mit dreieckigem Treffenhute, einen langen fast horizontal nach hinten weit hinausstehenden Degen an der Seite, meine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Gesicht steht mir jetzt, obgleich 40 Jahre seit jener Zeit vergangen sind, noch so lebhaft vor der Seele, daß ich es zeichnen könnte, wenn ich Portraitmaler wäre. So unauslöschlich war der Eindruck, den die etwas in's Komische hinüberstreifende Persönlichkeit auf mich machte. Da ich inzwischen gehört hatte, daß sich Näther mit allerlei mysteriösen Dingen, mit Alchymie und dergleichen beschäftige, so blieb ich oft neugierig vor dem Hause stehen, welches er am Obermarkte, der seit einigen Jahren abgebrochenen Hauptwache gegenüber, bewohnte. Jetzt ist der Gasthof „zum preußischen Hofe" daraus geworden. Das alterthümliche, mit seinem Doppelgiebel nach der Hauptwache gerichtete Haus erinnerte an den mittelalterlichen Baustyl und schien wunderbar mit der geheimnißvollen Eigenthümlichkeit seines Besitzers übereinzustimmen. Die Zahl derer, welche den Mann, den ich meine, noch persönlich gekannt haben, ist in unsrer Gesellschaft wohl nicht groß. Er ist jetzt so gut wie vergessen,

nicht aber die Arbeiten, mit denen er sich in Stunden der Muße beschäftigt und worauf er den Fleiß vieler Jahre verwendet hat.

Ehe ich hierauf näher eingehe, führe ich das Wenige an, was ich von Nachrichten über seine persönlichen Verhältnisse in einer handschriftlichen Anmerkung zu Otto's oberlausitzischem Schriftsteller-Lexikon, von des Verfassers Hand nachgetragen, gefunden habe.

„Johann Zacharias Näther, ein mechanischer Künstler, der eigentlich Theologie studiret, wohnhaft zu Görlitz, wo er auch seinem Vater Johann George Näther, Bürger und Leistenschneider, 1747 am 21. August geboren wurde, trieb seine Schulstudien in Görlitz, so wie seine akademischen in Leipzig. In der Folge erlernte er als Autodidaktos das Silhouettiren, Kupferstechen und Zeichnen. Auch beschäftiget er sich mit der Chemie. Er besitzt eine nicht unbeträchtliche Bibliothek. Er hat ein hölzernes Modell vom heiligen Grabe zu Görlitz verfertiget, so wie auch dasselbe nebst dessen Erbauer Georg Emerich in Kupfer gestochen. Im Silhouettiren leistet er Viel. Er hat sich dadurch, so wie durch das Vorzeigen seines gefertigten Modells, einen Bierhof verdienet. Im Jahre 1811 ward er Geschoß-, Zinsreste, wie auch Personensteuer-Einnehmer." Soweit die handschriftliche Nachricht, welche Otto über ihn giebt. Laut des hiesigen Todtenregisters ist er am 6. März 1821 mit Tode abgegangen.

Im Jahre 1805 ließ er drucken: „Versuch einer ganz neuen Erfindung von Pasigraphie, oder: Die Kunst zu schreiben und zu drucken, daß es von allen Nationen in der ganzen Welt, in allen Sprachen, eben so leicht gelesen werden kann, als die Zahlcharakter 1, 2, 3, in Form einer Sprachlehre oder Grammatik, verfasset von Johann Zacharias Näther. Görlitz 1805, 119 SS. 8." Er widmete diese Schrift dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen, „meinem Allergnädigsten Könige und Herrn," ohne ahnen zu können, daß er mit dieser Widmung gewissermaßen eine politische Prophezeiung aussprach, deren Erfüllung er selber noch erleben würde.

Dieser ausführlichen Schrift folgte: (etwa 1817 oder 1818, wie ich oben bemerkt habe) „Nöthig befundener Beitrag zur Uebung im pasigraphischen Lesen und Schreiben, in 20 kleinern und größern Abhandlungen, zum Gebrauch für Lehrer und Schüler. O. O. u. J. zweimal 11 Seiten in 8."

Beide Näther'sche Schriften befinden sich in unsrer Bibliothek, aus der ich sie zur Ansicht vorlege.

Man mag vielleicht lächeln, wenn man sie näher betrachtet; allein man übersehe nicht, daß sie ein Versuch sind, einen großen Gedanken auszuführen, mit welchem sich Leibnitz, Wilkins, Kalmár, Wolke, Severin Vater, und andere Denker beschäftigt haben, und der noch immer das stille Nachsinnen Einzelner anregt. Zum Beweise für die zuletzt ausgesprochene

Behauptung mag eine erst vor wenigen Tagen uns aus Semlin zum Geschenk überschickte Schrift dienen, die ich weiter unten zu berühren gedenke. Daß die Räther'sche Schrift in der gelehrten Welt nicht unbeachtet geblieben ist, davon zeugt ihre Erwähnung im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon und die Besprechung derselben in der allgemeinen Encyklopädie von Ersch und Gruber, bei dem Artikel Pasigraphie." Eingehende Würdigung fand sie auch in G. L. Busch, Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und Handwerken, 11. Jahrg. (Erfurt 1807), S. 534—538.

Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige wenige Minuten in Anspruch nehme, so geschieht es, um den Entwicklungsgang, den die Idee der Pasigraphie genommen hat, historisch bis auf die neueste Zeit zu verfolgen.

Wenn man unter Pasigraphie die Kunst versteht, mit Schriftzeichen zu schreiben, die für alle Völker verständlich sind, so muß man freilich bekennen, daß diese Kunst noch nicht erfunden ist. Aber an Versuchen dazu hat es nicht gefehlt. Die alte Hieroglyphenschrift ist als der älteste Versuch dieser Art zu bezeichnen. Es gehören hierher auch die chinesischen Schriftzeichen, welche nicht einzelne Laute, sondern ganze Wörter darstellen. Doch ist im neuern Europa Leibnitz der erste gewesen, der die Idee einer allgemeinen Schriftsprache gehabt hat. Er spricht von einer solchen in seiner zu Leipzig 1669 vertheidigten Dissertatio de arte combinatoria, in qua ex Arithmeticae fundamentis Complicationum et Transpositionum Doctrina novis praeceptis exstruitur, et usus ambarum per universum scientiarum orbem ostenditur. Nova etiam Artis Meditandi sen Logicae Inventionis semina sparguntur. Leibnitii opera omnia ed. L. Dutens T. II. Gen. 1768. Weitläufiger äußert er sich in einem kleinen lateinischen Aufsatze darüber, im 2. Bde. seiner philosophischen Werke nach Raspe's Sammlung. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von J. G. F. Ulrich, Halle 1778, S. 646—653. Er verlangt, daß man charakteristische Zahlen aller Ideen annehme. Es sei weiter nichts nöthig, als daß ein sogenannter philosophischer und mathematischer Kursus nach einer neuen Methode angelegt werde, den er vorzeichnen könne. Wenn aber einmal charakteristische Zeichen für die meisten Begriffe festgesetzt seien, so werde die Menschheit eine neue Art eines Erleichterungsmittels für das Denken besitzen, welches die Kraft der Seele um viel mehr erhöhen würde, als optische Gläser die Augen unterstützen, und dessen Vorzug über den der Mikroskope und Teleskope in dem Grade steigen werde, in welchem der Werth der Vernunft den des Gesichts überwiegt.

Die Vernunft werde nur dann erst sicher geleitet sein, wenn sie überall so im Hellen und so gewiß sein würde, als sie es bis jetzt in der Arithmetik gewesen.

In einem Briefe vom Januar 1714 aus Wien datirt kommt Leibnitz noch einmal auf die Sache zu reden, indem er hofft, eine Art von allgemeiner Rechnung angeben zu können, in welcher sich alle Vernunftwahrheiten auf eine gewisse Art ausrechnen lassen würden. Sie würde zugleich eine Art von allgemeiner Sprache oder Schrift sein. Doch bleibt er bei bloßen Andeutungen stehen und scheint später die Sache ganz außer Acht gelassen zu haben.

Im Jahre 1661 machte der Deutsche D. Johann Joachim Becher den Vorschlag, die Wörter eines ganzen Wörterbuches zu numeriren, und diese Zahlen als allgemeine Schriftsprache zu benutzen. Man sieht sogleich, daß dies auf etwas Mechanisches hinausläuft und die Sache selbst dadurch nicht gefördert wird. Auch sprach sich Leibnitz nicht günstig darüber aus; er forderte dagegen die Erfindung von allgemeinen Zeichen für alle und jede Gegenstände und Begriffe. Diese Zeichen müßten denen der Algebra ähnlich sein, und man müßte eine Art Alphabet der menschlichen Gedanken erfinden.

Nun folgte der Engländer John Wilkins, Bischof von Chester, gest. 1672, in „An Essay towards a real character and philosophical language. Lond. 1668. fol." Er wünscht natürliche Zeichen auffinden zu können, welche eine Art von Gemälde der Gegenstände wären, und bildet sich 40 Charaktere für die 40 Gattungen allgemeiner Begriffe, die er aufstellt.

Einen ähnlichen Vorschlag machte der Ungar Georg Kalmár in der kleinen Schrift: „Praecepta grammatica atque specimina linguae philosophicae sive universalis, ad omne vitae genús accommodatae. Berolini et Lipsiae 1772. 4to." Eigenthümlich ist bei ihm, daß er Charaktere von fast allen Nationen, besonders aber auch malabarische Züge gebraucht, die sich ihm durch seine Beugung und Schlingung am meisten empfehlen. Die einzelnen Charaktere sollen gewisse metaphysische Begriffe einschließen. Er hat die Summe menschlicher Begriffe auf ungefähr 500 ursprüngliche und allgemeine zurückgeführt und mit eben so vielen Charakteren bezeichnet. Das Ganze wird durch eine unbegrenzte Vermehrung der Zeichen, je nachdem die Begriffe, die sie ausdrücken sollen, so oder anders modificirt werden, höchst schwierig und eben darum unausführbar.

Großes Aufsehen machte der berühmte Franzose Sicard, Lehrer der Taubstummen in Paris, welcher im Jahre 1796 das Werk herausgab: Pasigraphie ou premiers élémens de l'art d'écrire et d'imprimer en une langue de manière à être lu et entendu dans toutes les autres langues sans traduction. In unsrer Bibliothek befinden sich von Sicard élémens de Grammaire générale appliqués à la langue française. Paris An VII. II. 8. Dadurch sah sich der bekannte Sprachforscher C. H. Wolke veranlaßt hervorzutreten mit seiner Erklärung, wie die wechselseitige Gedankenmittheilung aller kultivirten Völker des Erdkreises oder die Pasigraphie möglich und aus-

üblich sei, ohne Erlernung irgend einer neuen besondern oder einer allgemeinen Wort-, Schrift- oder Zeichen-Sprache. Dessau, 1797, 4. Ist auch dieser Arbeit von Wolke der Scharfsinn nicht abzusprechen, so leistet sie doch keineswegs etwas Ersprießliches für die praktische Ausführung und kam deshalb bald wieder in's Vergessen.

Johann Severin Vater faßte die bisherigen Leistungen kritisch zusammen in der Schrift: „Pasigraphie und Antipasigraphie; oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker, und von Wolken's, Leibnitzen's, Wilkin's und Kalmár's pasigraphischen Ideen. Weißenfels und Leipzig 1799, 270. S. kl. 8. Auf einer beigegebenen Kupfertafel sind Sicard's 12 Zeichen oder pasigraphische Gammen dargestellt. Eingehend bespricht Vater alles von Leibnitz bis auf Sicard und Wolke Geleistete, macht aber mit Recht aufmerksam auf die großen Schwierigkeiten, die sich den bisherigen pasigraphischen Systemen bei ihrer wirklichen Ausführung entgegenstellen. Das Verdienst seiner Schrift besteht hauptsächlich darin, daß sie gleichsam ein Facit des Erworbenen giebt und das, was als wahrer Gewinn bleibt, streng von dem absondert, was nur relativen Werth hat. So macht sie das Arbeitsfeld wieder frei für neue Versuche. Sein Vorschlag freilich, an die Stelle der 12 Sicard'schen Gammen 12 Zahlen zu setzen, hilft über die Schwierigkeiten nicht weg, sondern leidet eben so sehr an dem Mangel praktischer Anwendbarkeit.

Man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß Näther, von welchem ich nun zu sprechen habe, Vater's Buch nicht bloß gekannt, sondern es auch fleißig studirt hat, und durch einen solchen Führer dazu gekommen ist, einen bedeutenden Fortschritt in der Pasigraphie zu machen. Denn daß er sich dem Hauptzwecke mehr genähert habe, als seine Vorgänger, sieht man gleich auf den ersten Blick. Seine Vorschläge gehen darauf hinaus, einen jeden Begriff, den man sich von einer Sache machen kann, genau zu bezeichnen, ohne daß man sich an irgend eine todte oder lebende Sprache binde. Die Charakterschrift, die er angewendet wissen will, sei bildlich, aus der Natur entlehnt, leicht verständlich. Zum Verständniß der verschiedenen Veränderungen, Ableitungen, Beugungen der Wörter und ihrer vermehrten oder verminderten Bedeutung u. s. w. sollen höchstens 20 und einige Unterscheidungszeichen erforderlich werden. Vermittelst dieser wenigen einfachen Zeichen kann man dekliniren, konjugiren, bejahen, verneinen, vergrößern, verkleinern. Ein Punkt über dem sinnlichen Charakter oder Zeichen zeigt an, daß man abstrahiren und mit Weglassung der Figur an einen höheren Begriff denken muß. Steht z. B. über der Figur eines Menschenkopfes der Abstraktionspunkt, so zeigt es die menschliche Vernunft oder den Verstand an. Die Namen der Bäume, Früchte, Thiere, Vögel, Fische, Kräuter und Gewürme werden fast allemal durch ihr eigenes Bildniß pasigraphirt. Bei großen Thieren wird nur der

Kopf mit dem Abstraktionspunkte bei dem fehlenden Theile gezeichnet. Bei den Kräutern werden Blatt, Blume, Samenbehälter und Wurzel, als sichere Unterscheidungszeichen einer jeden Pflanze, so deutlich als möglich angegeben. Da wird man freilich wohl in der Botanik sehr bewandert sein müssen, um manche Pflanze von ähnlichen zu unterscheiden. Eben so wird man sehr ausgebreitete Kenntnisse in der Zoologie nöthig haben, um die Thierzeichen richtig lesen zu können. Alle Nomina propria schreibt der Verfasser auf die gewöhnliche Art mit lateinischen Buchstaben, desgleichen die Namen derjenigen Thiere und Gewächse, welche überall auf gleiche Art ausgesprochen werden, wie z. B. Cafee. Hier entsteht aber wieder eine neue Schwierigkeit. Wie soll der Araber, der Tamule, der Chinese, der die lateinischen Buchstaben nicht kennt, einen solchen Namen lesen und verstehen? — Das Geschlecht wird nur bei lebendigen Geschöpfen, und zwar bei den weiblichen durch ein kleines Oval angedeutet. Die gewöhnlichen Zahlzeichen, weil sie allgemein bekannt sind, werden beibehalten; die verschiedenen Eintheilungen in Ordinal-, Distributiv-, Proportionalzahlen u. s. w. werden durch Unterscheidungszeichen kenntlich gemacht, die Namen der Monate aber durchgängig mit Zahlen geschrieben.

Besonders lehrreich ist die Vorrede zu dem Buche. Darin spricht sich Räther klar und verständig über sein Verfahren aus. Schon in Leipzig als Student hat er sich mit dem ersten Entwurfe zu seiner Schrift beschäftigt. Zum Schlusse sagt er mit gewinnender Anspruchslosigkeit: „Ich übergebe diese meine Erfindung dem Publiko als ein noch zartes in Windeln gewickeltes Kind; es ist gesund und wohlgebildet, es fehlt ihm aber noch Pflege und Wartung, daß es groß und stark werde, damit es dem Publiko dereinst auch brauchbare Dienste leisten könne. Sollten unter der großen Menge von talent- und hoffnungsvollen Jünglingen auf hohen und niedern Schulen nicht einige sich befinden, welche diesem Kinde dereinst Unterricht zu ertheilen sich willig finden lassen sollten? Man hoffet das Beste. Ein Lexikon zum Nachschlagen, die Wortcharaktere für alle nur möglichen Sprachen leicht und bald finden zu können, behalte ich mir zur Zeit noch vor." In der Vorerinnerung sagt er S. 2. fg. „Der Nutzen der Naturschreibekunst ist sehr groß, er verbreitet sich über alle Völker auf dem ganzen Erdboden, sie mögen eine Sprache reden, welche es nur immer sein mag, so kann sie durch diese Naturschrift ausgedrückt und gelesen werden; denn ein Jeder schreibt in seiner Muttersprache mit ebendenselben Zeichen seine Gedanken nieder, die auch andere Nationen und Völker zu den Zeichen ihrer Gedanken angenommen haben. Wenn nun alle und jede der Natur nachahmen müssen, wenn sie mit Naturcharakteren schreiben wollen, welche Jedermann verstehen soll, so müssen die Zeichen, deren man sich bedient, so viel als möglich aus der Natur hergenommen werden, damit sie auch wirklich

die Sache anzeigen, die man sich vorgenommen hat, Andern schriftlich bekannt zu machen, wenn auch Linien und Häckchen mit dazu gebraucht werden sollten. Wenn also Jemand die Regeln, welche ich in dieser Sprechlehre gegeben habe, sich bekannt gemacht hat, so wird er nicht nur die Natursprache schreiben, sondern auch lesen können. Eine Schrift, welche ein Amerikaner oder Araber mit diesen Naturzeichen geschrieben hat, die wird der Deutsche und der Franzose eben so gut nach einiger Uebung wie der Musikus seine Noten vom Blatte herlesen können, als der Engländer oder Ostindianer, jeder in seiner Sprache. Zum Beispiel: einen Brief, den ich als ein Deutscher in dieser Natursprachschrift geschrieben habe, den wird ein Franzose laut herlesen; gebe ich diesen nämlichen Brief einem Engländer, so wird er ihn in englischer Sprache laut herlesen; so wie ihn der Russe in russischer, und der Italiäner in italiänischer Sprache lesen kann; nie aber wird ihn einer von allen jetzt benannten Nationen oder Sprachen in deutscher Sprache herlesen können, ob ich gleich als ein Deutscher diesen Brief geschrieben habe, wenn er der deutschen Sprache nicht mächtig ist. Eben dieses gilt auch von dem Engländer, welcher mir in dieser Natursprachschrift einen Brief zuschickt; ich kann diesen Brief deutsch herlesen ohne die englische Sprache gelernt zu haben; aber in englischer Sprache kann ich ihn nicht laut lesen, weil ich die englische Sprache nicht gelernt habe." Aus dieser mitgetheilten Stelle geht hervor, daß Näther von der Sache, um die es sich handelt, eine ganz deutliche Vorstellung hatte.

Auf S. 6. erzählt er: „Die erste Veranlassung, wie ich auf den Gedanken gerathen, auf eine solche Naturcharakterschrift zu verfallen, war im Jahr 1776, als ich in Leipzig einstmal Abends einige deutsche Ziffern in's Französische bei dem Lesen zugleich übersetzte. Ich überlegte mit einigem Nachdenken, wie diese Zahlencharaktere 1, 2, 3, ein Jeder in seiner Sprache lesen kann, ob ich sie gleich als ein Deutscher anders ausspreche als ein Franzose, Lateiner oder Engländer — sollte es demnach nicht möglich sein, eine dergleichen Charaktersprache zu erfinden, welche jedes Volk und jede Nation in der ganzen Welt in ihrer Sprache ebenso lesen und verstehen könnte, wie ich diese Zahlencharaktere 1, 2, 3 u. s. w. in lateinischer, französischer oder englischer Sprache herlesen kann, wenn ich sie nicht deutsch aussprechen will. Ich stellte dahero noch denselben Abend einen Versuch an, einige dergleichen Naturzeichen zu erfinden. Ich fing also bei mir selbst an und fragte: wie möchte wohl am deutlichsten das Pronomen ich mit einem Charakter so zu zeichnen sein, daß es von Jedermann leicht in's Gedächtniß gefaßt und eingebildet werden könne? Hier war der erste naturgemäße Gedanke dieser: ich ist eine Einheit, also setze ich einen Punkt (.) und sonach hatte ich das Pronomen ich: .; wie soll ich aber das persönliche Fürwort du mit einem faßlichen und leicht zu merkenden Charakter zeichnen?

— Du ist die andere Person nach oder neben mir, folglich werde ich dem Gedächtnisse und der Einbildung zu Hülfe kommen, wenn ich das Pronomen du mit zwei Punkten (..) bezeichne: du: .., und nun folgt ganz natürlich, daß das Pronomen er mit drei Punkten müsse charakterisirt werden, wenn ich nicht zweideutig werden will; denn wenn ich die Zahl 3 setzen wollte, um das Pronomen er oder die dritte Person anzuzeigen, so würde ich zweideutig werden, weil dan jeder Leser drei oder der dritte, nicht aber er lesen würde. Nach vorhergehender Anweisung wird sich nun der Franzose in seiner Sprache bei diesen Charakteren eben dasselbe denken, was sich der Deutsche dabei vorstellt, und folglich wird er sie auf französisch in seiner Sprache eben so wohl lesen können, als der Deutsche auf deutsch lesen kann: ., .., ...: je, tu, il: ich, du, er, und in der vielfachen Zahl mit dem Zeichen der Vermehrung //: .//, ..//, ...//; nous, vous, ils; wir, ihr, sie u. s. w.

„Als aber eben damals, als ich hiermit beschäftigt war, das Silhouettiren aufkam, und ich in dieser Kunst vielen Beifall erhielt, so ließ ich diese Natursprachschrift wieder liegen, und begab mich auf Reisen. Als ich nach einigen Jahren mich wiederum nach Görlitz in meine Vaterstadt zurückbegeben hatte, so war Chymie mein Lieblingsstudium, und ich dachte nicht mehr an die Fortsetzung dieser angefangenen Naturschreibekunst, bis ich im Oktober des Jahres 1802, als ich Etwas in meinen Manuscripten suchte, dieses Manuscript von ungefähr wiederum in die Hände bekam. Von dieser Zeit an dachte ich dieser Sache mit neuer Spannkraft nach, und brachte diese Naturschriftsprache in die Form einer Sprachlehre, nach welcher diese Allschreibekunst modulirt werden kann."

Zum Schlusse erwähne ich noch der neuesten Schrift in diesem Fache: Pasigraphie mittelst arabischer Zahlzeichen. Ein Versuch von Moses Paié. Semlin, 1859. 36 S. gr. 8.

Der Verfasser spricht als Zweck seiner Schrift aus: „die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Idee hinzulenken, welche großartig in jedem Anbetrachte ist. Diese Idee wäre: eine allgemeine Schriftsprache zusammenzustellen, die, in den Weltverkehr eingreifend, die Nationen des Erdballes wie mit einem geistigen Bande innig umschlänge." Er ist fest davon überzeugt, daß die Idee nicht in das Reich der Träume gehöre. Sie ist, sagt er, eine gebotene Möglichkeit, von der zu wünschen, daß sie zur Wirklichkeit werde. Ob aber die von ihm gegebene Ausführung dem erwünschten Ziele näher führen werde, möchte ich bezweifeln, da ich keinen Fortschritt darin sehe, sondern vielmehr ein Zurückgehen auf die von Severin Vater gemachten und bereits von Räther überholten Vorschläge. Denn die arabischen Ziffern mit und ohne Exponenten sind die für die Universalschriftsprache geltenden Zeichen. Besondere Vortheile erwartet der Verfasser davon für die Telegraphie. Denn nach seiner Darstellung verhält sich die deutsche Sprache

zur Univerſalſchriftſprache im Schreiben wie 8 zu 4, im Telegraphiren aber wie 24 zu 8. Um ſeiner Idee möglichſt ſchnell zur praktiſchen Ausführung zu verhelfen, beantragt er die Gründung von Vereinen für die Zwecke der Univerſalſchriftſprache. Es werden nun die einzelnen Abſchnitte der Grammatik durchgenommen und bei der Deklination und Konjugation (er nennt es Konjuregation!) neben der Wortzahl das deutſche, franzöſiſche, ſerbiſche, griechiſche und ungariſche Wort mit ſeiner Biegung geſetzt. Den Beſchluß machen einige praktiſche Anwendungen. Auf dieſe folgt ein Verzeichniß von fixirten Wörtern und eine Tabelle der Lautzeichen. Man ſehe einen kurzen Satz an, den er aus Comenius „Welt in Bildern" gewählt hat: „Am Himmel ſehen wir Sonne, Mond und Sterne"; derſelbe hat in ſeiner Zahlſprache folgende Geſtalt:

195 12815 104 — 3899 3911 — 04 , 3406 — 4 99 3999 — 04.

Gewiß, dieſes ſinnverwirrende Einerlei von Ziffern, obgleich in Gruppen geſtellt, iſt nicht geeignet, der Sache zur Empfehlung zu dienen. Meine Anſicht iſt dagegen die, daß Räther's Syſtem faßlicher iſt und der Anſchauung mehr zu Hülfe kommt, ja auch den Verſtand mehr ſchärft als eine lange Reihe von Ziffern, von denen man nicht recht begreift, wie ſie zu der ihnen nach bloßer Willkür beigelegten Bedeutung kommen.

G. T. L. Hirche.

II.

Ludovicus Sartoris Gorlicensis.

Ein Beitrag zur Bestimmung der Chronologie im Leben Ulrich's von Hutten.

(Vorgetragen in der wissenschaftlichen Versammlung am 11. Oktober 1859 vom Sekretair.)

Das erste und älteste der vielen Universitätsstipendien, womit das Gymnasium in Görlitz ausgestattet ist, heißt gewöhnlich das Ludwig Schneider'sche auch wohl Langschneider'sche. Der Stifter desselben ist Ludovicus Sartoris. Ueber ihn sagt Joh. Hortzschansky, historische Nachricht von den Görlitzer Stipendien (Görl. 1765. 4.) S. 5. ff.: „Die erste Stelle unter denen Görlitz'schen Stipendiis hat das Langschneider'sche. Der Stifter desselben ist Herr Ludov. Schneider oder Sartorius, insgemein Langschneider genannt. Sein Herr Vater war Johann Langschneider von Löbau, der im Jahre 1498 das Guth Schlauroth bei Görlitz um 348 Fl. Ungarisch erkauft. Unser Ludov. Langschneider legte sich auf die Wissenschaften, ward stufenweise Magister, Licentiatus, Canonicus, Professor und verschiedene Male*) Rector Magnificus in Leipzig. Sein Sterbejahr ist 1536. Er machte 1516 ein Testament, Gorlicii, Quinta Vigil. S. Jacobi Apostoli und verordnete: „die von dem auf gemeinen der Stadt Leipzig Einkommen E. E. Rathe daselbst, auf einen rechten Wiederverkauf gekaufte 20 Gulden Rheinisch in 21 Zinßgroschen für einen Gülden gerechnet, nach seinem Tode zu geben einem Studenten aus seiner Freundschaft, oder nach Ausgange seines Geschlechts, hinfort ewig, einem Görlitzschen Stadtkinde, so dahin von E. E. Rath zu Görlitz präsentiret wird. Es soll aber der Stipendiat 13 Jahr alt seyn, daß er, zu Ehren Gottes, ihme, dem Stifter und seinem Geschlechte und allen Christgläubigen Seelen zu Troste, alle Sonntage und sonst alle Feyertage, horas privatas, das ist die sieben Gezeiten unsrer lieben Frauen, zu beten vermöge, und die solle er beten alle die Zeit, so lange er dies Stipendium gebraucht." In der Leipziger Rathsverschreibung sind dazu 5 Jahre bestimmt, nach deren Verlauf, oder, so der Stipendiat vor der Zeit abgehen

*) Er war zweimal Rektor, 1507 und 1528.

ſollte, der Rath in Görlitz, nachdem Ihm ſolches von dem Rath in Leipzig gemeldet worden, innerhalb 4 oder 6 Wochen aufs längſte, einen andern dahin ſchicken ſolle; widrigen Falls der Rath in Leipzig ſelber einen aus der Freundſchaft oder Schwägerſchaft des Stifters, oder ſo niemandes darinnen vorhanden, ein Stadtkind von Görlitz dazu wählen werde; nach Ausgang der 5 Jahre aber ſolle ſolche Nomination wieder an den Rath zu Görlitz verfallen."

Noch fügt Hortzſchansky in einer Anmerkung einen Theil des Teſtaments bei: In N. D. Amen. Anno a Nativitate 1535. die vero Lucae etc. Ego Ludovicus Sartoris Doctor etc. Et quia meis laboribus obtinui 400 fl. quos posui apud Consulatum Lipzenum pro annuis censibus, videlicet 20 fl. ut habent literae capitales, quas posui apud Consulatum Gorlicensem, do et lego pro uno Scholastico ex Genealogia mea, sicut continetur in forma literae capitalis, aut uno ex filiis Gorlicensium, ut ille in hac laudabili Universitate studium suum continuet ad 5 annos, ut in literis expressum est istius fundationis. Et quia Gorlicenses recesserunt ab Ecclesia Romana, volo, ut filius Dn. Egidii, compatris mei, Andreas March, ad 5 annos habeat illos 20 fl. pro studio, aut, cum promotionem receperit, in sumtus. Postquam autem elapsi fuerint isti 5 anni, volo similiter et ordino, ut redeant amitos (ſo ſteht in der Particula Testamenti) illos fl. 20 pro studio, aut aliquo filio Gorlicensi, ut habet tenor literarum atque fundationis. Sperandum est enim, quod, ex misericordia Dei atque gratia, redeant ad unionem Ecclesiae. Etiam dato, quod non fiet, nihilominus volo, ut amici mei, aut unus ex Gorlicensibus filiis habeat illos 20 fl. ad 5 annos pro studio. Sic sperandum est, quod in istis 5 annis Deus eundem illuminabit sua benignitate, ut ab erroribus discedat. Man ſieht bald, daß dies nicht der Stiftungsbrief iſt, der im Jahre 1516 abgefaßt ſein muß, ſondern ein Abſchnitt aus dem im Jahre 1535 aufgeſetzten Teſtamente. Gründe dafür ſind: 1) Sartoris bezieht ſich ausdrücklich auf die Fundationsurkunde (literae fundationis) als auf ein früheres Dokument; 2) der Paſſus, daß die Görlitzer ſich von der römiſchen Kirche getrennt haben, konnte nicht in dem Fundationsdokumente vorkommen, da im Jahre 1516 noch keine ſolche Trennung erfolgt war, die erſt 1525 geſchah. Sartoris war der katholiſchen Kirche treu geblieben und beklagte die Abtrünnigkeit der Görlitzer.

Nun giebt er zwar die Hoffnung nicht völlig auf, quod ex misericordia Dei atque gratia redeant ad unionem Ecclesiae; aber er will doch auch nicht gar zu ſicher darauf rechnen. Dies liegt in den Worten: etiam dato, quod non fiet, nihilominus volo, ut etc. Wenigſtens glaubt er, daß vielleicht der Stipendiat in den 5 Jahren des Genuſſes der Wohlthat dahin komme, daß ihn Gott erleuchte, damit er von ſeinen Irrthümern ablaſſe.

Nach M. Sal. Stepner Inscriptiones Lipsienses (Lpz. 1686, 4.) p. 170. trägt fein unter No. 794 verzeichnetes Grabmal in der Thomaskirche die Aufschrift:

1536. obiit Dominus LUDOVICUS SARTORIS von Görlitz,
sacre Theologie Doctor, Collegii Principum Collegiatus, Ecclesiae Misnens.
Canonicus, cujus anima requiescat in pace.

Urſinus in ſeiner Nekrologie giebt den 1. April 1516 als Todestag an.

Doch nicht allein das von ihm geſtiftete Stipendium bewahrt dem Ludovicus Sartoris ein bleibendes Gedächtniß bei den Nachkommen, ſondern noch ein anderer Umſtand veranlaßt mich, an ihn zu erinnern. Im erſten Theile der von Ed. Böcking in Bonn begonnenen Ausgabe der Werke Ulrich's von Hutten (Ulrichi Hutteni equitis germani opera quae reperiri potuerunt omnia, Vol. I. und Vol. II. Lips. 1859. 8.) pag. 8. befindet ſich Hutten's Inſkription in die Matrikel der Leipziger Univerſität unter Ludov. Sartoris' erſtem Rektorate. Ich theile das hierher Gehörige wörtlich mit:

Lipsiae. Semestri hibern. a. 1507.

(Hutteni nomen Albo universitatis Lipsiensis inscriptum.)

Matricula s. Album litterarum universitatis Lipsiensis inter eorum nomina. qui per semestre hibernum s. brumale anni MDVII. inscripti (institulati s. immatriculati) sunt, cum rectoris munere fungeretur Ludowicus Sartoris Gorlitzensis ing. art. M. th. B. form. continet haec.

Dominus Johannes Esticampianus professor Rhetorice artis et poeta laureatus 10 gl.

(Primum inter eos qui „de natione Misnensium“ erant, haec inscriptio locum obtinet.)

Ulricus Huttenus de buchenn 10 gl.

(Tricesimus is est ex LIX studiosis qui tum „de nacione“ Bauarorum inscripti sunt.)

Hieraus erſieht man, daß Ludov. Sartoris damals Rektor Magnifikus in Leipzig war, als Ulrich von Hutten dort immatrikulirt wurde, und nach Fr. Zarncke, die urkundlichen Quellen zur Geſchichte der Univerſität Leipzig in den erſten 150 Jahren ihres Beſtehens, (Abhandl. d. k. ſächſ. Geſellſch. d. Wiſſenſch. Band 3, S. 594.) iſt er der 197ſte und im J. 1528, als er das Rektorat zum zweiten Male bekleidete, der 239ſte Rektor. S. 596. heißt er: Ludowicus Sartoris Gorlicius s. th. P., duc. C., ingenuae Misnensis ecclesiae canonicus. Die Abkürzung s. th. P. bedeutet: sacrae theologiae professor, und duc. C. iſt ducalis collegii collega. S. 765. im Verzeichniß der Collegiaten ſteht er unter No. 71. bei den Jahren 1520 — 1536 als

Ludowicus Sartoris (Langschneider) Gorlitzio-Lusatus. S. 811. wird er als der 198ste Dekan beim Jahre 1508 angeführt. M. (Misnensis bezeichnet die Nation, zu der er gehörte) Ludovicus Sartoris Gorlicensis, th. B. form. Als Zeit der Erwählung wird angegeben: In vigilia Paschae ante festum sancti Georgii.

Zu bedauern ist es, daß David Friedrich Strauß bei Hutten's Lebensbeschreibung (Ulrich von Hutten, Lpz. 1858. 2 Thle. 8.) nicht schon Böcking's Ausgabe der Werke Hutten's benutzen konnte. Er selbst beklagt es auf S. XI. der Vorrede zum ersten Theile, wo er sagt: „Wie oft hat der Verfasser des nachfolgenden Buches während seiner Arbeit gewünscht, daß ihm doch die Ausgabe von Hutten's Werken, mit welcher Eduard Böcking in Bonn seit Jahren beschäftigt ist, schon vorliegen möchte! Aber eine solche Ausgabe, mit der Gründlichkeit behandelt, welche die Sache fordert, und wie wir sie an dem genannten Gelehrten kennen, ist natürlich von langer Hand. Von längerer, als eine Lebensbeschreibung sein darf, — wenn sie nicht unter der Arbeit erkalten soll, — und als sie glücklicherweise zu sein braucht, wenn der Bearbeiter der neuen Ausgabe seinem biographischen Collegen so großmüthig unter die Arme greift, wie dies mir von Böcking widerfahren ist."

Es hat alle Wahrscheinlichkeit, daß Johann Rhagius und sein Schüler Ulrich von Hutten schon bei der Eröffnung der Hochschule in Frankfurt 1506 gegenwärtig gewesen sind. Beiläufig mag hier auch ein Irrthum des Dav. Fr. Strauß berichtigt werden, der Theil I. S. 30. den Johann Rhagius einen Oberlausitzer nennt; er war vielmehr ein Niederlausitzer, aus Sommerfeld gebürtig, daher Aesticampianus.

Nun aber sagt Strauß a. a. O. S. 58. von Hutten: „Es war etwas vom fahrenden Ritter in Ulrich Hutten. So litt es ihn denn auch auf den akademischen Bänken zu Frankfurt nicht allzulange. Wie lange, wissen wir freilich nicht genau. Wenn er im Frühling des Jahres 1510 von einem Jahre spricht, daß er für die Freunde verschollen sei, (Querelarum C. II. Eleg. VI., ad J. Crotum Rub., v. 9. sq.:

Huic nihil hoc toto semoti scripsimus anno,
Ignaro, quae me nutriat ora vagum)

so scheint seine Abreise von Frankfurt in das Frühjahr 1509 zu fallen. Und im Spätsommer desselben Jahres treibt er krank und mittellos an die Pommersche Küste. Wie kam das? Wo hatte er sich in der Zwischenzeit aufgehalten, umgetrieben? Den Mann, dessen Schüler sich Hutten um diese Zeit mit Vorliebe nannte, Johann Rhagius, finden wir in jenem Jahre auch schon nicht mehr in Frankfurt, sondern in Leipzig."

Die Antwort auf Strauß' Frage, wo sich Hutten zwischen den Jahren 1506—1509 aufgehalten habe, ist dahin zu beantworten, daß er zu Michaelis 1507 seinem Lehrer Johann Rhagius, dem die Professur der Rhetorik über-

tragen wurde, nach Leipzig folgte. Mithin war er nicht bis in's Frühjahr 1509 in Frankfurt, sondern mag von Michaelis 1507 bis zu Ostern 1509 in Leipzig geblieben sein und dann seine Reise nach dem Norden unternommen haben.

Weiterhin spricht Strauß selbst die Vermuthung aus, daß es so sein möge. Indem er berichtet, daß Hutten von Wittenberg nach Leipzig ging, wo sein Gedicht von der Versknnst gedruckt wurde, fährt er S. 81. fort: „Zweifeln kann man nur, ob dieser Leipziger Aufenthalt Hutten's nicht schon vor seine Reise in den Norden zu setzen, und mit der, muthmaßlich um jene Zeit erfolgten Uebersiedelung seines Lehrers Rhagius von Frankfurt nach Leipzig in Zusammenhang zu bringen ist; wie Hutten's Weggang von Leipzig, wenn wir seinen Aufenthalt an diese Stelle setzen, mit des Rhagius Vertreibung von dieser Universität zusammengehangen haben könnte." Epistolae obscurorum vir. I. ep. 17.: „quod Esticampianus est in universitate tanquam quinta rota in curru, quia impedit alias facultates, quod suppositi non possunt bene in eis qualificari." Die Verbannung des Rhagius aus Leipzig setzt man gewöhnlich in das Jahr 1511.

Ohne Zweifel wird Dr. Strauß, nachdem Böcking's gründliche Arbeit veröffentlicht worden ist, diese Berichtigung bei einer zweiten Auflage seines Meisterwerkes nicht unberücksichtigt lassen.

Ein neues, eigenthümliches Licht aber fällt auf die Stellung unsers Sartoris' zu den Bestrebungen seiner Zeit, wenn meine Vermuthung Grund hat, daß er identisch ist mit Thomas Langschneiderius, dem der erste Brief des ersten Theils der Epistolae obscurorum virorum beigelegt wird. Dieser trägt die Ueberschrift: Thomas Langschneiderius Baccalaurius theologiae formatus, quamvis indignus, S. D. superexcellenti, nec non scientificissimo viro Domino Ortuino Gratio Dauentriensi, Poëtae, Oratori, et Philosopho, nec non Theologo, et plus si vellet. Er beschreibt ein Leipziger prandium magistrale und versetzt uns mitten hinein in das Leben und Treiben derjenigen Männer, die sich als Reaktionspartei den Humanisten jenes Jahrhunderts entgegenstellten. Daß aber unserm Sartoris nicht Unrecht geschieht, wenn man ihn den Gegnern der Humanisten beizählt, darauf dürfte schon der Schluß seines oben mitgetheilten Testaments weisen, wo er, noch im J. 1535, seine Anhänglichkeit an die alten Kirchenformen und seine Abneigung gegen die Reformation so stark hervortreten läßt. Wenn er nun 1535, wo der Sieg der Reformation in Sachsen thatsächlich bereits entschieden war, seinen Mißmuth darüber so wenig zurückhalten kann, daß er ihn mit einer Hoffnung, deren unwahrscheinliche Erfüllung er sich denn doch nicht verbergen konnte, sogar in einer für die Oeffentlichkeit bestimmten Urkunde niederlegt, so ist die Vermuthung wohl gerechtfertigt, daß er in jüngeren Jahren und zu einer Zeit, da die humanistischen Bestrebungen noch in zweifelhaftem

Ringen begriffen waren und der Streit Reuchlin's gegen Pfefferkorn die Universitäten in Bewegung setzte, noch kräftiger und entschiedener zur Verfechtung seiner retrospektiven und konservativen Ansichten aufgetreten sein mag und darum leicht unter die Dunkelmänner gerechnet werden konnte, deren Reigen zu eröffnen er die etwas zweideutige Ehre hat.

Sobald man aber die eben ausgesprochene Vermuthung nicht für zu gewagt erklärt, wird man auch den 13. Brief im zweiten Theile der Epistolae obscurorum virorum, mit der Ueberschrift: „Jodocus Sartoris M. Ortuino Gratio" auf unsern Sartoris beziehen können, da er sich in demselben geistigen Horizonte bewegt, ja auch dieselbe Stellung zu Reuchlin bezeichnet, wie jener erste Brief, und ebenfalls der Schrift M. Arnoldi de Tungaris Erwähnung thut.

G. T. L. Hirche.

III.

Giannozzo Sacchetti

und sein Lobgesang auf die christliche Liebe.

Von Dr. Theodor Paur.

Es war im Jahre 1375, zur Zeit Papst Gregor's XI. in Avignon, daß sein Legat in Bologna mit Gewalt der Waffen die Florentiner zu unterwerfen versuchte [1]). Aber diese erkauften die feindlichen Heerführer und wiegelten die päpstlichen Städte auf; zur Strafe dafür wurde die Republik, in der gerade damals die Volksherrschaft die größte Macht gewonnen hatte, in den Bann gethan, und um diesen so wirksam als möglich zu machen, allen Ländern und Städten geboten, jede Verbindung mit den florentinischen Handelshäusern abzubrechen, ihre Güter in Beschlag zu nehmen, ja allen Reisenden aus Florenz Schutz und Aufnahme zu verweigern. Setzten sich die Florentiner über den Mangel des öffentlichen Gottesdienstes soweit hinweg, daß Machiavelli von ihnen sagen kann, sie hätten damals ihr Vaterland höher geschätzt als ihr Seelenheil, so vermochten sie doch die Beeinträchtigung ihres Vermögens und ihrer persönlichen Sicherheit nicht lange zu ertragen. Deshalb entsendeten sie im Jahre 1376 die Katharina von Siena, die sich durch ihren heiligen Wandel und ihre Klugheit einen ähnlichen Einfluß auf die Großen erworben, wie zwei Jahrhunderte vorher Bernhard von Clairvaux, zur Vermittelung nach Avignon. Im folgenden Jahre kehrte der Papst nach Rom zurück und schickte nun seiner Seits die Heilige nach Florenz, um mit Hülfe der dortigen Frommen, die ihr anhingen, die Unterwerfung der stolzen Republik zu bewirken. Sie blieb bis zum Juli des Jahres 1378, worauf dann, nachdem der stolze und rücksichtslose Gregor gestorben, unter der kurzen Herrschaft Urban's VI., den seine bedrängte Lage dazu nöthigte, der Friede zu Stande kam.

Während der Jahre des Bannes nun, wo der gewöhnliche Gottesdienst fehlte, vereinigten sich in Florenz die Frommen in Genossenschaften (com-

[1]) Ueber die allgemeinen Verhältnisse des Freistaates zu dieser Zeit s. Machiavell Istorie fiorentine lib. III. F. C. Schlosser, Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, IV. Bd. 2. Th. S. 358. ff.

pagnie di laude), die des Abends zum Lobe Gottes Gesänge aufführten und dadurch die Funken der Frömmigkeit in dieser trostlosen Zeit vor dem Erlöschen zu wahren suchten. Der ausschließliche Gegenstand dieser laudi war die Gottesliebe (la carità), im Gegensatze zur sinnlichen und Eigenliebe, die so oft von der weltlichen Poesie der ritterlichen Sänger verherrlicht worden, und im Gegensatze zum offiziellen Gottesdienste, der sich der lateinischen Sprache bediente, finden wir diese Gesänge in der nationalen Mundart, also italienisch, abgefaßt. Diese Wendung war nicht neu; seit hundert Jahren bereits erschallten die Klöster und Einöden des mittleren Italiens von den heiligen Minnegesängen der dichtenden Franziskaner, unter ihnen besonders des Jacopone da Todi[2]), und zu Anfang des 14. Jahrhunderts besang der große Florentiner Dante in den mächtigsten Klängen die Heiligung der irdischen Liebe zur himmlischen. In beiden Fällen entsproßten so wunderbare Sangesblüthen mehr der stillen, gewiegten Betrachtung, als dem unmittelbaren Nothdrange der Zeit, wie es bei jenen laudi aus den Jahren des Bannes der Fall war. Das in Gottesminne erglühende Herz der h. Katharina, von dem sie selbst erklärte, es sei nicht mehr das ursprünglich ihrige, sondern das ihres verlobten Christus, der es mit ihr ausgetauscht, theilte seine Gluth diesen Gesängen mit, zugleich aber auch, wie es scheint, die jedem klaren Verständniß entfremdete Mystik der Vernichtung im Göttlichen, der Wechselbeziehungen zwischen der minnenden Seele und Gott, zwischen Tod und Leben, die in entgegengesetzter Auffassung eins für das andere genommen werden. Auch der Lobgesang Sacchetti's beruht seinem wesentlichen Bestande nach wie in einzelnen Stellen auf den Worten der h. Katharina, theils in ihren Briefen, theils in ihrer Schrift von der göttlichen Vorsehung, was die Nachweisungen des italienischen Herausgebers, der den Gesang zum ersten Mal aus den Handschriften, zugleich mit einigen Gedichten von Dante, veröffentlicht[3]), zur Genüge erkennen lassen. In dem vorangehenden discorso verbreitet sich der Herausgeber über den Geist und den Einfluß der Dante'schen Poesie und jener laudi und berichtet, soviel die Akten ergaben, die bisher unbekannten Lebensumstände Sacchetti's.

Giannozzo Sacchetti war nämlich ein hervorragendes Mitglied einer jener compagnie di laude und huldigte, als treuer Schüler der h. Katharina, der göttlichen Minne. Gleich seiner Lehrerin eiferte er gegen den Uebermuth

---

[2]) S. Les poètes Franciscains en Italie au treizième Siècle, p. A. — F. Ozanam. Paris 1852.

[3]) Rime di Dante e di Giannozzo Sacchetti messe ora in luce sopra codici Palatini da Francesco Palermo. Firenze coi tipi di M. Cellini e C. Alla Galilejana 1857. 4°. (CXLII. und 59 Seiten.)

der im Jahre 1378 in Florenz herrschenden Volkspartei (fazione degli artefici). Bei Gelegenheit einer Kanzone seines Bruders Franco tadelt er diesen in einer Gegen-Kanzone, daß er nicht den Ursprung alles Uebels aufgedeckt, nicht die Regierungen getadelt habe. Diese schilt er Heuchler, Mörder der Republik, Wucherer, die sich zu Rittern gemacht, dem Aussehen nach Metelli und Bruti, deren Thaten jedoch verkehrt und thierisch[4]). Dafür rächten sich an ihm die Verletzten durch gleiche Beschuldigungen; unter diesen war unglücklicher Weise der hochstehende und einflußreiche Chronograph Melchionne di Coppo Stefani, der die Heilige sowol als ihren Schüler der Heuchelei bezichtigte und dem letzteren eine Menge Vergehen vorwarf, durch deren getreue Wiedererzählung die späteren Berichterstatter das Andenken des Mannes gebrandmarkt haben. Ja, es traf ihn die Anklage des Verrathes gegen den Staat, indem er zur Zeit, wo Karl von Durazzo als neapolitanischer Kronprätendent auftrat und dabei auch Florenz bedrohte, mit diesem in geheimer Unterhandlung gestanden und die Uebergabe der Stadt an die Truppen desselben versprochen haben sollte, und er wurde mit Genossen im Jahre 1379 hingerichtet. Der Herausgeber bemüht sich, die Unschuld Sacchetti's zu retten und beruft sich auf das Zeugniß des Chronisten Ammirato im 16. Jahrhundert, der die Wahrheit der Geschichte nicht zu versichern wagt, sondern ausdrücklich bemerkt: Si disse, questo non affermo; ebenso finde ich bei Machiavelli[5]), daß das Gericht keine Schuld an den Angeklagten fand und nur das von ihren Feinden aufgeregte Volk sie zur Hinrichtung schleppte. Und so möge die Nachwelt die Ehre des Gekränkten als gerettet betrachten!

Sacchetti's Lobgesang, überschrieben la Carità, den ich in Uebersetzung mittheile, bietet aus den oben erwähnten Gründen einem sicheren Verständniß nicht geringe Schwierigkeiten. Vermehrt werden sie noch hier und da durch eine räthselhafte Ausdrucksweise, sowie durch den überaus häufigen Wechsel der Anrede, indem zuerst die Seele, dann die Liebe, dann wieder die Seele, dann der Tod, das Leben, das unsichtbare Nichts, die Hörenden, zuletzt noch Christus angeredet werden; ja in der 7. Strophe allein findet drei- oder gar vierfacher Wechsel statt. Ich habe den jedesmaligen Uebergang zu einer neuen Anrede durch einen Gedankenstrich bezeichnet, bei besonders schwierigen, unsicheren oder charakteristischen Stellen die Worte des Originaltextes in Anmerkungen beigefügt. Der Gedankengang des Gedichtes,

---

[4]) Ma quando cerchi quello
Che sanno far, l'effetto e poi le sorte,
Tu hai l'opre a veder, bestiali e torte.

[5]) Ist. Fior. III. Machiavelli führt übrigens unter den Angeklagten statt des Giannozzo einen Jacopo Sacchetti an, deren Identität wol aber nicht zu bezweifeln ist.

in welchem weniger die Logik des Verstandes, als vielmehr die des verzückten Gemüthes waltet, erscheint mir in folgender Weise.

(Str. 1) Der Dichter redet die Seele an und fordert sie auf, sich alles Andern zu entkleiden und das Gewand der Liebe anzulegen, wenn sie von Liebe singen wolle. (2) Zuvor müsse sie Alles abthun, was geringer als Liebe und sie selbst, der eigene Wille müsse in uns ersterben, nur wer ganz rein von Haß, könne in der Liebe bleiben. (3) Nun wendet sich der Dichter zur Liebe, ihren Adel preisend, der so lauter, daß sie nichts Fremdes in sich dulde, daß sie auch den Haß auflöse und in sich selbst verwandle. Wieder zur Seele gewendet, heißt er sie untertauchen im Strome der Liebe, des Lebens. (4) Durch gänzliches Ersterben darin werde sie Entzückung und Frieden finden; von der Liebe kostend, nicht die Frucht der Seufzer speisen. (5) Mit sich selbst möge sie kämpfen und immer weniger aus sich machen; die Gnade werde diese heilbringende Vernichtung vollenden, so daß Liebendes, Geliebtes und Liebe nicht mehr von einander zu unterscheiden. (6) Zwar sei eine solche Vernichtung des Irdischen, während die Welt zur Freude einlade, nicht ohne Mühsal; doch die Liebe helfe erquickend mit ihrem Lichte. (7) Nun redet der Dichter diesen Tod an und preist ihn als ein Paradies in Qualen, als wonnigen Hafen; die drei folgenden Verse sprechen zu Christo als Beispiel solch wonnigen Todes; die letzten vier wenden sich wieder an die Seele mit der Aufforderung, solchen Liebestod zu wählen. (8) Doch nur thätig wirkender Glaube führe zur Liebe und einfältiger Sinn, mit Tugend gepaart, gelange sicherer zur Liebe, als Tiefe der Erkenntniß ohne Tugendübung. (9) Das glänzende Gewand hoher Weisheit helfe beim letzten Gerichtsspruch wenig, nur in Wehe dürfe da die Seele sich kleiden, wenn es ihr nicht gelinge, als Braut der Liebe einzugehen. (10) Deshalb möge die Seele, nach dem Beispiele des Erlösers, stets im Kampfe gegen das Irdische beharren und dadurch den Tod überwinden. (11) Jede Schickung möge sie als von Gott und zu ihrem Besten verhängt aufnehmen. (12) Nun schildert der Dichter die ganz in Gottes Willen ergebene Seele. (13) Wieder zur Seele selbst gewendet, ermahnt er sie keine Sorge zu haben; denn in dieser völligen Hingebung an den ewigen Meister gebe es für sie keinen Wechsel der Zustände mehr, gebe es für sie nur noch Liebe. (14) Wer so weit gelangt, habe alle Bedrängniß überstanden, wachse an Kraft durch Liebe und könne nicht mehr umkehren. (15) Denn wer möchte aus dem Leben in den Tod zurück? Die Liebe läßt ihn nicht, da, wenn ihr der Liebende fehlte, sie selbst verkümmern müßte. (16) So wenig wie der heilige Geist sein würde, wenn der göttliche Vater nicht den Sohn hätte, ebenso wenig könnte jemals Gott von der himmlischen Liebe, wenn sie sich einmal gegenseitig erfaßt haben, getrennt werden. (17) Paulus sei ein Beispiel innigster Liebesvereinigung mit Christo, so daß ihre Personen nicht mehr zu

unterſcheiden; ſolches bewirke die Vernichtung ſeiner ſelbſt. (18) Der Dichter redet nun eben dieſen Liebestod als unſichtbares Nichts an und preiſt die Gewalt, die es ausübe über den Himmel; kein göttlicher Sturmwind führe zu ſolcher Erhebung, ſondern das leichte Gefieder der Liebe. (19) Nur wenig, ſo wenig als nichts, habe er von dieſem ſüßen Nichts vermelden können; zum Schluſſe noch an Chriſtus die Bitte, in ihm jede fremde Liebe zu vernichten und ganz nach Gefallen mit ihm zu handeln.

Ich laſſe nun eine möglichſt treue Ueberſetzung des Lobgeſanges folgen, in gleicher Vers- und Strophenform, wie das Original ſie hat, doch zu Gunſten der wörtlichen Uebereinſtimmung ohne die Feſſel des Reimes*); man wird den letzteren um ſo weniger vermiſſen, als das ſo bedeutſame Refrain-Wort „amore", mit welchem ſämmtliche Strophen ſchließen, ſich ohne Schwierigkeit wiedergeben ließ.

Lobgeſang auf die chriſtliche Liebe.

1. Entblöße dich, o Seele!
   Und kleide dich in Liebe;
   Nach Lieb' allein verlange,
   Willſt ſingen du von Liebe! —

2. Doch Liebe kann nicht kleiden
   Die Seele, die nicht abthut
   Was wen'ger iſt als Lieb' und als ſie ſelber.
   Zuvor muß ganz erſterben
   In uns der eig'ne Wille,

---

*) Als Beiſpiel der Strophenform und Reimung folge hier die einleitende vierzeilige und die erſte zehnzeilige Strophe:

Spogliati, anima mia,
E vestiti di amore;
Amor solo desia,
Se vuoi cantar di amore.

Amor non può vestire
Alma, che non si spoglia
Di ciò ch'è men di amore e di sè stesso.
Prima convien morire
In noi la nostra voglia,
Che voglia noi l'amor, che c'è promesso.
Non pate alcuno in esso,
Che non sia tutto puro
Tutto, di nulla furo
D'odio; gentile Amore!

Bevor die Lieb' uns will, die uns verheißen.
Nicht bleibt in ihr beharren,
Wer nicht ganz rein, ja rein iſt,
Nicht gänzlich ungetrübet
Von Haß. — O edle Liebe!

3. Dein Adel iſt ſo lauter,
Nicht duldeſt du Vermiſchung
Und ganz verwandelſt du, wen du erwählet.
Den Haß, der alles Lieben
Verabſcheut ſonder Maßen,
Zerſtörſt du, wandelſt dann ihn in dich ſelber[7]). —
O Seele mein, was ſchläfſt du?
Siehſt du nicht dieſen Lichtglanz?
Tauch' unter in dem Strome
Der Liebe, willſt du Liebe!

4. Ja, in dem Lebensſtrome
Mußt gänzlich du erſterben,
Wenn Lieb', unſäglich Leben du begehreſt.
Verſinkend wirſt du ſteigen,
In Pein Entzückung haben,
Mit Chriſto Frieden, wenn mit dir du zürneſt.
Des Flatterwinds der Seufzer
Entſchlage dich mit Ernſte!
Nicht ſpeiſeſt ihre Frucht du[8]),
Dich nährend von der Liebe.

5. Und ſiehſt du dieſes Endziel
Des ew'gen Vaterlandes,
Dann kämpfe gegen dich mit Schwert und Feuer!
In dir zertrümm're Alles,
Laß nimmer ab zu brauchen[9])

---

[7]) Sformato prima, di te in te riformi.

[8]) D'essi digiuni il frutto,
Se gusti dell'amore.

[9]) Nulla cosa governa
Tagliar di lima, sì che torni poco.
La grazia in questo loco
Ti fina d'annullare.
In tutto trasformare
Amante, amato, amore.

Die Feile, bis geringer du geworden!
Die Gnade wird hienieden
Vollenden die Vernichtung,
Verwandeln ſo Geliebtes
Wie Liebendes und Liebe.

6. Nicht läßt ſich ohne Mühſal [10])
Vernichten, was gemacht ward
Mit gröſs'rer Müh' im Angeſicht der Freude.
Doch Liebe, die dich leitet
Zu ſolcherlei Vernichtung,
Wird nähren dich mit ihrem ſüßen Lichte.
In Leichtigkeit ſo Schweres
Verkehret dir die Hoffnung [11]),
Die mit Gewißheit ſchauet
Das Ziel der wahren Liebe. —

7. O Paradies voll Qualen,
O Tod, wie wonnig lebſt du,
Vom Leben hin zum wonn'gen Hafen eilend! —
Mit heit'rer Klag' und lächelnd [12])
Empfandeſt du die Martern,
Des Lebens voll, gekreuzigt und geſtorben. —
Der Tod ſei dir zum Troſte,
Das Feuer dich erweiche,
Dich löſe, bind' und härte,
Vereinigt mit der Liebe!

8. Wer dieſen Abgrund ſchauet [13])
Und nicht in's Werk ihn ſetzet,

---

[10]) Non è senza gran pena
Disfar quel ch'era fatto
Con maggior pena, in viso d'allegrezza.

Das Komma hinter pena im letzten Verſe iſt hier weſentlich, da die folgenden Worte ſich an das Vordere anſchließen.

[11]) Subjekt.

[12]) Pianto giocondo, riso
I martirii sentivi,
Pien di te, Vita! cruciato e morto.

[13]) Chi questo abisso vede,
Se non lo mette in opra,
Più disunito dall'Amor si scosta.

Entfernt ſich weiter von der Lieb' in Zwieſpalt.
Der Glaub' iſt nicht lebendig,
Wenn er nicht Tugend übet,
Gottlos, wer Beſſ'res weiß — und doch nicht handelt [14]).
Von kürzeſtem Verſtändniß
Ein Sinn, den Licht verwirret,
Wenn er nur g'rade wandelt,
Gelangt zu freud'ger Liebe.

9. Wenn du mit hoher Weisheit,
O Seele, ausgerüſtet,
Gerufen wirſt zum großen Mahl, ſo eile!
Beim hölliſchen Gerichtsſpruch
Darfſt weder noch auch kannſt du
Gewänder tragen neue, glänzend weiße.
Da ziemt's dich zu entblößen,
Zu kleiden dich in Wehe,
Wenn du nicht kannſt zur Hochzeit
Eingeh'n als Braut der Liebe [15]).

10. Dem alſo, was dir zeiget
In ſeiner Frommheit Jeſus,
Dem folge nach mit Feuer, immer ſiegreich!
Und was dir Kampf bereitet,
Das weiſe niemals von dir;
Nimm es von Gott, in Gotte geh' zum Kampfe!
In dir alſo erſterbend
Wirſt du die Laſt des Todes
Von dir geſunken ſehen
Und dich erhöht in Liebe.

11. Jedwedes Ding von Gotte
Nimm auf in treuem Glauben,
Jedwedes Ding als Gut vom höchſten Gute;
Sei's dich von Schuld zu rein'gen,
Sei's daß du dich willſt läutern,
Zu werben Tugendkraft mit höchſter Hoffnung!

---

[14]) Iniquo chi più sa, e di far sosta.

[15]) Come sposa di amore. Hier kann die Ueberſetzung nicht gut folgen, da „Liebe" bei uns ein Femininum iſt.

Wer das nicht glaubt, betrübt sich
In Peinen und verzweifelt,
Gewahret niemals Licht auch,
Das mächtig sei der Liebe. —

12 Die Einfält'ge, die Reine,
Ganz seh' ich sie ergeben:
„Was kannst du andres thun, als das, was Gott thut?"
Mehr noch als Magd und Sklavin
Beharrt sie beim Gehorsam
Und spricht nur immer: „Sage, Herr, was willst du?
Was du willst, nicht was ich will,
Geschehe, nichts des Mein'gen.
Vernichte mich, o Leben [16]),
Empfind' ich keine Liebe!" —

13. O Seele, ob vernichtet,
Ob flüssig oder spröde,
Sowie dem Meister es gefällt, dem ew'gen!
Verwandelt in ihn selber [17])
Vergiß um dich die Sorge,
Denn solches ist zu niedrig edlen Herzen!
Für dich nicht Krieg noch Frieden,
Nicht Sommer auch noch Winter,
Nicht Himmel oder Hölle;
Für dich allein die Liebe!

14. Und wer so weit gelangt ist [18]),
Hat glücklich überstanden
Die Enge, mehr und mehr die Kraft erweiternd.
Zurücke doch zu wenden
Die Brust, ist ihm verwehret
Von jener Liebe, so die Kraft ihm stärket.

---

[16]) Se vuoi, Vita, m'annulla,
Che io non senta amore.

[17]) In esso trasformata,
Di te non prender cura,
Chè sì vil cosa in cor gentil non giace.

[18]) Chi viene in questo lato,
Ha passato lo stretto,
Amplificando pur a più potere.

Nicht kann der Wille wollen
Auf solchem Wege rasten,
Geschweige denn zurückgeh'n;
So sehr zwingt ihn die Liebe!

15. Wer kehrte doch zum Tode,
Der bleiben kann im Leben?
Dem Sturm[19]) entronnen, wer zurück zum Ufer?
Die Liebe, die ihn fortreißt,
Läßt nimmer ihn, auch wollend;
Denn fehlt der Liebende, verarmt die Liebe[20]).
Der Liebende, lebendig
Hält er die Seel' im Leben;
Verwandelt und geeinigt
In wonniglichster Liebe.

16. Wie wenn vom Sohn Gott Vater,
Dem süßen, je sich trennte,
Der heil'ge Geist zu leben nicht vermöchte[21]);
So auch, wenn dieser Seraph
Ergriffen Gott und wieder
Gott jenen Eines Herzens, wahrlich, Thorheit
Vermeinte dann zu scheiden
Den Einen von dem Andern.
Von Paulus wirst du hören,
Dem Trunkenen in Liebe.

17. Statt Paulus konnt' ich Christus,
Auch Christopaulus sagen;
Denn Liebe hatt' aus beiden Eins geschaffen.
Solch gänzliches Erwerben
Kommt jederzeit von Gotte;
Und wer von Gotte fern, hat immer Mangel.
Wer für das Oehr der Nadel
Geschlank wird durch Vernichtung,
Hat sich aus dem Kameele
Gemacht zum Lamm der Liebe. —

---

[19]) fortuna.

[20]) Chè, privando l'amante, amor si priva.

[21]) Lo spirto santo non procederia.

18. O Nichts, du unſichtbares[22]),
Du thuſt dem Himmel Zwang an
Durch Dürftigkeit an Geiſt und heil'ges Sterben!
Es kommt ein mächt'ger Sturmwind
Vom gnadenreichen Himmel,
Und von der Erd' erhebt ſich keine Sohle[23]).
Wer leichter ſich umhüllet
Und kurz Gefieder anlegt,
Erhoben hoch, erglänzt er
Vom Strahlenglanz der Liebe. —

19. Nichts hab' ich Euch vermeldet[24])
Von dieſem Nichts, dem ſüßen,
Das kommen macht die Lieb' und macht ſie ſteigen. —
O Gottesſohn, vernichte
In mir all' and're Liebe,
Laß', wenn ich ſtolz, zur Höll' hinab mich ſtürzen[25])!
Zieh' aus mich nach Gefallen!
Wie ſehr es mich auch ſchmerze,
Befried'ge deinen Willen
Und kleide mich in Liebe!

---

[22]) Invisibil niente.

[23]) E dalla terra non solleva pianta. Die andere, gewöhnlichere Bedeutung von pianta (Pflanze) ſcheint hier weniger annehmbar.

[24]) Niente v'aggio detto
Di questo dolce nulla.

[25]) Pammi superbo allo'nferno cadere!

Beiträge

zur Geſchichte und Gaugeographie, beſonders des nordöſtlichen Deutſchlands,

von C. Kühn.

I.

Liubene in marca Lipani.

Die Urkunde vom 24. Auguſt 956, durch welche Kaiſer Otto I. der Abtei Quedlinburg die 6 in der Mark Lipani belegenen Dörfer Liubene, Klinizua, Sebene, Tulci, Kazina und Kribci vereignet[1]), hatte ihrer Wichtigkeit wegen die Geſchichtsforſcher lange Zeit hindurch beſchäftigt, ohne daß ihren Beſtrebungen ein befriedigender Erfolg zu Theil ward, bis es endlich dem Hauptmann und Direktor L. v. Ledebur, der ſo oft das Punctum saliens gefunden hat, gelang, die Lage dieſer Orte, mit alleiniger Ausnahme von Liubene, richtig zu beſtimmen[2]). Er ermöglichte hierdurch

---

[1]) Sie iſt aus dem Originale edirt durch Baring (Clavis diplom. Edit. recent. Praef. p. 18.), ab Erath. (cod. dipl. Quedl. p. 8.), Lünig (Pars spec. Cont. II. p. 856.) und Andere, und lautet:

In nomine sanctae et indiuiduae Trinitatis. Otto gratia Dei Rex. Nouerint omnes fideles nostri tam praesentes qvam etiam et futuri qvaliter nos quasdam res nostrae proprietatis in Marca Lipani, hoc sunt ville sex sic nomitatis Liubene, Klinizua, Sebene, Tulci, Kazina, Kribci cum omnibus appendiciis suis ad Monasterium Qvidilingaburg in honore Sancti Petri constructum pro Karissimae filiae nostre Mathilde victu et vestitu perpetuo Jure possidendas donamus. Et ut haec nostri praecepti auctoritas a fidelibus nostris verius credatur, manu propria nostra subtus eam firmavimus anuliqve nostri Impressione sigillari iussimus. Data non. kal. Sept. luna XIIII., Anno Dom. Incarn. DCCCC. L. VI. Indict. XIIII. Anno vero domni Inuictissimi Regis XXII. Actum Quidilingaburg feliciter. In dorso ſteht: Donatio Lipani cum sex uillis Slauonicis.

[2]) Vergl. Ledebur's Neues Archiv für die Geſchichtskunde des Preußiſchen Staates, I. p. 78. Die Orte ſind:

Liubene, Lüben bei Wittingen,
Klinizua, Klenze, 1/8 M. N. von Bergen an der Dumme,
Sebene, Seeben, 1 1/4 M. NW. von Salzwedel,
Tulci, Tylſen, 1 1/4 M. W. von Salzwedel,
Kazina, Caſſuhn, 1 1/6 M. SW. von Arendſee,
Kribci, Kreweſe, 1/2 M. WNW. von Oſterburg.

den gegenwärtigen Aufsatz, welcher die wahre Ausdehnung der Mark Lipani bestimmen soll, und zu dem Ende zuerst die Grenzen zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt darlegen, dann die Lage von Linbene bestimmen, und endlich auch die Grenze zwischen der Mark Lipani und dem Bardengau nachweisen wird. Weil der angedeutete Zweck nur durch die richtige Bestimmung der Lage von Linbene ermöglicht wird, ist dieser Ort an die Spitze des Aufsatzes gestellt worden.

Die Feststellung der Grenze zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt, welche, wie allgemein anerkannt, zugleich die Grenze zwischen der in die erste fallende Mark Lipani und den zur letzteren gehörigen Gauen Belesem oder Balsamien, Hehlingen und Wittingau[3]) bildete, ist durch Gruben, v. Wersebe, Wedekind und Andere nach den vorhandenen historischen und urkundlichen Nachrichten angebahnt und endlich durch Danneil[4]) zum definitiven Abschluß gebracht worden. Da dessen ungeachtet v. Hodenberg die Untersuchung hierüber neuerdings wieder aufgenommen, das durch Danneil gewonnene unumstößlich richtige Resultat aber nur verdunkelt hat[5]), so ist es nöthig auch hier wieder auf diese Angelegenheit zurückzukommen, um dem Resultate Danneil's sein Recht zu vindiciren und dasselbe zu befestigen.

Unmittelbar an und längs dem durch Danneil festgestelltem Grenzzuge zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt liegen, wie er selbst bemerkt, von der Elbe ausgehend, die zu den Landreitereien Seehausen, Arendsee und Salzwedel, und mithin zur Diöcese Verden und zur Mark Lipani gehörig gewesenen Ortschaften: Wendemark, Lichterfelde, Ferchlipp, Rethausen, Wolferslage, Wasmerslage, Königsmark, Uchtenhagen, Kalberwisch, Meseberg, Krumke, Krewese, Schlieksdorf, Gr. Rossau, Gladigau, Lohne, Kerkau, Lübbars, Molitz, Störpke, Thüritz, Badel, Zethlingen, Winkelstedt, Wernstedt, Gr. und Kl. Engersen, Schenkenhorst, Estedt, Laatsche, Berge, Ackendorf, Solpke, Ipse, Ziepel, Rorförde, Potzehne, Jerchel, Miesterhorst, Peckwitz, Dannefeld, Jahrstedt, Ehra, Boitze, Wiswedel, Hanum und Waddekath. Es müssen daher die unmittelbar neben dieser Ortsreihe liegenden Orte Werben, Druidenhof, Rengerslage, Iden, Walsleben, Dusedau, Osterburg, Kl. Rossau, Hagenau, Plathe, Jeetze, Güssefeld, Bühne, Kalbe an der Milde, Algenstedt, Isenschnibbe, Gardelegen, Weteritz, Pollwitz, Zöbbenitz, Parleib, Jeseritz, Rätzlingen, Bösdorf, Wassensdorf, Breitenrode, Parsau, Ahnebeck,

---

[3]) Der Gau Hehlingen ist ein Untergau des Nordthüring-, der Wittingau ein Untergau des Darlingaues, weshalb, wenn in diesem Aufsatze von der Grenze eines dieser Untergaue die Rede ist, man statt des Namens des Untergaues auch den des betreffenden Hauptgaues setzen kann.

[4]) Kirchengeschichte der Stadt Salzwedel, Halle 1842, p. 12., 13., 116—118.

[5]) Verden'sche Geschichtsquellen, 2. Heft.

Tiddische, Barwedel, Lessien, Boitzenhagen Radenbeck, Zasenbeck, Ohrdorf, Kühstorf, Mahnburg und Wittingen[6]) vor der Reformation zu der Diöcese Halberstadt und mithin zu dm Gaue Balsamien und den Untergauen Hehlingen und Wittingau gehört haben.

Von diesen in doppelter Reihe neben einander gelegenen Orten werden nun die folgenden auch ausdrücklich als zu den Diöcesen Verden und Halberstadt gehörig in Urkunden erwähnt.

a) In der Verden'schen Reihe:

Krewese (das Kribci der Urk. von 956) Monasterium in Creueze, Verdensis diocesis, in der Urk. vom 31. Juli 1366 bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I., 16. p 331. und in der Taxa procurationum Verdensis Dioc. Saec. XV. in Hodenberg's Verdenschen Geschichtsquellen, Heft 1., No. VII., S. 81 und 82.

Schliekdorf. Es war seit Alters in der Klosterkirche zu Krewese eingepfarrt. Urk. vom 8. Novbr. 1551 bei Riedel, l. c. I., 16. p. 386.

Estedt. Estede verdensz stichtes. Urk. v. 9. April 1431 bei Riedel, l. c. I. 15. p. 241.

Ziepel. Szipe Verdensis dioc. Urk. vom 24. März 1571 bei Gerken, Cod. dipl. Brand. 8., 475—477.

Waddekath. Laut Urk. vom 10. Decbr. 1161, bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I. 16. p. 394, befiehlt der Bischof von Verden, daß die Bewohner der Dörfer Diesdorf, Bergmoor, Abbendorf, Fahrendorf, Pekensen, Ellenberg, Waddekath und Böddenstedt, alle noch Wenden, ihren Gottesdienst in der Klosterkirche zu Diesdorf halten sollen. Daß aber das Kloster Diesdorf zur Verdenschen Diöcese gehörte, ergiebt sich aus den Urkunden vom 15. Januar 1345, 20. Novbr. 1364, 31. Oktober 1368, 31. Okt. 1377, 23. April 1378, 20. Januar 1401, 13. Januar 1406, 22. August 1449, bei Riedel l. c. I. 16. p. 439, 441, 448, 465, 466, 482 etc.

b) In der Halberstädtischen Reihe:

Werben. Werben, halberst. dyoc. Urk. vom 6. Oktober 1358, bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I. 6. p. 34.

Druidenhof. Aland curia in haluerstad. dioc. Urk. vom Jahre 1186, bei Riedel, I. c. I., 3. p. 88. Der Hof Aland lag unstreitig nicht an der Quelle des jetzigen tauben Aland, wie Ledebur in Wohlbrücks Geschichte

---

[6]) Die Lage dieser, sowie der sämmtlichen in vorliegender Abhandlung vorkommenden Ortschaften ist auf den Blättern No. 56., 57., 72., 73., 89 und 90 der Reimannischen Karte von Deutschland nachzusehen. Eine Karte der in dieser Abhandlung genannten Gaue und Untergaue kann ich erst später erscheinen lassen.

der Altmark S. 48 vermuthet[7]), sondern an dem ehemaligen Laufe des größeren Aland, der auch Prisantine hieß, und, wie Danneil l. c. S. 13. erwiesen hat, als Fortsetzung der Biese in NO. Hauptrichtung der Elbe bei Werben zufloß[8]), und die Orte Kalberwisch, Uchtenhagen, Königsmark, Wasmerslage, Lichterfelde und Wendemark der Diöcese Verden und der Mark Lipani, die Orte Walsleben, Rohrbeck, Iden, Rengerslage, Druidenhof und Werben, der Diöcese Halberstadt und dem Balsamgaue zuwies. Er hat nur seinen alten Namen verloren, welcher vielleicht mit dem Flusse zugleich verschwand, und ist, worauf auch sprachliche Gründe deuten, ohne Zweifel in dem Druidenhofe bei Werben noch heute vorhanden.

Iden. Yden Halberst. dioc. Urk. vom 29. Okt. 1377 bei Riedel, l. c. p. I. 6. p 196.

Osterburg. Osterburg Halberst. dioec. Urk. vom 31. Juli 1366 bei Riedel, l. c. I. 16. p. 331. Capella St. Georgii extra muros opidi Osterborch, Halberst. dioec. Urk. v. 21. März 1397 bei Riedel, l. c. I. 16. p. 337.

Kalbe an der Milde. Kalbe im halberst. Sprengel, Urk. vom 20. April 1518, deren in Förstemann's Neuen Mittheilungen 5. Band, 4. Heft, S. 80 Note, gedacht wird.

Gardelegen. Gardelege halberstedessches Stichtesz. Urkunde vom 6. September 1484 bei Riedel, l. c. I. 6. p. 146. Oppidum Gardelege nostre Halb. dioec. laut Urk. vom 16. und 24. Juni 1395, 31. Dzbr. 1427 und 17. Dzbr 1429 bei Riedel, ibid. p. 106, 108, 116, 118.

Pollwitz. Palniz halb. dioec. Urkunde vom 22. Februar 1344 bei Boysen, Histor. Magazin 3, 145—147[9])

---

[7]) Der taube Aland entspringt auf einem Bauerhofe im Dorfe Räbel, das bereits im J. 946 urkundlich erwähnt wird; mithin konnte der einzelne Hof Aland nicht an dieser Quelle liegen.

[8]) Der Aland verdankt seinen jetzigen NW.-Lauf wohl keineswegs allein der künstlichen Entwässerung der Wische, sondern auch den Einbrüchen der Elbe, welche auch in dieser Gegend ihre Dämme häufig durchbrochen hat. Zu welcher Zeit die Veränderung des Flußlaufes stattgefunden hat, ist unbekannt; obgleich aber die Entwässerung der Wische bereits im 12. Jahrhundert begann, so ist doch anzunehmen, daß der Aland noch im Jahre 1186 an dem heutigen Druidenhofe vorüberfloß, denn sogar noch im Jahre 1431 befand sich laut einer Urkunde vom 9. April dieses Jahres (bei Riedel l. c. I. 15. p. 241), bei dem Dorfe Wasmerslage ein See, den der Aland wohl ohne Zweifel gebildet hatte.

[9]) Beiläufig bemerke ich hier, daß dieser Ort in der Urk. Kaiser Otto's I. für das Moritzkloster zu Magdeburg vom 21. September 937 (bei Boysen I. 73.) unter dem Namen Pelnusi oder Pelnuzi, und in der Urk. Kaiser Otto's II. vom 4. Juni 973 (Höfer, Zeit-

Rätzlingen, Bösdorf, Wassendorf, Breitenrode, wie überhaupt sämmtliche Ortschaften des Amtes Oebisfelde, gehörten, wie zahlreiche Urkunden in Walthers Magdeb. Merkwürdigkeiten VI. 102—163. darthun, zur Diöcese Halberstadt.

Wittingen. Dies Städtchen war der Sitz eines Halberst. Archidiakonats zu dem auch die von Wenden bewohnten Dörfer Cuzeresdorp (Kühstorf), Honlege (wüste Mark Honlage), Modenberg et item Modenborg (Mahnburg) gehörten. Riedel, Cod. dipl. Brand. I. 16. p. 400[10]).

Es steht also unumstößlich fest, daß Danneil die Grenze zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt, und somit auch zwischen der Mark Lipani einerseits und den Gauen und Untergauen Balsamien, Hehlingen und Wittingau andrerseits, richtig nachgewiesen hat. Diese Thatsache wird auch bestätigt, wenn man, ohne die vorstehende Untersuchung zu berücksichtigen, die Grenzen und die innere Gliederung der genannten, die Mark Lipani berührenden Bezirke aufsucht[11]), und ist daher die Süd- und die Südost-

schrift 2., 348—350) unter dem Namen Pelinizi vorkommt. Riedel (Mark Brandenburg 1., 160.) und Andere, wissen den Ort nicht zu finden, und Raumer (Beiheft zu den Reg. Brand. S. 7.) hält ihn irrig für Pietz oder Blätz bei Sandbeiendorf. Ein weiterer Irrthum ist es, wenn Riedel (l. c. 1., 178.) und Wersebe (Gaue S. 145.), dies Polliwitz, welches dem Moritzkloster und später dem Erzstifte Magdeburg gehörte, mit dem Bolici (al. Bositz) die die Urk. Kaiser Lothars vom 9. April 1135 für das Kloster Hillersleben (Gerken, Cod. dipl. 1, 6.) identifizirt, und das in dieser Urk. mitgenannte Potgorici in Potzehne bei Rogförde sucht. Diese beiden Orte, nämlich Bolitzi oder Bositz und Potgorizi, sind, da sie beide in der Halberstädter Diöcese und nahe bei einander gesucht werden müssen, die nahe W. bei Bismark gelegenen Dörfer Büste und Poritz, wobei ich voraussetze, daß in der kaiserlichen Urk. statt Bolici Bosici zu lesen und aus letzterem der Name Büste entstanden sei. Wegen Poritz vergl. unten die 14. Anmerkung. Die Halberstädter Diöcese wird durch die Urk. des Bischofs Otto von Halberstadt vom 7. April 1135, welche die Orte Putgoritz und Bositz nennt, bedingt (sie steht in Riedel's Beiträgen 1., 13.), weil der Bischof einen Zehnten vergiebt. Potzehne lag aber in der Verdener Diöcese.

[10]) Zehn Minuten östlich von Wittingen, am Wege nach Diesdorf, steht der sogenannte Glockenstein, ein $2^1/_2$' hoher runder Stein mit daran gehauenem Fuße, an dessen beiden Seiten sich ein Kreuz eingehauen befindet. Dieser Stein, an dem eine Glockensage haftet, bezeichnete ohne Zweifel die Grenze zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt, sowie der Mark Lipani und des Wittingaues. Siehe dessen Beschreibung bei Herrmann Schulze, Geschichtliches aus dem Lüneburgischen, Elsthorn, 1854, S. 167.

[11]) Da ich diese Arbeit, bei welcher ich mit Hilfe der Grenzsymbolik zu ganz sicheren Resultaten gelangt bin, selbst vorgenommen habe, so gebe ich hier einige Andeutungen dazu, in der Hoffnung, daß es einem kritischen Forscher gefallen möge, meine Angaben einer strengen Prüfung zu unterwerfen.

Die innere Gliederung des Balsamgaues, welcher aus 5 Untergauen (pagi minores) oder Burgwardiaten bestand, war die folgende:

1) Burgwardiat (Grafschaft, Land) Arneburg.
   a) Castellanat Arneburg,
   b) „ „ Werben.

grenze der Mark Lipani gegen den Balsamgau, den Gau Hehlingen und den Wittingau als genau festgestellt zu betrachten.

---

2) Burgwardiat (Grafschaft) Osterburg, identisch mit dem Lande und der Vogtei Stendal.
   a) Castellanat Osterburg,
   b) „ am (zu beiden Seiten des) Speckgraben,
   c) „ Stendal.
3) Burgwardiat Kalbe an der Milde.
   a) Castellanat Kalbe an der Milde,
   b) „ Bismark,
   c) „ N. N. (Mesdorf).
4) Burgwardiat (Grafschaft, Land, Vogtei) Gardelegen.
   a) Castellanat Gardelegen,
   b) „ Calvörde,
   c) „ (Halbgericht) Linder.
5) Burgwardiat Tangermünde, identisch mit dem pagus Mosida und der Grafschaft Grieben.
   a) Castellanat Tangermünde,
   b) „ Angern,
   c) „ Rogätz.

Diese Uebersicht zeigt zugleich, in wie weit das durch den Archivar Dr. Landau in Cassel aufgestellte Prinzip der Dreitheilung auf den Balsamgau Anwendung findet. Man sieht, daß jeder Untergau (Burgwardiat) desselben, mit Ausnahme des Burgwardiats Arneburg, drei Castellanate oder Herrschaften begriff.

Der Untergau Hehlingen, welcher als Burgwardiat des Nordthüringgaues vor der Errichtung des Stiftes Walbeck sehr wahrscheinlich nach der Burg Walbeck benannt wurde, begriff die vier Castellanate Walbeck (später Weverlingen), Fiechtingen, Oebisfelde und Vorsfelde; es scheint also, daß das Prinzip der Dreitheilung hierbei nicht beachtet worden sei, doch fragt es sich, ob das Castellanat Fiechtingen nicht eine spätere Abzweigung vom Castellanate Wallbeck ist. Eine solche Abzweigung, und zwar vom Castellanate Vorsfelde, ist die Herrschaft Wolfsburg, eine mit ihren zugehörigen Dörfern Hehlingen und Heßlingen im braunschweiglschen Kreisamte Vorsfelde belegene preußische Exclave, welche Lebedur (Märkische Forschungen 1., 192.) irrig für das castrum Vulva der ottonischen Urkunde d. d. 6. Oktober 993 hält. Ich werde in diesen Blättern darauf zurückkommen.

Füllt man die oben genannten Castellanate des Balsamgaues und des Untergaues Hehlingen mit ihren zugehörigen, in den Urkunden genannten Ortschaften aus, so ergeben sich nicht allein deren Grenzen, sondern auch die des Gaues Balsamien und des Gaues Hehlingen von selbst, und dann zeigt es sich, daß diese Grenzen, in so weit sie an die Mark Lipani hinanreichen, genau in die oben ermittelte Diöcesangrenze fallen. Zu bemerken ist hierbei, daß die 5 Burgwardiate des Balsamgaues gegen die Mitte desselben, in der Gegend von Stendal, convergiren, und nur der äußere Rand der vier ersten derselben in die Diöcesangrenze fällt, das Burgwardiat Tangermünde aber ganz davon abgewandt ist.

Um auch den Wittingau mit seinen zugehörigen Ortschaften ausfüllen zu können, bemerke ich, daß dieselben gegenwärtig unter die zum hannoverschen Amte Knesebeck gehörigen ehemaligen Bezirke der Gogräfschaft Wittingen und der Vogtei Knesebeck vertheilt, und in Ringlieb's statistischer Uebersicht der Eintheilung des Königreichs Hannover (Hannover 1853) namhaft gemacht sind.

Dieser Grenzzug begann demnach N. bei Werben an der Elbe, zog von hier im Bette des nun verschwundenen Alandflusses aufwärts bis zur Mündung der Ucht in die Biese bei Osterburg, in der Biese aufwärts bis zur Mündung des Augrabens bei Gladigau, und im Augraben aufwärts bis zu seinem Ursprunge zwischen Bühne und Wustrewe[12]). Hier nahm er eine südliche Richtung an, näherte sich nahe südlich bei Kalbe dem Mildeflusse und zog an demselben, ohne ihn überall zu berühren, aufwärts, überschritt ihn auf sein rechtes Ufer hinübertretend südlich von Weteritz, trat bei Ipse wieder auf das linke Ufer zurück und erreichte bei Rorförde seinen südlichsten Punkt. Hier wandte er sich gegen Westen und zog an der Nordgrenze des Amtes Calvörde entlang bis zum heutigen Austritt der Ohre aus dem Drömling. An diesem Punkte, wo sich das Trifinium der Mark Lipani, des Balsamgaues und des Gaues Hehlingen befand, trat der Grenzzug in den Drömling ein, folgte darin eine kurze Strecke dem damals ungeregelten Laufe der Ohre, so wie der Grenze der Mark Lipani und des Gaues Hehlingen, wandte sich aber bei dem Forsthause Kaiserwinkel von der Ohre ab und zog nun, immer zwischen den letzt genannten Gauen fort, bis in die kleine Aller zwischen Tiddische (im Untergaue Hehlingen) und Ehra (in der Mark Lipani), wo zugleich der Wittingau anstieß. Hier nahm der Grenzzug eine nördliche Hauptrichtung, zog durch das Dorf Lessien, die Bickelsteiner Heide und am Bickelstein[13]) vorüber zur Ohre bei Rodenbeck und folgte derselben, so wie der heutigen preußisch-hannoverschen Hoheitsgrenze bis zu dem Trifinium der Mark Lipani, des Wittingaues und des Bardengaues am Teiche von Stöcken. Wenn nun Hodenberg hiermit im

---

[12]) In der zu Mainz ausgestellten Urkunde vom 29. Juni 786 (Lindenbrog edit Fabric. p. 178.; v. Hodenberg, Verdener Geschichtsquellen, 2., 236.), worin Karl der Große die Grenzen des Bisthums Verden bestimmt, heißt es, daß sie gehe in Albiam, inde in rivum Aland, inde in rivum Bese, inde in Rodowe usque in paludem que dicitur Rokesford etc. Der so eben gedachte Augraben ist also identisch mit der Rodowe (Rothaue), und nicht mit der Milde, wie man bisher allgemein aber irrig angenommen hat. Der Name Rothaue hat nur sein Präfix Roth abgeworfen, und da diese Aue gegenwärtig nicht viel mehr als ein Graben ist, wird sie gewöhnlich der Augraben genannt. Die Milde wird in der Grenzurkunde gar nicht erwähnt, wohl weil, wie sich sogleich zeigen wird, der Grenzzug nicht durchweg im Bette des Flusses lag, sondern einen intricaten Weg längs und zum Theil abwechselnd zu beiden Seiten desselben verfolgte.

[13]) Dieser mitten in der mit Erica vulgaris bedeckten Bickelsteiner Heide isolirt stehende Stein, von dem zwei ammuthige Sagen im Munde des Volkes circuliren, hat eine Höhe von 5 Fuß, die Gestalt eines Sessels, und auf seiner Rückseite eine halbrunde hufeisenförmige Vertiefung von bedeutendem Umfange, welche, wie überall das Hufeisen und der Halbmond, in diesem Steine eine Grenzsäule erkennen läßt. In der That befand sich hier die Grenze des Wittingaues und der Mark Lipani. Siehe die nähere Beschreibung dieses Steines bei Herrmann Schultze, Geschichtliches aus dem Lüneburgischen, S. 170.

Allgemeinen übereinstimmt, im Speciellen jedoch bedeutend davon abweicht, so geschah dies, weil er die Untersuchungen Danneil's ganz übersehen hat. Die von ihm begangenen Irrthümer aber ergeben sich aus dem Folgenden. Hodenberg, welcher den alten Lauf des Aland nicht kennt, sondern dem heutigen tauben Aland folgt, die Milde für die Rodaue hält und den Augraben unberücksichtigt läßt, d. h. ihn in den Grenzzug nicht mit hineinzieht, sagt l. c. p. 257 § 1.: „die Grenze läßt die Verdener Kirchspiele Wendemark, Lichterfelde, Schöneberg, Dobbrun mit dem Filiale Behrend, Krumke (Filial von Lossa), Schlieckdorf (Filial von Krewese), Groß-Rossau mit dem Filiale Klein-Rossau, Gladigau, Hagenau (Filial von Packebusch), Beese, Mehrin, Vienau, Altmersleben und Kalbe im Nordwesten im pagus Osterwalde und die Halberstädter Kirchspiele Werben, Ferchlipp, Falkenberg, Wolferslage, Meseberg, Osterburg mit dem Filiale Zedau, Rönnebeck (Filial von Flossau), Schmersau mit dem Filiale Orpensdorf, Mesdorf mit dem Filiale Biesenthal, Büste, Poritz [14]), Karritz, Kremkau mit dem Filiale Neuendorf im Südosten, im pagus Belesem". Es ist aber nicht allen diesen Kirchspielen die richtige Lage angewiesen, denn Hagenau (mit Packebusch), Beese, Mehrin, Altmersleben und Kalbe gehörten in die Halberstädter Diöcese und den Balsamgau [15]), Ferchlipp, Wolterslage und Meseberg dagegen zur Verdenschen Diöcese und zur Mark Lipani [16]).

Hodenberg sagt ferner S. 257. § 2.: „die Grenze läßt die Kirchspiele Kalbe, Klein-Engersen (Filial von Groß-Engersen), Estedt mit dem Filiale Schenkenhorst, Berge, Isenschnibbe mit dem Filiale Weteritz und Calvörde im Westen (Osterwalde), und die Kirchspiele Algenstedt (Filial von Kassiek), Löffingen, Gardelegen, Ipse, Letzlingen, Rorförde mit dem Filiale Klöden und Zobbenitz im Osten (Mosidi)." Es gehörten aber die Kirchspiele Kalbe, Isenschnibbe

---

[14]) Büste und Poritz sind die in der 9. Anmerkung gedachten Orte Bosici und Potgorizi oder Putgoriz. Daß der letztgenannte Ort wirklich das heutige Poritz sei, wird man nicht bezweifeln, wenn man z. B. weiß, daß das in der ersten Dotirungsurkunde des Bisthums Naumburg vom 1. August 977 oder 986 (Lepsius, Bischofsgeschichte I. p. 173. No. 1.) genannte Podegrodici in pago Plisina, das noch im Jahre 1294 abgesondert stehende Dorf Pauritz ist, welches gegenwärtig unter dem Namen der Pauritzer Gasse einen Theil der Stadt Altenburg bildet. Vergl. die Mittheilungen des Osterländischen Vereins, 2, 243.

[15]) Diese Orte gehörten laut Urk. vom 1. Mai 1324 (Wohldrück, Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben, I, 202 ff.) zu der Burg Kalbe an der Milde, und, da sie auf dem rechten Ufer des Augrabens liegen, mit dieser Burg zu einer und derselben Diöcese und zu einem und demselben Gaue, d. i. zur Diöcese Halberstadt und zum Balsamgaue.

[16]) Nicht zu dem pagus Osterwalde, wie Hodenberg will, denn wir werden bald sehen, daß man diesen pagus irrthümlich mit der Mark Lipani, von der er nur ein Theil war, identificirt hat.

und Calvörde, eben so wie Algenstedt, Löffingen, Gardelegen, Letzlingen und Zobbenitz zur Diöcese Halberstadt und, mit Ausschluß von Kalbe, zum Burgwardiate oder Lande Gardelegen und nicht zum pagus Mosidi, denn dieser, welcher, wie in der 9. Note bemerkt, mit dem Burgwardiate Tangermünde identisch ist, erreichte nirgends die Grenzen des pagus Osterwalde oder der Mark Lipani, sondern fand seine westliche Begrenzung in einer Linie, die von dem Bickensteine westlich, von Schernebeck über Dolle südlich zieht, westlich von Hillersleben die Ohre erreicht und ihn von dem Burgwardiate Gardelegen schied.

Hodenberg sagt endlich S. 258 im § 4.: „die Grenze läßt die Verdener Kirchspiele Steimke, Jübar mit dem Filiale Hanum, Diesdorf mit dem Filiale Waddekath im Osten (Osterwalde), und die Halberstädter Kirchspiele Brome mit dem Filiale Altendorf, Jasenbeck mit dem Filiale Radenbeck, Ohrdorf, Wittingen mit den Filialen Suderwittingen und Rade im Westen (Wittinga)." Das Kirchspiel Brome mit den dazu gehörigen Orten Altendorf, Ehra, Voitze, Wiswedel ꝛc., gehörte aber in die Diöcese Verden und zum Castellanate Brome, das ein Bestandtheil der Mark Lipani war. Ja selbst ein Theil des nur 9 Häuser zählenden Dorfes Lessien muß in die Verdensche Diöcese gehört haben, denn derselbe ist noch heute in Brome eingepfarrt, während der andere, eben so wie das nahe Grussendorf, zu der ehemals halberstädtischen Pfarrei Jembke gehört[17]).

Vom Stöckener Teiche ab nahm der Grenzzug zwischen den Diöcesen Verden und Halberstadt, indem er den Bardengau von dem Wittingau sonderte, eine westliche Richtung und wies, wie Hodenberg (S. 259 und 260 Note ***) behauptet, die Orte Lüben und Gannerwinkel der Diöcese Verden und dem Bardengau zu. Hodenberg nimmt hierbei den obersten Lauf der Ise, von Stöcken bis in den nach diesem Orte benannten Quellteich derselben, als Grenzzug an. Er stützt sich hierbei auf die beiden Grenzbeschreibungen der Diöcese Halberstadt, welche der Annalista Saxo (Monum. VIII. 565) beim Jahre 803 und die bekannte päpstliche Urkunde vom Jahre 1014 mittheilen und wie folgt lauten:

> Ann. Saxo: „Isunna, palus quae dividit Hardangaos (lies Bardangaos) et Witingaos, Ara."
>
> Die päpstliche Urkunde: „fluvius Ysne, per ascensum ejus usque Stoken: ab hinc usque ad lapidem, quae dicitur Binkenstein, et ab hinc usque ad terminos Wittingae villae."

Die erste dieser Bestimmungen nennt also die Ise, dann den Stöckener Teich und endlich die Ohre; die zweite folgt dagegen der Ise aufwärts bis

---

[17]) Vergl. Ringklieb, S. 114. und 147.

(zur Flur von) Stöcken, springt dann zum Binkenstein[18]) über und erreicht endlich, indem sie den Teich zwar nicht nennt, aber ohne Zweifel durchzieht, die Grenze der Wittinger Flur. Aus keiner von beiden läßt sich schließen, daß die Grenze das Bett der Ise bis in den Stöckener Teich verfolgt habe, wie Hodenberg glaubt; sondern sie verließ diesen Fluß bei Stöcken, wies die Orte Gannerwinkel und Lüben in die Diöcese Halberstadt und den Wittingau, traf den Binkenstein, der nur auf der Wasserscheide zwischen den Flüssen Ise, Ilmenau und Jeetze N. oder N.-O. von Lüben gesucht werden kann, und gelangte erst dann in den Stöckener Teich selbst und weiter an die (Ost-) Grenze der Flur von Wittingen und in die Ohre. Die Annahme, daß die Orte Lüben und Gannerwinkel zur Diöcese Halberstadt und zum Wittingau gehörten[19]), ist um so mehr als richtig zu betrachten, als sie S. der so eben gedachten Wasserscheide liegen, so viel bekannt, stets zu der alten Gogrüfschaft Wittingen gehört haben und in Wittingen eingepfarrt sind. Von Aenderungen in den Kirchspielsverbindungen der Gegend zwischen Wittingen und Bodenteich ist aber nichts bekannt, und die im N. der Wasserscheide gelegenen Orte Langenbrück und Röhrsen sind noch heute, wie vor der Reformation, in Bodenteich eingepfarrt. Mit diesen Angaben stimmt denn auch die Karte der Besitzungen der Grafen v. Schwerin im Fürstenthume Lüneburg, welche dem Jahrgange 1857 der Zeitschrift des historischen Vereins für Nieder-Sachsen beigegeben ist, völlig überein.

Ob nun aber der Ort Lüben bei Wittingen zum Bardengau oder zum Wittingau gehört habe, kann uns hier völlig gleichgültig sein, da es, wie schon Hodenberg bemerkt, feststeht, daß er nicht zur Mark Lipani gehört hat. Dann entsteht aber die Frage, wo das Liubene in Marca Lipani zu suchen sei. Ich antworte: es ist das $1^5/_8$ Meilen W. von Hitzacker an der nördlichen Lisière der Göhrde gelegene, zum Amte Bleckede und zum Kirchspiel Nahrendorf gehörige Dörfchen Lüben von 6 Häusern und 55 Einwohnern[20]). Zieht man von diesem Lüben eine Linie in südlicher Richtung an der Wasserscheide zwischen der Ilmenau und der Jeetze entlang bis zu dem Teiche von Stöcken, so bildet dieselbe im Allgemeinen die Grenze zwischen dem Bardengaue und der Mark Lipani, welche letztere hierdurch eine größere Ausdehnung nach N. erlangt, als ihr bisher ertheilt ward. Daß der angedeutete Grenz-

---

[18]) Daß dieser Binkenstein, welcher übrigens auf keiner Karte zu finden ist, auch das Trifinium der Mark Lipani, des Barden- und des Wittingaues (Darlingaues) bezeichnete, leuchtet ein; er ist daher nicht mit dem in der 13. Anmerk. gedachten Bickelstein zu verwechseln.

[19]) Der urkundliche Ausdruck „palus quae dividit Hardangaos (lies Bardangaos)" kann in meiner Aufstellung nicht störend einwirken, da die Nordspitze des Stöckener Teiches weit über dem dicht an seinem Ufer belegenen Dorfe Lüben nach N. vorspringt.

[20]) Vergl. Ringklieb, l. c. S. 150.

zug der richtige sei, ist um so gewisser, als es erstlich nicht bezweifelt werden kann, daß der in der Urkunde Kaiser Heinrich II. vom 2. November 1004 für das Kloster Kemnade genannte pagus Drevani eine Unterabtheilung der Mark Lipani war[21]), und weil zweitens keiner der in den Urkunden oder in dem Registrum Sarachonis mit der Bezeichnung „in pago Bardenga" genannten Ortschaften denselben nach Osten hin überschreitet; namentlich in dem gedachten Register sind die Dörfer:

Dalem, Dahlen, 1/4 Meile N. von Dahlenburg,
Sethorp, Seedorf, 1/4 Meile S. von Dahlenburg,
Cathelnithorpe, Collendorf, 1 1/4 Meilen O. von Bevensen,
Stotenhusen, Stutensen, 2 Meilen O. von Uelzen,
Zunlenthorpe, Suhlendorf, 1 1/2 Meilen W. von Klenze[22])

die östlichsten der urkundlich genannten Orte des Bardengaues, und liegen in der Richtung von N. nach S. sämmtlich in der Nähe der gedachten Wasserscheide, über welche auch die Ostgrenze der in den Bardengau gehörenden Verdenschen Archidiakonate Modesterpe, Bevensen und Holdenstadt, wie Hodenberg sie beschreibt, nicht hinausgeht. Wenn das Dorf Schnega, welches Hodenberg zum Archidiakonat Holdenstadt rechnet, hiervon eine Ausnahme zu machen scheint, so ist dies eben nur Schein, denn der Ort kann als in der Mark Lipani gelegen nicht zu dem gedachten Archidiakonate gehört haben. Hodenberg sagt auch l. c. S. 282. selbst, daß das Kirchspiel Holdenstadt das einzige erwiesene Kirchspiel desselben sei.

Nehmen wir nun die Elbe von Werben bis unterhalb Hitzacker im Allgemeinen als die Ost- und Nord-Ost-Grenze der Mark Lipani an[23]),

---

[21]) Diese Urkunde, welche bei Falke (trad. Corb. in addendis p. 905.) und bei anderen Autoren abgedruckt ist, nennt, nachdem sie gewisse bardengauische Orte aufgeführt hat, auch Claniki in Drevani, d. i. wie allgemein anerkannt (S. Wersebe, Gaue, S. 253.; Wedekind, Noten, 5, 64. und 6, 176.) Klenze im Drawähn. Da nun, wie oben bemerkt, Klenze auch zur Mark Lipani gehörte, so muß auch der pagus Drevani eine Unterabtheilung der Mark Lipani gewesen sein. Diesen Schluß zu ziehen, hat man bisher ganz verabsäumt.

[22]) Den Nachweis dieser Orte hat bereits Wersebe, Gaue, S. 246., gegeben; er rückt aber die Grenze des Bardengaues auf seiner Gaukarte viel zu weit nach Osten hinaus.

[23]) Hiermit soll nicht gesagt sein, daß die Elbe auch überall die beregte Grenze gebildet habe; vielmehr hat sie z. B. bei Dömitz diesen Strom entweder gar nicht erreicht, oder denselben überschritten, denn das urkundlich erwähnte Zubehör der Burg Dömitz breitete sich zu beiden Seiten des Stromes aus. Eine Entscheidung der beregten Frage kann erst erfolgen, wenn die mecklenburgischen Gaue abgegrenzt sein werden, eine Arbeit, die ich im Laufe des Sommers 1850 vorzunehmen gedenke. Eben so kann auch die Grenze zwischen der Mark Lipani und dem Bardengaue erst dann auf das Genaueste festgestellt werden, wenn die innere Gliederung beider Provinzen richtig ermittelt und ihre Castellanate mit den urkundlich darin genannten Orten ausgefüllt sein werden.

so haben wir dieselbe rings mit ihren Grenzen umzogen, und es erscheint dieselbe als ein großer Gau, der gegen S.-O. zwar über die Zehre und den heutigen Lauf des Aland hinübergreift, übrigens aber dem Flußgebiete der Jeetze eben so entspricht, wie der Balsamgau den Gebieten der Biese, Tanger und Ucht, und der Bardengau dem der Ilmenau; und zu dem nicht nur der nördliche Theil der Altmark, sondern auch das lüneburgische Wendland gehörte, das man bisher als außerhalb jeder Gaueintheilung befindlich betrachtete. Wenn ferner die Annahme, daß Karl der Große in diesen Gegenden zwei Marken, eine nördliche zu Salzwedel und eine südliche zu Tangermünde oder zu Stendal gegründet habe[24]), wie kaum zu bezweifeln ist, ihre Richtigkeit hat, so sehen wir dieselben nunmehr in ihrer wahren Ausdehnung vor uns liegen. Auch leuchtet nunmehr ein, daß Ledebur vollkommen Recht hat, wenn er die nördliche Legation der späteren, eine Zeitlang auch den Nordthüringgau umfassenden Nordmark, welche Legation den Sprengel von Havelberg in's Auge zu fassen bestimmt war, auf die Elblinie zwischen den Mündungen der Jeetze und Ohre, d. h. auf die zwei genannten nun vereinigten Marken, oder auf die Gaue Lipani und Balsamien sich stützen läßt[25]).

Eine Urkunde vom 1. November 1022, durch welche der Bischof Bernward von Hildesheim das dortige Michaeliskloster gründet und mit Gütern in vielen Gauen dotirt, und eine andere von demselben Jahre, durch welche K. Heinrich II. diese Stiftung bestätigt[26]), erwähnen auch des Dorfes Latendorp in pago Osterwalde in prefectura marchisi Bernhardi. Da diese Präfektur keine andere sein kann, als die der Nordmark, indem die Urkunden hinter den erwähnten Stellen sogleich hinzufügen: in pago Belshem in ipsius prefectura Bremezhe, Eilerdestorp, Steinedal, welches die Orte Brunkau, Eilwersdorf und Stendal im Balsamgaue sind, so hat man mit Recht geschlossen, daß Osterwalde das Dorf Osterwohl $1\frac{1}{4}$ Meilen westlich von Salzwedel, und Latendorp das eben so weit westlich von Osterwohl belegene Dorf Lagendorf sei. Da aber Osterwohl und Lagendorf in den bisher bekannten Umfang der Mark Lipani fallen, und der Name der letzteren nur allein in der obberegten Urkunde vom 24. August 956 vorkommt, so ging man in seinen Schlüssen noch weiter, nahm an, daß der Name Lipani als ein slawischer in Vergessenheit gerathen, dafür der deutsche Osterwald substituirt worden sei, und dehnte letzteren somit auf den ganzen Umfang der

---

[24]) Vergl. Raumer, Reg. Brand. No. 33; Danneil's Kirchengeschichte von Salzwedel S. 3.

[25]) Ledebur in den Märkischen Forschungen, 4, 166.

[26]) Beide Urkunden sind öfter und zuletzt bei Lüntzel, die ältere Diöcese Hildesheim, S. 352 sq. und 358 sq., auch bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I. 15. p. 1 — 5. abgedruckt.

Mark Lipani aus[27]). Dies ist aber ein Irrthum, denn, da das Dorf Lagendorf der einzige Ort ist, der in dem pago Osterwalde genannt wird, so ist man nur berechtigt, den Ausdruck pagus auf die nähere Umgebung von Osterwohl zu beziehen, und darunter einen pagus minor oder Burgwardiat zu verstehen. Daß diesem pagus keine andere Bedeutung zugeschrieben werden kann, zeigen auch spätere Urkunden vom 24. Juni 1447, 2. Februar 1478, 13. Mai 1489, 22. Juli 1491, 27. März 1495, 22. Juli und 28. August 1499[28]), welche der Burg und des Walles von Osterwalde oder Osterwohl mit ihren Zubehörungen erwähnen, worunter die Orte:

Andorpe, Andorf, 3/8 Meilen N. von Osterwohl,
Rokentyn, Rockenthin, 3/8 Meilen S. von Osterwohl,
Droppeleue oder Troppeleue, Vorwerk Trippleben bei Rockenthin,
Werle, wüste Dorfstätte bei Wistedt und
Bombek, Bohmke, von Osterwohl durch die Dumme getrennt,

namhaft gemacht werden, Orte, welche so nahe bei Osterwohl liegen, daß sie sogar nur auf ein Castellanat dieses Namens deuten, und nur die weitere Entfernung des Dorfes Lagendorf von Osterwohl auf ein Burgwardiat dieses Namens schließen läßt, das im Norden von der Grafschaft Lüchow oder specieller von dem zu derselben gehörigen pagus Drevani, im O. und S. von dem Burgwardiate oder Lande Salzwedel, im W. aber von dem Wittingau und dem Bardengau begrenzt war. Die Erfahrung, die ich bei der Ermittlung der Grenzen von 42 Gauen, etwa 400 Burgwardiaten und einer noch größeren Zahl von Castellanaten bisher gesammelt habe, berechtigt mich, dies Burgwardiat auf das Flußgebiet der Dumme zu beschränken[29]).

Unter dem 9. August 1112 vereignete der Bischof Reinhold von Halberstadt dem von Osterwiek nach Hamersleben versetzten Augustiner-Chorherren-

---

[27]) Vergl. u. A. Raumer's Reg. Brand., Beiheft S. 12.

[28]) Sie sind abgedruckt bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I. 5. p. 422, p. 456, p. 473, p. 476, p. 481, p. 486.

[29]) Da ein Burgwardiat oder pagus minor in Castellanate, und zwar gewöhnlich in 3 dergl., unterabgetheilt war, so muß sich das Burgwardiat Osterwalde oder Osterwohl in demselben Falle befunden haben. Nach den oben gegebenen Andeutungen dürften die 3 Castellanate desselben die folgenden gewesen sein:

a) Castellanat Osterwalde, zu beiden Seiten der obersten Dumme und ihres rechten Zubaches der Molmke, wozu die oben angezeigten, auch viele andere Orte gehörten;

b) Castellanat Wartbeke oder Warpke, zu beiden Seiten der Dumme und des Gielauer oder Harper Mühlenbaches, wozu laut einer Urkunde vom Mathiastage des Jahres 1499 (cf. Lebebur, Archiv 4, 82.) der hannoversche Flecken Bergen an der Dumme gehörte, und wohin auch das Dorf Lagendorf zu rechnen ist.

c) Der aus Keiseler's Reisen bekannte wendische Distrikt Chein, aus dem alten Kirchspiele Bühlitz bestehend.

ſtifte eine große Zahl demſelben von einer gewiſſen Thietburg und deren Tochter Mathilde geſchenkten Güter, unter welchen viele, die in der Gegend weſtlich von Salzwedel belegen waren, in der Beſtätigungsurkunde des Biſchofs Ulrich vom 28. Mai 1178 wieder vorkommen und als in die Grafſchaft der Gräfin Gertrud gehörend bezeichnet werden [30]). Es ſind in alphabetiſcher Ordnung mit den in beiden Urkunden und deren verſchiedenen Abdrücken vorkommenden Namensformen:

1112.	1178.	
Annanthorpe,	Annentorpe, Aunmentorp,	Andorf,
Ardorf,	— —	Ohrdorf,
—	Beremere, Beremere,	Bergmoor,
Butenstide,	Budenstide, Budenside,	Hohen-Böddenſtedt,
Distorp,	Distorp, —	Diesdorf,
Dissili,	Tilsell, Tilsele. Tilſen [31]),	
Elem,	— — Ellenberg,	
Gorisse,	— — Gieſeritz,	
Hessili,	— — Haſelhorſt,	
Humenvelde,	Humenvelde, Umfelde,	
Langebeke,	Langebike, Lungebike, Hohen-Laugenbeck,	
Ristede,	Ristide, Wiſtedt an der Dumme,	
Schepingen,	— Schäpingen im Amte Lüchow,	
Thotesbuili,	Ubisize, unbekannt,	
—	Uburse, unbekannt,	
Turnitorp,	— Dahrendorf,	
Walencote,	Wadenrote, Wadencote, Waddekath,	
Warendorp,	— — Fahrendorf,	
Willinestilde,	Wilmestede. Willinestide, Willmerſen,	
Winesbuitli,	— die vom Vorwerk Wiere bei Diesdorf benutzte wüſte Mark Wundsbüttel.	

Dieſe Orte liegen ſämmtlich im Flußgebiet der Dumme und folglich im Burgwardiate Oſterwohl, das daher, wenn die Orte richtig beſtimmt ſind [32]), mit der Grafſchaft der Gertrud zuſammenfällt, gleich wie die Graf-

[30]) Die Urk. vom 9. Auguſt 1112 ſteht in Lünig's Reichsarchiv XVII., 25. und 26., auch an mehren anderen Orten; zuletzt gedruckt in Riedel's Cod. dipl. Brand. I., 16. p. 392. und 393.; die vom 28. Mai 1178 dagegen bei Leukfeld, Antiq. Michaelstein, p. 35—39.

[31]) Das Tulci der obengedachten Urk. vom 24. Auguſt 956.

[32]) Das einzige Ristede könnte eine Ausnahme machen und nicht Wiſtedt an der Dumme, ſondern, wie die bisherigen Erklärer (Werſebe, Gaue, S. 250.; Riedel, Mark Brandenburg I., 77 u. ſ. w.) angenommen haben, Riſtedt an der Jeetze S. von Betzendorf ſein,

schaften Arneburg, Osterburg, Gardelegen u. s. w. den gleichnamigen Burgwardiaten des Balsamgaues kongruent sind. Ja ich glaube noch weiter gehen und annehmen zu müssen, daß diese Grafschaft der Gertrud später den Namen „Grafschaft Osterwald" geführt habe, denn der von 1184—1196 in Urkunden vorkommende edle Friedrich von Osterwolt[33]) wird, was bisher merkwürdiger Weise wegen Nichtkenntniß der Gliederung der Mark Lipani nicht gehörig beachtet worden ist, in zwei Urkunden von den Jahren 1188 und 1190[34]) ausdrücklich Graf von Osterwolt genannt, und erscheint hier sogar neben den Grafen von Gardelegen, von Dannenberg, von Lüchow, von Osterburg und von Salzwedel, wodurch wir nach Analogie auf die Existenz eben so vieler Grafschaftsbezirke oder Burgwardiate zu schließen berechtigt sind[35]). Doch sollen dies nur Andeutungen sein, man forsche weiter und bestimme vor Allem die Grenzen der einzelnen Bezirke der Mark Lipani durch Ausfüllung derselben mit den urkundlich darin genannten Ortschaften. Diese Bezirke aber scheinen die folgenden gewesen zu sein:

1. Burgwardiat (Grafschaft) Dannenberg, wozu das Castellanat Hitzacker und vielleicht auch das Castellanat Dömitz gehörte.

2. Burgwardiat (Grafschaft) Lüchow, welche den pagus Drevani, (den Drawehn), den Lennegow, den Nehring, überhaupt die kleinen wendischen Distrikte (ausgenommen den Chein) begriff, mit welchen uns Keiseler in seinen Reisen bekannt gemacht hat.

---

und daher in das Burgwardiat Salzwedel fallen, das mit dem oberen Theile des Flußgebietes der Jeetze zusammenfällt. Ich nehme aber an, daß in Ristede das R falsch für W gelesen worden sei, denn derartige Versehen sind nur zu häufig, und Ristede gehörte auch jedenfalls zur Grafschaft Salzwedel.

[33]) Vergl. Riedel, Mark Brand. I., 77—78. Wohlbrück, Geschichte der Altmark durch v. Ledebur, p. 225, 226.

[34]) Sie sind bei Riedel, Cod. dipl. Brand. I, 5. p. 21. und p. 25. abgedruckt. In der ersten heißt es am Schlusse: sub principibus marchione in brandenburch secundo Ottone, Heinrico inclito comite de Gardelege, — — — sub testimonio horum nobilium et illustrium virorum venerabilis episcopi huberti hanelbergensis, comitum quoque de Osterburg Alberti et Werneri filii sui, Ottonis de nalkensten (des Vorgrafen der Grafschaft Billingshage) heinrici de Dannenberg, vlrici de luchowe, friderici de osterwolt, friderici de saltwedele etc. Die zweite schließt mit den Worten: in presentia quoque horum comitum nobilium Wernheri de luchowe, henrici de dannenberch, friderici de ostirwalde etc.

[35]) Von den Conjecturen, welche Gebhardi in Betreff der Verhältnisse und der Verwandtschaft der Grafen von Osterwald und von Salzwedel gemacht hat, halte ich nach Obigem wenigstens so viel für gewiß, daß sie Grafen, d. i. die Gaugrafen der Burgwardiate Osterwalde und Salzwedel gewesen sind. Vergl. Gebhardi, historisch-genealogische Abhandl. 2. Theil 2. Abhandl. S. 19—30.

3. Burgwardiat (Grafſchaft) Oſterwohl, mit den Caſtellanaten Oſterwohl und Warpke und dem Chein.

4. Burgwardiat (Grafſchaft, Land [36]) Salzwedel mit den Caſtellanaten Salzwedel, Betzendorf und wohl auch mit dem bisher vergebens geſuchten Caſtellanate Bambissen [37])

5. Burgwardiat Klötze, mit den Caſtellanaten Klötze, Brome und einem dritten Schloßbezirke, der zwiſchen den Caſtellanaten Klötze und Gardelegen lag, mir bis jetzt aber nicht namentlich bekannt geworden iſt.

6. Burgwardiat Arendſee, der gleichnamigen Landreiterei entſprechend, mit deren Zubehör uns Danneil in der Kirchengeſchichte von Salzwedel bekannt gemacht hat.

7. Burgwardiat (Landreiterei) Seehauſen, wozu die Caſtellanate Krumke und Auloſen gehörten.

8. Burgwardiat Gartow, wozu auch die Inſel Krummendyk gehörte.

---

[36]) Die Landreiterei Salzwedel entſprach nicht etwa dem Burgwardiate dieſes Namens, ſondern ſie war augenſcheinlich aus den Burgwardiaten Salzwedel, Klötze und Oſterwohl gebildet worden.

[37]) Bambissen iſt nämlich meiner Meinung nach das Rittergut Büssen, 1½ M. SO. von Salzwedel. Der Name ſcheint nur den Vorſatz Bam (zuſammengezogen aus Baben) abgeworfen zu haben.

Görlitz, am 7. Januar 1860.

V.

Ueber ein altes böhmisches Cantionale in Jungbunzlau.

Vom k. k. Rath Ritter Hager daselbst.

Als ich im Jahre 1855 an das Kreisgericht der königl. Kreisstadt Jungbunzlau in Böhmen als Direktor versetzt worden war, ward meine Aufmerksamkeit durch die Ansicht der hier befindlichen, gegenwärtig als Militär-Requisiten-Depot benutzten Wenzelskirche, welche als von den Bunzlauer Brüdern erbautes Bethaus bezeichnet wird, auf die Union derselben gerichtet. Ich beabsichtigte Materialien über diese Kirche zur Abfassung einer skizzirten Geschichte derselben zu sammeln, wozu mir der damalige Alterthums-Conservator Bürgermeister Vinzenz Ruziczka in Jungbunzlau werthvolle Beiträge mitzutheilen versprach. Durch eine lang andauernde Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, ward er aber daran verhindert.

Im Laufe meiner Forschungen erlangte ich auch Kenntniß von den in dem hiesigen Dechantei-Archive aufbewahrten Gesangbüchern. Zwar nahm ich mir vor, dieselben zu beschreiben, unterließ es aber, da Rieger in seinem Archiv der Geschichte Böhmens I. Band, Seite 643—661. (Dresden, 1792), über das große Gesangbuch bereits eine so genaue Nachricht gegeben hat, daß sich darüber nichts Wesentliches mehr bemerken läßt. Indem ich mich daher hinsichtlich des einen der beiden Jungbunzlauer Gesangbücher auf Rieger's Archiv berufe, füge ich nur nachstehende Bemerkungen hinzu.

Zu den Merkwürdigkeiten der Dekanatkirche der Kreisstadt Jungbunzlau in Böhmen gehören zwei alte Gesangbücher aus dem XVI. Jahrhundert, wovon das eine, als ein geschriebenes lateinisches Missale oder Graduale übliche Gesänge zur Messe und zu andern kirchlichen Handlungen enthaltend bezeichnet wird.

Das zweite, mit vielen ausgezeichnet schönen Schriftverzierungen und Randgemälden versehene, aus 551 Pergamentblättern, jedes Blatt 2 Schuh lang, 1⅓ Schuh breit, bestehende, 125 österr. Pfd. schwere, in böhmischer Sprache im Jahre 1572 niedergeschriebene, mit Noten nach der Regel des

as, re, mi, fa (ſchwerfälligen Tones) verſehene und mit einer Vorrede von Sirtus von Ottersdorf begleitete, diente als Geſangbuch der Utraquiſten, welche um 1567 nebſt den Katholiken in Böhmen und daher auch in Jungbunzlau die herrſchenden Religionsverwandten waren, und ſich theilweiſe mit den böhmiſchen Brüdern vereinten, jedoch einzelne Kirchengebräuche abgeändert hatten und ſich Bunzlauer Brüder nannten, erſcheint beſonders beachtenswerth.

Die nach Rieger von einem Kapuziner, wahrſcheinlich von dem in den Jahren 1625—1629 als dritter Jungbunzlauer Dechant da fungirenden Kapuziner-Prieſter P. Joſeph entfernten 22 Blätter dieſes Geſangbuches enthielten das Officium Magistri Johannis Huss und werden gegenwärtig in der Prager Univerſitäts-Bibliothek aufbewahrt.

Der Inhalt dieſes Geſangbuches folgt hier nachſtehend bezeichnet:

Auf dem 4. Blatte: „Sanctus Summy“ beginnt: „Vsemohouci stvoriteli otce, svaty Boze, verny vudce.“ (Allmächtiger Schöpfer, Vater, heiliger Gott, treuer Führer.)

Blatt 5. Agnus: „Beranku, tichy synu Bozi!“ (O Du Lamm ſanftes, Sohn Gottes.)

Blatt 6. Sanctus zur Oſterzeit.

Blatt 7. Agnus: „Beranku Bozi, tve oveicky po tobe vzdy touze.“ (Lamm Gottes, deine Schafe ſehnen ſich ſtets nach dir.)

Blatt 9. Troff (Stroffe?) von der Jungfrau Maria. Troff vom Frohnleichnam.

Blatt 10. Sanctus zur gewöhnlichen Zeit.

Blatt 11. Troff vom Leibe des Herrn Angelicum.

Blatt 11., 12. und 13. Fortſetzung des Angelicum.

Blatt 14. Sanctus.

Blatt 15. und 16. Fortſetzung.

Blatt 17. Sanctus zur Quatember-Zeit.

Blatt 18. Sanctus für die Faſtenzeit.

Blatt 19. Vom Leiden des Herrn (o umuceni Pane).

Blatt 20. bis 25. Fortſetzung.

Blatt 26. Sanctus von den Engeln.

Blatt 27. mit der Signatur **A. j.** Zu Chriſti Geburt Meßlieder hospod in mocny Buh Otec rekl jest kemae).

A. x. Kyrye. **A x v.** Kyrye, fons bonitatis.

C. j. b. Officium vom h. Stefan dem Märtyrer.

C. v. Officium vom h. Johann dem Evangeliſten.

C. j. x. Zum neuen Jahre. „Boze, jenzs' racil nas tento rok ode vseho zleho vzdycky zachovati, rac nam dati at tento rok, jenz dnes pociname, muzem stastne zaciti. (Gott, der du geruhet haſt, uns in

dieſem Jahre ſtets von allem Uebel zu bewahren, verleihe uns, daß wir auch dieſes Jahr ſo wie heute beginnen, glücklich beginnen können)

C. x. Et in terra. Velikonocni (Oſterlied).

C. x. i. i. j. Officium. Na tri krale.

C. x. i. i. j. Kyrye: Pane Boze, Krali nebesky, ktobe lid krestansky vola take i my narod cesky.

C. x. i. x. Officium. O obraceni na viru sv. Pavla.

D. v. b. Na den obetovani P. K. do chramu. Pisen o hromnicich.

D. x. j. O duchu so. v devitnik aneb o poste officium.

e. x. i. x. Prikonci masopustu.

ff. v. i. j. Officium za hrichy. „Yestli nas budes souditi vedle nasich nepravosti". Officium za pokoj. Antifony za hrichuv odpusteni, za vrchnost, za pokoj.

S. i. i. j. Officium o proni nedeli o Poste.

h. x. viij. Officium o umuceni Pana naseho Jezise Krista.

K. j. Processi na velikonoe.

K. i. j. Kdyz kral slavnosti a vsi svetlosti, dusem k radosti vsemohouci Jezis Kristus, aby pekla pobojoval a duse svych milych volenych ksobe pojal, sel jest.

K. v. i j. Officium o vzkriseni Pana Krista.

l. O svatem Jiri, Vojtechu a Marku Evangelistu Pane. Na den svatych Filipa a Jakuba, o nalezeni svateho Krize.

Officium za dest. Officium za jasny cas.

m. Laudes Salvatori.

n. Troff o vstoupeni Pane, Officium o duchu svatem.

o. „Krali slavny, dnse svaty potora nas o skutcich dobrych". Slava bud o pondeli svatodusni, „Kyrie" o outery Svatodusni.

p. Hymna: „duse svaty, rac nas navstiviti.

p. x i j. Officium o Trojici svate.

q. i. Hymne von der h. Dreieinigkeit.

O slavnosti tela a krve Pane.

q. v. i. j. Officium o Tele a krvi Pana Krista.

r. Antifona. „Melchysedech v onech dawnych dnech kral Salem knez Boha nejvyssiho.

v. x. Hymna „Pange lingua." Zpivaj jazyk ke eti a k chvale Boha, kteryz nas kzivotu vyvolil, chvalmez sveho stvoritele."

v. x. j. Officium o Nedeli Pane.

s. Kyrye o prikazanich Bozich.

s. O. sv. Vitu.

s. ij. Officium o sv: Janu Krtiteli.

o. sv. Petru a Paolu.

O navstiveni. Panny Marye Alzbetu.

Von T. v. bis V. vj. fehlen 22 Blätter.

Dieſelben enthielten das Officium vom Mag. Johannes Hus, welches bereits vor dem Jahre 1682 herausgenommen wurde und ſich gegenwärtig in der Prager Univerſitäts-Bibliothek befindet.

V. v. j. Officium von Sct. Margaretha.

V. IX. Orozeslani dvanaeti Apostoluv.

x. vj. Officium o sv. Marii Magalenske. Osv. Anne.

w. O sv. Jakubu Apostolu Pane.
Officium o sv. Anne, matce Panny Marye.

W. x. i. i. j. Na den promeneni Pana Krysta na hore Tabor.

W. x. x. O. sv. Wawcinci Mucedlniku Bozim Officium. „Prave vyznani hrichuv o Krasa jest ozacena pred oblicejem Boha naseho“ etc.

W. x. vj. O slavnesti na Nebe vzeti blahoslavene Panny Marye.

x. x. v. j. Officium o Posveceni chramu.

y. iiij. O sv. Bartolomeji.

y. v. i. j. Officium o hlavy steti Sv. Jana Krtitele.

y. x. O narozeni Blahoslavne Panny Marye.

y. x. iiij. O povyseni Sw. Krize.

y. x. x. O sv. Matousi Evangelistu Pane.

Z. j. O. sv. Michalu Archangelu i jinych Andelich.

Z. X. Na den Sv. Simona a Judy.

Z. XII. Officium o vsech Svatych.

Z. XV. Officium o Sv. Martinu Rytiri.
O. sv. Wendceji.
Officium o Apostolich vubec.
O Evangelistich.

XX. O Mucedlnicich vubec.

b. b. v. i. j. Officium o Vyznavacich.
Officium o pannach vubec.
„Srdci cistych choti Kryste jediny“.
„Zdrav bud preslavny Krali pome, neberky.

Auf dem Blatte c. c. i. j. ſteht geſchrieben:

Dokonana jest tato kniha chval Bozich ve ctvrtek po preneseni Sv. Waclava.

Leta od narozeni syna Boziho tisiciho petisteho sedmdesateho druheho (1572) Skize Jana Kantora Staryho, mestenino a novem meste Prazskem.

Nachträgliche Anmerkung.

Das vorbeſchriebene Jungbunzlauer Cantionale iſt nicht mit Ziffern paginirt, und erſt vom 27. Blatte an jedes einzelne Blatt mit einem Buchſtaben bezeichnet, und beginnt die Signatur mit A. j., A. y., A. i. y. ꝛc. ꝛc. bis A. z. (da das Alphabet nicht hinreichte, ſo wurden den beiden Anfangsbuchſtaben noch andere zugefügt), wornach ſich die citirten Signaturen A. x. i. j., C. j. b., C. x. i. i. j., D. v. b., ꝛc. ꝛc. erklären.

Da in dem Berichte nur die wichtigſten Geſänge angeführt und die, mitunter vorkommenden proſaiſchen Aufſätze (Gebete) übergangen worden ſind, zu dem mehre Lieder auch mehre Blätter ausfüllen und auf andere wieder zierliche Rand- und auch Mittel-Gemälde (wie ſelbe Rieger genau beſchrieben hat) vorkommen, ſo gewinnt es den Anſchein, als ob im Berichte Blätter unbeachtet übergangen worden ſeien, was aber nicht der Fall iſt.

Reden und Vorträge.

I.

Rede zur Vorfeier des 300jährigen Todestages Philipp Melanchthon's.

Gehalten in der 115. Hauptversammlung am 11. April 1860
vom Gymnasiallehrer Wilde in Görlitz.

Hochgeehrte Versammlung!

Indem ich es unternehme, in Ihrer Erinnerung das Bild eines Mannes zu erneuern, dessen Name in dem erhabensten Zeitraume deutscher nicht nur, sondern auch christlicher Geschichte sich dicht neben den großen Namen Luther's stellt: drängt es mich fast in die Worte auszubrechen, mit denen Cicero seine Rede pro Roscio Amerino beginnt. Wundern nämlich muß sich mancher unter Ihnen, m. H., daß gerade ich das Wort ergreife, der ich in der That mit vielen unter den geehrten Zuhörern weder an Alter, noch an innerem Beruf zu vorliegender Aufgabe zu vergleichen bin. Ich erblicke in der Versammlung eine nicht geringe Anzahl von Männern, die ihr geistliches Amt und ihre wissenschaftlichen Studien längst auf dem Gebiete heimisch gemacht haben, welches ich eben zu betreten im Begriff bin. Wenn ich daher vor allem Ihrer gütigen Nachsicht mich zu versichern suche, möchten Sie darin nicht bloß eine Phrase affektirter Bescheidenheit sehen.

Glücklicherweise stehe auch ich dem großen Mitarbeiter am heiligen Werke der Reformation nicht ganz fremd gegenüber, und das ist es, was mir den Muth giebt, den Schwierigkeiten der Aufgabe Trotz zu bieten und, an die verwandten Bestrebungen des Mannes anknüpfend, den richtigen Weg zu seiner Würdigung auch auf dem Gebiete des kirchlichen Wirkens aufzufinden. Wenn nämlich die Geschichte der klassischen Philologie den Namen Melanchthon mit Ehrfurcht nennt; wenn der Ehrentitel eines praeceptor Germaniae ihn als einen Meister der Schule charakterisirt; wenn er selbst in einem Briefe an seinen Verleger die Reformation als eine Frucht der Philologie bezeichnet und somit auf den innigen Zusammenhang des Wieder-

aufwachens der klassischen Studien mit der Wiedergeburt der christlichen Kirche hindeutet: so glaube ich in alledem einen Fingerzeig zu erblicken nach dem Standpunkte hin, von dem einzig und allein die erhabene Größe des Mannes ungeschmälert vor die Augen des Beschauers tritt und von dem aus seine etwanigen Schwächen in nichts verschwinden. Machen wir uns also selbst in kurzer Uebersicht jenen obengenannten Zusammenhang klar und wir werden denselben dann in dem Bilde Melanchthon's in plastischer Weise individualisirt finden.

Erhebend ist es für unser Nationalgefühl, daß gerade in einem Deutschen jene Harmonie wissenschaftlicher Bildung mit dem Eifer für die Sache des Evangeliums sich vollzog und es leuchtet aus dieser Erscheinung zugleich hervor der Unterschied in den Einwirkungen der neuerwachten humanistischen Bildung auf die romanischen Völker und auf die deutsche Nation. Denn, wenn auch der Instinkt der romanischen Völker zuerst scharf und richtig auf die Nothwendigkeit hinführte, den weltgeschichtlichen Zusammenhang mit der Bildung des Alterthums wieder anzuknüpfen, um das Einbrechen der Barbarei zu verhindern; wenn gerade bei jenen Völkern die ersten Thaten auf dem Gebiete klassischer Forschungen geschahen, zumal eine gewisse nationale Verwandtschaft den Zugang zu den Völkern des Alterthums und ihren Schöpfungen stets offen erhalten hatte: so richtete sich doch das Bedürfniß eben nur auf die weltliche Bildung, auf die ästhetische Verschönerung des Lebens, auf die Bereicherung der Werkstätten geistiger Arbeit mit neuen geschmackvollen Formen. Die humanistische Bildung der Italiener und ihre Bestrebungen auf diesem Felde drangen durch den modernden Staub und Schutt Jahrhunderte lang aufgehäufter scholastischer Gelehrsamkeit nicht hinab auf den eigentlichen Lebensbrunnen, der im Stande ist, einem ganzen Volke neue Erfrischung zu gewähren und sein Lebensmark gleichsam zu verjüngen, so daß Keiner, auch der Geringste nicht, ausgeschlossen gewesen wäre von den Segnungen des hereinbrechenden Morgens und den erquickenden Wassern der neuentdeckten Bildungsquellen. Diese Quellen blieben eben im Besitze derer, die schon gebildet waren, und verliehen diesen, wie schon gesagt, die Macht, ihr eigenes Leben mit schöneren Formen zu bekleiden und den äußerlichen Genuß desselben zu veredeln. Unbekümmert um die große Masse des Volkes, die zu jener Art des Genusses nie erzogen worden, also auch die neuerfundene Speise nicht zu würdigen verstand, ließ man das, worauf auch der Geringste gerechten Anspruch hat, unter den Trümmerhaufen der Jahrhunderte liegen; man hatte selbst kein Bedürfniß danach, ja, man glaubte, um es kurz zu sagen, im Vollgenuß der griechischen und römischen Literatur der Belehrung und des Trostes entbehren zu können, welchen das Evangelium darbietet; das Volk aber gedachte man fernerhin mit dem bisherigen Ceremoniendienst und übertünchten Heidenthum zu befriedigen. Hier ist der Punkt, wo uns

von selbst der Uebergang auf das Gebiet deutschen Lebens sich andeutet und der Unterschied in den Folgen der wiedererwachten Wissenschaft klar in einer großen deutschen That uns entgegentritt, die der rechte Grundstein der deutschen Reformation geworden, ein Liebeswerk für das Volk zugleich, so wie ein großer Akt wissenschaftlichen Ringens ist. Es ist die lutherische Bibelübersetzung. Hier stehen wir auf dem Felde, wo unsere Betrachtung bequem auf den Mann hinübergeleitet werden kann, dessen Würdigung der Zweck dieser Rede ist.

Es ist eine häufig gemachte Erfahrung im Bereiche geschichtlicher Erscheinungen, daß da, wo durch die mächtige That eines Individuums neue Gestaltungen entstehen, so daß ganze Zeiträume mit dem Namen desselben gekennzeichnet werden, daß in der Regel neben diesem Mann des Wollens und Handelns ein zweiter sich stellt, nicht als sein Schatten, wohl aber als die warnende Stimme der Besonnenheit und wissenschaftlichen Einsicht. Solche Männer sind den gelehrten Taktikern zu vergleichen, die mit kalter Ueberlegung die Kriegspläne anfertigen und es dann dem Manne der That überlassen, sie auf dem Felde der Schlacht zu verwirklichen. Jedem unter Ihnen, m. H., wird in diesem Augenblicke das edle Heldenpaar vor die Seele treten, dessen Name durch die glorreiche Zeit des deutschen Befreiungskrieges verewigt worden ist. Doch da ich weiß, wie jeder Vergleich hinkt, so kann es auch meine Absicht nicht sein, durch eine frostige Parallele die Stellung der großen Männer der Reformation zu bestimmen; könnte ich doch leicht auf diese Weise gegen beide ungerecht werden.

Ohne indeß der wissenschaftlichen Bedeutung Luther's zu nahe zu treten, deren glänzendste Probe wir ja schon oben erwähnt haben, können wir doch ohne Bedenken behaupten, daß er mehr ein Mann des mächtigen Wollens und der entschlossenen That ist, als ein sich selbstverleugnender Diener der Wissenschaft, welcher in stiller Zurückgezogenheit mit gleicher Hingebung jedem auch noch so geringen Objekte der Forschung um sein selbst willen gerecht wird; alle Thätigkeit Luther's verräth das Drängen, sich unmittelbar mit dem großen allgemeinen Leben in Verbindung zu setzen. Ein Beweis dafür sind eben diejenigen seiner Schriftwerke, welche ihm den unvergeßlichen Dank der ganzen evangelischen Christenheit verdient haben.

Umgekehrt repräsentirt Melanchthon das Urbild des friedsamen gelehrten Forschers, der, ohne dem Leben und seinen Bedürfnissen sich im mindesten zu entfremden, mit edelster Resignation die Aufgaben übernimmt, für deren Bearbeitung auf dem großen Markte des öffentlichen Lebens kein Platz ist, deren Lösung aber deswegen nicht von geringerem Werthe ist. Es ist natürlich, daß solchen Männern, weil ihre Thätigkeit mehr in den stillen Räumen der Werkstatt vor sich geht, von der großen Menge weniger Beachtung zu Theil wird, weil die Kanäle, durch welche aus jenen Werkstätten die

gewonnenen Bildungsstoffe auch in das allgemeine Leben verflößt werden, dem gewöhnlichen Auge verborgen und oft nur wieder dem Gelehrten sichtbar sind. Es ist das ein Schicksal, das der große Melanchthon mit so manchem Manne der Wissenschaft theilt, und daher ist es eine um so heiligere Pflicht der Gelehrten, die Verdienste solcher Männer der Vergessenheit zu entreißen und sie auch der größeren Menge verständlich zu machen.

Haben wir uns auf diese Weise die Stellung Melanchthon's zu Luther klar gemacht, so wird es ein Leichtes sein, nachzuweisen, wie er mit dem Leben der Nation in stetem Zusammenhange blieb, wie seine rastlose Geistesarbeit das Reformationswerk nicht minder gefördert, als das energische Handeln Luthers; ja, daß eben überall, wo ein Rückzug von dem praktischen Gebiete des kirchlichen Lebens auf das theoretische nöthig war, man stets seines Kopfes und seiner Feder bedurfte. Ein kurzer historischer Ueberblick mag uns das Bild solcher Thätigkeit näher führen.

Als der kühne und glaubensstarke Luther den großen Kampf zu Leipzig mit Dr. Eck zu bestehen hatte, waren ihm die gelehrten Bemerkungen, mit welchen Melanchthon ihn unterstützte, von nicht geringem Nutzen. — Seine Schriftauslegung, namentlich des Apostels Paulus, wie sie Melanchthon in seinen Vorlesungen vortrug, gewann Luther's hohen Beifall und dürfte nicht ohne Einfluß geblieben sein auf das Werk, welches auf der Wartburg vollendet wurde. — Die Hauptwahrheiten der christlichen Lehre wurden zuerst von ihm, aus den paulinischen Schriften geschöpft, in den „Loci communes" niedergelegt. — Auch als Polemiker tritt Melanchthon auf; aber nicht bloß mit dem Ungestüm gerechter Entrüstung, sondern mit den unbezwinglichen Waffen einer feinen Dialektik. Unter dem Namen Didymus Faventinus tritt er für Luther in die Schranken gegen eine boshafte Schmähschrift, und bald schlägt er mit vernichtender Kritik die spitzfündigen Angriffe der Pariser Sorbonne nieder. Die von aufrührerischer Sophistik diktirten zwölf Artikel der Bauernschaft löst er an dem Feuer evangelischer Wahrheit in nichts auf und hilft damit die Gefahr abwenden, die aus dem Mißverstande evangelischer Freiheit auf dem politisch-socialen Gebiete hervorzugehen drohte. — Doch was könnte es nützen, Sie mit einer dürren Aufzählung von Melanchthon's Schriften zu ermüden? Genügt es doch, vor allen andern auf zwei seiner schriftstellerischen Leistungen hinzuweisen, die den Mann in seinem ganzen Sein ebenso charakterisiren, wie Luthern seine Bibelübersetzung und sein Katechismus. Ich meine die auf dem Reichstage zu Augsburg überreichte Konfession und deren Apologie, Schriften, die der großen Menge evangelischer Christen weniger bekannt, doch nicht minder Bollwerke geworden sind, hinter denen das evangelische Glaubensleben Schutz und Schirm gefunden hat.

Wenn wir uns von dieser Betrachtung hinweg zu dem praktischen Verhalten Melanchthon's wenden und die gegen ihn erhobenen Vorwürfe des

Schwankens beleuchten, so könnte manchem unter den geehrten Zuhörern ein solcher Uebergang schroff und willkürlich erscheinen. Ich beeile mich, diesem Einwande zu begegnen. Jene Erscheinungen hängen mit der kontemplativen wissenschaftlichen Natur des Reformators eng zusammen. Gerade einem Charakter, wie wir ihn in Melanchthon gezeichnet haben, sind Schwankungen in der Ueberzeugung eigen; sie ergeben sich aus seinem Wesen selbst und sind nur dann unverzeihlich, wenn sie durch äußere selbstische Motive hervorgebracht werden. Wahr ist allerdings, daß Melanchthon nicht selten von dem Muthe des Glaubens im Stich gelassen wurde, der Luthern beseelte, daß die unbeugsame Macht der Thatsachen ihn oft kleinmüthig werden ließ; nur mag man auch nicht übersehen, daß oft die Unwissenheit am leichtesten an Abgründen vorüberleitet, wobei freilich die Gefahr des Hinabstürzens auch mit in den Kauf genommen wird, daß dagegen das Wissen nothwendig auf Zweifel führt, aber auch der Sieg über dieselben desto entschiedener und glorreicher ist. Bei Melanchthon gesellt sich zu diesen Ursachen noch seine Friedensliebe und der innige Wunsch, das Werk der Reformation in Einigkeit für die ganze Kirche aufzurichten. So sehen wir ihn überall, wo es sich nicht um Grundwahrheiten der evangelischen Lehre handelt, zur Nachgiebigkeit mahnen. So that er schon auf dem Augsburger Reichstage in Betreff mancher Forderungen des Gegentheils, unter anderem gesteht er den Bischöfen Gerichtsbarkeit zu. — Seine Schrift „Erklärungen zum Römerbriefe" widmete er merkwürdigerweise dem Erzbischof von Mainz, von dem er nicht gerade die gerechteste Würdigung zu gewärtigen hatte. Auf einen Vorschlag zu einer Religionseinigung des Königs Franz I., der in seinem Lande die Bekenner des Evangeliums verbrennen ließ, plötzlich aber vom Reformationseifer gepackt wurde, ging der friedliebende Melanchthon ebenfalls ein und verfaßte acht Artikel, die er dem Könige übermachte. — Als er seine loci communes zum zweiten Male herausgab, widmete er sie keinem andern, als dem Könige Heinrich VIII. von England. — Um dem bereits beginnenden Gewirr der Meinungen im Lager der Reformationsbewegung selbst ein Ende zu machen, traf man Anstalten zu einer Konkordie. Da ließ ihn seine Friedensliebe eine Besprechung dieserhalb eher fliehen, als herbeiwünschen, da er von banger Ahnung neuer Zwistigkeiten gequält wurde. Freilich mehrten sich seine Erfahrungen, die eine solche Besorgniß rechtfertigten, von Tage zu Tage. War ihm doch der Schmerz nicht erspart, selbst mit Luther wegen der Lehre von der Rechtfertigung und der Nothwendigkeit guter Werke in Streit zu gerathen. Dasselbe widerfuhr ihm später auch wegen der Lehre vom heiligen Abendmahl. So ist auch, als das Kurfürstenthum dem Herzog Moritz in die Hände fiel, sein Verbleiben in Wittenberg Gegenstand vielfacher Anfeindungen und Mißdeutungen gewesen.

Ein wirklich mitunter bedenkliches Schwanken beginnt erst seit dem

sogenannten Leipziger Interim, in den Kämpfen mit Flacius Illyricus, dem hartnäckigen Vorkämpfer für die äußerste Konsequenz der Rechtfertigungslehre, und mit Osiander, dessen Theorie sich wiederum mehr dem katholischen Standpunkte näherte. Dieselbe Erscheinung tritt uns entgegen in dem Streite mit Calvin, wo Melanchthon geflissentlich vermied, sich für oder wider auszusprechen. Ich mag es nun auf keinen Fall unternehmen, in das Getümmel der dogmatischen Fehden jener Zeit mich hinabzubegeben und zwischen Melanchthon und seinen Gegnern den Kampfrichter zu spielen. Soviel nur glaube ich mit Recht behaupten zu können, daß die Art des Angriffs von Seiten der Gegner nicht immer die allerchristlichste war, daß Mißverstand und Wortverdrehung zu großen Theilen ihre Hand mit im Spiele hatten. Als einer der großartigsten Beweise dafür hat mir wenigstens immer der Streit mit Amsdorf erscheinen wollen, welcher in seinem Feuereifer gegen die anmaßliche Vorstellung von der Verdienstlichkeit guter Werke — sogar deren Schädlichkeit nachwies.

Erquickend ist es, auf der andern Seite sagen zu können, daß in allen den Wahrheiten, die mit wissenschaftlicher Bestimmtheit aus dem Quell der heiligen Schrift geschöpft waren, Melanchthon's Ueberzeugung nicht nur unerschütterlich blieb, sondern daß er diese auch mit Festigkeit und ohne Menschenfurcht vertrat und bekannte.

Dann trat er mit gleicher Entschiedenheit den Anmaßungen der Hierarchie und den Ausbrüchen des Fanatismus, wie den negativen und revolutionären Gelüsten im eigenen Lager entgegen.

Doch verlassen wir dieses in mehrfacher Beziehung unerquickliche Gebiet und folgen wir dem großen Manne auf ein anderes, in dem er recht eigentlich heimisch ist, ja, auf dem er gerade vorzugsweise, seiner Naturanlage gemäß, den Bau des großen Reformationswerkes begründet hat. Es ist das Feld des Unterrichts, der Schule.

Wir haben oben schon den Zusammenhang der wiedererwachten Wissenschaften mit den Bestrebungen zur Verbesserung der christlichen Kirche als den Ausgangspunkt für eine Würdigung Melanchthon's angedeutet. Wir haben den Unterschied des Einflusses nachgewiesen, den die humanistische Bildung auf die romanischen Völker und auf die Deutschen geübt. Auch haben wir bereits die Erfolge davon in den kirchlichen Schriften des Reformators sehen können. Es ergab sich aus allem dem mit Klarheit, daß die Segnungen der klassischen Studien auch dem ganzen Volke zu gute kamen, weil sie sich in den Dienst des Heiligsten begaben, was ein Volk besitzt, an dem aber auch jeder den gerechtesten Antheil hat. Hatte nun Melanchthon, der außer der tiefsten theologischen und philologischen Gelehrsamkeit einen unermeßlichen Schatz von Kenntnissen auch aus andern Kreisen des Wissens besaß, hatte er an sich selbst das Beseligende empfunden, das in der klaren

Erkenntniß evangelischer Wahrheit liegt, hatte er aber auch zugleich mit richtigem Takte den Werth der Leuchte erkannt, welche ihm die Wissenschaft bei dem Suchen nach jener Wahrheit angezündet, so mußte sich auch die Ueberzeugung in ihm befestigen, daß die Erhaltung des gefundenen Kleinods von der Erhaltung der neuerrungenen Bildungsschätze abhängig sei; daß ein Abtrennen der Bildung von dem geschichtlichen Zusammenhang mit der antiken Welt auch das Losreißen des Christenthums von seinen historischen Fundamenten zur Folge haben müßte. Nur wem das Alterthum noch etwas Anderes bietet, als den Reichthum schöner Formen zu beliebigem Genuß und den Anblick gediegener socialer Institutionen zur Bewunderung und Nacheiferung; nur wer zugleich das Suchen der Alten nach dem einzig Wahren in ihren philosophischen Forschungen, in ihren dichterischen Schöpfungen, in ihren politischen Gestaltungen beobachtet und gesehen hat, wie all dies Suchen unbefriedigt blieb und die schönen Formen eben nur zuletzt den traurigen Anblick der Hohlheit gewähren, weil ein neuer Inhalt ewiger Wahrheit die Welt erfüllen und neue Körper in die verödeten Umhüllungen schaffen sollte; — nur wer in dieser Weise in die Betrachtung des Alterthums sich versenkt hat, der wird auch das lebenskräftige Band erkennen, welches die Vorgeschichte des Christenthums, die Thatsachen des alten Bundes, mit dem Evangelium des neuen Bundes verknüpft, und nur in dieser Erkenntniß die Erkenntniß der Wahrheiten des Heils erschlossen finden; dankbar aber auch wird er die Bildung pflegen und wahren, die ihm das tiefere Verständniß der historischen Grundlagen des Christenthums möglich gemacht. Solche Ueberzeugung durchdrang mit aller Kraft, wenn auch nur in der Gestalt dunkler Ahnung, den ebenso gelehrten als tiefreligiösen Mann, und diese Ueberzeugung hieß ihn sofort selber Hand anlegen auch an die untergeordneten Theile des aufzuführenden Baues. Nicht genug daß er auf dem Lehrstuhl der Universität die künftigen Diener des göttlichen Wortes, des Staates, der Schule in das Reich der christlichen Erkenntniß und zugleich in die blühenden Gärten des antiken Lebens einführte; nicht genug daß er durch seine Mahnungen und Schriften das Emporblühen der Schulen förderte: seine unermüdliche Arbeitslust und sein lebendiges Interesse an der Generation der Zukunft hieß ihn auch selbst von dem akademischen Lehrstuhl herab in die niedern Räume der Schulstube steigen und unmittelbaren Antheil an der Vorbildung des jungen Geschlechts nehmen. Seine schola privata, eine Kostschule, die er in seinem eigenen Hause hielt, in der er selbst nicht verschmähte, die Anfangsgründe des Lateinischen und Griechischen zu lehren, ist ein Bild nicht nur seiner riesenhaften Thätigkeit, sondern auch seines wahrhaft christlich liebenden Herzens.

Sollen wir versuchen, dieses Institut und seine Lehrweise in Kürze zu charakterisiren, so werden wir das am besten können, wenn wir uns die heut

zu Tage oft ohne Verständniß ausgesprochene Phrase: „Nicht wissen, sondern können" in ihrer wahren Bedeutung klar machen. Denn gerade diese Forderung hat die melanchthon'sche Schule in hohem Grade erfüllt. Wollte man unter dem Können bloß ein mechanisches Aneignen der klassischen Sprachen ohne Kenntniß der Grammatik, ohne gründliche Interpretation verstehen — in der Art, wie etwa jetzt noch die allein seligmachende französische Sprache den Kindern angedrillt wird, — so würde man weit entfernt sein von dem Sinne Melanchthon's, der vor Allem auf gründliches Erlernen der Grammatik dringt, aber auch auf Einübung der gewonnenen Regeln durch Lektüre und schriftliche Arbeiten. „Wissen und können" würde sein Wahlspruch gewesen sein, wenn ihm die Terminologie der modernen pädagogischen Weisheit bereits bekannt gewesen wäre. Erst die Regel einsehen und sich dieselbe alsdann durch unausgesetztes Ueben zum unverlierbaren Eigenthum machen, das war es, was nach seinem Sinn auf der einen Seite vor Mechanismus, auf der andern vor bloßem Notizenwissen bewahrte. Ebenso würde Melanchthon nicht sehr erbaut gewesen sein von der neuen Erfindung, möglichst viel mit den Schülern zu lesen und dabei keine Rücksicht auf grammatische Erklärung zu nehmen; wobei es dem Schüler ungefähr so ergeht, wie einem, der sich einbildet, gar trefflich reiten zu können, da doch sein Pferd vom Reitmeister fortwährend am Zügel geführt wird. Die Schüler Melanchthon's wurden tüchtig mit der Grammatik geplagt und waren trotzdem auch mit dem sachlichen Inhalt der klassischen Schriften vertraut. Das kam aber daher, daß sie in der Schule die Fähigkeit gewonnen hatten, ein griechisches oder lateinisches Buch selbst zu lesen, ohne hundertmal in's Wörterbuch gesehen oder irgend eine mitleidige Seele um Rath gefragt zu haben. Doch ich will mich nicht zuweit in das Reich specifisch-pädagogischer Fragen verirren, nur glaubte ich so viel zur Erörterung der melanchthon'schen Unterrichtsweise in den klassischen Sprachen und ihrer Literatur sagen zu müssen. Neben diesen Sprachen wurden nach Maßgabe ihres damaligen Standpunktes die übrigen Zweige des Wissens keineswegs vernachlässigt; war doch der Meister selbst ein Musterbild der Universalität. Vor Allem war er auch ein Freund der Geschichte und die deutsche Geschichte zu Ehren zu bringen war eine seiner Lieblingsbestrebungen. — Endlich kann ich ein anderes von Melanchthon angewandtes Bildungsmittel nicht unerwähnt lassen, das den Schülern nicht nur Anregung zum Studium der klassischen Sprachen, sondern auch Unterhaltung und Erholung gewährte. Es war dies die Aufführung alter Tragödien und Komödien in der Ursprache, im Gegensatz zu den damals noch üblichen Mysterien, in denen die heilige Geschichte oft weniger der Erbauung wegen, als zur Erregung der Lachmuskeln dramatisch dargestellt wurde.

Im Angesicht so mannigfacher Thätigkeit kann den Beschauer fast ein

Schwindel ergreifen und fast ist es unglaublich, daß ein einziges Menschenleben so viele Leistungen auf den verschiedensten Feldern umfassen kann. Dieses Gefühl des Staunens steigert sich zu ehrfurchtsvoller Bewunderung, sobald man erfährt, daß all diese rastlose Mühe von keinem zeitlichen Gewinn belohnt wurde, daß Melanchthon oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte. Wer ihm namentlich in jenen stillen Kreis der zuletzt erwähnten Thätigkeit gefolgt ist, wird vor dem schönen Bilde so edler Menschlichkeit gerührt stehen bleiben und dem Manne gern verzeihen, was er draußen im Kampfe der Parteien gefehlt.

Wenn Manches an der Charakteristik des großen Reformators mangelhaft erscheinen sollte, wie ich denn fühle, daß es nothwendig so sein muß, so wiederhole ich, was ich am Anfange meiner Rede gesagt. Doch mag mir Eins wenigstens zu gute kommen, und das ist die ungemeine Vielseitigkeit der Beurtheilung, welche das Zeitalter der Reformation und ihre großen Männer zulassen. Bei der ungeheuern Masse des Materials ist es schwierig genug, zwischen dem bloßen emphatischen Getön eines Panegyrikus und einer breiten Geschichtserzählung den Mittelweg zu treffen.

Zum Schlusse, m. H., schenken Sie mir nur noch ein wenig Gehör zu folgender Betrachtung. Es ist genugsam bekannt, daß Melanchthon das Schicksal vieler großen schöpferischen Geister auch darin getheilt hat, daß er wider seinen Willen zum Haupte einer Partei gestempelt worden ist. Er hat unter anderen dieses Schicksal mit Luther gemein, und ich glaube nun in der That nicht, daß einem der beiden Männer damit ein Dienst erwiesen worden ist. Ist man doch unwillkürlich geneigt, an den Göthe-Schiller-streit und an die kräftigen Worte Göthe's zu erinnern. Indeß hat auch Luther in nicht minder kräftiger Weise sein Verhältniß zu Melanchthon ausgesprochen; eine Auffassung, die auch bei dieser Rede maßgebend gewesen ist und es wohl auch bleiben wird bis an's Ende aller Tage. Eine Trennung oder feindliche Entgegensetzung Beider ist ein ebenso verfehltes Unternehmen, als die Trennung des Alterthumsstudiums von dem der Theologie. Auf beiden Seiten haben wir einen solchen Versuch sich rächen sehen. Die lutherische Orthodoxie, welche der Persönlichkeit Luther's eine Autorität beimaß, die er selbst bei Lebzeiten beständig von sich abgewehrt, jene Orthodoxie, welche den wissenschaftlichen Sinn eines Melanchthon vollkommen entbehren zu können glaubte, drohte in einem neuen Wust unfruchtbarer Gelehrsamkeit zu erstarren oder in schwarzgalliger Polemik sich zu verzehren; während die klassische Philologie, deren neueste Restauration an den großen Namen Friedrich August Wolf sich anknüpft, in stolzer Selbsterhebung ein modernes Heidenthum heraufzuführen im Begriff war, das um so trauriger wäre, da die klassische Form den antiken Inhalt nicht wieder zu gewinnen vermag.

Möchte daher die dreihundertjährige Feier des Todestages Melanchthon's eine Mahnung sein an die Verehrer und Vertreter des klassischen Unterrichts einerseits und an die Theologen andererseits, — daß sie zusammen gehören, daß sie beide berufen sind, zu bewahren und zu entwickeln, was die deutsche Reformation in's Dasein gerufen. Möchten sie einsehen, daß mit denselben Waffen, die gegen eine jener beiden Wissenschaften geführt werden, auch die andere in ihrer Existenz gefährdet wird; daß sie sich gegenseitig unterstützen und ergänzen, sich auch allenfalls in ihren Wirkungen gegenseitig im Gleichgewicht halten, sich aber nie schmollend von einander trennen sollen.

Und so erinnere ich endlich noch zum Schlusse an das Wort, welches der zu früh verstorbene Nägelsbach auf dem Sterbebette sprach, ein Mann, der wie Melanchthon ein Schulmeister und Professor war:

> „Haltet fest an den klassischen Studien, sonst bricht die Barbarei mit Macht über uns herein; aber haltet auch fest an einer gründlichen Kenntniß des Evangeliums, sonst bleibt das Alterthum nicht nur unverstanden, sondern bringt uns ein unheilvolles Heidenthum!"

II.

Rede

zum Andenken des am 3. November 1859 entschlafenen Dr. theol. et phil. Christian Adolph Peschek, Archidiakonus in Zittau.

Gehalten am 11. April 1860 in der 115. Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften von deren Secretair G. T. L. Hirche.

Hochzuverehrende Anwesende!

Wir haben jetzt die Gedächtnißfeier eines vor 300 Jahren entschlafenen treuen Zeugen der evangelischen Wahrheit begangen. Eine große, gewaltige Zeit ist an unserm Geiste vorübergeführt worden, eine Zeit reich an Segnungen für die nachfolgenden Jahrhunderte. Mit liebender Verehrung weilten wir bei dem Bilde des unvergeßlichen Philipp Melanchthon, der uns mit seinem milden, sanftmüthigen, versöhnlichen Sinne als eine Johannesnatur neben dem entschlossenen, muthigen, allen Widerstand brechenden und bezwingenden Luther erscheint. Dankbar erinnerten wir uns der unschätzbaren Güter, die uns Gott durch dieses Dioskurenpaar geschenkt hat, und mit Freuden dachten wir daran, daß gerade die Oberlausitz und unsre Stadt Görlitz die Verdienste des Praeceptor Germaniae bereitwillig anerkannte, und eben deshalb im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, wo die Reformationsbewegung rücklaufig ward und mancherlei Versuche, eine Concordia zu stiften, kaum mehr als eine Concordia discors zuwege brachten, als Sitz der Philippisten vielfach verunglimpft wurde. Allerdings waren auf den kuruliſchen Stühlen, auf den Kanzeln und auf den Kathedern der Oberlausitz damals Männer, die fast alle zu Melanchthon's Füßen gesessen und durch ihn das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ (Eph. IV., 15.) höher achten gelernt hatten, als das ξῆλον θεοῦ ἔχειν, ἀλλ' οὐ κατ' ἐπίγνωσιν (Röm. X., 2.)

Indessen meine Aufgabe ist es jetzt nicht, in die uns schon fern liegende Vergangenheit zurückzuweisen; nicht von dem Praeceptor Germaniae, sondern zum Andenken eines Mannes will ich sprechen, den wir mit Recht Decus Lusatiae nennen können.

In den 27 Jahren, seitdem ich die Ehre habe, der hochverehrlichen Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften als Mitglied anzugehören,

war ich beinahe in allen Hauptversammlungen anwesend; und nur äußerst selten fehlte der, welchen wir heute schmerzlich vermissen. Denn der selige Pescheck war unserm Vereine, dessen Zierde er war, mit der treuesten Anhänglichkeit zugethan, und es erregte jedesmal die lebhafteste Freude, ihn in unserer Mitte zu sehen. Auch am 31. August des vorigen Jahres war er mit seinen Freunden Dornick und Kämmel unter uns. Wie hätten wir damals ahnen mögen, daß wir ihn schon in unsrer Frühlingsversammlung nicht mehr würden begrüßen können? „Das treueste, thätigste und verdienstvollste Mitglied" der Gesellschaft ist uns durch den Tod entrissen worden und eine fühlbare Lücke ist durch seinen Hintritt in unserm Bunde entstanden. Lassen Sie uns in der Kürze seinen Lebensgang betrachten und einige Bemerkungen anreihen, die seine große Bedeutung veranschaulichen sollen.

Christian Adolph Pescheck, der älteste der drei Söhne des am 21. November 1826 als Pastor Primarius in Zittau verstorbenen M. Christian Adolph Pescheck, wurde am 1. Februar 1787 in Jonsdorf, wo sein Vater damals Pfarrer war, geboren. Seine Mutter war Frau Karoline Dorothea geb. Klien aus dem Pfarrhause Cunnersdorf bei Görlitz. Auf dem Cunnersdorfer Gottesacker sieht man ein stehendes Denkmal aus Sandstein, auf dessen Vorderseite die Mahnung steht: „Wanderer, laß dir die Cunnersdorfer Gemeinde sagen, welchen Personen dieses Denkmal geweihet ist. Ihre Namen sind nicht in Stein, sie sind in Menschenherzen gegraben." Die übrigen drei Seiten sind ohne Inschrift. Das ist die Grabstätte der Großeltern unsers Pescheck von mütterlicher Seite.

Unser seliger Freund kam mit seinen Eltern 1795 nach Großschönau und 1797 nach Zittau. Zuerst genoß er häuslichen Unterricht, auch von den Kandidaten Israel und Ludwig; ersterer starb als Pastor in Hirschfelde, letzterer als Pastor in Seifhennersdorf. Von 1799 bis 1805 besuchte er das Gymnasium in Zittau, wo Rudolph, Müller, Kneschke und Lachmann seine Lehrer waren. Noch vor dem Abgange von der Schule machte er den ersten Versuch im Predigen; es geschah am 24. Dezember 1804 in der Kirche zu Herwigsdorf. Auch seine erste schriftstellerische Arbeit fällt noch in die Schulzeit; es war der Aufsatz: Was machten die Römer für einen Gebrauch von den Blumen? der 1805 im Leipziger Modemagazin abgedruckt wurde.

Von 1805 bis 1809 widmete er sich auf der Universität Wittenberg dem Studium der Theologie, verabsäumte aber nicht, sich gleichmäßig auf dem philosophischen und philologischen Gebiete fortzubilden. Noch ehe er die Hochschule verließ, ward er am VIII. Trinitatis 1808 zum Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste promovirt. Vor der Rückkehr in die Heimath, bestand er am 24. April 1809 in Dresden unter Reinhard das theologische Examen. Am 16. Oktober desselben Jahres ging er nach Zittau

zurück, trat in die Kandidatenkollegia ein, ward am 9. Juli 1811 Hülfslehrer und am 22. März 1813 zweiter Oberlehrer an der allgemeinen Stadtschule. Nachdem er am 28. November 1816 von Tittmann in Dresden die Ordination zum geistlichen Amte erhalten hatte, folgte er dem an ihn ergangenen Rufe zum evangelischen Pfarramte zu Lückendorf und Oybin mit Hayn, und hielt am 3. Adventsonntage seine Antrittspredigt. Zehn Jahre darauf, 1826, wurde er Substitut seines Vaters in Zittau, und 1827 Katechet und Zuchthausprediger daselbst; 1831 zweiter Diakonus an der Haupt- und Pfarrkirche und Frühprediger zu St. Petri und Pauli; 1832 übernahm er zugleich das Amt des geistlichen Vorstehers und Religionslehrers am Schullehrer-Seminar; 1840 ward er erster Diakonus an der Hauptkirche und Pastor zu Kleinschönau, und 1854 Archidiakonus.

Am 4. Oktober 1814 trat er in den Stand der heiligen Ehe mit Henriette Auguste Gössel, einer Tochter des Pfarrers M. Karl Traugott Gössel in Eybau, mit der er sehr zufrieden und glücklich lebte; denn sie war ihm eine treue Lebensgefährtin, und mit vollem Rechte rühmte er, was er oft that, ihre unermüdete Thätigkeit, ihre Häuslichkeit, ihre aufmerksame Sorge für ihn und ihre treue Mutterliebe. Diese Ehe segnete Gott mit sieben Kindern; ihre Namen sind:

1. Ottokar Edmund, seit 1854 Katechet in Zittau, und seit 1858 Mitglied unsrer Gesellschaft;*)
2. Gustav Adolph, seit 1856 Bezirksgerichtsrath in Löbau;
3. Minna Cölestine, verheirathet mit dem kaiserlich russischen Staatsrath Dr. und Professor der Medicin Buchheim in Dorpat;
4. Bonny Auguste, war verehelicht mit dem Konrektor Lachmann in Zittau, und starb frühzeitig;
5. Agnes Marie, starb als Kind in Lückendorf;
6. Wilhelm Ottobald, Dr. med. und praktischer Arzt in Leipzig; und
7. Ottomar Wigand, Candidatus ministerii und Lehrer an der Stadtschule in Zittau.

Ihn, der Gelehrsamkeit hochschätzte und selbst ein vielseitiger Gelehrter war, beglückte es sehr, daß alle seine Söhne studirten und daß seine Töchter an Gelehrte verheirathet waren.

Hatte er, wie schon bemerkt worden ist, bereits als Gymnasiast die schriftstellerische Laufbahn betreten, so gewann er diese Art, sich mitzutheilen, immer lieber und benutzte seine Mußestunden zu schriftlichen Arbeiten. Mit unverdrossenem Sammlerfleiße trug er reiche Kollektaneen zusammen, die ihm bei Ausarbeitung seiner Schriften sehr zu Statten kamen und aus denen er

*) nunmehr zum Nachfolger seines Vaters im Archidiakonate ernannt.

bereitwillig Andern, die sich an ihn wendeten, fördernde Winke und Nachweisungen gab.

Obschon seine wissenschaftliche Thätigkeit eine außerordentlich vielseitige war, so zog ihn doch ganz besonders die Geschichte der Lausitz an. In dieser war er so einheimisch und bewandert, daß sich ihm auf diesem Felde Keiner gleichstellen konnte, noch weniger ihn Jemand übertraf. Auf das Innigste vertraut mit der allgemeinen wie mit der Specialgeschichte der Oberlausitz ging er Allen gern an die Hand, die sich über irgend einen Gegenstand unterrichten wollten, mochte derselbe nun eine lausitzische Stadt, oder den kleinsten ländlichen Ort angehen. Ihm entging nichts, was die Lausitz betraf, und mit Freuden hieß er jede Bereicherung der vaterländischen Geschichtskunde willkommen. Man erstaunt, wenn man einen Blick wirft auf das Verzeichniß der größeren und kleineren Werke, der zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze, die aus seiner Feder geflossen sind. Er selbst schreibt darüber in einem Briefe vom 20. September v. J. an mich: „Sie werden Aufschluß darüber wünschen, wie es kommt, daß ich so viel habe machen können. Es kommt daher, daß ich fleißig bin und mit meinem Amte gar keine amtlichen Schreibereien verbunden sind. Ueberhaupt können meine Lorbeeren gar nicht auf kirchlichem Felde blühen, sondern nur im Literaturfelde. Dieses Nichtkönnen wird Ihnen räthselhaft sein." Was er nun zur Erklärung hinzufügt, übergehe ich und führe noch an, womit er diesen Passus schließt. Er sagt: „So bin ich in der Heimath zwar obscur, habe aber auswärts viele Gönner und mein Name wird genannt werden, so lange der Oybin steht. Wie lange also?" An dem, was in unsrer Gesellschaft vorging, nahm er den lebhaftesten Antheil. Zum Beweise kann sein letzter Brief an mich dienen, der vielleicht überhaupt der letzte ist, den er geschrieben hat. Er ist vom 21. Oktober datirt; einige Tage darauf erkrankte er und schon am 3. November war er nicht mehr unter den Lebenden. In diesem Briefe schreibt er: „Die Görlitzer Vorlesungen sind sehr nobel. Es florirt also jetzt die Gesellschaft. Ueber hiesige Vorträge werde ich Berichte machen." Sodann gedenkt er noch der Vorbereitungen zum Schillerfeste, dessen Feier er aber nicht mehr erlebt hat. Am 15. Oktober schreibt er: „Daß Gersdorf's Monument restaurirt wird, ist sehr recht. Weil er in Kriegszeiten starb und damals keine Lausitzische Zeitschrift war, bekam er keinen Nekrolog. Mit Hülfe seiner Papiere bei der Gesellschaft und seiner in Zittau lebenden Wittwe hätte man können Etwas zu Stande bringen. Aber ich war damals noch zu jung." Indem ich hier dieser Mahnung an eine Ehrenschuld gedenke, die unsre Gesellschaft noch abzutragen hat, kann ich den Wunsch nicht zurückhalten, daß für diesen Zweck Etwas gethan werde, ehe es zu spät wird, und da die früher zu diesem Behufe gestellte Preisaufgabe ohne Bearbeitung geblieben ist, vielleicht eine

Kommission damit beauftragt werde, das zu einer Biographie des unvergeßlichen von Gersdorf vorhandene Material zusammen zu bringen, zu ordnen und in einer Denkschrift zu vereinigen.

Eine große Freude ist ihm noch in seinen letzten Lebenstagen dadurch bereitet worden, daß seine „Literatur des oberlausitzischen Adels" im Magazin zum Abdrucke kam. Am 20. September schrieb er mir wie folgt: „Zwei wichtige Sachen von mir waren unter dem vorigen Sekretair nicht zum Drucke zu bringen, obwohl ich's dringend wünschte und noch begehre. Das eine ist meine so mühsam verfaßte „Literatur des oberlausitzischen Adels." Wofern aber Sie dieser Arbeit sich annehmen, so ist Folgendes zu bedenken. Es giebt zwei Exemplare. Das erste hat eine Dedikation an den vorigen Präsidenten von Oertzen und konnte nicht abgedruckt werden, weil es dann abhanden gekommen war. Ich gab mir daher die große Mühe, es noch einmal zu bearbeiten. Da es nun endlich zum Drucke kommen sollte, und ich's noch einmal revidiren wollte, sandte der Sekretair jenes erste Exemplar und nicht das bessere neuere. Jenes, als das unvollkommenere, durfte nun nicht gedruckt werden. Sehen Sie also zu, daß Sie das jüngere Manuscript finden, das sich von dem älteren dadurch unterscheidet, daß es nicht dem Herrn von Oertzen dedicirt und daß es reichhaltiger ist. Besonders nützlich sind die Nachweisungen über die einzelnen Adelsfamilien. — Etwas Anderes, was zu drucken so nothwendig wäre, ist mein zum Abdrucke bereiteter Auszug aus Knauthe's sehr wichtiger Abhandlung darüber, wie an die sechsstädtischen Räthe nach der Reformation Konsistorialrechte gekommen sind." Den ersten Wunsch hat der Verewigte noch erfüllt gesehen, da sich glücklicher Weise beide Manuscripte vorfanden; das erstere war in der Bibliothek eingestellt, das letztere aber befand sich in einem Konvolut von Papieren im Archive. Er selbst hat noch den Korrekturbogen der Literatur des oberlausitzischen Adels durchgesehen; er erhielt ihn am 15. Oktober und schickte ihn Tages darauf zurück. Da es mir gelungen ist, denselben aus der Druckerei zurück zu erlangen, so lege ich ihn als eine werthvolle Reliquie hier vor. Es war seine letzte Arbeit für das Magazin. Der andere von ihm ausgesprochene Wunsch aber wird auch noch erfüllt werden.

Daß ein Mann von so rastloser literarischer Thätigkeit bald Aufmerksamkeit erregen und Anerkennung finden werde, ließ sich erwarten. Am 24. Oktober 1824 wählte ihn unsre Gesellschaft zu ihrem wirklichen Mitgliede. Am 19. September 1827 ward er korrespondirendes und am 28. Juni 1833 wirkliches Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in hierselbst; den 1. Juli 1832 ernannte ihn die historisch-theologische Gesellschaft Leipzig zum ordentlichen Mitgliede, und am 6. August desselben Jahres die Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer ebendaselbst zum korrespondirenden Mitgliede. Ferner nahmen ihn in ihre Vereine auf: der voigtländische Alter-

thumsverein zu Hohenleuben am 3. Juni 1833, die Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte zu Nürnberg am 1. September desselben Jahres, die königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag am 1. December des schon gedachten Jahres, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur in Breslau am 26. Februar 1834, der Oberlausitzische Obstbauverein in Zittau am 16. Juni desselben Jahres, der k. sächsische Verein zur Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer zu Dresden am 4. December 1835. Am 10. April 1838 ward er Ehrenmitglied des Gewerbevereins in Zittau; am 1. December 1842 korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft Flora, für Botanik und Gartenbau in Dresden; am 19. December 1848 Ehrenmitglied der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg; am 12. Januar 1850 korrespondirendes Mitglied der Gesellschaft für pommersche Geschichts- und Alterthumskunde zu Stettin und am 5. September 1850 korrespondirendes Mitglied des historischen Vereins für das Großherzogthum Hessen zu Darmstadt. Abgelehnt hat er die Mitgliedschaft bei der Alterthumsgesellschaft zu Kopenhagen, bei der orientalischen Gesellschaft zu Leipzig und beim Nationalgewerbeverein daselbst. Am 1. Januar 1839 überreichte ihm der Stadtrath von Zittau auf ausdrücklichen Antrag der Bürgerschaft in dankbarer Anerkennung der Verdienste, welche er sich durch die Herausgabe seines Handbuchs der Geschichte dieser Stadt erworben, das Ehrendiplom, und sein König ehrte ihn durch eine große goldene Verdienstmedaille. Am 18. Februar 1846 ward er von der theologischen Fakultät zu Leipzig mit zu den an Luther's drittem Säkular-Todestage zu ernennenden Doktoren der Theologie erwählt.

Ein gedrucktes Verzeichniß seiner sehr zahlreichen Schriften überreichte ihm unsre Gesellschaft als Glückwunsch zu seinem 25jährigem Amtsjubiläum am 12. Dezember 1841. Demzufolge hat er bis 1840 als Mitarbeiter Aufsätze geliefert in mehr als 50 verschiedenen gelehrten und andern Zeitschriften. In der Zeit von 1805 bis 1840 erschienen nämlich von ihm in Druck 7 theologische, 4 pädagogische, 2 topographische und 12 geschichtliche Schriften, darunter zwei Preisschriften, ferner über 250 Abhandlungen und Aufsätze und zwar 40 in die Theologie, 7 in die Pädagogik, 8 in die Geographie und Topographie, 126 in die Geschichte, 1 in die Naturwissenschaft, 5 in die Philologie und Linguistik, 35 in die schönen Künste (einschließlich 33 Gedichte, von denen mehre komponirt und in gedruckte geistliche Liedersammlungen aufgenommen worden sind), und 29 in verschiedene Zweige der Literatur einschlagend, mehre Hundert literarische Kleinigkeiten und Miscellen in 14 verschiedenen Zeitschriften, 19 Uebersetzungen aus fremden Sprachen; ungerechnet eine bedeutende Anzahl von Recensionen über gelehrte Schriften Anderer. Für den Werth seiner Schriften spricht der Umstand, daß auch nicht eine derselben eine abfällige Recension erfahren hat. Vornämlich

war er für das Neue Lausitzische Magazin thätig, von dem er auch die Jahrgänge 1832—1834 redigirt hat. Bis in seine letzten Lebenstage lag ihm die würdige Ausstattung und Haltung unsrer Zeitschrift am Herzen, und seine Stelle dürfte in dieser Hinsicht kaum zu ersetzen sein.

Nicht minder fruchtbar in literarischer Hinsicht waren die Jahre von 1841 bis zu seinem Tode 1859. Wie eine Ahnung seines nicht fernen Todes erscheint das, was er unterm 20. September v. J. an mich schreibt: „Was ich hiermit übersende ist ein Blatt zum Magazin mit Verzeichniß neuer lausitzischer Literatur. Ich habe solche immer geleistet. Wer wird's nach mir thun?" Zugleich hatte er beigelegt: „Fortsetzung des Verzeichnisses seiner literarischen Arbeiten seit 1841" und schreibt dabei: „Es wird Ihnen noch bewußt sein, daß im Jahre 1841 die Gesellschaft der Wissenschaften mir die Ehre erwies, ein Verzeichniß meiner Arbeiten drucken zu lassen, vgl. Magazin 1843 p. 100 ff. Wer mag nur der daselbst unterzeichnete K. N. S. sein? Wenn der Herr noch lebt, so würde er sich über diesen Nachtrag nicht wenig wundern. Legen Sie aber ja nicht diese Bogen auf den Tisch. Erwähnen Sie diese Sendung nicht; sondern legen Sie die Bogen nur in aller Stille in das Exemplar jener gedruckten Denkschrift hinein. Niemand anders, als, sub rosa, Jancke, dürfte es sehen." In diesem Verzeichnisse seiner literarischen Arbeiten in dem Zeitraume von 1841—1859 gehören zur Theologie 59, zur Pädagogik 10, zur Geschichte 51, zur Naturwissenschaft 1; Gedichte sind 9, literarische Kleinigkeiten und Miscellen 87, Uebersetzungen aus fremden Sprachen 8. Auch befinden sich wieder zwei Preisschriften darunter. Mehre seiner Schriften wurden in fremde Sprache übersetzt; so das Andachtsbuch: Jesus und die Frauen in's Holländische, die Gegenreformation in Böhmen in's Englische, einige in's Lateinische und Böhmische. Ingleichen erlebten einige derselben neue Auflagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich der Anblick dieser letzten Gabe meines hochverehrten Freundes; seinem Wunsche gemäß zeigte ich sie dem Privatgelehrten Jancke, und heute lege ich sie als ein theures Denkmal Ihnen, hochzuverehrende Anwesende, vor mit der Bitte, darüber zu bestimmen.

Es erscheint überflüssig, seiner Schriften im Einzelnen zu gedenken; seine Hauptwerke sind ja Ihnen Allen bekannt. Wie fleißig er an unsrer Gesellschaftszeitschrift gearbeitet, wie er bei mehren Preisbewerbungen den Preis davon getragen hat — das Alles bleibt unvergessen und unser Verein wird ihm stets ein dankbares, liebevolles Andenken bewahren und bereitwillig mitwirken, daß dem Verewigten ein angemessenes Denkmal auf dem Oybin, dessen Geschichtsschreiber er geworden ist, errichtet werde.

Am 24. Oktober Abends hielt er noch einen Vortrag im Vereine für wissenschaftliche Unterhaltung; den Tag darauf erkrankte er in Folge einer Erkältung, die zu einer Brustfellentzündung führte, deren Heftigkeit seine

Kraft nicht mehr aushalten konnte. Seine Predigt zum Reformationsfeste lag schon fertig da. Die erste Nachricht über sein Unwohlsein gelangte am 30. hierher durch ein Schreiben des Gymnasiallehrers Dr. Knothe vom 29., an dessen Schlusse es heißt: „Seit Anfang dieser Woche ist unser guter Dr. Pescheck nicht ungefährlich erkrankt. Man nennt das Uebel ein katarrhalisches Fieber; aber er phantasirt, hat viel Unruhe, keinen Schlaf, keinen Appetit: kurz seit gestern sind auch die Seinigen sehr besorgt." Diese Kunde, welche am 1. November in unsrer wissenschaftlichen Abendversammlung mitgetheilt ward, erregte die lebhafteste Theilnahme und rief bei allen Anwesenden den Wunsch hervor, bald hören zu können, daß er wieder hergestellt sei. Leider war die Zeit für den treuen Arbeiter abgelaufen. Er entschlief am 3. November früh 6¼ Uhr, in dem Alter von 72 Jahren 9 Monaten 2 Tagen. Wenn seine ausgebreitete Gelehrsamkeit ihm allgemeine Hochachtung sicherte, so gewann ihm der milde, freundliche, friedliebende Sinn, der ihm eigen war, herzliche Verehrung bei Allen, die ihn kennen lernten. Multis ille flebilis occidit! Requiescat in pace!

Verzeichniß
der literarischen Arbeiten des Dr. C. A. Pescheck.

I. Theologie.

1) Dogmatik.

Der Religionsglaube der gebildeten Laien in Deutschland, und die altdeutsche Religionssprache, in den Zeiten des Mittelalters, namentlich im 13. Jahrhundert. Aus neuen Quellen. Im Archiv für Kirchengeschichte von Stäudlin und Tzschirner (Leipz, 1820). Bd. IV. St. 3. 465—554.

Zwei Parabeln zur Verdeutlichung der Begriffe: Erlösung und Versöhnung, beim Jugendunterrichte. In Schuderoff's Jahrbüchern 1822, III. 331—335.

Die Messiasidee, wie sie in der Schule zu behandeln sein dürfte. In der allgemeinen Schulzeitung 1838.

2) Exegese.

Allgemein faßliche Anleitung zur nähern Kenntniß und zum erbaulichen Lesen der heiligen Schrift. Eine gekrönte Preisschrift. Mit einer Vorrede von Dr. Steudel. Tübingen 1829. 8. S. Schulzeitung 1830. Nr. I. Jen. Lit.-Zeit. 1829. Nr. 201. Lauf. Magaz., 1830/31. 532.

Parallelstellen zum neuen Testamente, aus der neuaufgefundenen Schrift Cicero's de republica. In der Zeitschrift für Christenthum, von Bretschneider und Schröter (1825). Bd. VIII. Heft 3. p. 408—420.

3) Kirchengeschichte.

Pythagoras und Jesus. In Tzschirner's Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers (Leipz. 1815). Bd. V. St. 1. 105—111.

Jesus als Lehrer der Frauen, mit den Philosophen des Alterthums verglichen. In Schuderoff's Jahrbüchern 1824, I. 5—22. S. Kirchenz. Literaturblatt 1824. Nr. 34.

Perpetua. In der Zeitung für die elegante Welt 1815. Nr. 232 f., S. 1849—1853. 1859—1864.

Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. In Tzschirner's Archiv für Kirchengeschichte V. 2. 386—399.

Konfessionsbüchlein, oder historische Belehrung über die Bedeutung des Jubelfestes der Augsburgischen Konfession, zur Vorbereitung auf den 25., 26. und 27. Juni 1830, der reiferen Jugend gewidmet. Zitt. 1830. 8. 2 starke Auflagen. S. Schuderoff's n. Jahrb. XI. 1.

Theologische Gespenstergeschichte. In den koburger theol. Annalen (von Hörner) 1831, II. 88—91.

Scherzgedicht von Melanchthon, mitgetheilt das. 91 f.

Leonhard Krenzheim's merkwürdige Verketzerungsgeschichte. Das. 1833. Bd. I. 97—104.

Merkwürdige Wirksamkeit des päpstlichen Missionars und Redners Capistranus in Deutschland. In Illgen's hist.-theol. Zeitschrift 1834, 259—269.

Christoph Pescheck, ein Beispiel der Grausamkeit der Jesuiten gegen die böhmischen Protestanten. Das. 269 bis 271.

Markus Schwaner, ein Quäker. Eine merkwürdige Inquisitionsgeschichte aus der Oberlausitz. Das. 271—282.

Inquisition gegen eine Frau zu Görlitz, i. J. 1692. Das. 281—283.

Professor Bose in Wittenberg und der Papst, 1749. In den Koburger Annalen 1832, I. 316—320.

Ueber Hieronymus' von Prag Ende. In Seebodes krit. Bibliothek . . .

Beitrag zur Geschichte der Frauen-Ascetik (über Quirsfeld). In Schuderoff's Jahrbüchern 1832 . . . .

Die Wartburg des Johann Huß. In der allg. Kirchenzeitung 1837. Nr. 151, 1233—1235.

Der Bartholomäustag, als ein Jubeltag der protest. Geistlichen. In der sächs. Kirchenz. 1840. No. 101.

Ehrengedächtniß für den ums Jahr 1650 gestorbnen Märtyrer Ambrosius. In Illgen's hist.-theol. Zeitschrift 1839, I. 175—180.

Barbarische Strafe an dem der Hinneigung zum Protestantismus verdächtigen Pater Dietel zu Prag, ums Jahr 1655 vollzogen. Das. 174 f.

Beitrag zur Geschichte der Befreiung der Klosterjungfrauen zur Zeit der Reformation. Das. 180—182.

Die böhmische Wilhelmine und ihre Sekte zu Mailand, i. J. 1281. Daſ. 1839, 175—180.

Beitrag zur Geſchichte des päpſtlichen Ablaßweſens i. J. 1763. Daſ. 180—182.

Zwei Beiträge zur Geſchichte der böhmiſchen Gegenreformation im 17. Jahrhunderte. Daſ. 1841, 150—157.

Verfahren bei der Gegenreformation in Böhmen. Daſ. 157—164.

Fünf Aktenſtücke aus der Zeit, wo lutheriſche Prediger wegen Verheirathung noch entlaſſen wurden. Daſ. 1842, 175—179.

Gleichzeitiger Bericht über Tezel's Vorfahren. In Illgen's hiſt.-theol. Zeitſchrift 1842, 173—175.

Warnung des päpſtlichen Legaten vor poetiſchen Predigten, 1487 nach Görlitz abgeſandt. Daſ. 1843. IV. 142 f.

Notizen zur Geſchichte des Altargeſangs. Daſ. 1843. IV. 133—135.

Urkundlicher Beitrag zur Geſchichte der Jeſuitenverweiſung aus Böhmen i. J. 1618. Daſ. 1842, 179—181.

Zur Geſchichte des Konventikelweſens im Mittelalter. Daſ. 1843. 135 f.

Aufforderung, das kanoniſche Recht mehr, als zeither, als Quelle zur Kulturgeſchichte zu benutzen. Daſ. 1843. IV. 132 f.

Verſchiedene Nachrichten und Urtheile über die Folgen der erzwungenen Eheloſigkeit der katholiſchen Geiſtlichen. Daſ. 136—142.

Zur Charakteriſtik des Erasmus. Daſ. 144 f.

Andenken an Franz Biverus, Kaiſer Karls V. Prieſter. Daſ. 145 f.

Wie ſtand es mit der Konfirmation um 1550, 1600, 1700? In der Zimmermann'ſchen Kirchenzeitung 1842, 673—695.

Minder bekannte gleichzeitige Urtheile eines Mönchs (Paul Lang) über Luther. In Niedner's hiſt.-theol. Zeitſchrift 1855 . . .

Ueber Simultanklöſter. In Gautſch's Archiv für ſächſ. Geſchichte 1843, 189—194.

Auskunft über die kathol. Brüderſchaften. In der ſächſ. Kirchenzeitung 1846, 92—96.

Σκιὰ τῶν μέλλοντων apud Romanos, h. e. sententiae veterum Romanorum ad indolem religionis christianae prope accedentes. Diss. inanguralis. Lips. 1846, 4.

Welche Ideen ſind den Apoſteln, bei Verkündigung des Chriſtenthums unter den Römern, entgegengekommen? In Niedner's hiſt.-theol. Zeitſchrift 1848, 422—476.

Diakoniſſen, als wieder erweckte Seelweiber des Mittelalters betrachtet. In Zille's allgemeiner Kirchenzeitung 1847. Nr. 53.

Die kirchengeschichtlichen Artikel: Böhmen und Mähren, in Herzog's theol. Encyklopädie. Stuttg. 1851. 59.

Geschichte der Katechismusexamina in Sachsen. In der sächs. Schulzeitung 1857. Nr. 45.

Wie sind Hofpredigten im Zeitalter 1000 beschaffen gewesen? In der hist.-theol. Zeitschrift 1847, 129 f.

Wie waren päpstl. Legaten im Zeitalter 1200 beschaffen? Das. 1847, 179 f.

Die ordinirten Laien von 1537—1560. In der sächs. Kirchenzeitung 1847, 156 f., 163 f., 171 f.

Ueber die angeblichen Geistesabwesenheiten Luther's. Zitt. 1846.

Ist die Zeit der Kirche vorbei? In Zille's allg. Kirchenzeitung 1850. Nr. 20.

Die 27 Märtyrer zu Prag. In Piper's evangel. Kalender 1855, 187—191.

Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Dresden 1844, 2 Bde., gr. 8. In's Englische übersetzt, zu London erschienen.

Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Leipz. 1857, 4.

Die Auswanderung glaubenstreuer Protestanten aus Böhmen nach Sachsen im 17. Jahrhundert. Löbau 1858.

Das protestantische Kirchenthum in Böhmens Hauptstadt. Zittau 1857.

Andenken an die Cölestiner. In der illustrirten Zeitung für das kathol. Deutschland. Leipz. 1855. Nr. 18.

3) Moral.

Schuld alter Theologen an der Immoralität des Volks. In Schuderoff's Jahrbüchern 1820, III. 308—314.

4) Homiletik.

a) Theorie.

Horaz, als Lehrer der Prediger. Im Hallischen Predigerjournale. Bd. 18 (1834), 300—315.

Homiletica Horatiana. Lips. 1840, 2. Aufl. 1841.

Homiletica Ciceroniana, oder der Traum von Tusculum. In der sächs. Kirchenzeitung 1841. Nr. 35. 39. 48. 50.

Homiletica Quintilianea, oder römische Rathschläge für evangel. Prediger. In Röhr's Magazin für christl. Prediger 1845, 1—48.

Reuchlin als homiletischer Rathgeber i. J. 1502. In Lange's kritischer Predigerbibliothek, neue Folge. 1. 4. 612—617.

Zur Geschichte des Predigtwesens in Sachsen. In der sächs. Kirchenzeitung 1845, p. 131—133.

Ueber die Predigtweise in Italien. In der sächs. Kirchenzeit. 1847, p. 305—308.

Ist's erlaubt, zuweilen die Predigt durch eine eingewebte Vorlesung zu unterbrechen? Das. 1848, p. 12 f.

b) Praxis.

Zwei Reden in den Abendstunden des Reformationsjubelfestes, die eine am 31. Oktbr. in der Kirche unterm Oybin, die andre am 2. Novbr. zu Lückendorf gehalten. Zittau 1817. 8. S. L. Lit.-Z. 1818, 97. Theol. Annalen 1820, 836. Lauf. Magaz. 1820, 449. Die Oybiner Rede steht auch in Schreiber's Chronik der dritten Reformat.-Jubelfeier. Gotha 1818, 4. 1. 395 ff.

Rede bei der Taufe eines israelitischen Jünglings, am 14. Oktbr. 1830 gehalten. Zitt. 1830. 8.

Predigt am Brandgedächtnißtage 1834: Empfindungen beim Anblicke unserer zerstörten Hauptkirche. Zitt. 1834, gr. 8.

Konstitutionspredigt. In der prakt. Predigerzeitung 1836. Nr. 89. 705 ff.

Taufrede am Weihetage der Johanniskirche, 1839. In der Beschreibung der Festlichkeiten ꝛc. 39—43.

Leichenrede auf Bürgermeister Weise. Im Lauf. Magaz. 1832, 315 ff.

Versuch einer historischen Predigt, zur Erinnerung an die vor 200 Jahren geschehene Tradition der Lausitz an Sachsen, zu Zittau am S. Exaudi 1835 gehalten: Dankbare Erinnerungen an ein vaterländisches Ereigniß, dem wir die Erhaltung unsers evangel. Glaubens zu verdanken haben. In der prakt. Predigerzeitung 1837, 625—631.

Gedächtnißrede auf Hrn. Rösler, Mitvorsteher des Gewerbevereins in Zittau. Im Jahresber. des Vereins 1841, 15.

Gründonnerstagspredigt. In Hasse's sächs. Hausstempel 1849. Heft 2. 184 ff.

Zwei Beichtreden. In Röhr's Magazin 1848.

Predigt am 100. Brandgedächtnißtage 1857.

Rede bei Einweihung des Subst. Edmund Pescheck 1852.

5) Pastoralia.

Einige Bemerkungen zur Beherzigung für angehende Landprediger. In Schuderoff's Jahrbüchern. XX. Jahrg., Bd. 40., Heft 2. (1821) 220—229.

Auch ein Paar Worte über die Erfahrung, daß Leute, die in Pfarrhäusern Dienste gethan, oft an Achtung für Religion verloren haben. Ebendas. 1819. Heft 3. 329—333. (vgl. 1817, Heft 3.)

Rüge vielfältigen Mißbrauchs der heil. Geschichte. In Grohmann's gemeinnützigem Magazin 1813. Juni.

Die frühen Vorzüge der Landpredigersöhne. In Schuderoff's Jahrbüchern 1821. Heft 1. 108—116.

Ueber den üblen Ruf der Leichenreden. In der sächs. Kirchenzeitung 1841. Februar.

Der Geistliche als Prediger für Gefangene. Ebendas. S. 52.

Pastoralkonferenzrede, wie man sie vor 100 Jahren hielt. In der sächs. Kirchenzeitung 1846. Nr. 30. p. 233—236.

Wie man vor 100 Jahren schon auf liturgische Verbesserungen bedacht war. Das. 1842, 355—357. 363—366.

Aristoteles als Traurednor. Zittau 1849.

Ueber Missionsstunden und Examina der erwachsenen Jugend. Im Lauf. Volksboten 1851. Nov.

Gottes Haus soll ein Bethaus sein. Konferenzvortrag. In der sächs. Kirchenzeitung 1846. Nr. 36.

Offene Kirchen. In Zille's Leipziger Kirchenzeitung 1850. Nr. 21.

Was ist eigentlich ein Brevier? In der sächs. Kirchenzeitung 1846, 181 ff.

Ein gutes Beispiel der kath. Kirche. In der Leipziger Kirchenzeitung 1847, 286 f.

Zur Geschichte der Krankenkommunionen. In der sächs. Kirchenzeitung 1845, 166 f.

6) Ascetik.

Jesus und die Frauen. Ein Andachtsbuch für denkende Freundinnen des Herrn. Zitt. 1819, 8. S. Zeit. f. d. eleg. Welt 1819, 247. Theol. Annal. 1820, 837. Jen. Lit. Zeit. 1820, 1611.

Probe eines Taschenbüchleins für Prediger, beim Besuche der Gefängnisse. In den Koburger Annalen 1831, 71 bis 81.

Christliche Frauentugend. Im Sonntagsblatte von Petri und Willkomm 1829. Nr. 40.

Biblisches Denkbüchlein für einsame Gefangene. 1. Bändchen. Leipz. 1841, 202, gr. 8.

Ueber eine evangelische Novelle. In der allg. Kirchenzeitung 1843. Nr. 191 f.

7) Polemik.

Neueste Streitsache. In der sächs. Kirchenzeitung 1842, 243—245.

Rechtfertigung. Im Lauf. Magazin 1842, 219 f.

Ueber Konvertiteneide. In der allg. Kirchenzeitung 1842, 961—964.

II. Pädagogik

und ihre Geschichte.

Moderne Ideen über Jugendbildung, aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Aus Marpergen's Modell eines deutschen Kunstkollegii, in

der Schrift: auserlesene Anmerkungen, 1707 ꝛc. In Gutsmuths' pädag. Bibliothek . . . .

Repertorium der pädagogischen Aufsätze in Lausitzer Zeitschriften. In Hering's Zeitschrift: Vergangenheit und Gegenwart, 1812, 356 ff.

Die Erdbeeren. (Geschichten für Kinder in Krummacher'scher Manier.) In der Leipziger Jugendzeitung 1814. Nr. 16.

Menschenwerth, in Thatsachen und Vorbildern dargestellt. Ein Lesebuch zur Geisteserhebung für das frühere Jünglingsalter, besonders für junge Studirende. Zitt. 1821, 270 S. gr. 8. S. Leipziger Tageblatt 1820. Nr. 171. Jugendzeitung 1821. Nr. 12. L. Lit.-Z. 1821, 450. Schuderoff's Jahrb. Bd. 39. H. 25. Lit.-Zeit. f. Volksschull. 1821, 3. und Repertor. 1821, I. 5. IV. 4. Krit. Biblioth. f. Schulw. 1821, 683 f. Röhr's krit. Biblioth. 1822, 124 ff. Deegen's Jahrb. der theol. Lit. 1823, 180. Lauf. Magaz. 1821, 80 ff.

Verdienste oberlausitzischer Schriftsteller um die deutsche Jugend. (Weiheschrift an die oberl. Gesellsch. der Wiss. an ihrem Semisekularfeste.) Zittau 1829, gr. 8.

Kinderreisen, oder prakt. Anleitung für die reifere Jugend, reisend mit Aufmerksamkeit zu sehen, zu hören und zu forschen, in einem Beispiele dargestellt. Zittau 1836, 12.

Beitrag zu Rothe's Taschenbuch für die Jugend, 3. Jahrg., Leipzig 1826.

Hauptziel beim Lesen der alten Klassiker. In Seebode's krit. Bibliothek. (Hildesheim 1822), 1149 f.

Wallenstein als Schulpatron. In der allg. Schulzeitung 1837.

Geschichtliches über Mädchenschulmeisterinnen. In der allg. Schulzeitung 1841, 369.

Von gewissenhafter Wahl der Liederaufgaben in Schulen. In der sächs. Kirchenzeitung 1842, 140—142.

Wie nothwendig es sei, beim christlichen Religionsunterrichte auch die eigene Vernunft der Hörer in Kirche und Schule in Anspruch zu nehmen. In der sächs. Schulzeitung 1846, 649–655.

Ueber die Liebe zum Bibellesen. Konferenzvortrag. Das. 1847, 65—67.

Worte der Beruhigung an Schullehrer, die in ihren Glauben irre zu werden fürchten. Das. 82—89.

Ueber Bildereramina. Das. 1854. Nr. 5.

Der Kirchenbilder pädagogische Benutzung. In Hergang's allg. pädag. Zeitschrift 1839, 196—301.

Ueber Sammlungen zu angenehmer und nützlicher Beschäftigung der Jugend in Freistunden. Im Görlitzer Wegweiser 1839. Nr. 11 ff.

Böhmens Schulwesen. In Hergang's pädagog. Real-Encyklopädie 1841. Heft 3, p. 350—353. Wieder abgedruckt mit Bemerkungen von

Jakſch in ſeinem Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher. Prag 1842, 175—179.

Empfehlung eines noch nicht benutzten Unterrichtsmittels. In Mende's pädagog. Volksfreund. Görlitz 1845. Febr., 49—53.

Ueber das Seminar zu Zittau. In der ſächſ. Schulzeitung 1847, 22.

III. Geographie,

insbeſondere Topographie.

Zittau im neuen Jahrhunderte. In Fielitz' Wochenblatt für die Lauſitz 1811, 68 ff.

Die Dorfkirchen der ſüdlichen Oberlauſitz. In Wachler's theol. Nachrichten (Marburg 1814), 382 ff.

Zittau und ſeine Umgebungen. Ein Handbuch, theils für Reiſende, welche die Merkwürdigkeiten und Schönheiten dieſer Gegenden aufſuchen, theils für Einheimiſche, welche Fremde dazu anleiten wollen. Zittau 1821, gr. 8., ſ. Lauſ. Magazin 1822, die allererſte Recenſion, 280 ff. Dazu Nachträge: zur Vervollkommnung der Schrift Zittau und ſeine Umgebungen 1823, 2 Bogen.

Ueber den geheimnißvollen Birkſtein. In Andres Hesperus. Bd. XXIX, Nr. 10. 73—75. (Prag 1821).

Drei Tage in Böhmen. In der Zeitſchrift Hebe. Leipz. 1824. No. 59 ff., 465—468. 476 f., 482—486. 491—495. 497—501. 507—512. 513—518. und nachgedruckt in Geynold's Erzählungen. Wien 1825. (Es hat in Böhmen viel Beifall und Einfluß gehabt.)

Der Oybin. Ebendaſelbſt 1824. Nr. 27 ff., 209—214. 219—224. 225—231.

Beſchreibung des Töpfers bei Zittau. In den Zitt. wöchentl. Nachrichten 1826. Nr. 37 f.

Ueber ein verborgenes Denkmal altdeutſcher Baukunſt in Zittau. Im Lauſ. Magaz. 1829, 388 ff.

Vier Tage in Böhmen. Im Görlitzer Wegweiſer 1838, 36 f.

Reiſe nach Böhmen, 1839. Im Lauſ. Magaz. 1840, 147—212.

Böhmiſche Reiſe, 1840. Daſ. 309—321.

Neue Reiſebemerkungen aus Böhmen, zum Theil in Bezug auf die Ober-Lauſitz. Daſ. 1838, I, 319—344.

IV. Geſchichte.

A. Allgemeine.

1) Politiſche Geſchichte.

a) Alte.

Die Belagerung von Aquileja. Nach Herodian. In Ziehnert's Idunna 1827. Nr. 114. 453—456.

Der entthronte Tyrann. (Dionys.) In der Zeitung für die eleg. Welt 1815. Nr. 183 f., 1457—1460. 1469—1471.

Der Besuch des Eroberers. (Alexander der Große zu Jerusalem, nach Josephus.) In den Zittauer wöchentlichen Nachrichten 1813. Nr. 111. (Beide letztere Stücke als Zeitparalleln.)

Ueber Formelbücher aus dem Mittelalter. In Gautsch's Archiv für sächs. Geschichte. Grimma 1843. 154—159.

b) Neuere Geschichte.

Ein Korse, König der Westphalen, und ein Westphale, König der Korsen. In der Zeitung für die eleg. Welt 1815. Nr. 178. 1417—1420.

Was sollen die französischen Krieger jetzt thun? Das. 1815. Nr. 179. 1431 f.

Historische Parallelen. In der Abendzeitung 1820. Nr. 302.

Winke an junge Freunde der Völkergeschichte. In Ziehnert's Idunna 1827. Nr. 141. 563 f.

Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. Aus gleichzeitigen, noch unbenutzten Quellen. In Tzschirner's Archiv für Kirchengeschichte. Bd. V. (Leipzig 1822.) St. 2. 386—399. S. Götting. gel. Anz. 1824. Nr. 81.

Elisabeth von Böhmen. Bruchstücke aus dem Tagebuche eines jungen Mönchs (Petrus von Zittau). In der Leipziger Zeitschrift Hebe (1824). Nr. 133—139.

Mittheilung eines Zittauer Berichts über Friedrichs von der Pfalz Krönung zum Könige von Böhmen. Im lauf. Magazin 1834, 306 ff.

Das Schloß in der Wildniß. In Ziehnert's Idunna, 1827. Nr. 80 f. Nr. 80 f. 340—342.

Kurfürst Moritz von Sachsen und der gefangene Pascha, eine würdige Aufgabe für Sachsens Historienmaler. In der Dresdener Abendzeitung 1841, p. 2341 f.

2) Kulturgeschichte.

a) Bildungsgeschichte. S. oben Pädagogik.

b) Sittengeschichte.

Was machten die Römer für einen Gebrauch von den Blumen? Im Leipziger Modemagazin 1805. St. 2.

Die Augsburger Schönen im 16. Jahrhunderte. (Ihr Lob aus Frenzel's Lobgedicht, als Gegenstück zu Nr. 34.) In der Zeitung für die eleg. Welt 1812. Nr. 80. Fortgesetzt in folgendem Aufsatze:

Lieblichkeit der Augsburgerinnen um die Mitte des 16. Jahrhunderts. (Zeugnisse des Sabinus, Frenzel und von Schweinichen.) In der Breslauer Alterthumszeitung: Idunna und Hermode 1812. Nr. 33. 129—131.

Alter einer Liebeständelei (mit dem Halm). Das. Nr. 6. 29.

Die Schellen klingen. Daſ. Nr. 11, 55.

Beitrag zur Geſchichte der Kleidertrachten. In Ziehnert's Idunna 1827. Nr. 122, 487 f.

Bemerkungen zur deutſchen Kulturgeſchichte, aus den Minneſängern. In Büſching's wöchentlichen Nachrichten für Freunde des Mittelalters 1818. Th. II. 218 ff. 269 ff. 393 ff.

Liebe und Religioſität, ein Beitrag zur Erinnerung an die Minneſänger. Im Morgenblatte 1811. Nr. 199 f.

Die Minneſänger, ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Poeſie und Kultur im Mittelalter. In der Zittauer Zeitſchrift: Vergangenheit und Gegenwart 1812, 49. 50. 134. 142. 186. 212. 290. 412. 457 ff.

Der Sinn für Naturſchönheiten bei den Deutſchen in der Ritterzeit. Eine Darſtellung aus der Gemüthswelt. In Illgen's Zeitſchrift für hiſtor. Theol. 1841. Heft I. 3—45.

Die Blumenliebe im Zeitalter 1300. In der Dresdener Flora, 1848, 12 ff.

Etwas über Garten- und Blumenliebe bei den Alten. Daſ. 1852, 39—47.

Erinnerung an eine reiche Quelle für die Kulturgeſchichte ums Jahr 1500. Im Nürnberger Alterth. Anzeiger 1856. Nr. 5.

Von der Mannigfaltigkeit unſerer Familiennamen. Im Görlitzer Wegweiſer 1839. Nr. 4 f.

c) Literaturgeſchichte und Biographie.

(Meiſt aus dem Fache der Geſchichte der Poeſie.)

Zuſammenſtellung zweier Naturdichter, des Deutſchen Hiller und des Britten Bloomfield. In der Zeitung für die eleg. Welt 1805. Nr. 39. 130 ff.

Ein intereſſantes Urtheil (Bernegger's) über die Mnemonik. In der Leipz. Literaturzeitung 1806. Intell. 38. 662 f.

Ein Blick auf die ungariſche Dichtkunſt. In der Zeitung für die eleg. Welt 1810. Nr. 146.

Bemerkung zu einer literariſchen Frage: über Blumennamen als Büchertitel. Daſ. 1810. Nr. 244.

Bürger und Walther von der Vogelweide. In der Alterthumszeitung: Idunna und Hermode. (Breslau 1812.) Nr. 49. 192.

Antworten, Anfragen und Bemerkungen. Daſ. 1812. Anzeiger 13, a. 14. 20. 1813. Anz. 1. 2. 4.

Bitte um Belehrung über einen intereſſanten ſtreitigen Punkt in der Gelehrtengeſchichte. (Petrarca betreffend.) In Philippi's literar. Merkur. Dresden 1821. Nr. 32 f.

Ueber die Provençaldichter. Im Konverſationslexikon Ed. II. Bd. VII. 921—924.

Noch mehre Artikel im Konversationslexikon, nämlich:
Heldenbuch. Ed. II. Bd. IV. 326. Ed. III. Bd. IV. 623.
Hexameter " " 416. " " 689.
Ulr. v. Hutten " " 620. " " 856.
Gerichtshöfe der Liebe III. 422. " " 174.
Gesangschulen d. Meistersänger 433. " " 194.
Laura, Ed. II. Bd. V. 592. Minne, das. VI. p. 341.
Ossian, das. VII. p. 130—134. Petrarca, das. 430—435.
Provençaldichter, das. 921—924. und mehre kleinere Stücke.

Petrarca als Reisebeschreiber. Im Morgenblatt. (Tübing.) 1811. Nr. 102 f.

Petrarca und Laura, ein Gegenstück zu dem Aufsatze (von Durach) im Morgenblatt 1811, 291. In der Zeitung für die eleg. Welt 1812. Nr. 80.

Petrus von Zittau, Abt zu Königsaal in Böhmen, um 1300. Nebst Proben aus seinem historischen Werke, als Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte. (Mit dem Nebentitel: Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte, aus den Tagen Kaiser Rudolphs von Habsburg, Heinrichs von Luxemburg und Ludwigs des Baiern, aus dem Chronikon des Petrus de Zittavia. Zitt. 1823, gr. 8. Nachträge dazu im Laus. Magazin 1834, 522 ff.*)

Wilibald Pirkheimer, eine biographische Skizze, nach seltnen Quellen. In der Leipziger Hebe 1826. Nr. 126. 128.

Literarische Reise in das Innere von Böhmen. Im laus. Magazin 1836, 327—352. 1837, 1—25.

Literarische Anekdoten. In Idunna und Hermode. Bresl. 1813, 103.

3) Alterthümer.

Merkwürdige Ausgrabungen in Böhmen und Mähren im 17. Jahrhunderte. (Nach Balbinus), in Ballenstedt's Archiv für die neuesten Entdeckungen aus der Urwelt, V. 1. Quedlinb. 1823, 68—75.

Aeltere Urnenliteratur. Im Nürnb. Alterth. Anz. 1833, 137 ff.

B. Insbesondere oberlausitzische Geschichte.

1) Politische Geschichte.

Handbuch der Geschichte von Zittau. Zitt. 1834—1838. 2 Bde. gr. 8. (zugleich Kulturgeschichte).

Geschichte von Jonsdorf bei Zittau. Zitt. 1835, 8.

Waffenthaten Zittauischer Bürger in der Vorzeit. Im Zittauer Kommunalblatte. Zitt. 1831. Nr. 34 ff.

---

*) Recension im Laus. Magaz., 1824, III. Leipz. Lit. Zeit., 1823, p. 290. 2. Repertor. 1823. IV. II. p. 301.

Rückblick auf Zittau vor 50 Jahren. In den Zittauer wöchentlichen Nachrichten 1827. Nr. 46. 363—365.

Plan zu einem geordneten Repertorium der gesammten die Oberlausitz betreffenden geschichtlichen Literatur. Im Lausitz. Magazin 1827, 395 ff.

Ueber Vorarbeiten zur Fortsetzung der Zittauer Stadtgeschichte. Im Zittauer Kommunalblatte 1831. Nr. 34 ff.

Literarische Grundlage zur Geschichte und Beschreibung der oberl. Dörfer. Im Laus. Magazin 1832, 5 ff. 150 ff.

Ueber das Schloß Meer, letztes Wort. Das. 1833, 379.

Merkwürdige Verhandlungen der oberlausitzer Stände, 1485. Im Laus. Magazin 1834, 70 ff.

Das Jubiläum des 30. Mai 1835 (wegen Tradition der Lausitz). In den Zittauer Abendunterhaltungen 1835, 172—174.

Betrachtung über alte Namen der Zittauischen Gassen. Das. 1836.

Nachricht von dem Kliembtischen Manuskripte über Ebersbach bei Görlitz. Im Laus. Magazin 1837, 145—150.

Zittau's Einäscherung am 23. Juli 1757. In den oberlaus. Blättern 1833, 242—244. 245 f. 249—251.

Literarische Nachweisungen über die zur Stadt Görlitz gehörigen Dorfschaften. Im Görlitzer Wegweiser 1838. Nr. 19 f.

Ueber den Oybin in der Lausitz. In Dr. v. Kalina's Belehrungsbl. Prag 1839, 311. Auch in's Böhmische übersetzt.

Ueber Ebersbach (bei Zittau). In der Saxonia IV. 42.

Kleine Chronik des Oybins. In den Zittauischen Abendunterhaltungen 1839. Nr. 2. Auch einzeln gedruckt.

Sind aus Prag zur lausitzischen Geschichte noch mittelalterliche Urkunden zu hoffen? In Gautsch's Archiv für sächs. Geschichte 1843, 289—295.

Beitrag zur Geschichte der Bevölkerung der südwestlichen Oberlausitz. Im Laus. Magazin 1840, 376—382.

König Ottokar II. und die Begründung der Stadt Zittau. (Jubelfest-Vortrag.) Zittau 1855. gr. 8.

Zeitvergleichungen. In der oberlaus. Stadt- und Landzeitung 1856. Nr. 47—49.

Geschichte von Ostritz. Im Laus. Magazin 1855.

Die Chronik vom Oybin, neue Aufl., 1846 und 1854.

Oybinische Studien. In der Zeitschrift Lusatia 1859. 1860.

2) Kulturgeschichte.

a) Kirchengeschichte.

Beschreibung der Reformationsjubelfeier in Oybin, nebst der dort gehaltenen Abendrede. In der von Schreiber, Veillodter und Hennings heraus-

gegebnen Chronik der 3. Reformationsjubelfeier. Gotha 1818, II. 1. 395 ff.

Beschreibung der Reformationsjubelfeier in Lückendorf und Oybin. In Petri's Beschreibung des Jubelfestes in der Oberlausitz. Zittau 1818.

Ob die Lausitz am Pommerschen Religionsjubelfeste hätte Theil nehmen sollen. Im Laus. Magazin 1826, 377—380.

Geschichte der Oybiner Kirche. Zittau 1825, 8.

Die neuen Glocken der Hauptkirche in Zittau. Zittau 1837, 8.

Ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten bei der neuen Weihung der Johanniskirche in Zittau. Zittau 1837, gr. 8.

Die Kirche zu Oybin. Im Dresdener Stadt- und Landboten 1831. Nr. 3.

Geschichte der Kirche zu Lückendorf. In der laus. Kirchengalerie 1839, 173.

Geschichte der Kirche zu Oybin. Ebendas. 175—178.

Geschichte der Zittauer Kirchen. Ebendas.

Geschichtliche Entwickelung, wie sich die kirchlichen Zustände in der Oberlausitz von Einführung des Christenthums bis zur Annahme der Reformation gestaltet haben. (Preisschrift.) Im Laus. Magazin 1847, 301—316. 1848, I. 1—128.

Geschichtliche Uebersicht über das Bestehen und Wirken der Zittauer Zweigbibelgesellschaft. Zittau 1847.

Geschichte der Cölestiner des Oybins, urkundlich erforscht und dargestellt. Zittau 1840.

Neue Nachlese über den Oybin und die Cölestiner. Im Laus. Magazin 1843, 137—192. 1846, 285—334.

Das merkwürdigste aller Budissiner Gesangbücher. Im Erzähler an der Spree 1845. Nr. 9.

Die Aachenfahrten der alten Oberlausitzer. Ein Seitenstück zu den Rockfahrten nach Trier. Das. p. 5.

Wie weit war es mit der Reformation in unserer Provinz, als Luther starb? Das. 1846, 4251 f.

Das Seminar zu Zittau. In der sächs. Schulzeitung 1847, 345—347.

Ueber Gesangvereine auf dem Lande. In Kalina's Belehrungsblatt 1845, 293—295.

Notiz zur Geschichte der Kirchenmusik. In der sächs. Schulzeitung . . . Nr. 55.

Geschichte der Industrie und des Handels in der Oberlausitz. Preisschrift. Im Laus. Magazin 1850, 171—206. 1852, 1—65. 119—154. 201—239.

b) Ueber Bildungsanstalten.

Anfrage wegen sechsstädtischer Sängerschulen. In Fielitz' vaterländ. Monatsschrift 1813. Febr.

Geſchichte und Beſchreibung der neuen Schulanſtalten in Zittau. Im Lauſ. Magazin 1823. Heft 4. (Auch beſonders ausgegeben.)

Ueber das ehemalige wendiſche Predigerkollegium in Wittenberg. Daſ. 1829, 265 ff.

Ueber das Zittauiſche Gymnaſium und ſeine Prüfung. Im Zittauer Kommunalblatte 1831. Nr. 12 f.

Geſchichte der neuen Organiſation des Volksſchulweſens in Zittau. In der allgem. Schulzeitung 1835. Nr. 173 f.

Zittau's Schulanſtalten. In Seebode's kritiſcher Bibliothek (Hildesheim) 1822, 622. 627.

Ueber das Gymnaſium zu Görlitz. Daſ. 1823, 222—226.

Das neue Schulhaus und ſeine Einweihung. Im Zittauer Kommunalblatte 1831, 341—343.

c) Künſte.

Verſuch einer Geſchichte der Muſik in Zittau. In den oberl. Blättern 1833, 349—352. 257 f. Dann auch wieder im Handbuche der Geſchichte von Zittau, wo auch die Geſchichte der andern Künſte abgehandelt iſt.

d) Sitten.

Kommentar zu dem alten Liede vom vornehmen Räuber in Görlitz. Im Lauſ. Magazin 1832, 213 ff.

Geſchichte der Frauen in Zittau. Im Lauſ. Magazin 1832, 21 ff. Neue vermehrte Ausgabe, unter dem Titel: Geſchichte des Frauenlebens in Zittau. Zittau 1836, gr. 8., als beſonderer Abdruck des Anhangs der Stadtgeſchichte.

e) Literaturgeſchichte.

Verzeichniß deutſch-alterthümlicher Aufſätze in lauſitziſchen Zeitſchriften. In der Alterthumszeitung Idunna und Hermode 1812. Anzeiger Nr. 18.

Verzeichniß vorhandener Kupferbildniſſe oberlauſitziſcher Gelehrten. In Fielitz' vaterl. Monatsſchrift 1813, 398—406.

Von Kupferbildniſſen niederlauſitziſcher Gelehrten. Im Lauſ. Magazin 1832, 343 f.

Verdienſte oberlauſitziſcher Schriftſteller um die deutſche Jugend. (Jubelſchrift an die Oberl. Geſellſch. d. Wiſſ.) Zittau 1829, gr. 8. Rec. in der Hall. Lit. Zeit. 1829, 220. Leipz. Lit. Zeit. 1829, 221. Sächſ. Provinzialbl. 1829. Nr. 1. 14.

Verzeichniß der Mitglieder der Oberl. Geſellſch. d. Wiſſ. (mit literar. Anmerkungen). Im Lauſ. Magaz. 1833, 224 ff. 449 ff. 1834, 236 ff. 386 ff.

Ueber einige wichtige lauſitziſche Briefſammlungen. Im Lauſ. Magazin 1833, 334 ff.

Nachricht von bisher unbekannten gelehrten Lausitzern. Daſ. 1834, 93 ff. 1835, 61 ff.

Gleim und die Zittauiſchen Dichter. Daſ. 1833, 38 f.

Geſchichte der Poeſie in der Lauſitz (gekrönte Preisſchrift). Daſ. 1836, 1 ff. 97 ff. (Auch in Separatabdrücken.)

Plan zu einem geordneten Repertorium der geſammten die Oberlauſitz betreffenden Literatur. Im Lauſ. Magazin 1827, 395 ff.

Bericht über die Frenzel'ſchen Collectanea lusatica zu Zittau. Daſ. 1838, 354—358, 1839, 163—167.

Literariſche Nachweiſungen über die zur Stadt Görlitz gehörigen Dorfſchaften. Im Görlitzer Wegweiſer 1838. Nr. 49 ff.

Literariſche Nachweiſungen über das Städtchen Hirſchfelde. Im Lauſ. Magazin 1839, 34—36.

Literatur der Naturforſchung in der Oberlauſitz. In den Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft zu Görlitz. Band III. Heft 2. p. 101—124. IX. 116.

Petition an das Rathskollegium in Zittau, die öffentl. Stadtbibliothek betreffend. Im Budiſſiner Erzähler 1844 und Magazin 1846.

Literatur der oberl. Wenden. Im Lauſ. Magazin 1845, 283—294. 1846, 29—32.

Bericht über die Knauthe'ſchen hiſtoriſchen Manuſkripte zu Görlitz. Im Lauſ. Magazin 1849, 168—186.

f) Biographieen.

Aus dem Leben M. Peſcheck's, des verdienten Arithmetikers. In Dolz' Jugendzeitung. Leipzig 1815. Nr. 83. 660—664.

Denkmal des frühvollendeten M. Ernſt Heinrich Schwabe. Daſ. 1818. Nr. 140.

Zum Andenken an P. Prim. M. Chr. Ad. Peſcheck. Zittau 1826. 2 Bg. fol.

Zum Andenken des Archid. Klien zu Görlitz. Zittau 1828. 1 Bg. fol.

Biographien im Lauſ. Magazin, z. B. Dr. Bergmann, Stadtr. Grünwald, Scab. Peſcheck, Dir. Rudolph, Conr. Kneſchke, M. Göſſel, Prim. Peſcheck, D. Peſcheck, P. Geißler, P. Iſrael, Bürgermeiſtr. Weiſe und andere.

Biographien im Ilmenauer Nekrolog, 1826 ff. z. B. 1826, 681 ff. Prim. Peſcheck's, 885 ff. M. Göſſel's. 922. Dir. Rudolph's, 906 f., die Grafen von der Schulenburg u. a. In die folgenden Jahrgänge des Nekrologs ſind faſt alle Biographien aus dem Magazine übergegangen.

Bedeutende Muſiker aus Zittau. Im Zittauer Kommunalblatte 1831. Nr. 35.

Nachweisungen über alte Familien in Lauban. Im Lauf. Magazin 1832, 321 f.

Von lausitzischen Aebten. Daf. 1832, 374. 1834, 608.

Nachweisungen über einige alte Familien zu Görlitz. Daf. 1834, 91 f.

Söhne der Lausitz in kön. sächs. Erblanden. Daf. 1834, 161. 250.

Familiennachrichten, St. I. in gr. 8., bei der Hochzeit der Brüder. St. II. in gr. 4., beim Magisterjubiläum des Vaters.

Dem Andenken des am 29. Sept. zu Dresden verstorbenen Dr. Pescheck. In den oberl. Blättern 1833, 327.

Der Landmann Häniſch als erster Begründer des blühenden Dorfes Häniſchmühe in der Lausitz bei Jonsdorf. In v. Kalina's Belehrungs- und Unterhaltungsblatt 1840, 371.

Ein armer böhmischer Knabe (Christian Pescheck) wird einer der nützlichsten Lehrer von halb Deutschland ein Jahrhundert hindurch. In Kalina's Belehrungsblatt für Böhmen 1841, 347—350.

Verzeichniß der vom Zittauer Gymnasium 1800 bis 1837 abgegangenen Jünglinge. In der Zittauer Zeitschrift und dem Bienenkorbe 1857.

M. Christ. Pescheck, der einst vielgefeierte Rechenmeister, als Vorbild des größten pädagog. Fleißes. In der sächs. Schulzeitung 1851. Nr. 33.

Ehrengedächtniß des Kapellmeisters Schneider in Dessau. Im Lauf. Magazin 1854, auch in Separatabdrücken.

Ehrengedächtniß des Ritters v. Kalina. Daf. 1849, 181—193.

Gedächtnißrede auf Rösler, im Zittauer Gewerbeverein. Im Jahresbericht des Vereins 1841, 15—19.

M. Martin Grünwald. (Vorlesung in einer Kandidatenkonferenz.) In Werner's Pilger aus Sachsen 1838, 61—64.

Familiennachrichten, III. 1846, IV. 1854, V. 1859.

g) Lausitzische Alterthümer.

Urnen-Auffindung bei Brösa. Lauf. Magazin 1827, 401 ff.

Beitrag zur Geschichte der steinernen Kreuze an den Wegen. Daf. 1828, 227 ff.

Ueber ein verborgenes Denkmal altdeutscher Baukunst in Zittau. Daf. 1829, 308 ff.

Ueber ein altes symbolisches Kirchenbild zu Görlitz. Daf. 1832, 417 ff.

Ueber das wichtige lausitzische Alterthümerwerk von Schultz. Daf. 1833, 1 ff., 156 ff., 457 ff. 1834, 168 ff., 356 ff., 507 ff.

Alte Bildwerke auf Thonarbeiten. Daf 1833, 328 ff.

Von zwei sehr alten Schwertern. Daf. 1833, 247 ff.

Gutachten über die Preisschrift über die alten oberlausitzischen Burgen. Daf. 1835, 111—114.

Oybin. Im Konversationslexikon VII. 173. Ed. II.

Literatur der oberlausitzer Alterthümer. In den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. Band V. 98—167. IX. 210 ff.

Einige historisch-merkwürdige literarische Alterthümer in der Stadtbibliothek zu Zittau. Im Korrespondenzblatt der deutschen Alterthümervereine 1854. Nr. 5 f.

Alte Bildwerke auf Thonarbeiten. Auch im Lauf. Magazin 1852, 268 ff.

Ueber alte merkwürdige Stammbücher in Zittau. In den Mittheilungen des sächs. Alterthumsvereins XI. Nr. 7.

Grundlage zu einer Sammlung von Portraits von Lausitzern. Im Lauf. Magazin 1850, 100—115. 1851, 92.

Die Opferhügel bei Ostritz. (Venusberg.) Daf. 1838, 282—291.

Nachricht über das i. J. 1840 wieder aufgefundene Hungertuch in Zittau v. 1472. In den Mittheilungen des sächs. Alterthumsvereins II. 1842. 70—74.

Ein Curiosum lusaticum. Im Erzähler an der Spree 1844, 29 f.

Ueber einen Lutherring in Zittau. Im Zittauer Wochenblatt 1844. Septbr.; auch im Budissiner Erzähler, 1844.

b) Lausitzische Varia.

Der kleine Taschenspieler zu Görlitz. In Ziehnert's Idunna 1827. Nr. 37. S. 145—148.

Viel Lärm um einen Stein. Daf. Nr. 30. S. 138 f.

V. Naturwissenschaften.

(Nur in Beziehung auf die Heimath.)

Beiträge zur oberlausitzischen Naturbeschreibung. Im Lauf. Magazin 1827, 248 ff. 1828, 335 ff. vgl. den Anhang zu: Zittau und Umgebungen, 169 ff.

Ornithologische Notizen aus deutschen Schriftstellern des 13. Jahrhunderts. In den Abhandlungen der naturf. Ges. in Görlitz VI. 2. 71—89.

VI. Philologie und Linguistik.

Sprachbemerkungen. In Hering's Zeitschrift: Vergangenheit und Gegenwart. Zittau 1812, 373. 430.

Ueber die wahre Bedeutung des Wortes Hort. Im allgem. Anzeiger (Gotha 1813). Nr. 33. S. 329—336.

Sprachanekdoten. In Gräter's Idunna und Hermode 1813, 103.

Das Banner. (Ueber den Gebrauch dieses Wortes.) In der Zeitung für die eleg. Welt 1814. Nr. 25.

Dechiffrirkunst. In Ziehnert's Idunna 1838. Nr. 70.

VII. Schöne Künste.

Gedichte.

1) Besonders gedruckte.

a) Bei öffentlichen Angelegenheiten.

Wechselgesang am Konfessionsfeste 1830.

Wechselgesang bei der Einweihung der Johanniskirche 1837.

Vaterlandslied am Kinderfeste dabei 1837.

Abschiedsgedicht an meine letzten Katechumenen 1831. Auch abgedruckt im Döhner'schen Volksschulfreunde 1831.

Rede und Gebet bei der Schuljubelfeier am 7. Jan. 1836, für zwei Schülerinnen (metrisch). In den Abendunterhaltungen 1836. Nr. 2.

Gesang zum Aufbruch (nach Oybin) 17. Juli 1836 (am Feste der naturforschenden Gesellschaft zu Zittau.)

Zimmermannsspruch bei der Hebung des neuen Rathhauses in Zittau 1843. In Morawek's Zittavia, p. 11 f.

Bei der ersten Abendmahlsfeier für Konfirmanden . . . . und 1858. Auch in der sächs. Kirchenzeitung 1844, 182.

Gesang zum Aufbruch einer Oybingesellschaft. In der Lusatia 1839. Nr. 34. neu abgedruckt.

b) Für Familienfeste.

Hochzeitgedicht auf Direkt. Rudolph in Zittau. Wittenberg 1818, gr. 4.

Hochzeitgedicht auf Demois. Richter in Wittenberg, das. 1818, 4.

Hochzeitgedicht auf M. Schwabe, Zittau 1814, 4.

Geburtstagsgedicht an Fr. Scab. Peschek 1816.

Gedicht zur silbernen Hochzeit derselben 1819, gr. 8.

Hochzeitlicher Tafelgesang auf Auguste Göffel 1826, gr. 8., desgl. auf Emilie Göffel 1828, gr. 8., auf August Göffel 1836, gr. 8.

Trauergedicht auf Scab. Peschek 1826, gr. 8.

Gedicht auf den Wegzug des Hauptmann Keßler, für seine Kompagnie. In den Abendunterhaltungen 1834, 5. Septbr.

Trauergedicht auf Natalie Auster. 1838.

Trauergedicht auf Dr. Fr. A. Peschek. 1841.

Trauergedicht auf Amalie Peschek. 1844.

Trauergedicht auf C. G. Zimmermann. 1844.

Gedicht auf Dreverhoff's Soldatenjubiläum. 1845.

Hochzeitgedicht auf Bonny Auguste Peschek. 1845.

2) In Sammlungen.

An die Mädchen, und Danksagung an Psyche. In v. Kyaw's Guitarrenliedern, in Kupfer gestochen. Leipzig 1810, qfol.

Pſyche. Sonett. In der Zeitung für die eleg. Welt 1811, 197, und Morgenblatt 1813, 13.

Die Blumen von ihr. Doppeltriolet, und Pſyche, Sonett an Agathen, im Taſchenbuche Urania 1815, 294. 300. 304. Erſteres auch im Morgenblatt 1813, 243.

Amor's Beſuch. Im Morgenblatt 1819. Nr. 298.

Das Schaukeln. In der Abendzeitung 1820.

Das neue Jahr. In Dolz' Jugendzeitung 1821. Nr. 3.

Nachruf an eine frühverblühte Schweſter. Daſ. 22.

Ode an einen jungen Freund. Daſ. 33.

Neues Frühlingslied, in Hering's Jugendliedern. Zittau 8.

Geheimniß aus den Jahrbüchern des Olymps, Tanzlied, der beſchenkte Vater, der Liebeskranke, der Liederkranz, Triolet an die Mädchen — in der Leipziger Hebe 1825, 47. 90. 106. 95. 115. 127. 137.

Die gute Schülerin. In Hering's Geſängen für die Jugend I. 8.

Vater-Unſer eines Familienvaters. In Rothe's Vaterunſerſammlung. Leipzig 1824, 8.

Charfreitagsgedicht. Im Lauſ. Magazin 1833, 79, und im Halliſchen Predigerjournal 1835, 199.

Die Naturſchönheiten von Jonsdorf. Im Lauſ. Magazin 1834, 488—518. Auch einzeln, vollſtändiger, unter dem Titel: Die Felſenreiſe.

Zum Gedächtniß des jüngſt in der Donau verunglückten ungariſchen Dichters Gabriel v. Döbrentei. Abendzeitung 1841. Nr. 99.

VIII. Kleinigkeiten, Miscellen.

Miscellen. In Schuderoff's Jahrbüchern Bd. XI. 1832. II. 241 ff. III. 350 ff.

Auszug aus einem Briefe über Marienthal, Heunenmauer. In Idunna und Hermode. Breslau 1812. Nr. 41. S. 163 f.

Nachrichten aus Zittau. Daſ. 1813, 12.

Der Tod der Frommen. In Grohmann's Allerhand 1815, 68 f.

Erfüllte Wünſche Gellert's. In der Abendzeitung 1820, 325.

Hiſtoriſche Parallelen. Daſ. Nr. 225. 302.

Gemeinſchaftl. Erinnerungsfeſte. Solide Lektüre, über die herrnhuter Jubelfeier, über Provinzialſchriftſtellerlexika. Brandſtiftungen. Ebendaſ.

Berichtigung wegen Leſſing. Im Freimüthigen 1815, 312.

Antwort, Schulkommiſſionen betreffend. Im allg. Anzeiger 1815, 2405.

Anekdoten. In Idunna und Hermode, 1813, 103.

Beantwortung einer Anfrage, wegen Dienel. In der Sachſenzeitung 1830, 214 f.

Ueber die Zahl der Bußtage in Sachsen. Daſ. 258.

Literariſcher Wunſch und Vorſchlag. Im Hesperus 1822. Febr.

Miscellen, in jedem meiner 12 Hefte Lauſ. Magazin, 1832—34. Auch in ſpätern Jahrgängen.

Beleuchtung des Vorſchlages wegen Vertheilung der kirchenräthlichen Geſchäfte. In den Oberl. Blättern 1832, 7.

Ueber das Fortbeſtehen einer provinziellen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift. Daſ. 1832, 80 f.

Beweis, daß die jetzigen Einſichten über das Verhältniß zwiſchen Obrigkeit und Bürgerſchaft nicht allzu neu ſind. Daſ. 1832, 153—155.

Beſuch des Königs Wenzel in Zittau 1408. Daſ. 1834, 49 f.

Konſtitutioneller Sinn in Zittau 1678. Daſ. 1833, 406 f.

Auskunft über die jetzt geöffneten Gräber am Johanniskirchhofe. Daſ. 1834, 94 f.

Beitrag zur Geſchichte der ſächſiſchen Schweiz. In Ziehnert's Idunna 1828.

Allerlei Kleinigkeiten: In der Leipziger Hebe 1824. S. 144. 751. Auch 1825. 1826. In der Abendzeitung 1820. Nr. 225. 302. In Dolz' Jugendzeitung 1823. In der Zittauer Zeitſchrift: Vergangenheit und Gegenwart 1812. S. 16. 23. 47. 57. 63. 78. 79. 86. 104. 116. 126. 143. 151. 176. 181. 219. 223. 239. 195. 216. 221 f. 223. 262. 247. 255. 376. 390. 407. 414. 415. 416. 423. 425. 446. 447. 462. 65. 73. 86. 111. 113. 116. 296. 310. 319. 328. 336. 241. 271. In Ziehnert's Idunna 1827. 1828.

Etwas für Geiſtliche, welche viele Söhne haben. In der ſächſ. Kirchenzeitung 1842, 237 f.

Eine höchſt rührende Schulfeier. Im Erzähler an der Spree 1844, 35 f.

Sonntagsfeier. Im Lauſ. Volksboten 1851. Nr. 63.

Mehre Kleinigkeiten. Im Nürnberger Alterth. Anzeiger 1853 ff.

Ueber Namengebung. In der ſächſ. Schulzeitung 1835. Nr. 14.

Die beſſere Zeit. Daſ. 45.

Ueber Singvereine (hiſtoriſch). Daſ.

Merkwürdige Bäume in Sachſen. In der Dresdener Flora 1855, 15 ff.

Chriſtliche Bilder groß darzuſtellen. In der Schulzeitung 1838, p. 1240 f.

Lauſitziſche Miscellen. In allen Jahrgängen des Lauſ. Magazins.

IX. Allerlei Mittheilungen.

Griechiſche Theelieder des Pater Francins. In Seebode's krit. Bibliothek 1821, 455 ff.

Naive Liebesſtändelei aus dem 17. Jahrhunderte, von Hermann Schein. In Idunna und Hermode 1813. Nr. 22, 105.

Polizeiordnung der Oybiner Cöleſtiner, für Oderwitz 1518. Im Lauſ. Magazin 1834, 234 f.

Zittauer Bericht über Friedrichs von der Pfalz Krönung zum Könige von Böhmen. Daſ. 306.

Bemerkenswerthe pädagogiſche Anſichten Chriſtian Weiſe's. Daſ. 312 ff.

Briefe aus dem Kloſter Oybin. Daſ. 538.

Ablaßbrief für Zittau 1509. Daſ. 540.

Alte lateiniſche Gedichte auf Huß, Hieronymus und Ziska. In Illgen's Zeitſchrift für hiſtor. Theologie, Bd. V. St. 1. Leipzig 1835, 225—228.

Schiebler'ſches Sonett mit Bemerkungen. Im Hesperus 1822. Nr. 107.

Jubelfeier in Herrnhut. Daſ. Nr. 190.

Luther's Denkmal zu Wittenberg. Daſ. 1822 im Januar.

Folietae judicium de lingua latina a pueris discenda. In Seebode's krit. Biblioth. 1822, 692 f.

Blumenleſe aus dem Fremdenbuche auf dem Oybin. In der Leipziger Hebe 1824. S. 801 ff., 812 ff., 1041 ff., 1051 ff., 1161 ff., 1164, 1178 f.

Höchſt merkwürdiger Beitrag zur Geſchichte der Mäßigkeitsvereine vom Jahre 1592. In den Oberlauſ. Blättern 1834, 112—114.

Die neueſte lauſitziſche Poeſie. Daſ. 180—182.

Erinnerungen an einen ausgezeichneten lauſitziſchen Augenarzt (aus Klemm's Sammler). Im Lauſ. Magazin 1834, 250—254.

Landesherrlicher Spruch gegen die Sperlinge in der Kreuzkirche zu Dresden. In Ziehnert's Iduna 1827. Nr. 132. 527 f.

Ueber Görlitz. Bruchſtück aus einem Reiſetagebuche von 1586. Im Görlitzer Wegweiſer 1838. Nr. 15 f.

Schauerliche Geſchichten, womit die Lauſitzer Vorzeit ſich unterhielt. Daſ. Nr. 16 f.

König Auguſt des Starken Zuſammenkunft mit Karl XII. bei Altranſtädt. Nr. 20.

Ehemalige Raritäten der Wittenberger Schloßkirche. Daſ. Nr. 29.

Die Diebeskarte. Daſ. 38 f.

Mondenſchein's Teſtament. Im Lauſ. Magazin 1839, 129.

Görlitz vor einem Vierteljahrhundert (v. Klien). Im Görlitzer Wegweiſer 1838. Nr. 48.

Das Feſt auf dem Jäkelsberge bei Moys (v. Klien). Daſ. 49.

Beitrag zur Geſchichte der Bevölkerung der ſüdweſtl. Oberlauſitz. Im Lauſ. Magazin 1840, 376—382.

Briefwechsel Johann Georgs des Bärtigen mit den Cölestinern des Oybins. Im Lauf. Magazin 1840, 382 ff., 1843, 110.

Geschichtliches über Mädchenschulmeisterinnen. In der sächs. Schulzeitung 1841, 368—372.

War man vor 100 Jahren geistlicher gesinnt? In der sächs. Kirchenzeitung 1841 . . .

Zittau in den Gedanken und Worten Napoleons. In der Zittauer Abendunterhaltung 1842. Nr. 11.

Ueber Hurter's Innocenz. In der sächs. Kirchenzeitung 1842. Nr. 83—86.

Seitenstück zu dem Freiberger Prodigium. Das. 104.

Wie es sonst mit der Trauung Gefallener war. Das. . . .

Die erfüllten pädagogischen Prophezeihungen. In der sächs. Schulzeitung 1843, 465—469. 477. 481—485.

Wie haben die Katholiken ihre Predigerkonvente eingerichtet? In der sächs. Kirchenzeitung 1842, 310—312.

Rührende Erzählungen aus der Kirchengeschichte von Böhmen. In der Zeitschrift: Der Pilger, nämlich: 1) Die Verdrängung der deutschlutherischen Geistlichen zu Prag. Das. 2. 6. 11. 2) Der böhmischen Protestanten Kommunion in den Wäldern. 35 f. 3) Der geprüfteste unter allen Geistlichen (Felmer). 180. 184. 4) Wie ging es zu, als man Böhmens Städte zwingen wollte, wieder katholisch zu werden? 186—190. 5) Auszug der böhmischen Brüder nach 1547. 193. 6) Kerkernoth standhafter evangel. Bekenner, Glaubensfreudigkeit und Geduld. Das. 1844 . . . .

Augsburger Reden v. J. 1830. Das. 144.

Homiletische Kuriositäten. In der sächs. Kirchenzeitung 1843. Nr. 40. 48. p. 381. 1844. Nr. 18.

Pastoralliteratur-Kuriositäten. Das. 42.

Ascetische Kuriositäten. Das. 49. S. 370.

Ueber das evangelische Kirchenthum in Smyrna und Konstantinopel. In der allg. Kirchenzeitung 1843. Nr. 149. p. 1649—52.

Ueber eine alte Kirchenzeitung im 17. Jahrhundert. Das. 1844. Nr. 23. p. 187—189.

Einige Stellen aus Palacky's böhm. Geschichtswerke, worin Budissin vorkommt. Im Erzähler an der Spree 1844 p. 391 f.

Wie wurde 1617 in Budissin gepredigt. Das. 405 f., 413 f.

Sprachpatriotismus. Das. 415.

Ein altes Lied über die Krönung des Winterkönigs, Friedrichs von der Pfalz 1619. Im Lauf. Magazin 1843, 76—85.

Erinnerung an den trefflichen Pädagogen Neander von Sorau. Das. 111—113.

Zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine. Im Budissiner Erzähler 1844. p. 226—229.

Römische Benutzung sächsischen Aberglaubens. In der sächs. Kirchenzeitung 1845, 11—13.

Luther, der beredte Lobredner der Schulen. In Mende's pädagogischem Volksfreund 1845, 79—82.

Zur Geschichte des Predigtwesens in Sachsen. In der sächs. Kirchenzeitung 1845, 131—135.

Parallele, reformirende Geistliche betreffend. Das. 158—160.

Auskunft über die jesuitische Brüderschaft zur Herzensangst Jesu in Dresden. In den vaterl. Blättern 1845. Nr. 143.

Merkwürdige Bibelempfehlung von katholischer Seite. In Röhr's kritischer Predigerbibl. 1845, 939—940.

Seitenstück zu Ronge's Reisen und Schicksalen v. J. 1523. Im Erzähler an der Spree 1846, 4. 10. 13. 18.

Alte Klagen über das Höherwollen niederer Stände. Das. 47.

Schilderung des sächsischen Adels um 1717. Das. p. 21.

Erinnerung an alte Kanzelthorheiten. In der sächs. Kirchenzeitung 1846, 137—141.

Erinnerung an Aberkas. Das. 1846, 231.

Sachsens kirchliche Alterthümer. Im Korrespondenzblatt des Alterthumsvereins zu Dresden 1855, 47 f.

Stimme für Predigerkonvente v. J. 1762. In der sächs. Kirchenzeitung 1846, 257—62.

Eine der merkwürdigsten Konventikelgeschichten. In der sächs. Kirchenzeitung 1846, 242—245. 249—251.

Beitrag zur Geschichte des Kirchenwesens im 16. und 17. Jahrhundert. Das. 399.

Kirchengeschichtliche Miscellen. (Alte Gedichte.) In Niedner's hist.-theol. Zeitschrift 1846. III. 498—500. In Zille's Leipz. Kirchenzeitung 1847. Nr. 15. p. 63.

Mittheilung über neue Ehrenbezeugungen an Huß.

Wie waren päpstliche Legaten beschaffen im Zeitalter 1200.

Aeltere Stimmen für die Nothwendigkeit und die rechte Weise von Predigerkonventen. In der allg. Kirchenzeitung 1847. p. 1577 ff.

Parallelen zur Kirchengeschichte. In Röhr's krit. Predigerbibl. 1847, 149 f.

Zustand des akademischen theologischen Unterrichts an der Universität Prag. In Zille's Leipz. Kirchenzeitung 1847, 213 f.

Erinnerungen an ein reichhaltiges Alterthümerbuch v. Rhode. Im 20. Bericht des voigtländischen Alterthümervereins 1847, 90—93.

Ueber eine merkwürdige Reformationskomödie. In Röhr's krit. Predigerbibl. 1847, 777—788.

Ueber Spuren von Entdeckungen der Reste vorweltlicher Geschöpfe schon in der Vorzeit. In den Abhandl. der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz IV. 2. 1847, 100—104.

Von einer höchst merkwürdigen Litanei aus dem Reformationszeitalter. In der sächs. Kirchenzeitung 1848, 141.

Ist das freisinnig genug für das Zeitalter 1652? In der krit. Predigerbibl. 1849, 323—325.

Ein noch wenig bekanntes Beispiel von Jesuitentrug. Das. 328—332.

Alte goldene Worte gegen die Bestrebungen der Finsterlinge. In Röhr's krit. Predigerbibl. 1848 . . .

Zur Geschichte der Telegraphie. (Aus Polybius.) In der Leipz. illustr. Zeitung 1851. p. 283.

Alte Liederpolemik. In der allg. Kirchenzeitung 1851. p. 937—942.

Ueber Prager Johanniternrkunden. Im Lauf. Magazin 1851. 404—408.

Mittheilungen aus einer der gehaltreichsten neuen Schriften über die Reformation. Im sächs. Kirchenblatt 1833 p. 462—464.

Allerlei kleine Notizen, im Nürnberger Alterthumsanzeiger und dem Alterth. Korrespondenzblatt.

Die Katakomben von Wien. In der Leipz. illustr. Zeitung 1854, 246.

Die große und schwere Wallfahrt. Aus dem Lambertus Schaffnaburgensis. In den Vesperklängen. Leipz. 1855 p. 35 f.

Ueber die sächsische Kirchengalerie. In der sächs. Schulzeitung 1855, 660 bis 662.

Notizen zur Geschichte der Gartenkunst im 16. und 17. Jahrhundert. In der Dresdener Flora 1835, 12 ff.

Vergleichung zwischen Jesus und Joseph (nach Stolberg). In der sächs. Schulzeitung 1855. Nr. 51.

Lesefrüchte. Das.

Kirchenvisitationsanordnung vor 600 Jahren. Im sächs. Kirchenblatt 1857, p. 55. 1858. Nr. 35.

Geschichte der Katechismusexamina in Sachsen. In der sächs. Schulzeitung 1857. Nr. 45.

Ueber die Reliquien auf dem Oybin. In dem Wochenblatt Lusatia 1859. Nr. 38.

Merkwürdige Klagen eines Geistlichen der Meißner Diöcese 1489. In der sächs. Kirchenzeitung 1846, 124—126.

X. Ueberſetzungen.

1) Aus dem Griechiſchen.

Was iſt das Stärkſte? Eine orientaliſche Darſtellung. (Aus dem 4. Buche der Makkabäer.) In der Leipz. Hebe 1826. Nr. 76.

Die bewaffnete Aphrodite, Epigramm. In Hering's Vergangenheit 1822, 366.

Die Belagerung von Aquileja, aus dem Herodian. In Ziehnert's Idunna 1827.

2) Aus dem Lateiniſchen.

Philoſophie der Alten über die Kometen. Aus den Quaestiones natural. des Seneca. In Großmann's gemeinnützigem Magazin. Zittau 1813. I. 17—23. II. 25—36.

Ueber Plinius den Aelteren. Aus den Briefen des Jüngeren. In Ziehnert's Idunna 1828. Nr. 65—67.

Der Schreckensaugenblick zu Leyden. Aus Mahne's Vita Wyttenbachii. In der Hebe 1825. Nr. 130. 1036—1040.

Gedichte: Liebe in den Bädern, nach Faetanus. In der Zeitung für die eleg. Welt 1811, 198. Die Aerzte. In Hering's Vergangenheit 1812, 247. Dichterkompliment. Daſ. 390.

Märchen aus Eccardi Script. med. aevi. In den Zittauer Abendunterhaltungen 1842. Nr. 13.

Auszug aus Dobrowsky's Narratio historica de sacerdotum in Bohemia cölibatu. In Illgen's hiſtor.-theol. Zeitſchrift 1844. IV. 113—125.

Für deutſche Freiheit. Alte Kraftworte an Fürſten und Volk, von Ulrich v. Hutten. Aus ſeiner Conquestio von 1520 neu verdeutſcht. Bautzen 1845.

3) Aus dem Ungariſchen

(mit Hülfe des Originaldichters).

Vergißmeinnicht, von Gabr. Döbrentei. Im Morgenblatte 1819. Nr. 305. vergl. Zeitung für die eleg. Welt 1810. Nr. 146.

Ungariſche Lieder, von demſelben. In André's Hesperus, Bd. 30. Beil. 6. 31 ff.

Das Gedicht Döbrentei's ſteht auch in der Abendzeitung 1841, 99.

4. Aus dem Engliſchen.

Mehres für André in Brünn, für deſſen ökonomiſche Neuigkeiten, aus dem Edinburger Farmer's Magazine, nämlich:

Methode, den Gehalt der Milch ſicher zu beſtimmen. Aus dem Magazine 1821, in den Neuigkeiten 1822. Nr. 63.

Gedanken über die gegenwärtigen Koſten des Getraidebaues in Großbritannien, und das Mittel, dort den Bauern aufzuhelfen. Daſ. 1823. Nr. 5—9.

Ueber die feinwolligen Heerden der Herren Rowlan und Lismore. Aus dem Magazine 1820. Daſ. 1822. Nr. 53 ff.

Ueber Form und Fleiſch des verbeſſerten Zuchtrindviehs. Ebendaher, daſ. 1821. Nr. 81.

Das Gedicht: Negerſklavenbegräbniß. In Hering's Vergangenheit 1812, 294.

Eines Amerikaners begeiſtertes Lob an Dresden und den Oybin. Aus dem Journal of commerce in Neuyork. Im Leipziger Tageblatt 1855, 182 f.

Predigt des Biſchofs von Limerick, zu Dresden gehalten. In der ſächſ. Kirchenzeitung 1846, p. 365—368. 371—375.

5) Aus dem Franzöſiſchen.

Kirchenbeleuchtung v. Voltaire, aus deſſen Mélanges de philosophie, Bd. VIII. à Londres 1772. In Schuderoff's (neueſten) Jahrbüchern 1831 f. Bd. IX, 3. 333 ff. XI. 1. 100 ff. 2. 231 ff. 3. 319 ff.

Homilie über die Salbung Jeſu, von Alex. Dumas. In der prakt. Predigerzeitung 1834. Nr. 32. 249—255.

6) Aus dem Italieniſchen.

Predigt an Azzolini. In der ſächſ. Kirchenzeitung 1847, 305—308.

XI. Recenſionsarbeiten.

Mehre für das mit der Kirchenzeitung verbundene theol. Literaturblatt; unterzeichnet mit χ α π z. B. über D. Röhr's Feſtpredigten, Klein's, Mungel's und Rumann's Andachtsbuch, Vater's Jahrbuch der Andacht, Theodulia u. a. im genannten Literaturblatt 1827 bis 1829.

Viele im Lauſ. Magazin: die meiſten in den von mir ſelbſt redigirten Jahrgängen 1832—1834. z. B. über Tzſchoppe's Urkundenbuch, Richter's Geſchichte von Großſchönau ꝛc.

Mehre in Seebode's krit. Bibliothek zu Hildesheim, z. B. über Brand's Weltgeſchichte. Wenig's Wörterbuch ꝛc. ꝛc.

Auch über Danzel's Leſſing, Schelz' Lauſ. Geſchichte. Kruſe's Chronicon Nortmannorum.

XII. Redaktionsarbeit.

Das Lauſitziſche Magazin 1832, 1833, 1834.

XIII. Ueberſetzungen

in andere Sprachen.

1) In's Engliſche.

Die Gegenreformation in Böhmen, durch Benham. London 1846.

Die Artikel über Böhmen und Mähren, in Herzog's theol. Encyklopädie, durch den Prediger v. Schweinitz, in der engl. Ausgabe von Bamberger.

2) In's Holländiſche.

Das Andachtsbuch: Jeſus und die Frauen, mit dem Titel: Jezus vn de Vrouwen, een book tot Richting voor denkende vriendinnen des Heeren, nit het Hoogduitsch, door vrouwe A. Ockerse, wed Kleyn. Te Amsterdam, by Joh. van der Hey 1821. gr. 8. Vergl. Wegweiſer bei der Abendzeitung 1823, 286.

3) In's Lateiniſche.

Charfreitagsgedicht, überſetzt vom Paſtor Iſrael zu Hirſchfelde. Im Lauſ. Magazin 1833, 526. und im Halliſchen Predigerjournal 1835, 199 ff.

Das Charfreitagslied, auch überſetzt von D. E. F. Haupt. Im Lauſ. Magazin 1851.

4) In's Böhmiſche.

Die Aufſätze über Oybin, Chriſt. Peſcheck und Häniſch; in der böhm. Ausgabe von Kalina's Belehrungsblatt.

XIV. Nachdruck.

Drei Tage in Böhmen; aus der Leipziger Hebe, in den Wiener Erinnerungen um 1825.

XV. Anhang.

Abhandlungen, welche ſich handſchriftlich in dem Archiv der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften befinden.

Ueber den trefflichen Beſtand des böhm. Nationalmuſeums in Prag. 1825.

Literatur über Oybin. 1826.

Topographie von Lückendorf bei Zittau. 1. Hft. 1827. 2. Hft. 1828.

Galerie der lauſitzer Liederdichter. 1. Hft. 1829.

Literariſche Grundlage zu einer Geſchichte von Görlitz. 1. Lief. 1835.

Literatur des oberlauſitziſchen Adels. 1835.

Verzeichniß lauſitziſcher Portraits. 1835.

Repertorium der Literatur über Budiſſin. 1836.

Literatur über die oberlauſitzer Wenden. 1837.

Repertorium der hiſtoriſchen Literatur, die Oberlauſitz im Allgemeinen betreffend, oder literariſche Grundlage zu einer künftigen Spezialgeſchichte der Oberlauſitz. 1837.

Neue Supplemente zum Oberlauſitziſchen Schriftſteller-Lexikon, theils nachgeholtes Aelteres, theils Neues aus den Jahren 1821 bis 1831—1837.

Schilderung des großen Brandes zu Zittau 1589, ein Gedicht von Michael Juſt, mit Anmerkungen. 1839.

Literatur der oberlausitzischen Dörfer. 1840.
Literarische Nachweisungen für den künftigen Geschichtsschreiber von Lauban. 1841.

XVI. Neue Auflagen.

Vom Konfessionsbüchlein. 1830.
Von der Oybinchronik. 1846. 1854.
Von der Homiletica horatiana. 1841.

XVII. In andere Schriften übergegangen.

Peschecks erste Arbeit: was machten die Römer für einen Gebrauch von den Blumen? 1805, um 1855 wieder abgedruckt in der Dresdener Flora.
Verdienste von oberlaus. Schriftstellern um die deutsche Jugend. In der Schulzeitung von Dresden.
Ueber Luther's angebliche Geistesabwesenheiten. Im Görlitzer Wegweiser 1846 und in der sächs. Kirchenzeitung.
Auszug aus den Gegenreformationsaufsätzen aus Illgen's hist.-theol. Zeitschrift. In der Zeitschrift: Leipzig-Dresdener Eisenbahn 1842. Nr. 8.
Auszüge aus dem Gegenreformationswerke. Im Boten der Gustav-Adolph-Stiftung 1848.
Ueber die lausitzer Weberei. Aus dem Laus. Magazin 1852. In der Oberl. Land- und Stadtzeitung 1856. Nr. 123 f.
Geschichte der Kirche von Lückendorf. Im Görlitzer Wegweiser und der Oberlaus. Kirchengalerie.
Ueber Böhmens Schulwesen. Aus Hergang's pädagog. Encyklopädie, in Jakisch' Jahrbüchern.
Die Johanniskirchenweihung. Im Görlitzer Wegweiser.
Petition wegen der Z. Bibliothek. Im Magazin 1846.

Von den obengenannten 1841 noch nicht gedruckten Arbeiten ist später Manches noch in Druck gekommen, nämlich:
Die Literatur des Oybins. Im Magazin 1832.
Die Liederdichter, in der Geschichte der Poesie.
Verzeichniß der Portraits.
Literatur der Wenden.
Literatur der Dörfer, zum Theil.

Manche eingesandte Beiträge sind wegen des Ueberflusses an eingesandten Arbeiten im Laus. Magazin nicht zum Abdruck gelangt, z. B.
Parallelen zur Kirchengeschichte.
Worte des Lactanz, Finsterlinge betreffend.

Schrift eines Geiſtlichen de arte amandi.
Beiträge zur Geſchichte adamitiſcher Schwärmerei.
Ueber Vereine zum gemeinſamen kloſterähnlichen Leben im Mittelalter.
Frauenunfug in Konventikeln älterer Zeit.
Minder bekannte gleichzeitige Urtheile eines Mönchs über Luther.
Zwei Briefe zwiſchen Papſt und Kaiſer.
Alte Urtheile über Nonnenklöſter.
Ueber Cicero's beabſichtigten Kapellenbau.

Das ältere bereits gedruckte Verzeichniß iſt vorſtehend mit der handſchriftlich vorhandenen Fortſetzung deſſelben verſchmolzen worden. Von Abhandlungen, die zweimal angeführt waren, ſind nur einige vorgekommen. Die erforderliche Berichtigung iſt erfolgt. Wenn ſonſt noch Verſehen bemerkt werden ſollten, namentlich in den Angaben der Seitenzahlen, ſo kommen dieſe auf Rechnung der gerade hinſichtlich der Ziffern nicht immer ganz deutlichen Handſchrift des Verewigten. H.

III.

DE VITA STUDIISQUE CHRISTIANI ADOLPHI PESCHECCII.

ORATIO IN GYMNASIO ZITTAVIENSI HABITA A. D. XXII. M. DECBR. A. MDCCCLIX.

Orationis Hoffmannianae solemnia, ex quo antecessoris mei instituto sub finem anni coepta sunt haberi, saepius jam cogitationem mihi injecerunt, vix posse quidquam appositius esse reique convenientius, quam si ea opportunitate nos, qui verba facere jussi sumus, uteremur ad pie recolendam eorum virorum memoriam, qui, hujus Gymnasii disciplina olim ad altiora litterarum studia praeparati et gratae mentis vinculo almae matri per omnes vitae vicissitudines postea obstricti, proximo anno diem obiissent supremum. Qua in re certe non est quod vereamur, ne illius nobis manes succenseant, qui unus videtur colendus esse atque celebrandus suique nominis laude haec solemnia exornat*); immo hoc persuasum habemus, virum immortalem, quem scimus scholam nostram quasi amplexu fovisse paterno et summo studio id egisse, ut ipsa nutrix esset juventutis ad optima quaeque semper enitentis, si quae beatis terrestrium rerum cura est, vel maxime hoc probaturum esse, si eorum, quos ad vitae labores et certamina probe institutos schola dimisit, postquam vita defuncti sunt, memoriam ipsius quasi patrocinio tueri studeamus et, quo ipse insignis fuit nomine, eo commendemus aliorum virorum nomina varia laude conspicuorum.

Ita quum excusari facile res videatur posse, habet etiam, quibus utilitatis speciem accipiat. Ut juvenum, qui assident, ad strenue obeunda negotia, ad vitam omnem caste honesteque instituendam erigamus animos, quid cogitari aptius potest, quam earum laudatio virtutum, quibus, qui in his ipsis subselliis ad majora vires exercuerunt juvenes, in rebus gerendis aequis se judicibus probarunt omnibus? qua re melius admonere

*) Godofr. Hoffmannus, rector Gymnasii Zitt. inde ab a. 1708 usque ad a. 1742.

discipulos nostros officii quo tenentur summi possimus, ut ipsi aliquando, ad quae naturae beneficio facti sunt et instructi, ea edere studeant, posterorum etiam laudibus ita digni evasuri? Et quid de nobis dicam, qui, ad gravius jam admissi opus, eos, quos pie veneramur mortuos, vivos viderimus strenue, probe, feliciter rem agentes et, ut ceterorum satisfacere exspectationi potuerunt, ita nobis etiam caros et acceptos sive animi sinceritate, sive studiorum omnium alacritate et constantia, sive etiam arctiore quadam vitae consuetudine? At enim si almam matrem appellare scholam licet, nihil profecto esse dicas, quod dimissis a se alumnis magis debeat, quam illam illustrium nominum laetam consignationem meritorumque singularium candidam repraesentationem. Sed prosequitur dimissos piis votis; quibus laudem merentur, iis exsultat ipsa; quas experiuntur res adversas aut sua aut aliorum culpa, acerbum ipsi dolorem inferre videntur; quando vel obiter gratum illi animum testantur magistrae, in beneficiorum numero reponit; quando negligunt ipsius beneficia et obliviscuntur, id patienter ferendum esse censet; obitum illorum luget, memoriam servat.

Jam scitis omnes, auditores spectatissimi, singulis fere annis ex iis, quos schola nostra instituit et suos esse semper putavit, viros decedere optimos, egregie meritos, eaque rerum humanarum fragilitas est, ut saepius etiam, quibus per ampla spatia concessam esse viam duxeramus, e medio eos cursu abripi viderimus. Quod quam vere de hoc ipso dicatur anno, non est quod multis doceam. Viros in florentissima aetate subito exstinctos amisimus duos. Alter eorum eximio animi candore plurimis carus et in agendis rebus ipsi demandatis summa versatus liberalitate, Gustavus a Mücke, a. MDCCCXXVI. hujus gymnasii disciplinae traditus per primos ejus ordines ad ampliora litterarum spatia viam sibi aperuerat, quumque deinde in academia Lipsiensi juris scientiam sibi comparasset accuratam, causarum patroni susceperat negotia, postremo in Lusatiam reversus patrimonii Rennersdorfiensis administrationi totum se dederat eoque ipso tempore filios duos nostrae commendatos fidei summa spe qua inceperant via pergere viderat, nunc vero suis ereptus est matura morte ac vehemens sui desiderium reliquit apud omnes, qui cognoscere melius ipsius virtutes potuerunt. Alter subtiliore doctrina ornatus et editis libris praestantissimis magnam assecutus laudem Ernestus Apelt Reichenaviensis anno MDCCCXXIV. ad hanc scholam deductus, qua erat animi alacritate suam mox viam quaesivit, ita ut septendecim annos natus Friesium, clarissimum apud Jenenses philosophum, litteris adiret et, nondum emenso scholasticae institutionis curriculo suis fretus viribus in academiae stadia se proriperet, eaque adolescentis fuit industria, ea in difficillimis studiis constantia, ea cum

impetu quodam animi conjuncta morum gravitas, ut principibus etiam placeret viris interque eos locum aliquando videretur obtinere posse — idemque nunc subita morte oppressus et exstinctus jacet; at quid dico? vivit e terrestri labe exemtus eorumque, quae cogitando nunquam satis assequi potuit, spectat veritatem. Sed haec de viris praematuro exitu abreptis!

Dicere in animo est de sene venerabili, quem inter haec ipsa solemnia assiduum habuimus auditorem, aequum judicem; cujus nomen ut hac oblata opportunitate celebremus, eo etiam vir praeclarus meruit, quod omnino Gymnasii nostri addictissimus cultor fuit studiorumque nostrorum observantissimus patronus. Solebat autem et eorum, quae ipse in hac schola expertus erat, pia mente memor esse et ea, quae paulatim immutari videbat novasque induere formas, libenter admittere et probare, ita ut ad extremum usque vitae tempus, ubicunque posset, benevolum nobis animum ostenderet neque omitteret quidquam, quo adjuvari res nostrae ipsi viderentur. Eamque mentem, qua apud nos meruerat, ut amore omnes eum prosequeremur, quibus non probavit? Quid unquam neglexit, quod patriae civitatis augere laudem, augere commoda posset? Cui non adfuit consilio atque solatiis verbi divini praeco lenissimus? Quando, si quos vidisset nova commendare sincero animo, non praestitit operam indefessam? Is igitur quum fuerit Pescheccius noster, — hunc enim laudo, — spero fore, ut benevolis auribus excipiatis, A. A., quae dicenda esse existimaverim

de vita studiisque Chr. Ad. Pescheccii.

Qua in re tractanda, quod plura seposuerim et graviora, neque de vita ejus privata adjecerim quidquam, licet magna laudis copia retineri videatur, hoc quidem nemo vestrum, ut opinor, vituperandum esse censebit, quando intellexeritis in ceteris et pietatem religiosius servatam esse et veritatem.

Jam primo loco de studiorum ambitu dicturus probe quidem sentio, non posse me ab omni parte justam proponere imaginem, qui, etsi saepius audiverim virum optimum, in quo nihil esset tectum et simulatum, de libris a se lectis aut legendis verba facientem, noluerim tamen unquam abuti ejus comitate et patientia, quae insignis in eo erat et vere amabilis. Sed neminem esse puto in hoc doctorum virorum consessu, qui in Pescheccio non admiratus sit vel maxime doctrinae copiam undique congestam et in dies auctam, eaque utebatur apud nos auctoritate, ut doctissimum omnium in hac civitate virum judicaremus, qui quidem ipse, quamvis doctrinae laudes sibi concessas non ultimas censeret, nunquam dubitaret, alios si vidisset aliqua doctrinae parte excellere, spem prodere laetam ac benevolum ferre judicium. Ipse autem profecto maxima studiorum spatia emensus erat. Puer jam duodecim

annorum, quum dilectissimi patris cura eam de litteris opinionem imbibisset, ex qua summum eas vitae decus semper habuit, ita ad hujus scholae accessit disciplinam, ut et quae offerrentur magistrorum diligentia, ad excolendas ingenii vires naviter adhiberet, et ultro, quae assequi sua virtute et industria posset, experiendum esse putaret. Mox ad altiora enisus juvenis Graecorum Romanorumque scriptores legebat omnes, poetas, historicos, oratores, philosophos, ne iis quidem omissis, qui plerumque abjecti jacent et turpiter negliguntur. Inciderat autem in ea tempora, quibus antiquitatis studia summis viris viam monstrantibus juvenum animos mirum in modum inceperant excitare, immo ad se rapere et amore sui devincire, ita ut in iis etiam scholis, quae minus florerent, novos quasi spiritus ducere juvenes sibi viderentur. Sed ita veterum scriptorum ductus admiratione noluit unquam seponere, quae recentiorum temporum indolem referrent et ostenderent praestantiam, quam ob rem tum medii aevi poetas accuratius tractavit, tum in ediscendis Francogallorum Anglorumque linguis ea versatus est industria, ut Gymnasio valedicens anno hujus seculi quinto anglico sermone de re gravissima verba facere posset. Vitebergam delatus theologiae ita se tradidit, ut, quum ne Lutheri quidem cathedra arcere eos potuisset, qui fundamenta etiam rerum sacrarum novare vellent iisque superstruere, quae una ratio ipsos docuisset, nihil non ageret prudenter ac modeste eosque maxime sequeretur, quos videret uberiorem christianae veritatis cognitionem e librorum sacrorum petere thesauris ejusque efficacitatem ostendere fidei vitaeque probitate. Sed qui copiosissimam sibi notitiam parasset eorum, quae apud Graecos Romanosque scriptores leguntur vere scripta et ad excolendos mores idonea, eam notitiam nunquam dubitavit ad nova studia transferre eoque effecit, ut melius etiam intelligeret, quae christianae veritatis esset praestantia. Atque invenerat Vitebergae duumviros multis tum jam probatos castissimo veritatis studio, C. Lud. Nitzschium et Henr. Leonard. Heubnerum, quibus summam se gratiam habere saepius testatus est. Praeter eos Schroeckhium audivit rei christianae per temporum vicissitudines docte enarrantem, quumque puer jam a patre ita esset institutus, ut rerum memoriam amore singulari coleret et novis augere discendo assidue studeret, ducem gravissimum constanter secutus est eaque doctrina mox se commendavit, quam in ipso nos omnes admirati sumus. Neque postea ulla re magis excelluit, quam varia et accurata rerum antiquitus gestarum cognitione; sed ut ad investigandas eas curiosissimus erat, ita egregia usus est modestia in describendis limitibus, quibus contineret studia. Etenim hoc modo res historicas tractavit ut, quamvis nihil a se alienum putaret, quod pristina protulissent tempora, praeter cetera tamen rerum patriarum

memoriam repeteret, in eoque studio primum locum patriae urbis laudi concesserat, alterum Lusatiae nostrae, tertium majorum sedibus Bohemiacis tribuerat. In haec igitur quum operam conferret omnem, nihil reliquit inexploratum atque intentatum, diversissima complexus est, in minimis etiam perscrutandis mira sollertia fuit et circumspectione, ita ut, cujus modestia ampliora studiorum spatia vitaret, in his, quae sibi elegerat, regnare videretur et principem occupare locum. Verumtamen hoc simul semper agendum esse putavit, ut ab iis quibus inhaereret studiis liberius excurrere in alias etiam partes posset et ubicunque ad illustranda sua novi aliquid deprehendisset diligenter id notaret. Ita quo in loco constiterat, magnum utique rerum ambitum et observavit attentius et facile cum iis, quae penitus perspexerat, connectere potuit; eamque studiorum rationem haud scio an prudentissimam ego dicam et vere commendabilem.

At vero de ipsa studiorum ratione, qua vir clarissimus usus est, uberius exponendum esse videtur. Consueverat autem ab initio hunc servare studiorum tenorem, ut, qui persuasum haberet nullam parari doctrinam, nisi quis sedulo multa legeret lectaque commentaretur et scripto notaret, singulis fere diebus quid agendum esset sibi proponeret, ut libros, quos evolvisset, nisi in adversaria ex iis conferre nonnulla potuisset, frustra legisse sibi videretur, ut nihil omnino perlegeret, quod non excerperet aut describeret certoque consilio reponeret. Neque unquam in eorum haberi numero voluit, qui, ut magnorum ingeniorum prae se ferre speciem possent, quasi soluti volitare solerent, minime vero operaria subire negotia vellent et, si quando suscipienda essent, in pistrinum se detrudi et compingi quererentur. Est autem haec laus maxima doctorum virorum, quod fortissimi sunt in suscipiendis laboribus, in perferendis patientissimi, quod nihil exiguum esse ducunt et abjectum in iis, quae studiis complectuntur, sed nullum ferri fructum laetiorem intellexerunt, nisi undique conquisita discendi materia eademque accuratissime excussa et digesta ad scribendum se accingant. Is igitur quum Pescheccius esset, certos tamen, ut vidimus, fines sibi fecerat laborum, multisque sepositis, quae aliorum studio et industriae relinquenda esse putaverat, in iis, quibus perscrutandis atque describendis laudem aliquam meriturum se sperabat, ita versabatur, ut nulla cujuscunque generis monumenta invenirentur, quin cognoscere studeret et in usum suum convertere, ut ex abditis etiam librorum antiquorum recessibus, quae illustrare res ipsi propositas possent, excitaret, ut collectis undique, quibus opera praepararet lectu digna posterisque jucunda et utilia, nunquam tamen satisfecisse sibi videretur, immo circumspiceret, unde supplementa conferret et subsidia nova. Quamobrem quum suus

singulis diebus et labor et fructus esset, tantas paulatim doctrinae opes congessit, ut aliis etiam praepararet, quibus uterentur; neque dubitavit unquam, si quis ipsius auxilium expetiiset, in medium proferre, quae haberet, nisi forte iniquiorem rogantis mentem perspexisset et simulata studia. Erat autem summa plerumque affabilitate, quumque semper, quae ipsius animum commoverant, liberius proderet aliorumque judicio subjiceret, nihil habere videbatur, quod non posset qui ejus humanitatem adiisset impetrare. Itaque semper etiam paratissimus erat ultro adjuvandis eorum studiis, quos intellexerat sincera mente ad meliora eniti; ubi societatem doctorum virorum cognoverat esse iisdem quibus ipse studiis deditam, ei operam praestitit liberalem, assiduam, fructuosam; nihil omnino omisit, quo commendare aliis utilia posset aut in memoriam revocare majorum virtutes ac merita, eamque ob causam ingens earum numerus est scriptionum, quas cursim factas Ephemeridum pagellis communi usui obtulit. Sed quum tanta ejus esset comitas, factum est, ut qui docti hominis laudem soleret in summis numerare bonis atque illud in majoribus suis plurimum praedicaret, quod sibi quoque inter posteros ad doctorum virorum ordinem aditum patefecissent, nunquam tamen dubitaret scribere, quae legi etiam ab indoctis possent et intelligi. Ea autem, quae effusius in omnes edere partes videbatur, ita quidem plerumque erant comparata, ut non tam ad principia et leges omnibus rebus imperantes singula revocaret, quam potius in singulis enotandis atque describendis versaretur; sed quum nativo quodam veritatis sensu ornatus esset et plurimarum rerum comparatione exercitatissimus, saepenumero protulit, quae subtilioris etiam judicii homines neque perspicere melius neque exprimere rectius potuissent. Nec tamen unquam molestus fuit prodita de se persuasione; immo si quam rem minus accurate didicerat, ingenue id confessus est; omnino autem nihil in eo deprehendi unquam potuit, quod fucatum esset et artificiosius confictum. Igitur alios quoque, quos doctrinae copia et acumine mentis praestare intellexerat, sua laude prosecutus est, et si quos viderat ab iis, quae sibi seposuerat agenda, longius abesse, horum etiam studia aut libenter admisit aut certe tulit patientius.

Sed exponere jam paucis liceat, quos effectus ipsius studia habuerint. In qua re describenda quae de ratione studiorum diximus, hoc unum jam ostendere potuerunt, excelluisse virum clarissimum quum summa studiorum constantia, tum mira quadam scribendi facilitate. Igitur quum undique semper assiduis laboribus eorum, quae didicerat, copiam augeret et auctam ita copiam, nisi cum aliis communicasset, omnino non habere putaret, efficere potuit, ut singulis fere annis aut majus aliquod opus ederet aut breviores dissertationes aliasque ejus

generis scriptiones satis multas e scriniis suis proferret; nec profecto quisquam, nisi ipse fecisset, eorum quae per tot annos conscripsit preloque subjecit, recensere numerum posset. Novimus autem ex iis, quae ab ipso consignata sunt, subsidio fuisse virum laboriosissimum quinquaginta tribus Ephemeridum editoribus, vix ut habeas alterum, cujus major fuerit ubertas stili, cujus nomen saepius legerint theologi et historici. In quo si forte minus recte egisse videatur nonnullis, qui facile potuerit conversis ad ampliora studiis et laboribus majorem etiam sibi parare laudem, ii velim reputent, ita ab eo edita plerumque aut praeparasse ampliora aut secuta esse, alia facillimo negotio conscribere potuisse virum, qui nova quotidie addisceret atque colligeret, nonnulla etiam eo consilio edita esse, ut repentinis diei necessitatibus inservirent. At vero magna simul fuit in majoribus edendis viri clarissimi industria. Ut juvenibus exempla proponeret virtutum, quibus excitarentur ad optima cujusvis generis studia, librum composuit copiosissimum — Menschenwerth in Thatsachen und Vorbildern dargestellt, — qui liber eo maxime insignis est, quod ex antiquis scriptoribus innumeris locis allatis docemur, omnia fere perlegisse illum antiquitatis monumenta neque omisisse quidquam, quod pulchri honestique sensum alere possit aut virtutum suscitare igniculos. Jam quid dicam de iis libris, quos patriae civitati consecravit? Erat autem tanta in eo pietas, ut rerum Zittaviensium memoriam, quae post Carpzovii curas jam diu novos exspectare labores videbatur, posteris mandare et summum officium haberet et opus diceret gratissimum. Igitur quum a. MDCCCXXI. librum de urbe nostra ejusque agro edidisset accuratissimum, quo, quae recentioribus temporibus civitatis facta esset conditio, describeretur, plurimam deinde operam in eo consumpsit, ut locupletissimus auctor dici eorum omnium posset, quae per quingentos annos in hac urbe accidissent aut peracta essent scitu digna. Quumque confici tam grande opus non posset, nisi collectis undique, quae ad rem viderentur pertinere, et diligentissime singula examinasset et subtilius per partes diversissima disposuisset et quot accidissent graviorum rerum vicissitudines curis saepius repetitis penitus intellexisset, ita in re versatus est, ut paucissimae per universam Germaniam inveniantur urbes, quae verius gloriari de simili opere possint. Quae deinde de Coelestinis Oybinensibus mandavit litteris, quis legit, quin confiteatur, mira quadam sagacitate scriptorem investigasse res plurimas, quas ante ipsum nemo attigisset, ita ut nova quasi luce collustrasse clarissimi nominis montem recte jam dicatur. Atque tanto studio postea etiam omnia, quibus aut emendare res perscriptae aut suppleri possent, conquisivit, ut singulis fere paginis libri nova adjiceret neque exhauriri unquam rerum ipsi affluentium copia videretur. Sed laudatissimum opus ejus et injurias temporum supera-

turum illud est, quod de exstincta Bohemorum libertate evangelica, fortissimorum fidei testium simul instaurans memoriam, condidit. In quo libro quum gravissimo docere exemplo vellet, nulla fere majora et acerbiora conflari dissidia, quam inter eos, qui in earundem rerum studiis diversas vias ingressi essent, mirum in modum doloris verissimum sensum, quem neque vellet retinere neque posset, ita temperavit, ut nemo legerit, quin confitendum esse dicat aequitatis normam in paucissimis neglectam esse, adhibitam in plurimis. Qua de causa in iis jam habetur opus copiosissimum, quibus absolvi dicunt atque consummari insignium rerum explorationem, neque putaverim secuturos proximo tempore, qui retractandis rebus iisdem meliora in medium conferant. Idem valere de eo libro videtur, quo nuper societatis Jablonovianae praemium honorificentissimum assecutus est, Historiam dico exulum saeva Jesuitarum persecutione in Saxoniam nostram e Bohemia ejectorum, tantamque in eo libro rerum diversissimarum effundere copiam potuit, ut nisi Peschecciius alter nemo unquam eadem enarrare sit ausurus. Atque ita factum est, ut qui tot tantisque opibus instructus esset, ex communi amicorum persuasione unus diceretur in nonnullis rebus habere, quibus doctorum virorum certationibus propositae quaestiones solvi feliciter possent. Atque antea etiam dissertationibus res Lusatorum illustrantibus ex omnium judicum sententia saepius meruerat praemia laudemque summam.

Sed his ita dictis jamjam delatum me sentio ad ea, de quibus postremo loco apud vos, A. A., expositurus eram. At quum multa sint, quae de ornamentis studiorum ipsi concessis dici queant, paucis tamen ad finem narratio perducenda videtur esse, ne aut vestra abutar patientia aut viri clarissimi neglexisse modestiam dicar. Et quid proferam de muneribus in eum senatus benevolentia collatis? Quid de amore, quo cives eum prosecuti sunt? Quid de nominis laude, quo effectum est, ut singulis fere annis hospitio excipere posset satis multos, qui suo nomine ipsi commendati essent novaque laboribus ejus subsidia promitterent, ut jucundissimum haberet cum celeberrimis viris litterarum commercium et undique affluere videret, quibus nova accederent aut bibliothecae incrementa aut adversariis supplementa, ut tredecim societates litterariae ejus operam expeterent et plures etiam diplomata offerrent recusanti? Quid tum commemorem, quod summos in theologia honores consecutus est et meruisse se ostendit edita dissertatione doctissima de Graecorum Romanorumque sapientia futurorum in Christo umbra? Quid denique afferam, quibus honoribus eum haec civitas, quibus rex clementissimus ipsique omni tempore benignissimus habuerit dignum? Sed summum praemium idemque exoptatissimum eo consecutus est, quod senex etiam, quum corpore esset vegeto, laborum patiente, firmo, mentis

servaret eum vigorem, ut assidue immorari studiis posset, ut molestias aegritudinesque et perferret fortiter et excuteret facile, ut qui domi uxoris placidissimae curis adjutus esset liberosque videret sibi deditissimos et gratae mentis obsequio paratissimos, egregiam comitatem, benevolentiam, facilitatem offerre plurimis, qui adibant, ultro videretur, ita sibi devinciens nos omnes. Vere fortunatum praedicamus talem virum, qui hoc etiam meruerit, ut nemo esset, quin, quae et ipse ex communi humanitatis labe concepisset, libenter ferret et aequo excusaret judicio. Nunc vero, postquam humanae fragilitatis exuere onus potuit, servamus imaginem viri amabilis lucidam, grata memoria qui fuerit, quae perfecerit, semper repetituri aliisque narraturi.

Vos autem, juvenes dilectissimi, habetis in eo gratissimum probitatis, constantiae, veritatis, optimorum omnino studiorum propositum exemplar, quod ut omnes ex suo quisque ingenio imitemini, diligenter vos volumus rogatos. Quamcunque enim ingressuri viam estis, fortiter eam servabitis, quando viri clarissimi exprimendam esse virtutem omni vita putaveritis; atque ita et efficacia erunt vestra studia et labores, quos susceperitis, praemia sequentur laetissima. Agite, quaeso, ut sperare ita de vobis nos possimus, qui summum fructum hunc ferre nobis videamur, quod sperare nunquam non liceat!

H. Kaemmel.

IV.

Melanchthon als Reformator.

Eine für die Schüler des Gymnasiums und der Realschule zu Zittau im Bürgersaale des Rathhauses am 19. April 1860 gehaltene Rede

von

Heinrich Julius Kämmel,
Dir. und Prof.

Ein erhebender Vorzug unserer deutsch-evangelischen Kirche ist es, daß sie zu einem wahrhaft großen Manne als ihrem Gründer emporschauen darf. Wir können dabei immer anerkennen, daß das ganze Jahrhundert der Reformation an bedeutenden Männern, zumal auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, fast überreich gewesen sei, und jedes Volk, das eine Erneuerung der Kirche bei sich durchzuführen strebte, seine Vorkämpfer und Helden gehabt habe; aber vor dem einen Luther treten sie alle zurück. Und wollten wir selbst geflissentlich Alles, was auch an ihm mangelhaft war, hervorheben, — wir könnten doch nicht leugnen, daß eine Fülle edelster Kräfte durch Gottes Gnade ihm verliehen war, daß er unter ganz besonderen Verhältnissen zu den reichsten Erfahrungen und den stärksten Ueberzeugungen sich durchgearbeitet hatte, daß er in unvergleichlicher Weise mit dem Feuereifer des Elias paulinische Gedankenschärfe und johanneische Innigkeit vereinigte, daß er, unerschütterlich auch den Mächtigsten der Erde gegenüber, doch allezeit in Kindesdemuth vor seinem himmlischen Herrn sich beugte und, während er niemals etwas für sich selber wollte und suchte, doch alle seine Kräfte, sein Denken und Lieben, seine ganze Persönlichkeit der Sache weihte, die er im Dienste Gottes und zum Heile seines Volkes übernommen hatte. Da steht er nun vor uns als ein mit gewaltigem Wort die weitesten Kreise erregender Prophet, als ein in der heißesten Prüfung standhaltender Zeuge der Wahrheit, als ein die schwierigsten Verhältnisse beherrschender Ordner, als ein auch die trotzigsten Gegner zur Besonnenheit zwingender und in andere Bahnen drängender Kampfheld, — als ein Mann, der in der ungeheuersten Bewegung

immerdar auf der Höhe sich erhält und diese Bewegung leitet und weiterführt, und durch die Art, wie er sie weiterführt, auch den Entwickelungen der folgenden Jahrhunderte zu einem großen Theile ihre Richtung anweist. Mögen darum fort und fort trübe Leidenschaften wider ihn sich kehren und Staubwirbel erregen, — sein helles Bild ragt weit, weit über Nebel und Staub der Erde hinaus und trifft auch deren Augen, die ihn lieber nicht sehen, oft wie ein flammender Blitz.

Wir wundern uns nicht, daß ein solcher Mann, rings um sich die Geister erweckend, auch viele edlere Naturen neben sich zu höherer Entwickelung brachte, — daß der Reformator ein ganzes Geschlecht von Reformatoren groß zog. Aus ihnen treten aber zwei wieder vor den andern in eigenthümlicher Bedeutung auf: der eine berufen, Luther's kirchenordnende Thätigkeit zu ergänzen, als Mann der Praxis und mit bewundernswürdiger Umsicht und feinem Takte weit umher im Norden Deutschlands und darüber hinaus für Kirchen und Schulen und Gemeindeleben Dauerndes schaffend, im Mittelpunkte der reformatorischen Bewegung aber vor Allem auch wieder als weiser Administrator thätig, — Johann Bugenhagen, an dem selbst Luther in Stunden innerer Bedrängniß sich aufrichten konnte; der andere durch höhere Fügung dazu bestimmt, als Mann der Wissenschaft das Werk des Glaubens zu fördern und zu vertreten, und mit den Gaben, die ihm verliehen waren, in unvergleichlicher Treue, Geduld und Selbstverleugnung wirksam, — der Humanist der Reformation, Philipp Melanchthon, den Luther höher noch als jenen stellte, ja neben sich zu stellen nie Bedenken trug. Und wie nun jener aus dem deutschen Norden in das sächsische Wittenberg geführt war, so vertrat dieser eben hier den deutschen Süden, in engster Verbindung mit dem Manne, der dem Leben des ganzen deutschen Volkes neue Impulse geben sollte und, wenn nicht unglückselige Leidenschaft ein Hinderniß geworden wäre, das ganze deutsche Volk in herrliche Entwickelungen hineingeführt hätte.

Freilich — hinter Luther's charaktervolle Gestalt treten auch diese beiden Männer zurück. Und wir wollen uns auch darüber nicht täuschen: es kennen Tausende in unserer Kirche von Bugenhagen selbst den Namen kaum, und Melanchthon, obwohl bei allen Jubelfesten und Gedenktagen unserer Kirche seit dem Jahre 1817 neben Luther genannt und gefeiert, ist noch immer für sehr Viele eine in unsicheren Umrissen schwankende Gestalt, nicht eine Persönlichkeit, von welcher die Herzen sich erregt und entzündet fühlen. Kann es doch selbst bei denen, die ihn genauer kennen, geschehen, daß sie ihn verkennen und in willkürlicher Vergleichung mit Luther entweder zu weit hinter diesen zurücktreten lassen, oder auch neben diesem in eine Stellung bringen, in welcher er als Haupt einer besondern Reformation erscheint. Es ist darum wohl auch bei der ernsten Feier des heutigen Tages, die an den Abschluß seines

arbeitsvollen Lebens erinnern und dieses Leben selbst kleineren oder größeren Kreisen weithin durch das Vaterland gegenwärtig machen soll, keine allgemeine Theilnahme, keine einmüthige Anerkennung vorauszusetzen. Aber solche Betrachtung soll uns, geliebte Schüler, die Herzen nicht erkälten. Ist doch unsere Feier zunächst eine Schulfeier; und wo wäre ein Herz in evangelischen Landen, das nicht wenigstens für den Praeceptor Germaniae, den unermüdlichen Pfleger der Wissenschaft, den einsichtsvollen Förderer der edelsten Studien, den besonnenen Vermittler zwischen Humanismus und Reformation, den Schöpfer eines neuen Schulwesens auf deutschem Boden, sich erwärmen könnte? Indeß habe ich meine Aufgabe nicht in dieser Begränzung fassen mögen: einmal, damit es nicht scheine, als suchte ich bei solcher Begrenzung an manchen Schwierigkeiten leichter vorbeizukommen, dann aber, weil Melanchthon auch als Praeceptor Germaniae nicht völlig gewürdigt werden kann, wenn man ihn nicht als Reformator verstehen lernt. Und so will ich denn in dieser Stunde getrost

Melanchthon als Reformator

darzustellen suchen, als den Mitbegründer unserer Kirche. Wir betrachten dabei zuerst seine wissenschaftliche Ausrüstung, dann sein Zusammenwirken mit Luther, zuletzt seine eigenthümlichen Verdienste. Möchte mir es gelingen, ein wahres Bild zu zeichnen und denen, für welche ich zunächst zu sprechen habe, zu mehr als flüchtiger Aufnahme nahe zu bringen!

Die evangelische Kirche hatte von Anfang an alle Hülfsmittel der Wissenschaft nöthig, um zahlreichen, mächtigen und leidenschaftlichen Feinden gegenüber ihr Recht zu erweisen und das, was sie als göttliche Wahrheit verkündigte, als solche auch zur Anerkennung zu bringen. Während sie auf der einen Seite sich losrang von dem päpstlichen Kirchenreiche, dessen Häupter seit Jahrhunderten auch allen wissenschaftlichen Bestrebungen Ziel und Richtung angewiesen hatten und noch die Pfleger und Meister einer scharfsinnig entwickelten Scholastik zum Kampf aufbieten konnten, sah sie auf der andern Seite schwärmerisch erregte Massen mit aller historischen Entwickelung brechen, die anerkanntesten Grundlagen verlassen und phantastischen Träumen oder frechen Gelüsten einzig Geltung zugestehen. Gewiß war unter solchen Gegensätzen Glaubenskraft und Zeugenmuth allezeit das Erste und Höchste, was die Vertreter unserer Kirche zu zeigen hatten; aber wenn dadurch die evangelische Kirche gegründet worden ist, — zu ihrer Erhaltung und Sicherung war eine helle, tiefdringende und weitschauende Wissenschaft doch auch nicht zu entbehren, eine Wissenschaft, die das Gotteswort in ganzer Lauterkeit wieder an den Tag bringen, seine Wirkungen und Segnungen, wie seine Entstellungen und Verhüllungen im Gange der Jahrhunderte erkennen, seinen unerschöpflichen Inhalt mit den wahrsten Bedürfnissen des Geistes vermitteln konnte. Von welcher Bedeutung mußte also für die Sache der evangelischen

Kirche, für das Werk der Reformation, ein Mann von so reicher wissenschaftlicher Ausrüstung wie Melanchthon sein! Es war gewissermaßen die Wissenschaft selbst, die in ihm der evangelischen Kirche ihre Dienste entgegenbrachte.

Philipp Melanchthon war ein früh reifender Geist. Noch ein Knabe hatte er durch seine Fortschritte auch im Griechischen die Aufmerksamkeit des großen Reuchlin erregt; mit dreizehn Jahren war er fähig zum Eintritt in die Universität Heidelberg; zwei Jahre später begann er in Tübingen die umfassendsten Studien und betrieb sie mit solchem Erfolge, daß er 1514, als siebzehnjähriger Jüngling, die Magisterwürde erwerben und Vorlesungen über lateinische Dichter eröffnen konnte; neunzehn Jahre alt dachte er bereits an die Herausgabe des Aristoteles; kaum hatte er 21 Jahre vollendet, als ihn auf Reuchlin's Empfehlung Friedrich der Weise an seine Wittenberger Universität berief, die bereits Mittelpunkt der außerordentlichsten Bewegung geworden war.

Was ihn nun bis dahin besonders ausgezeichnet hatte, war Vielseitigkeit der Studien und Zurückgehen auf die Quellen. Er hatte neben dem Lateinischen und Griechischen auch das Hebräische getrieben; er hatte in die scholastische Philosophie sich eingearbeitet, aber auch mit der Jurisprudenz sich bekannt gemacht, medicinische Kenntnisse aus Celsus und Galen sich angeeignet, mathematische Kollegia benutzt und an der Herausgabe einer Weltchronik Theil genommen. Indeß waren die klassischen Studien ihm doch die theuersten. Eine seiner ersten literarischen Leistungen war eine kleine griechische Grammatik; dann gab er Virgil und Terenz mit genauer Beachtung des Metrischen heraus, um hierauf mit Hesiod, Plutarch, Lucian und Aratus sich zu beschäftigen; nach dem Tode seines Lehrers Heinrich Bebel hielt er Vorlesungen über die rhetorischen Schriften Cicero's und wandte sich von diesem Geschäfte wieder zu Aristoteles, dessen Werke in der verderbtesten Gestalt während des ganzen Mittelalters einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt hatten und nun in ächten Texten herausgegeben werden sollten. Mit Recht hat man dieses frühzeitige Zurückgehen auf die Quellen einen ächt reformatorischen Zug genannt.[1])

In der That, vortrefflich ausgerüstet kam Melanchthon nach Wittenberg. Und wie er begonnen hatte, also arbeitete er weiter, noch volle 42 Jahre. Ein Bild des angestrengtesten, unverdrossensten Fleißes bietet hier sich uns dar. Als Lehrer des Griechischen nach Wittenberg berufen, gab er

---

[1]) Vgl. Planck, Melanchthon, Praeceptor Germaniae S. 13. Unstreitig ist diese Schrift unter allen, welche die Feier des 19. April hervorgerufen hat, nächst der von Meurer (Ph. Melanchthon's Leben für christliche Leser insgemein aus den Quellen erzählt) die ansprechendste.

gern der Aufforderung Luther's nach, das Neue Testament in Vorlesungen zu behandeln, und dies zog ihn rasch in die ausgebreitetsten theologischen Studien hinein, die ihn dann zu tief eingreifender Wirksamkeit für die Sache der Reformation befähigten, zum einflußreichsten Mitarbeiter Luther's machten. Aber er hatte Zeit und Kraft für vieles Andere noch, für so verschiedene Gebiete der Wissenschaft, daß kaum zu begreifen ist, wie er in Allem hat heimisch werden, in Vielem unbestrittene Meisterschaft erreichen können. Den alten Sprachen widmete er fortwährend die treueste Aufmerksamkeit; die Werke der Klassiker suchte er durch Vorlesungen und Reden zu empfehlen, durch Ausgaben allgemeiner zugänglich zu machen; für das Studium der Dialektik und Rhetorik wurde er nicht bloß seiner Zeit, sondern auch den folgenden Jahrhunderten der zuverlässigste Führer; auch Mathematik, Physik und Astronomie, Psychologie, Ethik und Politik förderte sein unermüdlicher Fleiß; groß war endlich sein Eifer für Geschichte, zumal für deutsche Reichsgeschichte, und wie er durch Herausgabe und Erweiterung von Carion's Chronicon für die Behandlung der allgemeinen Geschichte eine feste Norm gegeben, so hat er für die Geschichte des Vaterlandes theils in Gelegenheitsreden, welche meist hervorragende Fürsten der Vergangenheit behandeln, theils durch Herausgabe des werthvollen Chronicon abbatis Urspergensis sich thätig erwiesen. Der eine Melanchthon stellte die ganze philosophische Fakultät dar, wie er denn auch, wenn einer seiner Amtsgenossen in amtlicher Thätigkeit sich gehemmt sah, bereitwillig als Stellvertreter eintrat.

Doch all sein Wissen sollte der Sache der Reformation zu gute kommen. Er machte zwar kein Hehl daraus, daß er auch das weltliche Wissen für etwas schon an sich höchst Bedeutendes halte; aber er trug doch auch wieder kein Bedenken, all dieses reiche Wissen höheren Zwecken dienstbar zu machen, und die darauf gerichteten Studien im Verhältniß zur Erforschung und Darstellung der göttlichen Wahrheit als propädeutische zu behandeln. Dadurch aber gewann seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit, wie mannigfaltig sie auch war, den Charakter der Geschlossenheit und Einheit, während sie zugleich, im Zusammenhange mit seiner Individualität, durch Besonnenheit und Umsicht sich auszeichnete. Wenn er nun doch stets wieder am liebsten in den Kreis der propädeutischen Studien sich zurückzog und, bei allen Verdiensten um die Theologie, die ihn des theologischen Doktorhutes so würdig erscheinen ließen, allezeit ein einfacher Magister liberalium artium blieb, so geschah dies, weil er darüber das klarste Bewußtsein hatte, daß eben auf diese Seite der Herr ihn als sein Werkzeug gestellt habe.

Was er nun aber war und wirkte als Mann der Wissenschaft, das unterstützte die Reformation noch in besonderer Weise. Mit Melanchthon schien doch eben die Wissenschaft selbst auf die Seite der Reformation getreten zu sein; als der hervorragendste Repräsentant des Humanismus zog

er Alles, was an diesem gesund und lebenskräftig war, in die von ihm erwählte Richtung mit hinein; als der auf die rechten Quellen zurückleitende Philosoph brachte er die altkirchliche Scholastik vollends in Mißkredit, wie denn bereits bei der Leipziger Disputation im Jahre 1519 der große Dialektiker von Ingolstadt den Magister Philippus mehr scheute als die nächsten Gegner Carlstadt und Luther. Späterhin war Melanchthon auch für die andere Partei durch seine wissenschaftliche Bedeutung ein Gegenstand fast ungetheilter Bewunderung. Seine Schriften wurden auch in Italien, in Frankreich, in England, in den Niederlanden mit Eifer gelesen und lieber zugelassen, als die rasch zündenden oder hart durchschlagenden Lutherschriften. Die Könige von Frankreich und von England suchten mit ihm in Verbindung zu treten, und eine Zeit lang durfte er, als Franz I. ihn nach Paris geladen, an dem Gedanken sich erquicken, daß ihm ein entscheidender Einfluß auch auf die kirchlichen Bewegungen Frankreichs möglich sein werde.[2]) Was soll ich weiter sagen? Melanchthon war für halb Europa die erste wissenschaftliche Auktorität, wie an seine Persönlichkeit sich am längsten die Hoffnungen auf Wiederversöhnung der auseinanderstrebenden Kräfte sich knüpften.

Aber zum Reformator wurde er doch erst durch sein Zusammenwirken mit Luther. Die ganze Geschichte der Kirche hat nichts, was mit dieser Verbindung der beiden großen Männer verglichen werden könnte. In Luther Alles Leben und Charakter, vordringende Thatkraft, rücksichtslose Entschiedenheit, freudiger Kampfesmuth; in Melanchthon gelassenes Denken und Sinnen, Bilden und Bauen, eine gewisse Scheu vor den großen Konflikten der Welt, bei entschiedener Vorliebe für die Stille und Friedlichkeit des Studirzimmers. Allein wie wunderbar ergänzen sie sich doch wieder! Während Luther, der Bergmannssohn, aus dunkler Tiefe das edle Erz zu Tage fördert, ist der Sohn des Waffenschmieds, Melanchthon, bereit, das gewonnene Metall zu verarbeiten und Waffen daraus zu schmieden für den gewaltigen Kampf. Aber warum schildere ich Beider Verhältniß nicht mit Luther's eigenen Worten, wie er sie nach eilfjähriger Bekanntschaft in der Vorrede zum Kolosserbriefe niedergeschrieben hat: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind; mein Geist ist rumorisch und stürmisch, speit einen großen Wald und Haufen der Worte aus; ich muß die Klötze und Stämme ausreuten und bin der große Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber M. Philippus fährt säuberlich und stille daher,

[2]) Noch in neuester Zeit hat Melanchthon durch einen Franzosen (Nisard, Etude sur la renaissance, Paris 1855) eine eingehende Würdigung erfahren. Melanchthon's Stellung zu Frankreich in neuerer Zeit besonders behandelt von Danz, Ueber Melanchthon's Consilium Gallis scriptum, in Illgen's Zeitschrift für die historische Theologie XI, 3, 80 ff.

bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nach dem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich." Darum konnten sie nun auch nicht von einander lassen, und wenn doch Mißstimmungen eintraten, so verband sie das Gefühl, daß der Herr sie zusammengeführt habe und ein gemeinsames Werk ihnen anvertraut, stets wieder auf das Engste. Bereits im Jahre 1520 schrieb Melanchthon: „Sterben will ich lieber, als mich von diesem Manne reißen lassen"; und ein Jahr später, als Luther kränkelte, ergoß er sich vor Spalatin in die Worte: „In ihm ist für Israel eine Leuchte angezündet; erlischt sie, was bleibt uns dann für eine Hoffnung noch? O daß ich mit meiner armen Seele sein Leben erkaufen könnte, da jetzt der Erdkreis nichts Herrlicheres hat als ihn!" Aber auch Luther war gleich durch Melanchthon's Auftreten in Wittenberg durchaus für ihn gewonnen. „Ein bewundernswürdiger Mann, (schreibt er) der fast nichts hat, was nicht über menschliches Maß hinausreichte, mir schon vertraut und inniglich befreundet!" Und in Bezug auf Melanchthon's Theilnahme an der Bibelübersetzung sagt er: „Wenn dieser Grammatiker anderer Ansicht gewesen, bin ich oft zurückgetreten, und ich thu' es täglich wegen der Gaben, die Gott in dieses irdene Gefäß reichlich gelegt hat. In Philippo verehr' ich meines Gottes Werk. Was wir in Wissenschaften und wahrer Philosophie besitzen, das verdanken wir Philippo." Und wie bedeutsam ist nun auch dies, daß Luther, der in seinem Feuereifer oft auch den Nächsten nicht schonte, diesem Freunde gegenüber immer seinen Ungestüm bewältigt und über die Gesinnung desselben auch nicht einmal einen Zweifel sich gestattet hat!

Allerdings ist es zwischen Beiden nicht immer glatt abgegangen. Luther war eine zu gewaltige Natur, als daß der weichere, mildere Melanchthon nicht manchmal sich hätte gedrückt fühlen sollen. Ja, er seufzte wohl zu Zeiten schwer auf und klagte vor andern Freunden über Luther's Heftigkeit, und in einer trüben Stunde hat er von einer häßlichen Dienstbarkeit, in der er stehe, sprechen können. Wir wollen ihn darum nicht tadeln. Es ist hier nöthig, daß wir uns die Grundverschiedenheit beider Männer noch bestimmter vergegenwärtigen. Luther war ein genialer, das Höchste und Tiefste in voller Unmittelbarkeit erfassender, klar und sicher verbindender Geist; sein Erkennen war lebendigste Intuition, und was ihm so gewiß wurde, das hielt er fest als Sache der innersten Erfahrung. So nahm er nun aber auch die Außendinge: in großen Umrissen, in scharfen Gegensätzen, in geschlossenen Massen sah er sie. Und wenn es dann für ihn darauf ankam, das, was ihn erfüllte, in die Welt hineinzutragen, da konnte er nicht lange abwägen und berechnen, wie weit seine Kraft reichen, welchen Erfolg die That haben werde; so sah er nur auf das Ziel, nicht auf die Schwierigkeiten, die vor dem Ziele lagen. Und weil nun doch die Schwierigkeiten oft außerordentlich waren, das aber, was er durch alle Schwierigkeiten hindurchzutragen hatte,

ein so herrliches Gut, die im tiefsten Herzen erkannte und erlebte Wahrheit war, so regte der Widerstand seine Kraft nur um so mächtiger auf, und sein unter den härtesten Prüfungen entwickelter Charakter, getragen von dem Ungestüm seines natürlichen Menschen, konnte dann freilich auch, wie er zu wahren Heldenthaten ihn erhob, zu herrischem Auftreten, zu schonungslosem Dreinfahren ihn fortreißen. Anders nun freilich Melanchthon. Durch Naturanlage und Bildungsgang war er in wesentlichen Beziehungen der ausgeprägte Gegensatz zu Luther. Er war bei aller Reizbarkeit von einer Mäßigung, die in einer Zeit der heftigsten Erregungen um so wohlthuender berührte, aber zu Zeiten auch mißliche Vermittelungen einzuleiten schien; unter den außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Stellung war die ihm eigene Vorsicht sicherlich oft von bester Wirkung, steigerte sich aber freilich auch bis zu einer Aengstlichkeit, die ihn zu keinem Entschlusse kommen ließ und über der Sorge um den Erfolg den Erfolg selbst sich verscherzte; seine Friedensliebe und Duldsamkeit gewann ihm Vieler Herzen, wurde aber zuweilen doch auch eine fast schwächliche Fügsamkeit, bei der die Sache selbst gefährdet werden konnte. Nichts desto weniger fühlen wir uns mit diesen Schattenseiten in Melanchthon's Wesen sogleich wieder versöhnt durch die Betrachtung, daß sein ganzes Thun die zarteste Gewissenhaftigkeit geleitet und zu manchen streng beurtheilten Schwankungen das quälende Gefühl einer ungeheuern Verantwortlichkeit ihn bestimmt hat. Außerdem wissen wir, daß es ihm in entscheidenden Momenten auch an höherem Muthe nicht fehlte, und wenn er zu Augsburg im Jahre 1530 zuweilen von schwerer Sorge gedrückt war, so wußte er doch auch dem Drohen des Kardinals Campeggio mit festem Worte zu begegnen. Und den Muth hatte er wie Wenige, unter harten Anfechtungen und Bedrängnissen, unter schmerzlichen Enttäuschungen und Hemmungen in stiller Treue auszuharren, den oft abreißenden Faden immer wieder geduldig aufzunehmen, immer wieder die ganze Kraft und Liebe einzusetzen für die große Sache.

Aber das bleibt freilich auch unzweifelhaft: ohne das Zusammensein mit Luther wäre Melanchthon kein Reformator geworden, sondern hätte in einem seine Wege suchenden Humanismus sich leicht festhalten lassen und etwa wie ein zweiter Erasmus die Aufmerksamkeit der Welt beschäftigt. Daß er zu so bedeutungsvoller Wirksamkeit emporstieg, war doch zu einem guten Theile Luther's Werk. Und wie hat Luther ihn gehalten in den großen und bangen Tagen zu Augsburg, die ihm den höchsten Ruhm gebracht und Luthern ihn fast gleich gestellt! Welche Briefe hat der Gebannte und Geächtete von der Koburgfeste an seinen unter dem Gewirr des Reichstages zuweilen verzagenden Freund geschrieben! „Eurer großen Sorge, durch welche Ihr geschwächet werdet, wie Ihr schreibet, bin ich von Herzen Feind; daß sie in Eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sachen,

sondern unsers großen Unglaubens Schuld. Und ob die Sache gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet; denn sie ist nicht unser. Ich bitte Euch um Gottes willen, weil Ihr doch sonst in allen Sachen Euch wehret, kämpfet wider Euch selbst; denn Ihr selbst seid Euer größter Feind, weil Ihr dem Teufel so viel Wehr wider Euch selbst reichet!" — Und also hat Luther dem Freunde oft nahe gestanden, der nun auch, als er unter schweren Todesahnungen im Jahre 1540 ein Testament schrieb, in aller Demuth bekannte, daß er von dem ehrwürdigen Manne das Evangelium gelernt habe, während er zugleich den Seinigen zur Pflicht machte, ihn wie einen Vater zu ehren, weil er gesehen und erfahren, mit was für vortrefflicher und recht heroischer Gemüths- und Geisteskraft, mit wie viel herrlichen und großen Tugenden, mit was für einer ausnehmenden Frömmigkeit der theure Mann von Gott begnadigt worden. Er konnte, als er diese Worte schrieb, nicht ahnen, daß bald darauf Luther vom Krankenbette des schon aufgegebenen Freundes den Tod hinwegbeten und in ein fast brechendes Herz durch sein Wort neues Leben hauchen würde. Nichts zeichnet das Verhältniß Beider so wahr und schön, als diese Scene.

Gewiß, Melanchthon ist von Luther's Kraft nicht selten aufgerichtet und gehoben worden; aber er hat doch als Reformator auch seine eigenthümlichen Verdienste. Ich versuche diese jetzt noch in aller Kürze darzustellen. [3])

Da ist nun zuvörderst die Behauptung sicherlich keine gewagte, daß Melanchthon der Begründer der evangelischen Theologie geworden sei. Er hat als Ausleger der heiligen Schrift nicht die Gedankentiefe Luther's; aber dennoch ist gerade er durch die Genauigkeit und Klarheit der Behandlung und durch das Umfassende seiner Arbeiten der Bahnbrecher zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Exegese geworden. Dabei verstand sich für ihn das Zurückgehen auf den Grundtext von selbst; aber er hielt auch daran mit großer Entschiedenheit fest, daß alles Spiel mit allegorischen Deutungen zu verwerfen und ausschließlich der grammatische Sinn zu ermitteln sei, der dann freilich auch dialektisch entwickelt werden müsse, wie denn auch den Gesetzen der Rhetorik Rechnung zu tragen und auf die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Verfasser Rücksicht zu nehmen sei. Und so sind nun seine

[3]) Vor Planck, der in der angeführten Schrift S. 46 ff. Melanchthon's wissenschaftliche Verdienste gründlich besprochen hat, ist in dieser Beziehung doch auch von Matthes: Ph. Melanchthon (Altenburg 1841) S. 396 ff. eine recht gute Zusammenstellung gegeben worden. Vgl. Landerer's Charakteristik in Herzog's Real-Encyklopädie IX., 285 ff. Wir wünschten gerade von diesem eine erschöpfende Biographie Melanchthon's, die nur noch fehlt und auch erst nach der Vollendung der Ausgabe der Werke im Corpus Reformatorum möglich ist.

Kommentare zum Evangelium Johannis, zu den Briefen an die Römer, an die Epheſer, an die Koloſſer für lange Zeit Muſterarbeiten geweſen. Wie wäre ich aber im Stande, die Verdienſte, welche Melanchthon als Dogmatiker ſich erworben hat, an dieſer Stelle ausreichend darzuſtellen! Ich müßte dann ſeine Loci communes rerum theologicarum — die erſte evangeliſche Dogmatik — eingehender beſprechen und zeigen, wie dieſes Werk, das Luther ſelbſt mit Begeiſterung aufnahm und kanoniſcher Geltung werth hielt, ganz unmittelbar aus dem Reichthum bibliſcher Wahrheit geſchöpft iſt und dem reformatoriſchen Grundgedanken die entſprechendſte Faſſung gegeben hat. Ich müßte dann darſtellen, was Melanchthon in der Augsburgiſchen Konfeſſion und der dazu gehörigen Apologie, dieſen Werken ſeltener Umſicht und Lehrweisheit, unſerer Kirche dargeboten hat. Ich hätte auch darauf einzugehen, wie er nach einzelnen Seiten hin, namentlich in Bezug auf Abendmahl und freien Willen, von den ſtreng-lutheriſchen Auffaſſungen abgelenkt und damit Kämpfer heraufbeſchworen, die ſeine letzten Jahre furchtbar trübten. Ich würde dabei zu begründen haben, daß er, indem er nach ſorgfältigſter Prüfung und innigſter Ueberzeugung, die aus *ſeinen* Herzenserfahrungen entſprungen war, für weſentliche Lehren einen ſelbſtſtändigen Ausdruck ſuchte und feſthielt, auch einem Manne, wie Luther, gegenüber, durchaus im Geiſte des Proteſtantismus gehandelt hat. Aber ich käme hier auf Gebiete, wo nichts geſagt iſt, wenn nicht geſchloſſene Beweisführung eintreten darf, und ſo muß ich gerade da am dürftigſten ſein, wo der reichſte Stoff zur Hand liegt.

Oder ob ein noch reicherer zu bewältigen iſt bei Darſtellung der Verdienſte, die Melanchthon als Begründer des evangeliſchen Schulweſens ſich erworben hat? Melanchthon war ſelbſt ſein ganzes Leben hindurch ein Schulmann von hingebender Treue und unermüdlicher Thätigkeit; um ſeinen Lehrſtuhl drängten ſich fort und fort Hunderte von Jünglingen aus allen Gauen des Vaterlandes; ſein eigenes Haus war zu Zeiten erfüllt mit Zöglingen, denen er eine ganz beſondere Sorgfalt widmete und Vater wurde;[4]) und wenn der kleine Mann mit den klaren Augen und der hohen Stirn in den wildeſten Studententumult trat, da beugte ſich Alles in Ehrfurcht, da fuhren die gezückten Klingen roher Geſellen in die Scheide. Gewiß hat nun ſein Beiſpiel ganz unmittelbar dazu beigetragen, den Schulen Lehrer, der Jugend Führer zu erziehen. Aber Begründer des evangeliſchen Schulweſens iſt er beſonders dadurch geworden, daß er, umſichtig fortführend, was Luther angeregt hatte, die klaſſiſchen Studien, welche bis dahin der etwas

---

[4]) Das iſt jetzt in ſehr anziehender Weiſe geſchildert von Koch: Ph. Melanchthon's Schola privata. Gotha 1859. 8. Melanchthon's Lehrweiſe lernt man recht gut auch kennen aus einem noch wenig für dieſen Zweck benutzten Buche: Locorum communium collectanea a Jo. Manlio excerpta.

unruhige Enthusiasmus der Humanisten mehr gepriesen als heimisch gemacht hatte, nach ihrem formalen wie ethischen Bildungswerthe den Bedürfnissen der Jugend anpaßte und in das rechte Verhältniß zur Kirche wie zum Leben setzte. Ihm vor Allen haben wir's zu danken, daß, indem er so die klassischen Studien zur Geltung brachte, einerseits diese selbst vor der Verirrung in leeren Formenprunk und heidnische Gesinnung bewahrt, andererseits aber auch die theologischen Studien frischer, gründlicher, geschmackvoller gemacht wurden. Es ist nicht seine Schuld gewesen, wenn man später die von ihm gelegten Grundlagen verlassen, und erst nach der einen, dann nach der andern Richtung in Einseitigkeiten sich verloren hat; im Ganzen haben die Grundsätze, die er so beharrlich vertreten und schon in seiner Antrittsrede zu Wittenberg — de corrigendis adolescentiae studiis — so überzeugend ausgesprochen, die nächst folgenden Jahrhunderte beherrscht. Und was er als das Rechte verkündigt hatte, das hat er in weiten Kreisen auch in's Leben eingeführt. Wie viele Schulen sind unter seiner Mitwirkung gegründet worden![5]) wie treffliche Lehrmeister hat er nach allen Seiten ausgesendet! Wie hat er zugleich, den die höchsten Angelegenheiten, die gewaltigsten Erschütterungen, die folgenreichsten Entscheidungen bewegten, der auf Reichstagen und bei Religionsgesprächen eine so hervorragende Stelle einnahm und eines europäischen Ruhmes gewiß war, mit größter Unverdrossenheit für die Schule Grammatiken, Klassikerausgaben, Lehrbücher abgefaßt! Wie hat er endlich rastlos auch Fürsten und Obrigkeiten wegen würdiger Ausstattung der Lehranstalten gedrängt, wie ihre Schlaffheit aufgerüttelt, wie die Verschleuderung herrlicher Mittel gestraft, wie die Willigen ermuntert und gehoben! Er hat Viel durchgesetzt. Gegen die Mitte des Jahrhunderts war das evangelische Deutschland mit Schulen erfüllt, war rings um den herrlichen Mann ein

---

[5]) Das evangelische Schulwesen entwickelte sich unter größeren Schwierigkeiten, als man gewöhnlich annimmt. Allerdings wirkte schon der in der Kirchen- und Schulordnung vom J. 1528 enthaltene Lehrplan weit über Sachsen hinaus (vgl. für Hessen: Weber, Gesch. der städtischen Gelehrtenschule in Kassel S. 287, für das Nassauische: Lorsbach, Beiträge zur Gesch. der chemal. latein. Schule in Siegen I. S. 14), und was Melanchthon 1526 in Nürnberg eingerichtet hatte, gewann Geltung in andern Kreisen; aber 1540 klagt er in der Zuschrift an den Buchdrucker Egenolph vor der verbesserten Ausgabe seiner größern latein. Grammatik, welche mit seiner Zustimmung Michllus besorgt hatte, daß, während sonst die schlechten Klosterschulen so viele Schüler gehabt hätten, jetzt die Zahl der Lernenden sehr gering sei, und er ermahnt nun die Obrigkeiten, die bei der Reformation der Kirche durch Wissenschaften und Gelehrsamkeit unterstützt worden, dieselben aus Dankbarkeit von dem Untergange zu retten. Dennoch war zwischen dem J. 1525, wo alles Schulwesen zu zerfallen drohte, (vgl. die Nachrichten aus Wiedemann's Hofer Stadt-Chronik in: Fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theol. Sachen 1735. S. 440 f. und Sintenis zur Geschichte des Zerbster Schulwesens S. 11), und den letzten Lebensjahren Melanchthon's ein außerordentlicher Unterschied.

ganzes Geschlecht von Schulmännern erwachsen, die alle in ihm ihren Meister, ihren Vater verehrten [6]). Während in den katholisch gebliebenen Ländern alles Schulwesen zerrüttet und hoffnungslos daniederlag, schufen sie Großes und Bleibendes, und noch jetzt blicken wir zu Männern, wie Valentin Friedland, Michael Neander, Petrus Vincentius, mit Bewunderung auf, zu diesen Männern von wahrhaft klassischer Bildung und evangelischer Glaubenskraft [7]).

Ja, meine geliebten Schüler! in Melanchthon steht der ehrwürdige Patriarch eines ununterbrochen sich erneuernden Lehrergeschlechts vor Euch! O daß ich in lebendigen Farben Euch gegenwärtig machen könnte, welcher Segen allein in dieser Beziehung von ihm ausgegangen ist! Daß ich zu zeigen vermöchte, wie das von ihm geförderte Schulwesen das ganze Kulturleben mancher Landschaften umgewandelt [8]), wie auch unser kleines Heimathland, die Lausitz, zum Theil seinen ganz unmittelbaren Einfluß erfahren und von den Gaben, die er ausgestreut, lange gezehrt hat!

Aber ich will Euch jetzt in sein Sterbekämmerlein blicken lassen. Heute vor 300 Jahren — es war der Freitag der Osterwoche — nahte der Tod

---

[6]) Es läßt sich dies durch zahlreiche Thatsachen belegen. Freilich war auch jetzt noch Viel zu wünschen, und 1555 konnte Melanchthon nach einer Visitation der drei Fürstenschulen an den Kurfürsten August schreiben, daß die Erhaltung dieser Anstalten höchst nöthig sei, „dieweil in vielen Landen deutscher Nation die schulen ungeacht sind und nicht erhalten werden, daraus heidnische blintheit und grobe barbarey volget, davon wir viel berichten können; denn viel aus andern landen in die universitäten khomen, die in ziemlichem alter noch nichts von christlicher lehr wissen und erst in diesen landen die tinderlehr und catechismum zu lernen anfahen." Palm: De pristina illustris Moldani disciplina narratio p. 6.

[7]) Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diese drei Männer uns besonders nahe stehen, da sie der Lausitz angehören. Ueber den Ersten hat Löschke in der Schrift: Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken (Breslau 1856), über den Zweiten Havemann in seinen Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander (Göttingen 1841), über den Dritten, der selbst schon wieder ein Schüler Friedland's war, aber auch mit Melanchthon in enger Verbindung stand, Tagmann in der Schrift: Petrus Vincentius, der erste Schulen-Inspektor von Breslau (Breslau 1837), gehandelt. — Oberlausitzer aus Melanchthon's Schule waren auch Joh. Hoppe aus Bautzen und Joh. Lauterbach aus Löbau. Das Andenken des Ersteren ist von Hirsch in seiner Gesch. des akademischen Gymnasiums zu Danzig S. 6 ff. und von Lazynski in dem Programm die Kulmer Akademie im J. 1554 erneuert worden; der Andere, berühmt als latein. Dichter, starb als Rektor in Heilbronn. Finck, Verzeichniß der Lehrer an der Gelehrtenschule zu Heilbronn S. 6. und 40.

[8]) Ueber den Einfluß der Schule Valentin Friedland's auf die geistliche Lehrpoesie in Schlesien und mittelbar selbst auf Opitz: Vilmar, Gesch. der deutschen Lit. Bd. 2. S. 17 f. Vornehme Polen, die Friedland's Schüler gewesen waren, verbreiteten die evangelische Lehre in ihr Vaterland. Ziegler, Beiträge zur älteren Geschichte des Gymnasiums in S. Lissa II.

dem kampfmüden Manne als Erlöser. Was hatte er nach Luther's Hinscheiden in langen vierzehn Jahren noch erlebt! Die Schrecken des schmalkaldischen Krieges, die Zerrüttung der Universität Wittenberg, die vielleicht nur seine Standhaftigkeit rettete, das Unglück seines frommen Landesherrn, dann die Bedrängnisse der Interimszeit, unter denen er mehr noch durch Anderer, als durch eigene Schuld, so Schweres litt, die heftigen Lehrstreitigkeiten, in denen er die Arbeiten und Verdienste eines langen Lebens so hart verkannt sah und so sehr Ursache hatte, mit dem an den Kaukasus geschmiedeten Prometheus sich zu vergleichen, die drohenden Verwickelungen endlich, welche trotz des Augsburgischen Religionsfriedens auf allen Seiten sich einleiteten und endlich in einen unheilvollen Knäuel sich zusammenballen sollten, — das Alles hatte er durchleben und tragen müssen. Und er hatte ausgehalten, die wundgedrückten Schultern immer wieder aufgerichtet, das tief verletzte Herz immer wieder in Worten des Friedens sich ergießen lassen. Voll Sehnsucht nach der Stille hatte er doch nie den betäubenden Lärm des Kampfes feig gemieden; zuweilen ohne Freudigkeit und Hoffnung beim Blicke auf die wachsenden Wirrsale, hatte er doch immer wieder gearbeitet wie ein Hoffnungsvoller; der Untreue und des Verraths bezichtigt, hatte er mit der Hingebung, die er in schöneren Jahren bewiesen, seinen Pflichten gelebt. Die letzten vierzehn Jahre sind ihm ein ununterbrochenes Martyrium gewesen, und er hat sich keiner Art der Prüfung entzogen: sein Heldenthum liegt in seiner still ausharrenden Geduld.

Jetzt war es still um ihn; nur Kinder und Enkel und die nächsten Freunde umstanden ihn, und sie beteten mit ihm. Schmerzen und Fieber trübten ihm das Bewußtsein nicht; das Heil der Kirche, der Universität, der Seinen beschäftigten den herrlich-klaren Geist. Viel betete er selbst, und was man ihm vorbetete, die Psalmen 24—26, Jesaias 53, das hohepriesterliche Gebet des Herrn, das fünfte Kapitel des Römerbriefs, — das betete er leise mit. Man erkannte deutlich, wie ihm das große Wort Erquickung war: „auf daß sie alle Eins seien, wie wir Eins sind!" Und als nun Peucer, sein Schwiegersohn, über ihn sich beugte, mit der Frage: „Vater, begehret Ihr noch etwas?" da hauchte er: „nichts als den Himmel!" Dann segnete der Beichtvater den Sterbenden ein; wie ein Licht, — so erlosch er.

Wie ein Licht! Man hat oft schon in alten Tagen für einen rechten Lehrer das schöne Symbol eines Lichtes gewählt und dann wohl auch die Schrift dazu gesetzt: Aliis inserviendo consumor, indem ich Andern diene, verzehre ich mich *). — Was schreiben wir besser unter Melanchthon's Bild? Und was können wir Alle lieber zum eigenen Wahlspruch machen? O es ist das

*) Planck a. a. O. S. 45.

Höchſte, was wir uns zuſchreiben können: Indem ich Andern diene, verzehre ich mich! —

Und doch, nicht ein erloſchenes Licht, ſondern eine hell brennende Leuchte ſoll uns Melanchthon heißen, und des Propheten Wort ſoll auch von ihm, dem großen Lehrer unſrer Kirche, wie eine Weiſſagung gelten: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, ſo viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Amen.

V.

Vortrag,

gehalten in der Aula des Gymnasiums zu Görlitz
am 19. April 1860,
zur dritten Säkularfeier des Todestages Philipp Melanchthon's,
vom Professor Dr. Strube.

Hochgeehrte Festversammlung,
Liebe Schüler unsers Gymnasiums!

Die Feier des zehnten Novembers, welche wir in diesen Räumen einem großen Dichter zu Ehren begangen haben, ist hier und an anderen Orten — so mächtig hatte sie alle Herzen ergriffen — selbst heut noch in ihren Nachklängen vernehmbar. Diese edle Begeisterung für einen großen deutschen Dichter ehrt unser großes Vaterland nicht minder als ihn für den es sich entflammte! — Sie ist entsprungen aus dem freudigen Gefühle des Einsseins aller Deutschen in der Bildung und in der Sprache welche Schiller redet, welche die Sprache einer edeln, gefühlvollen Menschlichkeit ist, die in ihrer freieren, hochsinnigen Ueberschwenglichkeit selbst bei denen einen entsprechenden Anklang findet, deren Ohr der Sprache göttlicher Offenbarung völlig verschlossen ist. Darum war auch ganz Deutschland, das gebildete und das halbgebildete, in dieser Dichterfeier mit sich einverstanden, und die Mitfeier dieses Festes vereinte selbst die in fremden Ländern zerstreuten Söhne Eines Vaterlandes, welches so selten ein einiges ist. Die Unterschiede der Religionen, der Konfessionen, der Stände und der so verschieden beherrschten Gaue schienen für einen Augenblick verschwunden in dem Rausche der Begeisterung für einen Dichter, der in seinem erhabenen Fluge das „niedere Erdenleben" zu seinem Dichterhimmel emporhebt, und der mit dem „süßen Klange des Schönen" und dem farbigen Dufte einer idealen oder richtiger gesagt „imaginativen" Welt uns sinnvoll und bedeutungsvoll umwoben hat. Sein edles Pathos klang aus den begeisterten Worten der

Festredner wieder, und wo dies nicht der Fall war, vermochte doch die glückliche Feststimmung aller Feiernden das Mangelnde zu ersetzen.

Nicht so günstig ist der Redner, nicht so glücklich sind die Hörer zu der heutigen Feier und zu dem Gegenstande derselben, d. h. zur Betrachtung unsers großen Reformators Philipp Melanchthon gestellt. Er ist der Mann eines längstentschwundenen Jahrhunderts, welches in seinem Lieben und Leiden, seinem Ringen und Streben dem Zuge eines andern Geistes folgte als der ist, welcher gegenwärtig als „der herrschende" die abendländische Welt durchzieht. Melanchthon war ein treuer Pfleger und Förderer eines Humanismus, welcher alle Keime edler Menschlichkeit in seinem fruchtbaren und befruchtenden Schooße birgt, allein dieser Humanismus Melanchthon's ist ein anderer als der gegenwärtig von der sogenannten gebildeten Welt gepflegte, ein anderer als der, welcher eben diese Welt um unsern großen Dichter in mitfühlender Begeisterung schaarte; Melanchthon's Humanismus stellt sich nicht den heiligen Offenbarungen Gottes, nicht der Theologie, nicht dem Glauben entgegen auf welchem die Kirche Christi seit Jahrhunderten ruht, sondern seine Größe besteht darin, daß er alle Schätze menschlicher Erkenntniß durch die Pflege der alten Sprachen und Wissenschaften (— deren Lehrer und Meister das sechszehnte Jahrhundert, um sie von den Theologen und Scholastikern zu unterscheiden, mit dem Namen Humanisten bezeichnete —) auf die Neubelebung der theologischen Wissenschaft verwendet, indem er alle menschliche Erkenntniß, selbst die aus dem Heidenthum, wie sie durch die großen Dichter und Denker von Hellas und Rom in so unnachahmlicher Weise überliefert ist, nicht in einen Gegensatz bringt gegen die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift, wie ihn der moderne Humanismus herbei zu führen sucht, sondern zur Vertiefung in den Glauben an dieselbe, und zur richtigen und wahrhaft menschlichen Gotteserkenntniß erhebt. Hier war der Humanismus an seiner rechten Stelle, hier vertrat er jene gesunde, lebenskräftige Menschlichkeit, welche im Gegensatze gegen den damaligen theologischen Romanismus und gegen den ungesunden Scholasticismus neues Leben in die verfallende Kirche brachte, während jener den Menschen eben so sehr wie Gott selbst, um die ihm gebührende Ehre zu bringen drohte. Dieser Humanismus der Reformation, sowie der der großen Reformatoren, ist aber himmelweit verschieden von dem modernen, allbeliebten, und durch Deutschland, die Wiege der großen Kirchenreformation, selbst in Kirchen und Schulen gepflegten, als dessen Priester und Propheten man viele unserer großen Dichter und Denker, und auch unsern Schiller, in verkannter Popularität verehrt. Ebendieselbe ist man leider auch in ähnlicher Verkennung unsern großen Reformatoren Luther und Melanchthon zuzuwenden bemüht gewesen. Darum hat man es versucht den jüngstgefeierten großen Dichter mit dem heut zu feiernden großen Reformator zusammenzustellen, einzig um letzterem das Interesse der Gegenwart zuzuwenden, beide aber als

Pfleger eines Kultus zu preisen, welcher heutzutage unzählbare Schaaren blinder Verehrer zählt, und den man bald als den Kultus der Humanität, bald als den der Bildung und des Fortschritts, der Aufklärung und der Freiheit oder mit welchem andern Namen sonst bezeichnet. Hierbei hat man gegen den großen Reformator sich viel mehr als gegen den Dichter vergangen. Zwar gab es auch im sechszehnten Jahrhundert eine Richtung des Humanismus, welche kirchenfeindlich und antichristlich sogar genannt werden muß, diese trat aber der Reformation nach nicht langer Zeit eben so feindselig entgegen wie sie zuletzt alles Christenthum bekämpfte; mit dieser Richtung ist der moderne Humanismus verwandt, welcher heutzutage auch in Deutschland bei Menschen aus allen Klassen nicht blos an die Stelle des Christenthums, sondern überhaupt aller Religion getreten ist.

Sollte man annehmen können, daß diese Richtung gegenwärtig überhaupt die herrschende sei und daß deren Koryphäen allein Interesse zu erregen vermöchten, so würde man sich über die verhältnißmäßig geringe Theilnahme, welche eine Erinnerungsfeier an des großen Reformators Todestage zu erregen scheint, nicht zu verwundern haben. Wenn man aber den Ursachen dieser Theilnahmlosigkeit genauer nachforscht, wird man wohl nicht irren, wenn man als die hauptsächlichste ansieht, die Unkenntniß von einem Jahrhundert, welches uns doch so nahe, so werth und so theuer sein sollte, wie kein anderes.

Ihm verdanken wir ja die höchsten Güter des Lebens, deren wir uns gegenwärtig in unbestrittenem Besitze erfreuen, wie ihn kein anderes als das deutsche Volk in gleicher Sicherheit genießt. Diese Glaubensfreiheit jedoch, die theure Errungenschaft unserer Väter, welche freudig ihr Hab und Gut, ja Blut und Leben einsetzten — um nur ihr Gewissen von Heuchelei und Aberglaube, von Mißbrauch des Heiligen und von Verkennung der Wahrheit frei zu machen — scheint den Erben und Nachkommen dieser Gotteskämpfer schon nicht mehr „des Schweißes der Edeln" werth, diese Freiheit, das höchste Gut, wird an „die Zügellosigkeit des Unglaubens" verrathen und preisgegeben, an eine „Glaubenslosigkeit", welche schrecklicher ist als der „Aberglaube", gegen welchen sich die Gewissen der Väter erregt fühlten. Weil nun heutzutage die große Menge der sogenannten Gebildeten oder eigentlich Halbgebildeten, welche den gleichgesinnten Stimmführern der öffentlichen Meinung folgen, jedes Inhalts jenes Glaubens für welchen die Helden des 16. Jahrhunderts kämpften, baar und ledig ist; weil sie in einer Freiheit des Unglaubens, in der Schrankenlosigkeit des Beliebens, in der Willkür der Meinungen das höchste Ziel, wonach das gegenwärtige Jahrhundert zu trachten habe, zu erkennen meint, so ist ihr jene Zeit „des Ringens um Glauben und um lautere göttliche Offenbarung und um Befreiung von eiteln Menschensatzungen"

fern gerückt, ja gleichgültig und fast unbekannt. Für die Genossen einer höheren Bildung, für die Schüler einer gelehrten Schule würde aber eine solche Unkenntniß der großen Glaubenszeit des Jahrhunderts, der glaubensbegeisterten Reformation eine Schmach sein, wogegen es als eine heilige Pflicht der Lehrer an solchen Schulen erscheint, jede Gelegenheit, zumal aber diese eigens zu diesem Zwecke gebotene und dargebotene Erinnerungsfeier, die uns das Andenken an einen der einflußreichsten Reformatoren in unsre dankerfüllten Herzen zurückzurufen bestimmt ist, wahrzunehmen, um die Jugend mit dem Werthe und der Bedeutung jener mächtigen Bewegung, welche länger als zwei Jahrhunderte ganz Europa erschütterte und deren Ergebniß eine Umgestaltung aller nicht blos geistigen, sondern selbst leiblichen und äußerlichen Zustände unsers Vaterlandes war — bekannt zu machen.

Darum, hoffe ich, wird eine hochgeehrte Festversammlung es dem Vortragenden gewiß gern gestatten, wenn derselbe seinen geliebten Schülern gegenüber, jenen geistigen Kämpfen des Jahrhunderts unsers großen Melanchthon eine eingehende Betrachtung widmet, schon deshalb, weil aus der Darstellung dieser mächtigen, alle Geister jener Zeit erregenden Kirchenbewegung die Bedeutsamkeit dieses einflußreichen Theologen, der ein eben so bedeutender Humanist, d. h. Philolog und Philosoph, Natur- und Geschichtskundiger, ja Staatsmann und Gelehrter zugleich war, hervorgehen muß. Der Freund und Gefährte Luther's nimmt in dem Centrum dieser Bewegung eine so hervorragende Stellung ein, daß ihn nicht zu beachten und ihn nicht zu kennen — eine völlige Unbekanntschaft mit der Geschichte unsers großen Vaterlandes, ja mit der gesammten Weltgeschichte voraussetzen ließe.

Der Zeit, meine lieben Schüler, in welcher Melanchthon geboren wurde, geht eine Periode von Entdeckungen voraus, durch welche die abendländische Welt nicht blos in den Besitz neuer Welttheile gelangt ist, durch welche vielmehr auch in allen romanischen Ländern, welchen diese Entdeckungen besonders zu gute kamen, eine Regsamkeit des geistigen Verkehrs nach allen Seiten hin hervorgerufen wurde, welche allen Wissenschaften und Künsten, die im Alterthume geblühet hatten, aber lange Jahrhunderte hindurch vernachlässigt worden waren, neues und frisches Leben verlieh. Dazu kamen die wiederaufgefundenen Schätze der Hellenenwelt, überhaupt des Alterthums, deren man sich, anfänglich mit Hülfe der aus Griechenland vertriebenen Gelehrten, zu bemeistern verstand. Die Schriften, die man studirte, die Philosophen, die Dichter, die Redner, die man bewunderte, sie gehörten einer der geoffenbarten Christusreligion noch abgewendeten Welt, und jene großen Denker haben allein mit dem Lichte ihrer eigenen Vernunft in dem Gewebe schöner Dichtung oder mit dem Mittel hinreißender Darstellung begabt, ihren Zeiten vorgeleuchtet, sie strahlen nur in dem Glanze menschlicher Weisheit

und menſchlicher Herrlichkeit, und verblenden oder blenden nur den, welcher die Gottesweisheit der Offenbarung nicht empfangen oder, wenn ſie ihm dargeboten worden iſt verſchmähet oder verachtet hat. — Eine ſolche Verachtung gerade von Seiten der angeſehenſten Gelehrten, ja ſelbſt der Fürſten und Herren über Kirche und Staat, riß damals die verödeten Herzen zur blinden Bewunderung des klaſſiſchen Heidenthums hin; Menſchenweisheit, Humanismus genannt, beginnt einen offenen Kampf, zunächſt freilich gegen kirchliche Theologie aber eigentlich gegen einen barbariſchen Scholaſticismus, der ſich ihrer bemächtigt hatte, im weiteren Fortgange aber überhaupt gegen alle chriſtliche Offenbarung und kirchliche Geſtaltung derſelben in einer Welt, die allerdings mit ihrem Heidenthume die heilige Kirche Chriſti nach vielen Seiten hin entheiligt und entweiht hatte.

In Italien, und daſelbſt in Florenz, inſonderheit in Rom ſelbſt, in dem Sitze der Kirche iſt es, wo ſich die neuentſtandenen Humaniſten mit allen Waffen der Bildung und des Witzes, eben nicht lange nur dem zeitherigen Scholaſticismus und Barbarismus, ſondern bald dem alten Glauben, den ewigen Mächten geheiligter Sitte und Wahrheit ſophiſtiſch entgegenſtellen; ein modernes Heidenthum wünſchten ſie an die Stelle des verſchmäheten Chriſtenthums zu ſetzen. — Die „gelehrte Welt," zeigte ſich dort, wie anderwärts, wie auch heutzutage oft, in ihrer Ueberſchwenglichkeit als die „verkehrte." — In Deutſchland hingegen ſchloſſen ſich die einer beſſern Richtung nachſtrebenden Humaniſten, d. h. Philologen mit deutſchem Wahrheitsſinne, mit deutſcher Treue, zu einer heldmüthigen Phalanx zuſammen, — ſie eröffneten alsbald den kühnen Feldzug für den geläuterten Glauben gegen den frivolen Unglauben der Gelehrtenwelt Italiens, wo nicht ſelten ſelbſt hohe Würdenträger der Kirche, ihrem geheiligten Amte hohnſprechend, den „mit Füßen traten, deſſen Brod ſie aßen." Deutſche Gelehrte waren es, die in ihrem treuen Wahrheitsſinne das Evangelium als einen heiligen Schatz dem irdiſchen Staube enthoben, worin es verſchüttet zu werden bedroht war; im deutſchen Volke hatte daſſelbe ja noch immer eine heilige Stätte gefunden, und nicht die Hütten nur, die Fürſtenburgen eben ſo wie die Patricierhäuſer, die mächtigen Städte nicht minder wie die von dem tapfern Adel beherrſchten ländlichen Gaue, zeigen ein Volk deſſen Herzen noch nicht jener evangeliſchen Einfalt und Innigkeit ſoweit entfremdet ſind, daß es den Künſten des Romanismus erlegen wäre, welcher andere Länder mit einem Netze von Aberglauben oder frivolem Unglauben umſponnen hielt. Sitte und Zucht walteten noch in Häuſern und Hütten, weil noch nicht die Reichthümer entdeckter Goldländer oder der Handel mit fernen Welttheilen Ueppigkeit und Uebermuth erregt hatten. Aus einem ſolchen Volke konnte auch die gelehrte Welt nimmer in das verkehrte Treiben menſchlicher Selbſtüberhebung verlockt werden, weshalb hier in Deutſchland die wiedergewonnenen

alten Sprachen und Wissenschaften nicht zu Werkzeugen kecken Umsturzes der Jahrhunderte lang gezimmerten Bauwerke gebraucht wurden, sondern zur Reinigung, Verbesserung, Wiederherstellung alles dessen, was zu verfallen und mit seinem Sturze und seinen Trümmern selbst den Grundbau der ewigen Wahrheit zu verschütten drohte. Durch Erforschung der heiligen Schrift in den Ursprachen entfernte man in Deutschland den Wust aberwitziger Scholastik, der sich um den reinen Bau aufgethürmt hatte, und eröffnete die Brunnquellen des Heils wiederum in ihrer Lauterkeit und Reinheit aus denen auch wiederum die wahrhafte Humanität gewonnen werden konnte, welche allein im Stande ist die Barbarei, mag sie gelehrte oder ungelehrte Barbarei sein, welche sich in Schulen und auf Universitäten eingedrängt hatte, zu beseitigen. Diese Humanität, welche die deutschen Gelehrten als die allein wahre erkannten, vergötterte nicht den Menschen durch einen Menschenkultus, wie Welschlands Kunst- und Wissenschaftstaumel dies erstrebte, sondern ließ Gott und Gottes Worte die Anbetung und Ehre, die ihm gebührt, wodurch auch allein allem Menschlichen seine wahrhafte, gesunde und heilsame Richtung und seine ihm gebührende Würdigung zu Theil wird. Ein Bekenner und treuer Lehrer desselben ist unser Praeceptor Germaniae, der große Melanchthon.

Er bannte den neuen, vernichtenden Geist, der sich in der wiederauferstandenen Humanität des klassischen Alterthums regte, er bannte ihn durch den heiligen Gottesgeist, welcher aus dem Worte Gottes wehete, wie es die neuentdeckten alten Sprachen kundgaben. Er rettete für die Jugend und Luther für das Volk das Neue in dem Alten, aus dem Vergänglichen das Ewige, — aus der Weltweisheit die Gottesweisheit; er verschmolz die Herzen der Jugend in heiliger Liebe mit dem Glauben an das Unerforschbare, aber einzig Nothwendige, was keine Sprache und keine Wissenschaft zu finden vermag, was aber Allen gegeben wird, — welche in der rechten Weise danach suchen. Denn ein Suchender, ein Lernender blieb er der allzeit Lehrende und Leitende stets, die Selbstgenügsamen und Fertigen dagegen liebte er nicht — so wenig wie die Werkheiligen und Selbstgerechten. Zürnen, wahrhaft zürnen konnte er aber, gleich Luther, über alle Sophisten, Skeptiker, Epikureer. Der skeptische Humanismus, welcher an dem römischen Hofe jenes Epikureers auf hohenpriesterlichem Stuhle keck von einer „Fabula de Christo spottete, die recht einträglich sei;" und der auf dem Throne Christi saß um die Sache und das Reich Christi in die unwürdige Dienstbarkeit der Welt zu bringen und unter den Geist der Zeit zu erniedrigen, sollte durch Melanchthon dem wahren Humanismus, dem richtigen Gebrauche der Sprachen und Wissenschaften weichen, zur Ehre Gottes und seines heiligen Wortes.

In deutschen und stammverwandten Ländern, wo Lehrer und Gelehrte, wie Rudolph Agricola in Gröningen, Alexander Hegius im Münsterschen und sein großer Schüler Erasmus, wo Hermann von dem Busch in Westphalen,

wo endlich Johannes Reuchlin, geboren zu Pforzheim, wo Tritenheim, wo Beatus Rhenanus, Jakob Wimpfeling, Dringenberg in Schlettstädt und dessen berühmter Schüler Simler und Franziskus von Stade, beide Lehrer Melanchthon's, die neue Philologie und so den Humanismus in den Dienst der Theologie gaben, da wurde das Wort des Apostels wahr, welches Melanchthon seinen Schülern in Wittenberg so gern zurief: „Die Künste, die Wissenschaften, die Sprachen und die Schulen, Alles ist euer, und ihr seid Christi!"

Wie traurig stand es dagegen in Italien, wo die hohen Kirchenfürsten, ein Alexander VI., ein Julius II., ein Leo X, wo ihre Kardinäle, wo die großen Mediceer ihre Reichthümer, ihre Macht, ihr Ansehen der idealen Wiederbelebung des klassischen Alterthums, — am Ende gar einem rehabilitirten Heidenthum — aufopferten, wo vom 14. Jahrhundert an der „Genius der Humanität", d. h. die verfeinerte, civilisirte Sinnlichkeit in alter Weise gepflegt wurde, Sitte aber und Scham sich verhüllten Angesichts von den Höfen der Fürsten und von den neuen Akademien gelehrter und künstlerischer Enthusiasten hinwegwendeten, denn „Augenlust, Fleischeslust, hoffärthiges Wesen", nicht apostolische Einfachheit und Lauterkeit stellten die geistlichen und weltlichen Höfe Italiens dar. Vergötterung heidnischer Lüsternheit und maßlose Bewunderung antiker Kunst und Wissenschaft, neben Verachtung des armen Lebens Christi und seines heiligen Evangeliums — beides entehrt das Wesen, entehrt die Schriften ausgezeichneter Gelehrten, oder trefflicher Künstler. Ein Pico von Mirandola, ein Angelo Politiano, ein Christoforo Landini, Marsilio Ficino, Laurentio Valla — diese großen Philologen, Künstler, wie Michel Angelo, Rafael, Leonardo, Titiano, welche Rom, Florenz, Venedig mit ihren Wunderwerken bezauberten, haben die einen nicht den Plato oder Cicero höher als des „Menschen Sohn" gestellt, die Philosophie höher als das Christenthum, die anderen aber neben und selbst in ihren Darstellungen des Heiligen, die ideale, d. h. imaginative Welt verfeinerter Sinnlichkeit in reicherem Glanze ihrer herrlichen Gaben entfaltet, lebendiger ergriffen als die Anbetung Gottes im „Geiste und in der Wahrheit?"

In Deutschland dagegen und den stammverwandten Ländern wirkte die Neugestaltung der Wissenschaften und Künste kirchenbelebend und sittenverbessernd. Nur mit deutschem Geiste aufgefaßt, konnte das helle, reine Evangelium eine Frucht der Wiedergeburt werden, welche der europäischen Welt in dem 14. Jahrhunderte zu Theil ward. Jene romanischen Länder, hineingerissen in den Strom kühner Unternehmungen, Entdeckungen und Eroberungen, durch Schifffahrt und Handel zu Abenteuerlust und Golddurst aufgeregt, verloren in den unerwarteten Erfolgen nach dieser Seite hin das schönste Kleinod immer mehr aus den Augen, welches den Völkern des Abendlandes bis dahin dargeboten war, die einzig Leben gebende Kraft für

alle Nationen, die jeden geiſtigen Aufſchwung, ſoll derſelbe anders nachhaltig ſein, durchwehende Glaubenserfriſchung. Jene Völker haben damals dieſe Wiedergeburt aus dem Geiſte Gottes nicht erlebt — und alle ihre Herrlichkeit iſt eine taube Blüthe geworden. Die große, Deutſchland in ſeinen innerſten Tiefen durchzitternde Bewegung hat jene nicht ſo mächtig ergriffen, wie die Gier, welche ſie beherrſchte, nach jenen Hesperidenäpfeln der Goldländer, die Kirchenbewegung iſt an ihnen vorübergegangen, weil die Stunde für ſie dazumal noch nicht gekommen war. Wird ſie je kommen? ſo fragen wir heut wieder in bangen Zweifeln, oder ſind ſie jetzt ſchon ſittlich allzuſehr verkommen?

Der Verſuch zu einer Verbeſſerung der Kirche an Haupt und Gliedern wurde von den Päpſten Leo X. und Adrian VI., von erſterem ſchwach, von letzterem ſtärker, aber gleich erfolglos unternommen. Erſterer rügte in einem päpſtlichen Schreiben und in den Verhandlungen des lateraniſchen Koncils: (am 16. März 1517) „die dem Unglauben heidniſcher Weisheit zugewendete Richtung einer Schule von vornehmen Philoſophen und Schöngeiſtern, die gegen die Werke der Alten das Wort von Gott und Chriſto gering ſchätzten!“ Der Niederländer, welcher dem Mediceer folgte, griff mit Ernſt in ſeinen nächſten Umgebungen das Werk der Reformation an Haupt und Gliedern an; — „aber bald ermattet ſank die Hand“ des Greiſes, der mit dem Propheten rufen mußte: „Was ſoll man weiter an euch ſchlagen, ſo ihr des Abweichens nur deſto mehr machet? Das ganze Haupt iſt krank, das ganze Herz iſt matt! Von der Fußſohle bis an das Haupt iſt nichts Geſundes.“ Wo ſollte der Papſt alſo anfangen, wo enden?

Aber von innen her und von unten auf, von der Jugend und dem einfachen Volke mußte das Werk begonnen werden, ſollte es anders gelingen. Und dies große Werk der Jugenderziehung war es, welches der Praeceptor Germaniae, welches ſein Freund Luther ergriff, dieſer edle Demagoge, dieſer gewaltige, dämoniſch mächtige Menſch, deſſen Gleichen Jahrhunderte nicht kennen! — Luther rief zuerſt das Volk, darauf den Adel, die Fürſten, die Mönche, den Klerus ſammt ſeinen Biſchöfen, wach. — Die Stunde war gekommen „aufzuſtehen vom Schlafe — ſintemal das Heil näher ſei, denn ſie glaubten!“ — Ein Heldenpaar iſt erſtanden, wie Gott der Herr in ſeiner Gnade kaum ein zweites gerufen hat unter „ſeinen Streitern“! — Luther der Mann der Kraft und der Thaten — des Heldenmuthes und der Heldenſtärke, ein Heros des Glaubens, voll feuriger Luſt, voll energiſchen Wollens! Seine Rede ein Donner und Blitz, ſeine Worte „Schwerter und Pfeile in der Hand des Starken,“ ſtets kampfbereit in ſeinem Muthe und ſiegesfreudig. Er, der Königen und ihren Räthen, dem Papſte und ſeinen Kardinälen kühn die Stirn bot, der dem Kaiſer und dem Reiche ſelbſt ſich nicht beugte, ein Dolmetſcher des Wortes Gottes, nicht mit dem Scharfſinne

des Philologen, wohl aber mit dem Tiefsinne divinatorischer Begabung, vermöge welcher er mit kühner Wünschelruthe immer nach dem rechten Erze schlägt, nicht in hoher Rede, sondern in der Sprache des Herzens, welche „die Sprache der Menschheit" ist. Morgen- und Abendland schweißt er zusammen mit dem Hammer seines Felsenwortes, mit dem Feuer seiner Innigkeit und Kraft! — Aus schweren Lebenskämpfen, aus heißem Ringen und Leiden hatte er ja erkannt, welch eine „Tiefe des Reichthums" und Fülle des Trostes das göttliche Wort birgt. Die Schätze die der Bergmannssohn daraus zu Tage fördert — sie funkeln als das gediegene Erz und Gold in aller seiner Rede und Lehre, da er sich, wie kein Anderer, in die Schrift eingelebt und eingeliebt hat. Sein Katechismus enthält in kindlich lauteren Worten eine solche „Tiefe dieses Reichthums und dieser Erkenntniß Gottes," daß keine, noch so hohe Weltweisheit, die darin, d. h. in seinen Erklärungen, enthaltene Lebens- und Gottesweisheit zu überbieten vermag. Luther, der Prediger des Wortes, der die Herzen hinriß in die Wellen seines Glaubensstromes, der Elias „der die Baalspfaffen schlachtete" und die Knie nicht beugte vor der falschen Majestät, — der den Feind der Menschheit in allen seinen Verstecken erkannte und mit ihm gerungen sein Lebenlang — „ob auch die Welt voll Teufel wär'!" — Sein Körper robust, seine Stimme gewaltig, tiefliegende Augen voll Feuer, ein Petrus und Paulus zugleich, ein Löwe und Adler. —

Unser theurer Melanchthon, der Schild- und Bannerträger dieses Helden, tritt anscheinend vor diesem Gewaltigen in den Hintergrund zurück, in Wahrheit aber neben ihm hervor. Er ist humaner, feiner, gebildeter als Luther, dieser natürlich stärkeren, aber auch natürlich derberen Stoffes als jener. Melanchthon in stiller Familiensitte, ohne innere und äußere bedeutende Noth und ohne den Kampf mit solcher aufgewachsen, wohlgeschult und hochgelehrt, der Jugend und dem Lehrstuhl, dem Studirzimmer und der Stille — nach der er sich auch in späteren Jahren so wehmüthig zurücksehnte — nicht dem rauhen Schalten des Marktes, nicht der Kanzel, nicht vor der andachtsvoll gemischten Menge als „die Stimme eines Predigers" vernommen —, zu Verhandlungen und Gesprächen mit Fürsten und Hofleuten, mit feinen Gelehrten und Diplomaten — berufen — hier Meister des Wortes, scharfer Dialektiker, siegreich durch Klarheit und Wahrheit! — Schöne leuchtende Augen, eine hohe, feine, gefaltete Stirn — so zeigt ihn uns ein Portrait Albrecht Dürer's — wie er noch in dem besten Mannesalter stand, ehe noch die aufreibenden Sorgen tiefe Furchen über sein Antlitz gezogen hatten; Ebenmaß der Glieder, ein feineres Wesen unterschied ihn schon äußerlich von Luther. — Und doch war dieser zarte Leib, diese oft leidende Gesundheit, diese Gestalt in späteren Jahren niedergebeugt unter heimischen und unter weltumfassenden Sorgen, — wie der Kanzler seines Kurfürsten ihn oft bezeichnete — „der Atlas", auf dessen Schultern die

Riesenlast unglaublicher Arbeiten und Geschäfte, unermeßlicher Wirksamkeit nach allen Seiten, durch Lehren und Schreiben lag, welche er 42 Jahre in Wittenberg unabläßig, wenngleich in den letzten Jahren seines Lebens gebrochenen Herzens, aber allezeit frischen Geistes trug. — Er, der Philologe und Philosoph von ganz besonderer Vielseitigkeit und Begabung — von einer Universalität und doch zugleich Sicherheit des Wissens und Könnens in allen Fächern der Naturwissenschaften, der Mathematik, selbst der Jurisprudenz und Medizin, — wie wenige seiner Zeitgenossen — kundig, dabei in seinem Hauptfache als Lehrer gründlich und scharf, sah sich, anfänglich mit Widerstreben, später mit demselben Erfolge, wie in Allem, was er einmal über sich nahm — in die Kämpfe der Theologen und den Kirchenstreit verwickelt — den er so gern gemieden, welchen er aber ununterbrochen, am heftigsten gegen sein Lebensende hin, fast vierzig Jahre mit allen Waffen seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns führte — ohne sich je mit dem Staube gemeiner Ringer, den diese gegen den edlen Gotteskämpfer zornig aufwarfen — zu besudeln. — Hierin ist es, wo dieser vieldulbende Odysseus für alle Zeiten über Gefährten wie über Gegner als ein edler Weiser, als Vorbild wahrer, christlicher Humanität, als edles Beispiel von Nüchternheit, Geduld, Besonnenheit, Selbstverleugnung, Entsagung, den Sieg davontrug. Seines Herrn und göttlichen Meisters Vorbilde getreu „schalt auch er nicht wieder, wenn er gescholten ward, drohete er nicht, da er litt." — Schule zu halten, eine lernbegierige, wissensdurstige Jugend zu erziehen, zu unterweisen durch die Mittel der neugewonnenen alten Sprachen, Lehrer und Pädagogen zu bilden, mit Wort und Schrift, die Sprachen — wodurch Allen das liebe Gotteswort Gegenstand selbstständiger Forschung wurde — zu lehren, die Schrift gleich den Klassikern, aus ihr selbst auszulegen ohne des Wustes der Kommentare, des Lyra und anderer scholastischer Verdunkelungen des einfachen, klaren Wortes sich zu bedienen — dazu leitete er alle begabten Jünglinge und selbst Männer an, welche Jahre lang seinen Unterricht und Umgang genossen, um alsdann die gewonnenen Schätze als Lehrer der Jugend in Gymnasien und Akademien auszubreiten.

Wenn man Melanchthon's theologische, philosophische, rhetorische, philologische Schriften liest, welche die neue Sammlung von 28 starken Quartbänden enthält, so erstaunt man über den unerschöpflichen Reichthum seines Geistes, über die Schärfe seiner Auffassung, die Klarheit und Sicherheit seines Wissens, die Verständigkeit und Richtigkeit seines Urtheils; dabei freut man sich über die Einfachheit seiner Darstellung, über die glatte Durchsichtigkeit und Angemessenheit seines Stils. „Ein Bischof soll lehrhaftig sein", wie der Apostel es fordert und diese Lehrhaftigkeit war die herrlichste Gabe, die er besaß. Die Alten würden ihn einen divinus praeceptor, ja einen θεός, wie den Plato genannt haben, hätten sie in ihrer Weise ihre Bewunderung für solches gottbegabte Lehrtalent ausdrücken wollen. Dabei durchleuchtet alle

seine Schriften derselbe Geist der Milde, der Besonnenheit, Nüchternheit, Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, ja die klassische Ruhe und Harmonie, dies Maaßhalten — welches alles jenes Alterthum als die Eigenschaften höherer Wesen bezeichnet.

Neben Luther war Melanchthon ein Jonathan neben David, ein Elisa neben Elias, ein Johannes neben Paulus — und darf ich den Vergleich in seiner Halbheit fortsetzen, weil ich eben dadurch nur den Unterschied und dabei doch die Zusammengehörigkeit beider großen Männer bezeichnen will — er steht wie der gelehrte Isokrates zu dem Volksredner Demosthenes, er steht neben Luther wie Laelius neben Scipio, wie Raphael neben Michel Angelo, wie Erasmus neben Reuchlin, — Beide neben einander, „bereit einander zu dienen mit der Gabe, die jeder von Gott empfangen hat". Man verzeihe mir die Vergleichungen des unvergleichlichen Heldenpaares, welche Gott der Herr als die Cherubim seiner Bundeslade hingepflanzt hat, auf daß die Pforten der Hölle „seine Kirche nicht überwältigten". Beide sind nicht Zerstörer, sondern Retter der reinen christlichen Kirche, durch das heiliggehaltene Werk der großen, deutschen Reformation.

Vor 363 Jahren und 2 Monaten, am 16. Februar 1497, ist unser Melanchthon geboren, der 14 Jahre ältere Luther aber am 10. Novbr. 1483.

Zur Zeit als Melanchthon geboren wurde war Deutschland immer tiefer in jene große reformatorische Bewegung hineingerathen, welche seit dem 13. Jahrhunderte bereits in Südfrankreich begonnen, dort aber gewaltsam unterdrückt, in die Niederlande, sodann auch in slavische Grenzländer, anderseits nach England und Schottland — sich geflüchtet hatte, darauf im 15. Jahrhunderte in Böhmen gewaltthätig und kriegerisch losgebrochen, durch die Verbrennung Hussens aus dem Gebiet der Kirche in das nationaler und politischer Kämpfe gedrängt war. Allenthalben aber erscheint diese Bewegung als ein Erwachen des Volkes, zunächst in einzelnen begabteren Naturen, zum Bewußtsein innerer Freiheit und Unabhängigkeit. Die Neigung zu dieser Bewegung entstand oft durch äußere Anregungen, wie im Süden Frankreichs durch die Araber, in Italien im 14. Jahrhunderte und dem 15., durch die dahin vor den Türken geflüchteten griechischen Gelehrten, in den westlicheren Ländern, wie oben gedacht, durch das Eröffnen neuer Bahnen des Handels und der Schifffahrt, weit über den großen Ocean hin. Aber diese weltliche Richtung verdrängte die anfänglich geistliche. Nicht so in Deutschland, welches, gleich Italien, damals ein großer Kirchenstaat war. Hier führten nicht, wie dort, die neuen Wissenschaften oder die neu zuströmenden Reichthümer und Lebensgenüsse einen plötzlichen Umschwung zeitheriger Neigungen und Sitten herbei, vielmehr trieben die von außen kommenden Anregungen, unter sichtlich schwindender äußerer Herrlichkeit und Größe der deutschen Städte und Länder, hier die Fürsten und die Völker in das Innere,

d. h. in das religiöse und kirchliche Gebiet hinein. Ueppigkeit und Reichthümer hatten hier noch nicht alle Ehrbarkeit, edle Sitte und Einfachheit verdrängt, die sittliche Kraft der Nation war ungebrochen. Das welsche Wesen, was die Kirche zu verderben drohete, war noch nicht eingebürgert, und die Noth der Kirche und der Gewissen, die Entartung, welche von oben einzudringen drohete, wurde von Allen empfunden, und der Drang nach Abhülfe und Befreiung von schreienden Mißbräuchen, so wie das Aufthun neuer Quellen, welche aus dem neuentdeckten Alterthum hervorsprangen, erregten in den deutschen Gemüthern die Sehnsucht nach der ungetrübten Lebensquelle des ewigen Evangeliums, von der sich Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe durch die römische Hierarchie mehr und mehr hinweggedrängt sahen. Eine Verbesserung der Kirche aus welcher eine große, gottesfürchtige Nation ihre höchsten Obrigkeiten und ihres Reiches gesammte Herrlichkeit empfing, der Kirche, deren Entartung alle Zustände erschütterte und bedrohete, die Gewissen beunruhigte und die Gemüther erbitterte — war das Verlangen, was sich unter allen Ständen immer dringender und lebhafter kundgab. — Die neuen humanistischen Gelehrten stritten gegen die alte Schule und ihre Scholastik; die gesündere Kost, die sie der Jugend darboten, die frischen Quellen aus denen sie schöpften, erquickten die Geister und belebten die Lust am Wissen und Lernen, welche unter dem Schultreiben der Sophisten und unter der Barbarei der Scholastiker erstickt und erstorben war. Die nun erwachte Bewegung im deutschen Volke und in deutscher Art, ließ sich nicht mehr wie in anderen Ländern, wo die neuerwachte Weltlust, wo Kriege, Eroberungen, Entdeckungen und Seefahrten sie in andere Bahnen lenkten — zurückdrängen, sie gewann Kraft und Dauer, weil sie aus einem tiefgefühlten Bedürfnisse der Herzen hervorging. Schule und Kirche, ja des ganzen Reiches Zustand drängte zu durchgreifenden Veränderungen von unten und von oben her, an Haupt und an Gliedern. Die ganze deutsche Jugend begrüßte froh den erwachenden „Geistesfrühling" und das kommende „Morgenroth."

In dieser Zeit war es, wo Philippus Schwarzerde geboren ward.

Er war der Sohn eines Waffenschmieds zu Bretten in der Unterpfalz, in dem jetzigen Großherzogthum Baden. Auch er entstammt dem schwäbischen Stamme, welcher von jeher so fruchtbar an großen Männern war. Seine Eltern waren ehrbare, fromme, wohlhabende Bürgersleute, sein Vater in seiner Kunst geschätzt, geehrt, im Umgange mit hohen Herren, mit welchen ihn sein Geschäft zusammenführte, klug, wahrhaftig und frei. Ein feineres Wesen scheint in der Umgebung unsers Philippus im elterlichen sowohl als großelterlichen Hause gewaltet zu haben, wie denn auch seine Mutter die bürgerliche Einfachheit patrizischer Art geliebt zu haben scheint. So wurde

denn auch der Knabe aufs sorgfältigste auferzogen. Schon durch seinen ersten Lehrer Johannes Hungarus erhielten seine Fähigkeiten eine Richtung nach einem höheren Ziel, als der übrigen Jugend des Ortes dargeboten war. Streng grammatischer Unterricht erweckte seine angeborne Neigung zum exakten Denken und zum korrekten Ausdruck: so ward ihm von frühester Jugend an das seltene Glück harmonischer Ausbildung für seinen höchsten Lebensberuf zu Theil. Als dem fast zehnjährigen Knaben der Vater durch den Tod entrissen wurde, kam derselbe 1507 nach Pforzheim in das Haus einer Verwandtin Elisabeth. Dort lernte ihn der Bruder dieser Elisabeth kennen Johannes Reuchlin, dieser berühmte, an Geist, Charakter und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Philologe; er, der das Hebräische den Rabbinen entwindend zum Besitzthum deutscher Gelehrten machte, und ein Grieche, dem Erasmus fast gleich, aus Italiens Akademien in deutsche Schulen und in deutsche Universitäten, und so Bibel und Klassiker in den Quellensprachen in's Leben rief. An diesem bedeutenden Gelehrten und ebenso bedeutenden Mannescharakter rankte sich der zarte hochbegabte Knabe empor, so daß er sehr bald sogar des Mannes Stütze und Vertheidiger im Kampfe mit dem Kölner Ketzerrichter Hogstraaten ward. Weiter zur Quelle des klassischen Alterthums führte unsern Melanchthon sein Lehrer Simler in Pforzheim, während ihm dabei doch noch, zumal in Heidelberg, wohin er von Pforzheim aus geführt wurde, wie er klagend in Wittenberg äußert, sechs lange Jahre hindurch zugemuthet wurde „sich durch die wuchernden Dorngesträppe der barbarischen Scholastik" hindurchzuwinden. In Tübingen erst konnte er sich mit ungetheilter Arbeit den Alten ergeben, sie erklären und ihre Texte läutern und sichten, wie er denn mit seinem dortigen trefflichen Lehrer Franz von Stade, er der achtzehnjährige Jüngling, den ächten Aristoteles herauszugeben begann.

Da erging an ihn der Ruf Friedrich des Weisen, an ihn den einundzwanzigjährigen Jüngling, nach Wittenberg, zur dortigen aufblühenden, seit 1503 gestifteten Universität zu kommen, dort die Sprachen und die Philosophie zu lehren. Er folgte diesem Rufe, und trat so aus seiner Stille und Verborgenheit, er der Jüngling hellen Geistes, kühnen Sinnes, aber demüthigen Herzens, mitten in dem Strudel der gährenden Weltbewegung, in welcher er selbst, nach dem Willen der Vorsehung, eine so wichtige, ja weltgeschichtliche Stellung einnehmen sollte. An Luther's, des Kirchenerschütterers und Kirchenverbesserers, Seite stellte ihn jetzt der Herr der Kirche, der ja selbst ein „Feuer anzuzünden" erschienen war, nicht den faulen „Frieden zu lassen", den die Welt giebt und liebt. Durch Luther und Melanchthon sollte dies Feuer entbrennen, den christlich germanischen Geist wiedererwecken, durch sie wollte der Herr sich ein Volk bereiten, welches das Heiligthum des Glaubens aus den Händen der Verderber entreißen, und in welchem

„die Sonne der Gerechtigkeit" aufgehen sollte — und „ein Licht zu erleuchten die Völker."

In dem kleinen Wittenberg, wo der weise Kurfürst die neue Universität gegründet hatte, und wo vielleicht in diesem feierlichen Augenblicke der hohe Regent unsers Preußenlandes durch seine erhabene Gegenwart, zu Melanchthon's Standbilde, neben dem herrlichen Lutherbilde, den Grundstein weiht — erschien am 29. August 1518, vor der erwartungsvollen, akademischen Versammlung, vor Fürsten und Herren, Gelehrten, Professoren und Studenten, der gelehrte, bescheidne, geistvolle Jüngling Magister Philippus und hielt seine kühne, jugendfrische Antrittsrede „de corrigendis adolescentium studiis", „über die Reform der wissenschaftlichen Studien", in welcher er mit feinem Spott, zugleich auch mit männlicher Entschlossenheit und Kraft, der zeither geübten Schulbarbarei, den „Scotis und Scholasticis", den „exercitiis taurinis und caninis" den Absagebrief zufertigte, dagegen seine und der „neuen Humanisten" fröhliche, frische Studienweise, wozu er die Jünglinge anleiten werde, empfiehlt.

Luther erkannte sogleich in ihm einen frischen Kämpen, er begrüßte ihn mit lauter Freude; gar bald spürte er den jugendlichen Waffenträger und *Παραστάτης* mit Befriedigung an seiner Seite. — Achtundzwanzig Jahre haben diese beiden Männer treu bei einander gestanden, ihre Innigkeit und Einigkeit blieb die ganze Zeit hindurch eine herzliche, aufrichtige, fast ungestörte, später, zum Heil der guten Sache, der sie Beide dienten — eine eigentlich „unzerstörbare." Die in Jedem so eigenthümlich ausgeprägte Art, in dem einen mehr die weibliche, in dem andern die männliche, gewährte gerade in ihrem Gegensatze, so zu sagen, eine gleichsam „fruchtbare Ehe." Melanchthon war, als er diesen weltgeschichtlichen Schauplatz betrat, ein jugendlicher, wissenschaftlich vielseitiger, wahrhaft gottberufener Lehrer der Jugend, durchaus nicht, wie er meinte, geeignet aus diesem Schulkreise heraus in eine volks- oder staatsmännische Stellung zu treten. Widerstrebend in seinem Innersten dem Drange, welchen Andere lebhaft in sich verspürten, eine Erregung der Massen hervorzurufen, hatte er vielmehr eine natürliche Scheu vor allem Gewaltthätigen, Heftigen und vor jedem Aeußersten, wodurch jede Verständigung, gleichsam jede Brücke des Verkehrs mit den Gegnern abgebrochen würde. Seine Vorträge, seine Studien selbst drängten ihn dennoch zuweilen in einen Kampf hinein, der ihm äußerst zuwider war, und nicht selten trieb ihn die Verzweifelung zu Aeußerungen größter Heftigkeit, wenn er in keiner andern Weise, der so sanfte Mann, den rücksichtslosen Ungestüm übermüthiger Weltverbesserer, die in einem völligen Bruche mit der Vergangenheit allein die Sache der Reformation retten zu müssen glaubten, zurückwerfen zu können vermeinte. Maaßhalten und Schonen, Schonen der Herzen und mancher zarten, liebgewordenen Verbindung mit Andern — war ihm

Bedürfniß des eigenen Herzens, ein Bedürfniß, welches in ihm Natur und Erziehung in gleicher Weise, dabei auch seine wissenschaftliche Auffassung aller Verhältnisse, zur eigentlichen Lebensnorm, d. h. im Verkehr und Umgange mit Andern, zur Pflicht und zur liebgewordenen Gewohnheit gestaltet hatte.

Luther, der eine herbe Jugendzeit durchlebt, der gleichsam von härterem Stahl gehämmert war, der aus düsterer Klosterzelle in ein ungemüthliches, rauhes Bürgerleben hinaustrat, in dessen gährende antipapistische Bewegung er als Mann volksthümlichen Vertrauens alsbald hineingezogen wurde, hatte nicht sobald die unverantwortlichen Mißbräuche in der Kirche, insonderheit die frevelhafte Behandlung des Ablasses, diesen schmählichen Ablaßkram in seiner sittenverderbenden Nichtswürdigkeit erkannt, als er sofort Partei gegen ihn ergriff, ohne die Tragweite zu berechnen, welche die Bewegung annehmen könnte, wenn sie an den Grundpfeilern der Herrschaft rütteln würde, deren Konsequenzen ja nur dieser „schnöde Sündenhandel" entwickelte.

Am 31. Oktober 1517 hatte er die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg angeschlagen. Er hatte kein Arg dabei, wenn er Sätze aufstellte, die geeignet waren, die gegen Rom vorhandene Unzufriedenheit zu vermehren, indem er meinte, daß die Mißbräuche, worüber sie entstehe, nur der Unbotmäßigkeit treuloser Diener zuzuschreiben seien, keineswegs aber deren Weltdienstbarkeit „des Statthalters Christi" auf Erden. Weitentfernt daher dessen Ansehen in der Kirche antasten zu wollen glaubte er in seiner deutschen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit vielmehr demselben den besten und treuesten Dienst zu erweisen, wenn er vor Gott und aller Welt davon Zeugniß ablege, wie die schamlose Versündigung an den Heiligthümern des Glaubens und der Kirche Christi gegen Gottes und des „heiligen Vaters" Willen und Gebot sein müsse. Der Erfolg, welchen er mit diesem Angriffe in herkömmlicher, den Universitäten von jeher als Privilegium der Wissenschaft gewährten, Weise beabsichtigte, ging aber weit über den Zielpunkt seines kühnen Wurfes hinaus. Wie dieser treue Mann aber erkannte, daß er immer tiefer in den Kampf hinein geführt und mit seinen Pfeilen immer höher hinauf zu schießen genöthigt werde, daß vom Haupte zu den Gliedern hinab das Verderbniß gedrungen sei und nicht umgekehrt, gab er alle Hoffnung auf die Treue der Häupter in der Kirche auf und vertraute allein dem Schutze des höchsten Herrn über seine Kirche auf Erden, welcher in dem heiligen Gotteworte zugesagt war. Dies war nun der Fels worauf er baute. Dieses lebendiggewordene Gotteswort hielt er nun als sein Banner hoch empor, und das „es stehet geschrieben" bannte den Satan sammt seinen Dienern. Um zu forschen in der Schrift, deren Zeugnisse hervorzuziehen, so daß alles Volk sie verstehen konnte, dazu war ihm sein treuer Mitkämpfer von unschätzbarem Werthe, denn diesem jugendlichen Gelehrten standen Sprachen und Studien, wie keinem andern, zu Gebote.

Luther hatte Leben in die Massen gebracht und die dumpfgewordene Menge in Gährung versetzt; aber schon zog sich über seinem Haupte das Ungewitter zusammen, aus welchem die Blitze des Vatikans ihn treffen sollten. Noch hielt sein Kurfürst die Hand über ihn, in Predigten und Schriften griffen ihn die unbedingten Vertreter unantastbarer, scholastischer Kirchenautorität an, noch schien der Streit nur unter den Gelehrten sich zu entspinnen. Das wäre aber Luther's Unglück gewesen, wenn er unter diesen in leeren Wortgefechten sich zersplitterte, denn gegen die Waffen der Sophisten und Scholastiker würde der Mann von tiefstem Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit in seiner Streitweise unterlegen haben — er wäre gleich dem Löwen unter einem Bienenschwarme unter unzähligen Stichen zuletzt gefallen. — Da erweckte ihm Gottes Gnade zur rechten Stunde den treuen Jüngling, den er selbst zur rechten Zeit nach Wittenberg gerufen hatte, den berühmten Gelehrten, dessen Autorität die gesammte gelehrte Jugend Deutschlands freudig anerkannte, der somit allein im Stande war, gegen das veralternde Geschmeiß der päpstlichen Rhetoren, Scholastiker, Sophisten und kanonischen Juristen die junge Kraft aufzubieten. Jetzt entfalteten sich neue Banner und die „Humanisten aus deutscher Schule" haben mit ihrer gesunden Weisheit, die sie aus den Quellen des Alterthums schöpften, den Kampf der aus den Satzungen gegen die Schrift geführt wurde, siegreich unter Melanchthon's Führerschaft bestanden; denn hier war die Wahlstatt, hier der Plan, wohin er zum Siege berufen war. Was nun dieser hochbegabte Praeceptor Germaniae, vermöge seiner unglaublichen Lehrbegabung, vom Lehrstuhl herab und in Schriften Jahrzehnte lang geleistet hat, das läßt sich kaum mit Worten beschreiben. Seine Wirksamkeit ist hier eben so unbegrenzt wie seine Thätigkeit unermüdlich war.

Nicht genug, daß insonderheit durch ihn Wittenbergs Universität einen Zustrom von Tausenden erhielt, daß aus Polen, Ungarn, Böhmen, Mähren, aus Osten und Norden, Süden und Westen lernbegierige Schüler jedes Alters, aus allen Ständen, aus Adel und Bürgern, um seinen Lehrstuhl sich drängten, — deren er oft gegen 2000 in einer einzigen Vorlesung um sich versammelt sah — auch in seinem Hause finden wir ihn mit Unterricht, ja 10 Jahre lang mit der häuslichen Pflege und Unterweisung von oft 40 Knaben oder Jünglingen bedrängt, außerdem noch von des Morgens bis Abends überlaufen von der angeregten, wissensdurstigen Jugend sowohl als von Lehrern und Gelehrten, die gleiche Wirksamkeit und Studien mit ihm theilten.

Von 2 Uhr des Morgens, also mit dem ersten Hahnenruf, ging er an seine Bücher, seine Arbeit, bis der helle Tag die Besuche, die Unterredungen, die Lehrstunden, die Besorgungen herbeiführte, die den Mann von zarter, oft leidender Gesundheit, von schwächlicher Körperkraft, jedoch unerschöpfter Geistesstärke, in einen unaufhörlichen Kreislauf von Thätigkeit, von

Arbeiten und Geschäften fortrissen. — In geistlichen und in weltlichen Händeln, welche die fortan wachsende Kirchen- und Reichsbewegung herbeiführte, finden wir ihn bald als Gelehrten, bald als vielseitigen Schriftsteller, bald als Schulmann, als Staatsmann und Theologen, auf Reisen, auf Reichstagen und Concilien, in diplomatischen Unterhandlungen und Disputationen unermüdlich und unglaublich erfolgreich wirksam — aber auch unglaublich in Anspruch genommen — in körperlich fast aufreibender Thätigkeit, aber geistig nie gebrochen, nie übermannt. „In Mühe und Arbeit, in viel Wachen und Fasten," lebt er, „ohne was sich sonst zuträgt, nämlich daß ich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden," wie der Apostel klagt. Ihm glich darin auch Melanchthon daß er in seiner Herzensbedrängniß oft seufzen mußte: „Wer ist schwach, und ich werde nicht schwach, wer wird geärgert und ich brenne nicht?"

Aber bei aller äußeren Bedrängniß blieb er stark in der Macht und Fülle seiner Liebe, die in seiner gotterfüllten Seele wie ein nie erlöschendes Feuer am gastlichen Heerde brannte.

Nirgends liebenswürdiger als in seiner Häuslichkeit, mit seinem theuern Weibe, seinen geliebten Kindern und im Kreise trauter Freunde! Nirgends glücklicher als vor seinen Zuhörern, mit seinen Schülern, wo er lehren und lernen konnte! — Wissen und Erkennen, Forschen nach Wahrheit und lautes, freudiges Verkünden derselben, das war sein Lebenselement! „Um der Erkenntniß willen," meinte er, „habe Gott die Welt, die Menschen erschaffen." Wie Agricola liebte er die Alten, dabei aber des Hegius Grundsatze lebenslang treu, „daß alle Gelehrsamkeit unnütz, ja verderblich sei, die mit dem Verluste der Gottesliebe und der Frömmigkeit verbunden wäre." — Die Gottlosigkeit, der Unglaube und die Unsittlichkeit der falschen Humanisten war ihm ein Greuel, welsches Wesen und welsche Sophistik ihm besonders verhaßt! — Die hohen Tugenden der edeln Männer des Alterthums, die Liebe Christi und die Heiligkeit der Apostel, die Gottinnigkeit der treuen Zeugen des Glaubens und der Wahrheit — der akademischen Jugend, ganz besonders aber dem Lehrstande — einzupflanzen, das dünkte ihm der höchste Preis des Lebens und der schönste, herrlichste Beruf zu sein.

In diesem Sinne lehrte er, unterrichtete er eben so eifrig die Tausende seiner Zuhörer, als daheim einzelne seiner Zöglinge. Fast die sämmtlichen Disciplinen der philosophischen Fakultät und die Hauptgegenstände der theologischen hat er in seinen zahlreichen Vorträgen behandelt. — Nächst der Grammatik, Rhetorik, Dialektik, nächst den Interpretationen vieler Klassiker, lehrte er auch Physik, Astronomie, Mathematik — selbst Medicin, — desgleichen Ethik, Politik, Psychologie, Geschichte. Er schrieb hebräische und griechische Grammatiken, philosophische, rhetorische Compendien, die länger als ein Jahrhundert die hauptsächlichsten Lehrbücher auf Gymnasien und auf Universitäten blieben. Mehre blühende Gymnasien, wie das zu Nürnberg

u. a. Reichsstädten, wurden unter seiner persönlichen Autorität und durch seine Zöglinge als Lehrer begründet. Joachim Camerarius und Eobanus Heß wurden dort die ersten Lehrer und Instructoren seiner trefflichen Lehrmethode. Die hochgefeierten Schulrectoren, wie Johannes Sturm in Straßburg, Valentin Trocendorf in Goldberg, Michael Neander in Ilefeld und Hieronymus Wolf in Augsburg, waren seine trefflichsten Schüler gewesen.

Uns aber vor Allen, den Bewohnern dieser Stadt, den Lehrern und Schülern dieses Gymnasiums muß des großen Melanchthon's Name theuer und werth, ja unvergeßlich sein; denn seine trefflichen Schüler haben einstmals das hiesige Gymnasium zu einer Bedeutung und Blüthe erhoben gehabt, ja zu einem Rufe, der dem Namen einer „Schola Melanchthoniana" in ganz Deutschland und den Nachbarländern, fast während eines ganzen Jahrhunderts, Ehre machte. — Mit den ersten Bewegungen der Reformation an dem hiesigen Orte, die man bereits im Jahre 1520 beginnen und von 1525 an Bedeutung gewinnen sieht, waren es die Lehren der alten, auch nicht unberühmten Schule, welche sich in Wittenberg, wie an einem heiligen Heerde die Fackeln des neuen Lichts angezündet und in die Schule der Heimath hinübergetragen hatten. Aus Wittenberg kam Trocendorf, der seltene Schulmann hierher und lehrte hier mehre Jahre bevor er seine Schule in Goldberg gründete. Magister Georg Othmann oder Uthmann — ebenfalls wieder ein Schüler Trocendorf's und so mittelbar auch Melanchthon's, dem er schon auf der Universität sehr nahe gestanden hatte, übernahm das Rektorat der Görlitzer Schule. An ihn schrieb Melanchthon, indem er ihn seinen *συμφιλόσοφος* nennt, die anerkennenden Worte: „er wisse in ganz Schlesien keinen Schulmann zu nennen außer ihm, der einen Trocendorf zu ersetzen vermögen würde." — Zum zweiten Male 1560 ergriff Othmann, der bereits im Rathe der Stadt saß, die Zügel der Herrschaft in der damals noch im Rathhause befindlichen Schule, bis es ihm gelang dieselbe den Händen eines der berühmtesten Pädagogen und Schüler Melanchthon's, des trefflichen Vincentius zu übergeben. Dies geschah im Jahre 1565. Der Magister und Professor der Universität Wittenberg, deren Rector magnificus dieser im Jahre 1560 gewesen war, während er aber schon früher mehren Gymnasien deutscher Reichsstädte vorgestanden hatte, zog mit der Schule in das von dem letzten Franciskaner übergebene Klostergebäude ein. Es beginnt mit ihm die berühmteste Epoche derselben, und in den 4 Jahren seiner Amtsführung verbreitete sich ihr Ruf nach allen Seiten, wozu nicht weniger das Ansehen seines Namens als die Vortrefflichkeit seiner Einrichtungen, die im Sinne und Geiste seines hohen Lehrers Melanchthon getroffen waren, beitrug. Der im Jahre 1566 veröffentlichte Tractatus de disciplina et doctrina Gymnasii Gorlicensis giebt uns genaue Kunde von dem, was eine Schule Melanchthon's war, nicht blos die Vorschriften von

dem was sie, nach Vincentius Willen, sein sollte. „Gottesfurcht, Sittsamkeit, Ehrerbietung und freundlicher Umgang der Lehrer und Schüler miteinander" — das gebieten die Gesetze, — „die Furcht Gottes sei aller Weisheit Anfang!" das ist das A und O dieser Schulordnung. Dabei wird Lehrern und Schülern der fortwährende Gebrauch der lateinischen Sprache empfohlen, dessen beste Quelle der von Melanchthon geliebte Terenz sei, nicht minder Luther's Liebling Plautus, Cicero freilich dazu die tägliche Kost. — Die Selbstthätigkeit der Schüler, unter andern auch durch wechselseitigen Unterricht, Disputationen, Deklamationen, Reden, Repetitorien, Exercitien aller Art anzuregen, und dabei den gegenseitigen Wetteifer durch die feierlichen Schulakius, in denen nicht selten dramatische Aufführungen in der Sprache der Klassiker stattfanden, zu erhalten, diese und ähnliche Aufgaben hatte sich die Melanchthon'sche Schule gestellt. Hierin fand jene klassisch angeregte Zeit auch die lebendigste Aufmunterung von Seiten der geistlichen und weltlichen Autoritäten, ja von einem großen Theile nicht blos der patricischen, sondern auch der zünftigen Bürgerschaft der damals, trotz des Pönfalls, blühenden freien Sechsstadt. Seit dem Beginne der großen Kirchenbewegung waren ja besonders die deutschen Städte, insonderheit die Reichs- und Sechsstädte, Sitze klassischer und gelehrter Bildung, die sich bis in die Schichten verbreitet hatte, die in gegenwärtiger Zeit von einer solchen fern sind. Rathsherren und Pastoren, Patricier und Zunftbürger besuchten, mit lebenslänglicher Theilnahme an den dortigen Studien, Uebungen und Aufführungen, die Schule auf deren Bänken der Sohn des Patriciers eben so gut wie der des Handwerkers, kurz die gesammte angesehene Bürgerschaft gesessen, in der sie alle ihr Latein, viele auch ihr Griechisch, tüchtig geübt und gelernt hatten. Ein frischer Hauch evangelischer Freiheit wehete Alle aus dem Frühlings- und Jugendgenusse des wiederauflebenden Alterthums an, Kirche und Schule waren neubelebt. Von Wittenberg war in die Lausitz und nach Schlesien, über Kanzeln und Lehrstühle und von da herab in die lernbegierige Jugend und deren heilsbegierige Herzen eine „Ausgießung des heiligen Geistes" erfolgt, wie wir sie in der Geschichte der christlichen Kirche (freilich nur entfernt ähnlich an Kraft und Gnadenfülle jener ersten und einzigen, von dem Herrn seiner Kirche selbst unmittelbar verkündigten) aus besonderer Zeit und unter absonderlichen Umständen zuweilen berichtet finden. So lange dieser Geisteshauch noch frisch wehete und gleichsam die Segel zu kühner, fröhlicher Fahrt schwellte, in dem ersten Jahrhunderte der Reformation, ging auch hier in Görlitz alles gar wohl von Statten. Von allen Seiten eilten Scholaren herbei, und gegen 200 Ausländer, darunter Viele reiferen Alters, aus Ungarn, Polen, Dalmatien, ja selbst Griechenland fanden sich ein; die Schule zählte gegen 600 Schüler, nicht mehr vagierende Bachanten, wie die alte Schule sie aufnahm, sondern die Söhne des Adels und der Bürger aus evangelischen Orten, und bevor in Böhmen ein

evangelisches Gymnasium errichtet war, auch besonders zahlreich aus diesem Nachbarlande. Der edle Kaiser Maximilian II. versah diese evangelische Pflanzstätte mit wichtigen Privilegien und einer genau fundirten Stiftung, was dem Gymnasium den Namen eines „Augustum" verlieh. In 5 Klassen, und wieder in Decurien, waren die Schüler vertheilt, und die Ordnung der Lektionen, die regelmäßige Wiederkehr der Uebungen und Arbeiten, der Disputationen, Expositionen, des kirchlichen Dienstes und selbst der jedem einzelnen Schüler zugewiesenen Aufgaben, die genaue Unterordnung jedes Einzelnen, theils unter die allgemeinen Gesetze, theils unter persönliche Autorität, sei es der Lehrer und insonderheit des Rektors, sei es einzelner Vorgesetzten, die bald als Decurionen, bald als Censoren und Prätoren bezeichnet werden, und die zugleich Schüler der obersten Ordnungen waren, — dies alles zeigt den Einfluß des leitenden Geistes, der der Geist Melanchthon's war, wie ihn sein ganzes Wesen und Wirken nach allen Richtungen hin kundgab. Diese Festigkeit der Einrichtungen, diese Regelmäßigkeit und Ordnung verschafften zugleich dem Ganzen die Bürgschaft nicht blos guten Erfolges, sondern auch die Sicherheit und Stätigkeit, welche wir in fast hundertjähriger Dauer bewundern. Dem ausgezeichneten Rektor Vincentius, der so recht unmittelbar von Melanchthon's Vorbilde beeinflußt, in Görlitz sein Amt angetreten hatte, folgten Rektoren gleicher Gesinnung, wenn auch nicht gleicher Begabung. Das Werk, in seiner eigenthümlichen, weisen Anordnung wurde unter ihnen nicht etwa zu einem leblosen Maschinenwerke, ähnlich wie moderner, büreaukratischer Mechanismus solcher Aus- und Abartung gar leicht anheimfällt, sondern blieb noch, wohl ein Jahrhundert nach seinem Gründer, ein Geisteswerk, durchströmt von einem lebendigen Organismus voll Blut und Lebens; in ihm leibte und lebte der Geist des neuerwachten evangelischen Glaubens fort, geleitet von Frömmigkeit und guter Zucht. Die Klassiker und das in seinen Ursprachen wiederum erstehende, so recht unmittelbar einwirkende Gotteswort bildete das geistige Band der Gemeinschaft im Lernen und Streben, im Wollen und Erkennen, und so ergab sich in einem Gymnasium Melanchthon's von selbst, was man in neueren Schulen durch alle künstlichen Mittel vergebens hervorzurufen oder auch, besten Falles, zu erhalten sucht, die *Erziehung* in und *durch Zucht* und *Unterweisung*; denn eine wahrhafte Erziehung kann ja da nur stattfinden, wo alle Kräfte des Erkennens und Wollens nach dem Einen Ziele sich bewegen, *eine einige*, in sich harmonische *Gestalt* zu formen, und dies muß die *Gestalt* des Einen Vollkommensten, die *Gestalt Jesu Christi* selbst in einer christlichen Schule sein, der ja auch wiederum, wie der Apostel Paulus es fordert, in jedem einzelnen Christen „eine *Gestalt* gewinnen soll." — Zu dieser *Eingestaltung* drängte die damalige evangelische Lebensfülle, wie das neuerwachte Glaubensleben sie darbot. Da war nichts

von der Zerfahrenheit, Willkür, ja Rohheit späterer Schulpragmatik zu spüren, von der gesagt werden muß, wie der Dichter singt: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Auf den Vincentius folgen Rektoren, wie Magister Joachim Meister, dessen dichterische Begabung die lateinische Verskunst, welche auch Melanchthon liebte, hier zu einer niegesehenen Blüthe brachte, und der berühmtere Mitrektor Ludovici, der unter die bedeutenderen Schulmänner jener Zeit gerechnet wird. Mit ihnen lehrte der Mathematikus, der Verfertiger des Reichskalenders, Bartolomäus Scultetus, der bekannte Lehrer des später so berühmten Tycho de Brahe, zugleich Freund des großen Kepler, der ihn auch in Görlitz besuchte. Nach Meister's Abgange regierte Ludovici allein, dessen Bedeutung als eines Gelehrten, dessen Standhaftigkeit in Verfolgungen, welche später die Schule heimsuchten, ihm den Namen eines „zweiten Melanchthon" verschafften. Wie sehr auch unter ihm Melanchthon's Geist in dieser Schule noch waltete bezeugt Abraham Scultetus, Bruder des Astronomen. Aus seinem Berichte de doctrina et disciplina Gymnasii Gorlic. erhalten wir das Bild einer Schule, worin die christiana humanitas — „Kern und Stern" ist. An ihr würde der große Präceptor, als an seinem eigensten Werke, Gefallen gefunden haben.

Die Einseitigkeit war hier vermieden mit welcher der berühmte Rector Sturm in Straßburg an seiner Schule einzig die formelle Seite der klassischen Bildung geltend zu machen verstand, der allerdings in vollendeter Technik dessen, was Ciceronianische Eloquenz leistet, allgerühmte Erfolge gewann, eine Einseitigkeit, welche aber einen mehr „welschen" Charakter hat, wie wir ihn keiner deutschen Schule wünschen können. Dafür aber wurde hier nicht etwa das Uebel der Vielwisserei, wohl aber die Tüchtigkeit, welche das Streben nach mannigfachem Inhalte, nach einem reichhaltigern Lernstoffe hervorruft, genährt. Dazu war der Lehrer und Schüler gesammte Richtung völlig angethan. Jenes schon mehr „welsche" Streben nach Eleganz und Eloquenz, welches die Eitelkeit nährt, hat wohl glänzendere Früchte getragen und schimmernden Ruhm genossen, gediegeneres Wissen aber schien des deutschen Schulwesens, des unmittelbar Melanchthon'schen, dringenderes Bedürfniß. — Lateiner zu werden, sich in Rede und Schrift die klassischen Muster anzueignen und sie zur lebendigen Darstellung zu bringen, galt dem großen Pädagogen allerdings für die eine Seite der wichtigen Aufgabe, für die andere aber, die Sachen, die gelernt würden, nicht die Worte zur Hauptsache zu machen. Das Reale, das Wirkliche und Wahre darf auch nie zum willkürlichen Gebrauche für den nur formalen Darstellungszweck dienen, dies hielt der deutsche Reformator, treu und wahr, sein Lebelang aufrecht. Keine Sophisten, keine Rhetoren und Schwätzer wollte er erziehen, wie die Scholastik sie hervorgerufen hatte, welchen die eigene Unwissenheit in allem Realen

stets zum Fallstrick gereichen muß, sobald sie in Berührung treten mit dem was recht, wahr und nothwendig ist, sondern selbständige Gelehrte, aufrichtige Wahrheitsfreunde, treue Streiter im Kampfe, einerseits gegen starre Ignoranten, anderseits gegen leichtsinnige Zerstörer.

In Melanchthon's Schule hier blieb, gleichwie in der Person des Rectors und mehrer ausgezeichneten Kollegen, mit dem tüchtigen Wissen auch ein tüchtiges Können verbunden; denn Lernen und Ueben war die gemeinschaftliche Aufgabe für Alle. Martin Mylius, Caspar Dornavius (oder Dornau), Elias Cuechler setzten bis zum Hereinbrechen des entsetzlichen, dreißigjährigen Krieges, dessen Verheerungen Kirchen und Schulen am folgenreichsten trafen, das Werk des großen Meisters, trotz aller Ungunst der Zeiten, in Geduld und Hoffnung fort. Des Ludovici Einrichtungen wenigstens blieben das ganze Jahrhundert hindurch, der Hauptsache nach, bestehen. Die Blüthezeit der Melanchthonschulen ging freilich vorüber, aus denen, wie Abraham Scultetus schreibt, „Hunderte von Männern hervorgingen, die an fürstlichen Höfen, die unter den Bürgerschaften der Städte, die an den Kirchen, Schulen und Universitäten als Lehrer, als Rechtskundige, als Aerzte in Amt und Beruf ihrem Meister und ihrer Schule Ehre machten".

Als die Lausitz, erst verpfändet (1623), sodann 1635 erb- und eigenthümlich, an die Kurfürsten von Sachsen gelangte, wodurch Lutherthum und evangelische Schule (beides in Böhmen und Schlesien verfolgt und vernichtet) gesichert und geschützt ward, als ein David Vechner, ein Christian Funcke zwar äußerlich, aber nicht mehr in Melanchthon's Sinne und Geiste, den sie nicht begriffen, die Schule leiteten, war es die Umwandelung in das starre Lutherthum, wodurch fast ein Rückschritt in die alte Scholastik zu geschehen drohte. Die Schule litt an aller der Entartung der Zeit, an der Noth, an der Verirrung, an dem Elend, an der Erschlaffung der Gemüther, welche die maßlosen Leiden und Verderbnisse für die Jugend und für die Leiter derselben in Kirchen und Schulen zuletzt herbeiführen mußten. Hier, wie überall, gingen mit der gebrochenen Kraft des vergangenen lebensreichen Jahrhunderts auch die edelsten Schöpfungen eben desselben fast zu Grunde.

Doch an diesem großen Tage der Erinnerung an den edeln Praeceptor Germaniae wollen wir unsere Blicke nicht umflort sehen von der Betrachtung der „umnachteten Wege Gottes", welche doch jederzeit dahin führen, daß aus dem Untergange des Großen und Herrlichen ein Anderes, nicht minder Herrliches in neuem Segen erblühet, wir wollen unsere Augen noch einmal hinwenden zu dem leuchtenden Gestirn Germaniens, zu unserm theuern Gottesmanne, dem großen Melanchthon!

Er strahlt hehr und herrlich aus jenen Zeiten zu uns herüber, wo er noch als das zweite Bollwerk der Reformation in Wittenbergs Mauern emporragte. Er, der edle Germane, der es verschmähte, was

manchen neueren Philologen, die lieber „als Griechen begrüßt sein möchten denn als Christen", sich als „den gelehrtesten Griechen" unter den Deutschen bezeichnen zu lassen, wie er es doch noch weit über Erasmus war, er hat in seinem Wunderwerke, „dem evangelischen Glaubensbekenntnisse zu Augsburg", worauf alle evangelische Confession auch noch heut in sicherer Klarheit und Entschiedenheit ruht, in dieser Schrift, welche mit staatsmännischer Klugheit, männlicher Entschiedenheit, verbunden mit christlicher Milde und Treue, man könnte sagen: „in kindlicher Taubeneinfalt" verfaßt ist, der deutschen Kirchenfreiheit, als ein anderer Winkelried, heldenmüthig eine Gasse gemacht.

Von nun an war im deutschen Reiche die evangelische Kirche tief in den Reichsbestand und die Reichsverfassung eingefügt, keine Kaisermacht und keine Intriguen Welschlands haben es vermocht sie wieder herauszusprengen. Welch ein Gewinn in Vergleich zu der „rechtlosen Stellung", die trotz aller blutigen Bürgerkriege und Kämpfe der evangelischen Kirche in anderen Ländern nur allein als der „berechtigten, d. h. als der geduldeten", verblieben ist.

Er, der glaubensinnige, jedoch mehr lehrhafte als standhafte Theologe, hat auch der Wissenschaft der Theologie, mit sokratischer Begabung, den Grundriß oder vielmehr die kühnen Anlagen zu einer Dogmatik, d. h. zu einem Lehrbuche derselben, „die loci communes" in biblischem Geiste entworfen und damit aller nachfolgenden Entwickelung der evangelischen Theologie Bahn gebrochen. Ihm hat es zu seiner Zeit an Wissenschaft und Gelehrsamkeit, auch in der Theologie, keiner gleich gethan, obschon seine Liebe und sein Sinn mehr der Schule und der Unterweisung in den Sprachen des Alterthums zugewendet war. Seine vielseitigen Gaben, die ungewöhnliche Beweglichkeit und Lebendigkeit seines Geistes, sein Geschmack und sein umfassendes, treues Gedächtniß, Eigenschaften, mit denen sich unermüdlicher Eifer und Fleiß verband und eine seltene Gewissenhaftigkeit in Ergründung der Wahrheit, lassen den großen Mann schon als Jüngling aller Jugend zum Muster dienen, wie er denn auch lebenslang ein Muster von Bescheidenheit, Demuth, Anstand, guter Sitte und Zucht war, Tugenden, zu denen er durch sein Beispiel und seine Lehren Tausende von Jünglingen angeleitet hat. Was ihn aber am meisten auszeichnet, o vernehmt es, thenerste Jünglinge und Knaben unserer Tage, ist dies, daß für ihn „alles Wissen und Lernen wie auch Lehren nur Werth zu haben schien, insofern es dem Glauben diente, der Vermehrung christlicher Erkenntniß und dem Wachsthum der Kirche Gottes". „So viel an ihm lag", sagt Nitzsch, „sollte sich ja weder die Wissenschaft von der Weisheit, noch die Weisheit von der Furcht des Herrn trennen." — Seine schöne humanistische Bildung verband sich auf's engste mit den Interessen der Reformation. Alle seine Leiden, aber auch alle Verfolgungen, die

er erlitt, alle Schmähungen, die bis an seinen Tod über ihn sich ergossen und die er nicht blos von den alten Feinden der Kirchenverbesserung, sondern nach seines theuern Luther's Tode von so vielen seiner ehemaligen Schüler oder Freunde erfahren mußte, seine Arbeiten, seine Nachtwachen, seine Sorgen dienten zur Förderung dieses einen, sein ganzes Leben erfüllenden Werkes. So zaghaft er aber auch zuweilen war, so bedrängt er sich oft fühlte, indem Luther's Heldenmuth und Luther's Weise ihm freilich von Gott versagt war, ist er doch nie von der einmal erkannten Wahrheit, nie, auch nur einen Fuß breit, gewichen. Weder die Drohungen seiner Lästerer, noch Schmeicheleien und Verlockungen der Großen, noch jene Vertheidiger der alten Kirche, welche seinem Herzen so theuer war, wie dem Apostel Paulus seine Kirche des alten Bundes, „um welcher willen derselbe gern Alles wagen mochte, wenn er dadurch nur ihr zur Seligkeit hülfe", konnten ihn davon abwendig machen. (cf. ep. ad Rom. 9. v. 3.) — Seine akademische, staatsmännische, philosophische Vielseitigkeit fand ja noch immer in Dingen, welche der rohe Sinn in Pausch und Bogen verwirft und verurtheilt, zartere Verhältnisse, noch immer plausible Auffassungen, versöhnliche, mit Schonung zu behandelnde, Beziehungen. — Kein Wunder, wenn dieser treue Mann mit seiner wissenschaftlichen Gesinnung, nach Objectivität und Gerechtigkeit gerichtet, in kindlicher Naivität auch in den gegnerischen Verhältnissen das Bessere, Wahre oder Richtige offen anerkannte, und wenn er sich nicht selten furchtsam scheuete, wie dies manche seiner Freunde oft ohne Scheu thaten, mit roher Faust die Bildwerke zu zertrümmern, die ihm aus seiner glücklichen Jugenderinnerung, von seinen frommen, kirchlich gesinnten Eltern, zumal in dem Wesen seiner zartgesinnten Mutter — die alte Kirche im Herzen hinterlassen hatte. Die Kämpfe der Reformation — in Bezug auf welche er mehr als ein anderer sagen konnte: „Quorum pars magna fui" — hatten ja von der alten Herrlichkeit, auch des großen deutschen Reiches, welches vor allem ein Kirchenreich und ein Kirchenstaat war, bereits so vieles zertrümmert, daß das „infandum jubes renovare dolorem" seine Seele nicht selten mit unsäglichem Weh zerschneiden mochte. Verstand es ein kluger Unterhändler des Papstes diese Saite seines Herzens zu berühren so mochte sie wohl beben, allein die „gerettete Wahrheit", der er sein Leben geweiht hatte, ging ihm doch über Alles. Nicht die Herrlichkeit frommer Werke, sondern Christus und die Rechtfertigung allein durch ihn stand auf seinem Banner geschrieben, keine Macht und List sollte ihm die errungene Freiheit von den Fesseln des Wahns rauben, die er einmal überwunden hatte in allen seinen lockenden und zauberischen Gebilden. — Ganz andere Kämpfe als die mit seinem Herzen und seinen Erinnerungen, hatte er in der letzten Zeit seines Lebens zu bestehen, nachdem sein Freund Luther am 18. Februar 1546 aus diesem Leben geschieden war. Vierzehn Jahre lang diente er zur Zielscheibe aller Angriffe,

die sich mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit gegen den Vereinsamten erhoben, nicht aus den Reihen der alten Kirche mehr allein, sondern aus denen seiner Studien- und Lebensgenossen, die aller Dankbarkeit, aller Liebe, aller Schonung gegen ihren Lehrer, ihren Freund und Wohlthäter vergessend, ihn mit steigender Erbitterung bis an sein Sterbebett verfolgten. — Als daher nach 14 schweren Leidens- und Kriegsjahren, in welchen ihn weder Freund noch Feind schonte, alle ihn verfolgten, wenige ihm treu blieben, der liebende Greis, denn ein Greis war er in der bittern, schweren Zeit, noch vor den Jahren des eigentlichen Greisenalters geworden, todtmüde seinem letzten Stündlein entgegensah und sehnsüchtig nach Ruhe verlangte und nach nichts als den Himmel begehrte, fand er in einem seligen Sterben auch die „Erlösung von allem andern Elende sowohl, als von der Wuth der Theologen" (rabies theologorum), wie er seufzend bekannte, und schied in Frieden, wie er im Innersten seines Herzens trotz aller äußern Kämpfe sein Lebelang jenes Friedens, der im Stillesein und Hoffen besteht, sich erfreut hatte. Seinen hinterbliebenen Freunden ward dieser Friede nicht zu Theil, denn bald nach seinem Abscheiden brachen in den sächsischen Ländern und der Nachbarschaft insbesondere die Verfolgungen über alle seine Freunde und Anhänger wegen heimlichen Calvinismus los. — Auch unser, damals noch unter dem Rector Ludovicus und seinen gelehrten Kollegen, blühendes Gymnasium wurde von denselben Jahre lang heimgesucht. In Wahrheit kann man behaupten, Melanchthon ist nie Calvinist gewesen, vielmehr verstärkte sich in seiner spätern Zeit gerade die entgegengesetzte Richtung in ihm, die seinem Wesen und seiner Denkweise eigenthümliche Abneigung gegen jenes „inspirirte, subjectivistische, abstracte Wesen", des schroffen Calvinismus. Wie er schon in seinen jüngern Lebensjahren gegen alle Zerstörungen, Empörungen, Unordnungen, gegen Bauernkriege, Bilderstürmerei, Wiedertäuferei, Schwärmerei, gleich Luther, in seinem innersten, zartesten Wollen und Empfinden gerichtet war, ja sogar mit, ihm alsdann nicht mehr fremder, Heftigkeit eifern konnte, so war in gleicher Weise alle Freidenkerei, alle Willkür der Meinungen, aller Materialismus und Sceptismus ihm in der Seele zuwider. Wenn sich also heutzutage die unberufenen Schreier nach religiöser Freiheit, wenn sich sogar Propheten des Unglaubens oder falscher nivellirender Unirung auf Melanchthon berufen, oder ihn gar zu den ihrigen rechnen möchten, und als ihren Koryphäen begrüßen, so versündigen sie sich auch hierin schwer an der Wahrheit und an dem heiligen Andenken dieses frommen, treuen Knechtes Gottes und des Evangeliums*).

*) Die Redaktion des Neuen Lausitzischen Magazins sieht sich zu der Erklärung veranlaßt, daß sie die der kirchlichen Union, diesem segensreichen Friedenswerke abgeneigten Aeußerungen des geehrten Redners nicht theilt, mithin auch die Vertretung derselben nicht übernehmen kann. Hirche.

Wir aber wollen Gott bitten, daß er uns das Andenken dieses lautern Zeugen der Wahrheit, dessen seliges Abscheiden wir am heutigen Tage, noch nach 300 Jahren, uns in feierlicher Erinnerung vergegenwärtigen, durch seinen heiligen Geist in treuem Herzen bewahren möge, damit es fruchtbaren und gesegneten Einfluß auf unsere Gesinnung und unsere Thaten habe.

Darum, ihr lieben Schüler des Melanchthon'schen Gymnasiums, haltet fest und immer fester, unter Gottes Beistande, trotz aller entgegengesetzten Strömung unserer Zeit, den Schatz, den jener hohe Meister hier in diesem Gymnasium, insonderheit durch seine großen Schüler, die alten Rectoren und Lehrer aus Melanchthon's Schule, mit heiliger Weihe niedergelegt hat, „das Studium des Alterthums", als den Hort aller echten Humanität, und den Schatz aller Schätze, „das 'theure Gotteswort", aus welchem sich uns Christus der Herr, der „der Weg, die Wahrheit und das Leben" ist, offenbart, „in welchem Christus verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß".

Laßt euch jenes oben gesagte herrliche Wort des Apostels noch einmal ins Herz zurück rufen, welches unser Praeceptor Germaniae seinen Schülern so oft zurief: „Alles ist Euer! — und Ihr seid Christi!" —

VI.

Ueber Melanchthon's Naturauffassung.

Von Dr. Theodor Paur.

Wenn je ein ehrender Titel mit Recht ertheilt worden, ſo iſt es der eines Praeceptor Germaniae für Philipp Melanchthon. Zwar nicht ſo, als ob ganz Deutſchland gläubig ſeiner Lehre gefolgt wäre, — das verhinderte ſchon die durch die Reformation herbeigeführte Spaltung — aber ohne Zweifel in der Weiſe, daß er vor allen Parteien als das Muſterbild eines Lehrers im großen Stil gelten konnte, ſowol an Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, als unwiderſtehlichem Mittheilungsdrange, feſſelnder Darſtellungsgabe und herzengewinnender Milde und Menſchenfreundlichkeit. Es muß dieſes Urtheil ſchon bei den Zeitgenoſſen des großen Mannes ein feſtbegründetes geweſen ſein; Luther ſelbſt erklärte einmal mit gewohnter Derbheit: „Qui Philippum non agnoscit praeceptorem, der muß ein rechter Eſel vnd Bacchant ſeyn, den der Dünckel gebiſſen hat. Quicquid scimus in artibus et in vera philosophia, illud debemus Philippo. — Es iſt auf Erden keiner, den die Sonne beſcheinet, der ſolche dona hätte als Philippus. Darum laſſet vns den Mann groß achten. Wer ihn veracht, der muß ein verachter Menſch für Gott ſeyn.“ *)

Ein hervorragender Zweig der univerſellen Lehrthätigkeit Melanchthon's war die Abfaſſung von akademiſchen Lehrbüchern für die theologiſchen, philologiſchen und philoſophiſchen Disciplinen. Die allgemeinſte Verbreitung fanden ſeine loci communes theologici, ſeine lateiniſche und griechiſche Grammatik. Was ſeine Compendien der Rhetorik, der Dialektik, der Moralphiloſophie, überhaupt ſeine bis zum J. 1542 erſchienenen philoſophiſchen Schriften betrifft, ſo fehlte es ihm von einer Seite her nicht an Anfechtungen, gegen die er ſich zu vertheidigen nöthig fand. Die ſtolzen Italiener nämlich machten

*) Joach. Camerarii de Vita Ph. Melanchthonis narratio. Hal. 1777. (Von G. Th. Strobel.) p. 501.

ihm einen Vorwurf daraus, daß er so unbedeutende Sachen von sich veröffentlichen lasse, die mehr Fremdes, aus anderen Schriften Aufgenommenes enthielten, als eigene Forschung. Melanchthon entschuldigt dagegen in der Epistola de se ipso et de editione prima suorum scriptorum von 1542*) die Herausgabe jener Schriften mit der Absicht, der studirenden Jugend auf Schulen zu nützen und sie auf einen besseren Studienweg zu leiten: allerdings habe er Vieles aus den alten Autoren ausgezogen und hätte dies bei größerer Muße noch genauer gethan; doch sei er sich auch bewußt, Manches in Beziehung auf die Natur- und Sittenlehre klarer und richtiger erläutert zu haben, als es bisher von Anderen geschehen sei. Und das scheint in der That das Hauptverdienst dieser Schriften: sie stützen sich ihrem wesentlichen Inhalte nach auf die Griechen und Römer, besonders auf Aristoteles, und nehmen auch gar nicht die Miene an, etwas Anderes zu geben, als das von Jenen Ueberkommene in faßlicher Form und lichtvoller Uebersicht.

Auch die Natur zog der eifrige Präceptor in den Kreis seiner compilatorischen Studien: auch hier war er nicht eigentlich Mann des Faches und er gestand dies selbst ein, wie wir bald sehen werden; aber mit der Gewissenhaftigkeit, die seinen Charakter überhaupt bezeichnet, hatte er sich die Ergebnisse der Naturforschung von den Alten bis auf sein Zeitalter herab zu eigen gemacht und er beherrschte dann dieses Gebiet des Vorhandenen mit vollkommener Selbständigkeit des Geistes, soweit nämlich der wissenschaftliche Standpunkt des sechszehnten Jahrhunderts eine solche Selbständigkeit zuließ. Zwei Schriften sind es besonders, die uns die Naturauffassung Melanchthon's erkennen lassen. Die eine ist der Commentarius oder liber de anima vom Jahre 1540, worin zwar dem Titel gemäß die Lehre von den Kräften und Trieben der Seele als Hauptsache behandelt wird, doch so, daß der größere Raum des Buches die Darstellung des menschlichen Körpers, der Organe desselben und ihrer Thätigkeiten, als nothwendige Voraussetzung der Seelenlehre, einnimmt. Die andere, und zwar die Hauptschrift, sind die Initia doctrinae physicae, als deren erste Ausgabe die vom J. 1555 gilt.**) Hieraus nun sind zum größten Theil die folgenden Mittheilungen entnommen.

In der vorausgehenden Widmung an Michael Meienburg (Bürgermeister zu Nordhausen) vom J. 1549, die zugleich als Zweck und Richtung andeutende Vorrede gilt, werden wir von dem Verfasser selbst über die Grundan-

---

*) Epistolae selectiores aliquot Ph. Melanthonis ed. a Casp. Peucero, Witeb. 1565. p. 141.

**) Nach Strobel's bibliographischem Nachweis zu seiner Ausg. der Vita Melanchthonis von Camerarius. Die im Folgenden benützte Ausgabe ist eine Wittenberger von 1600.

ſicht, die Hauptquelle und die Veranlaſſung des Werkes ſo vollſtändig aufgeklärt, daß ſchon dieſe Andeutungen genügen würden, wenn es ſich blos darum handelte, die Schrift im Allgemeinen zu charakteriſiren. Zwei Hauptzwecke werden als Ziel des Naturſtudiums aufgeſtellt, der eine, als der ideale, die Erkenntniß Gottes, der andere, als der praktiſche, die Erhaltung des Leibes; mit der Verfolgung beider Zwecke verbinde ſich zugleich ein günſtiger Einfluß auf die Sitten und mannigfache Aufklärung in kirchlichen Dingen.*) Wie alles menſchliche Wiſſen Stückwerk, ſo ſei es auch das Wiſſen von der Natur, und die vollkommene Anſchauung könne uns erſt in jener ewigen Akademie zu Theil werden, wo der Weltenbaumeiſter ſelbſt uns die Idee des Weltalls erklären werde. Der Verfaſſer bezeichnet dann ſeine Schrift unumwunden als Aristotelica initia, als exiguum vestibulum zu jener großen Lehre, und bedauert nur die eigene Unzulänglichkeit und daß nicht ſtatt ſeiner und ſeines Freundes Paul Eber, deſſen Mithülfe auf dieſe Weiſe feſtſteht, vielmehr ein gelehrter Arzt, oder in unſerem Sinne allgemeiner gefaßt: ein wirklicher Naturforſcher, die Erläuterung dieſer Initia übernommen habe. Wir ſehen, wie beſcheiden Melanchthon, trotz ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit oder wenigſtens Beleſenheit auch auf dieſem Gebiete, von ſeiner Leiſtung dachte.

Treten wir nun dem Inhalte der Schrift ein wenig näher, ſo mag im Voraus beſtimmt hervorgehoben werden, daß wir in derſelben nicht etwa eine Phyſik im neueren Sinne, ſondern vielmehr den gewagten Verſuch eines Kosmos vor uns haben, d. h. einer wiſſenſchaftlichen Erfaſſung des Weltganzen nach ſeinem Stoffe, ſeiner Form und den darin wirkenden und geſtaltenden Kräften. Wiſſenſchaftlich iſt dieſe Erfaſſung freilich nur inſoweit, als die Theologie und der Aberglaube der Zeit eine unbefangene Faſſung und Erkenntniß geſtatteten. Doch man vergegenwärtige ſich die durch den Reformationskampf neu erſtarkte Macht des Dogma's, zugleich den Zwang des Aberglaubens über die klarſten und gewaltigſten Geiſter des Zeitalters, endlich die aus beiden Einwirkungen ſich nothwendig ergebende Vermiſchung des Natürlichen mit dem Uebernatürlichen, und man wird ſich über die Auffaſſung Melanchthon's, über das bisweilen mühſelige Emportauchen des reinen

*) Schon früher, in den loci communes theologici, Abſchn. de creatione, empfiehlt der Verfaſſer das Studium der Natur als erſprießlich für die theologiſche Erkenntniß: „Ingens barbaries est, nolle tantum in natura lumen aspicere," und weiter: „Quare et nos Christiani naturam aspiciamus et ibi Dei praesentiam et benignitatem erga nos contueamur. Hoc studium valde prodest ad disciplinam et confirmat in animis bonas et pias opiniones, sed tamen haec philosophia regenda est verbo Dei." (ed. 1535.) Dieſe letzterwähnte Feſſel tritt in den Initia doctr. physicae nicht ſo ſcharf hervor, indem hier das Wort Gottes vielmehr als Vervollſtändigung, wie als Lenkerin des Naturſtudiums aufgefaßt wird.

Naturelementes aus dem gesammten Chaos des Denk-, Ahn- und Vorstellbaren nicht wundern können. Ja, bei Agrippa von Nettesheim, Paracelsus und den Anderen geht, wie scheint, die Vermischung des Natürlichen mit den Philosophemen, der Mystik und den abergläubischen Vorstellungen der Zeit noch weiter, läßt darum noch weniger eine Sonderung zu, als es bei Melanchthon der Fall ist. Erforderlich aber bleibt es für die richtige Würdigung des großen Mannes, sich auch der einengenden Schranken bewußt zu werden, in denen seine Erkenntniß sich hielt; er verliert dadurch nichts an seinem Werthe, daß wir ihn als einen ächten Sprößling des sechszehnten Jahrhunderts erachten müssen. So mag denn die etwas unorganische Zusammenstellung von aristotelischer, ptolemäischer und biblischer Lehre mit eigenen Anschauungen und Täuschungen des Aberglaubens zu einem Gemälde des Naturlebens, sowol als ein Zeugniß des einen strebenden Geistes wie zugleich als charakteristische Aeußerung des Zeitalters, einige Beachtung in Anspruch nehmen.

Das Werk zerfällt in drei Bücher: das erste*) behandelt die Grundlegung der Wissenschaft, die Lehre von Gott und Vorsehung und den ganzen astronomischen Theil der Naturlehre; das zweite **) beschäftigt sich mit den allgemeinen Principien der Natur, Materie, Form und wirkenden Ursachen, mit dem Fatum und dem Einfluß der Gestirne und der bösen Geister, mit dem Endzweck der Natur und den scheinbaren Abweichungen davon, endlich mit der Bewegung als Grundlage aller Veränderungen im Naturleben; das dritte Buch***) enthält die Physik im engeren Sinne, d. i. die Lehre von den Elementen, ihren Eigenschaften, Wirkungen und Veränderungen. Schon diese flüchtige Uebersicht läßt erkennen, welch bedeutender Antheil dem Fremden, Fernliegenden und Eingebildeten an der Betrachtung und Auffassung der Natur gegönnt ist; noch keine Ahnung einer strengen Methode, die ihr Material schlechterdings nur von der Erfahrung annimmt und die Ergebnisse derselben logisch ordnet und verknüpft, um dadurch zur Einsicht in die wirklichen Gesetze der sichtbaren Welt zu gelangen. In der Vorstellung Melanchthon's und seiner Zeitgenossen fließen Natur und Geisterleben noch an vielen Stellen völlig in einander über; es bezeichnet deshalb ganz treffend seine Auffassung, wenn er als höchste Idee der Naturwissenschaft, sofern es nur in dem Dunkel des Erdenlebens dem menschlichen Geiste gestattet wäre, die Natur von Grund aus zu erschauen, das mehr faustische als wissenschaftliche Ziel hinstellt, den Zusammenhang der ewigen und der zeitlichen Dinge zu

*) pp. 1—190.

**) pp. 191—339.

***) pp. 340—393.

erklären. Weil indeß, fährt er fort, eine solche Kenntniß dem Menschen nicht vergönnt ist, so haben sich heftige Geister, an jeder Gewißheit verzweifelnd, in die dichteste Finsterniß gestürzt; andere, noch wahnsinniger, haben Alles vom Zufall abgeleitet, wonach der Mensch keine andere Unsterblichkeit zu erwarten habe, als die Rose, so daß es für ihn das Beste sei, nicht geboren zu werden oder so rasch als möglich zu sterben. Ob nun auch der Mensch die Natur gleichsam nur von Außen betrachten könne, wie Einer von draußen ein Gebäude, so seien ihm doch einige gewisse und unumstößliche Kenntnisse, als Leiterinnen des Lebens, gewährt, und anstatt an aller Gewißheit zu verzweifeln, habe er vielmehr zu untersuchen, *welche* Kenntnisse gewiß und beständig, und welche es *nicht* sind.

Auf die Ansichten und die Leistungen der Alten zurückblickend, unterscheidet Melanchthon zwischen denjenigen, die bei Erklärung der Naturerscheinungen, wie Empedokles und Demokrit, von überirdischen Ursachen ganz absehen, und solchen, die wie Thales, Anaragoras und besonders Aristoteles, zugleich den Einfluß der himmlischen Bewegungen und Wirkungen auf die untere Materie für nothwendig halten. Auch er bekennt sich zu dieser uralten Weisheit, will deshalb die Naturwissenschaft nicht nach dem gemeinen und einseitigen Begriffe jener ersten, sondern in der umfassenden Weise des Aristoteles behandeln. Als Kriterien der Zuverlässigkeit in naturwissenschaftlichen Dingen gelten ihm, wie in jeder anderen Wissenschaft, die Principien, die allgemeine Erfahrung und die richtige Schlußfolge (intellectus consequentiae); dazu gesellt sich, wie stillschweigend angenommen, als vierte Erkenntnißquelle die *göttliche Offenbarung* (coelestis doctrina). So kann man sagen: Melanchthon nimmt neben der durch wissenschaftliche Forschung vermittelten Erkenntniß noch eine *unmittelbare* an, die er von Gott ableitet. Für die Bestimmung des Verhältnisses der ars physica zu den anderen Wissenschaften ist es von Bedeutung, daß er sie in ihrer Unzulänglichkeit auffaßt und als die an sie anknüpfenden und sie vervollständigenden Disciplinen, nach der physischen Seite hin die Medicin, nach der geistigen die Ethik, und demnach sie selbst als die nothwendige Grundlage dieser beiden erkennt. Und so schwebt bei ihm die Naturwissenschaft mitten inne zwischen der Kunde des Göttlichen und des Irdischen und es ist nach dieser Auffassung nicht zu verwundern, wenn auch die Offenbarung als Erkenntnißquelle dienen muß.

Es ist dieser Grundlegung gemäß, daß der Verfasser sein Lehrgebäude der Natur mit dem Capitel von *Gott* beginnt. Hier wird die Natur als fertig und vollkommen vorausgesetzt und liefert im Verein mit der Offenbarung die Beweise für das Dasein Gottes. Wenn auch die Natur so gegründet sei, daß sie Zeugniß leiste von ihrem Schöpfer und seinen Eigen-

ſchaften und ſich daraus eine Definition von Gott, wie die Platoniſche*), ſchöpfen laſſe, ſo iſt doch die aus der Offenbarung gewonnene erſt befriedigend und ungleich herrlicher. Unter den Beweiſen für das Daſein Gottes werden dann als neunter und letzter auch die Prophezeiungen künftiger Ereigniſſe, und zwar ſowol heidniſche als bibliſche, angeführt, und damit wiederum in ein Gebiet übergeſchritten, das ſich jeder ſicheren Forſchung entzieht. Aber nicht blos auf das Vorhandenſein einer göttlichen Macht haben ſchon die Weiſen des Alterthums geſchloſſen, ſondern zugleich auf die Einheit derſelben und in dieſem Sinn citire Ariſtoteles den homeriſchen Vers:

„*Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω!*“ **)

Auch die Lehre von der göttlichen Vorſehung haben die Alten bereits aus der Erfahrung geſchöpft, daß meiſtens ſchon in dieſem Leben auf ſchlechte Thaten ſchreckliche Strafen folgen; doch ſei die Offenbarung auch hier wieder in Allem beſtimmter und entſchiedener als die natürliche Betrachtung. Als Beleg für die Befangenheit des Zeitalters darf nicht unerwähnt bleiben, daß Melanchthon unter den von der Vorſehung getroffenen Veranſtaltungen, der Denkweiſe des Mittelalters gemäß, auch das Bluten des Leichnams beim Herantreten des Mörders anführt.***) Wo gibt es noch eine Unmöglichkeit im Bereiche des Naturlebens beim Geltenlaſſen einer ſolchen Möglichkeit!

Die oft wiederkehrende Widerlegung der epikuräiſchen Lehre vom Zufall und der ſtoiſchen von der Nothwendigkeit, welchen beiden waltenden Elementen Blindheit und Bewußtloſigkeit gemeinſam, veranlaßt Melanchthon im erſten Abſchnitt, genauer auf das Weſen der Nothwendigkeit und ihres Gegenſatzes einzugehen. Er unterſcheidet von der abſoluten Nothwendigkeit, z. B. daß Gott iſt, und von der rein dialectiſchen der Schlußfolge, z. B. daß, wenn Pompejus aus der Schlacht geflohen, er unmöglich nicht geflohen ſein könne, als mittlere die phyſiſche Nothwendigkeit, z. B. daß das Feuer zündet. Dieſe letztere jedoch könne durch das Eingreifen des freien göttlichen Willens Unterbrechungen erleiden; ſo im angeführten Beiſpiel bei den drei Männern im feurigen Ofen. Die Naturnothwendigkeit bezeichnet auf dieſe Weiſe immer nur die urſprünglich feſtgeſetzte Naturordnung, die, von Gottes Willen herrührend, denſelben in keiner Weiſe beſchränken könne. Ein triftiger Beweis dafür liege ſchon im Begriffe des Gebetes, das ganz thöricht wäre, wenn der göttliche Wille nicht freie Verfügung über die Natur hätte. Neben dem Gebiete der Nothwendigkeit und des göttlichen Willen räumt nun Melanchthon noch ein Gebiet der Zufällig-

*) „Deus est mens aeterna caussa boni in natura“, wobei M. doch wol überſieht, daß wenigſtens das Attribut aeterna nicht aus der Natur zu gewinnen iſt.

**) Il. II. v. 204.

***) p. 44.

keit oder Beliebigkeit (contingentia) ein und sieht in demselben entweder die Natur wirksam, daß es z. B. gerade in Leipzig und nicht in Nürnberg regnet, oder den menschlichen Willen, insofern sich derselbe für das eine oder das andere entscheiden könne. Aus dem letzteren ergebe sich die Wahrheit der Kirchenlehre, daß die Sünde nicht von Gott herrührt; es sei z. B. dem Willen Gottes entgegen, also nicht nothwendig gewesen, daß König Astyages dem Harpagus seinen Sohn zum Essen vorgesetzt habe. Dieses von dem Zwange der Nothwendigkeit und von dem Willen Gottes freigelassene Gebiet ist demnach so recht die irdische Heimath des Menschen, der Schauplatz seines verantwortlichen Wirkens, die Vorbereitungsstätte für Himmel oder Hölle. Als Grundlage für die sittliche Zurechnungsfähigkeit des Menschen ist eine solche Annahme von wesentlicher Bedeutung.

Den größten Theil des ersten Buches bildet die Lehre vom Weltgebäude. Die Welt wird als räumlich begränzt angenommen und dies aus der Kreisbewegung und aus der Kugelgestalt derselben bewiesen, die Kugelgestalt aber aus der augenscheinlichen Stellung und Bewegung der Gestirne und aus der physischen Unzulässigkeit eines leeren Raumes. Der kreisenden Himmelsbewegung gegenüber wird die Annahme des Samiers Aristarchus, von der Archimedes berichtet, daß die Sonne still stehe und die Erde sich um dieselbe bewege, als parador und der Wahrheit widersprechend verworfen. Zum Trotze den Spöttern sichert Melanchthon der Philosophie, also auch der Naturforschung, das Recht, bei der so großen Dunkelheit des menschlichen Geistes ihre Zuflucht, wo sie nur könne, zur göttlichen Autorität zu nehmen, und so beruft er sich zum Beweise für die Bewegung der Sonne auf die bekannten biblischen Stellen, von denen jedoch gerade diejenige, die er für die entscheidende erklärt, von der Bewegung der Sonne nur gleichnißweise spricht.*) Unter den Beweisen für den Stillstand der Erde erscheint in erster Linie die Behauptung, daß dieselbe den bleibenden Mittelpunkt der Welt bilden müsse und keine wechselnde Stelle im Weltenraum einnehmen könne; dann wird auch vom physischen Gesichtspunkte geltend gemacht, daß bei einer so raschen Bewegung des Erdkörpers das Leben der Geschöpfe unmöglich wäre, ja Alles auf demselben auseinanderfallen würde. Und wie es nur Einen Gott gebe und nur Einen Erlöser und dieser nur Ein Mal für die Menschheit gestorben, so gebe es auch nur Eine Welt, und diese Welt sei nicht von Ewigkeit, wie Aristoteles annimmt, sondern von Gott in einem bestimmten Zeitpunkte**) geschaffen, trotz den Jahrtausenden, welche Aegyp-

*) Psalm. XIX., 5. 6. „Et ipse tanquam sponsus procedens de thalamo suo, exultat ut gigas ad currendam viam suam. Ab extremo coelorum egressus ejus et revolutio ejus ad extremum eorum.“ (Vulgata.) In Beziehung hierauf Melanchthon: „Hoc testimonio perspicuo de sole contenti simus.“

**) nämlich vor 5507 Jahren, vom J. 1545 n. Chr. zurückzurechnen.

ter und Chaldäer ihrem Alterthum beimeſſen; fortdauern aber werde ſie in alle Ewigkeit als Wohnſitz der Engel und Menſchen, theils im Zuſtande der Seligkeit, theils der Verdammniß.*)

Nachdem das Univerſum als begränzt und die Erde als unbewegliches Centrum deſſelben feſtgeſtellt worden, konſtruirt der Verfaſſer nach dem überkommenen Syſteme des Mittelalters die den Erdkörper ſchichtenweis umſchließenden zehn Himmelsſphären. Es ſind in einander geſchobene Hohlkugeln, deren Kern die Erde bildet. An der inneren Fläche dieſer Wölbungen ſind die Sterne befeſtigt und werden von den Himmelskreiſungen mit fortgeführt. Jede der ſieben erſten Sphären hat nur einen Stern, von der Erde an in folgender Reihe: Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn, alſo die damals bekannten ſieben Planeten; die achte enthält ſämmtliche Fixſterne und die Geſtirne des Thierkreiſes, die ſo einflußreich auf die irdiſche Natur wirken. Bis hierhin zählte ſchon Ariſtoteles die Himmelsſphären; dazu fügten die Neueren noch eine neunte und zehnte. Der letzten äußerſten wird nur Eine Bewegung, in 24 Stunden von Morgen nach Abend, zugeſchrieben und von dieſer der Umſchwung aller anderen Sphären hergeleitet, ſie ſelbſt deshalb das primum mobile genannt. Die neunte oder vorletzte Sphäre hat außer dieſer täglichen Bewegung noch die entgegengeſetzte von Abend nach Morgen, doch in 100 Jahren immer nur einen Grad vorrückend. Die achte endlich ſoll drei Bewegungen haben, nämlich außer den beiden vorher bezeichneten noch eine dritte zwiſchen Süd und Nord, indeß, wie der Verfaſſer eingeſteht, bis jetzt noch nicht erforſcht und nur zur Erklärung gewiſſer Unregelmäßigkeiten in der Bewegung der Fixſterne angenommen.

Man ſieht, wie künſtlich dieſe Weltmaſchine zuſammengeleimt iſt; der rechte Kitt des Mittelalters, der Glaube, war ihr im ſechszehnten Jahrhundert bereits abhanden gekommen. Vergleichen wir damit z. B. die Ausführung bei Dante in deſſen Convito, ſo finden wir einige bedeutungsvolle Abweichungen. Von der neunten Sphäre, die Melanchthon nicht zu bezeichnen weiß, erfahren wir hier, daß ſie ihrer Durchſichtbarkeit wegen der Kryſtallhimmel zu nennen, daß ſie der Sitz der Seligen und der Engel ſei und daß von ihr, als dem primum mobile, die erſte Bewegung im Weltall ausgehe; Ptolemäus habe zuerſt dieſe neunte Sphäre aus Gründen der Philoſophie den ariſtoteliſchen acht hinzugefügt.**) Die letzte Sphäre bezeichnet Dante nach der Annahme der Kirche, oder wie er ſagt, der Cattolici***), als das ewige unbewegte Empyreum, als den Sitz der dreieinigen Gottheit. Er ſchließt alſo das Univerſum nicht mit dem ewig Bewegten, ſondern ſchreitet darüber hinaus

*) p. 72.

**) Tratt. II. c. 3.

***) c. 4.

zu dem in Ewigkeit in sich selbst Ruhenden. Man muß eingestehen, daß das Phantasiebild des Glaubens sinniger ausgefallen, als die Construction einer erkünstelten Berechnung.

Was insbesondere den Sonnen- und Mondkörper betrifft, so wird das Größenverhältniß beider zur Erde in der Weise angegeben, daß der erstere 166 mal größer, der letztere fast 40 mal kleiner sei. Ihren physischen Einfluß anlangend, wird nach Ptolemäus ausgeführt, daß die Sonne als Quelle der Lebenskraft Wärme erzeuge und dadurch jeglichem Samen die Neigung verleihe, aus der Erde die erforderliche Nahrung an sich zu ziehen, daß der Mond dagegen als Quelle der Naturkraft Feuchtigkeit hervorbringe und deshalb sein Nutzen nicht geringer sei, als der der Sonne, indem das Leben der Pflanzen und Thiere aus der Vermischung des Warmen und des Feuchten entspringe und durch die gegenseitige Mäßigung oder das Gleichgewicht (temperamento) beider gepflegt werde. Ueber die Natur des Mondkörpers selbst gibt der Verfasser keine selbständige Auskunft, vielmehr referirt er nur zwei geltende Ansichten, die eine, daß derselbe zur Hälfte dicht und dunkel sei, zur anderen Hälfte porös (rarius), und wie ein Schwamm die Sonnenstrahlen einsauge; die zweite, daß der ganze Körper durchaus theils porös, theils dicht sei. Abgesehen von dem erwähnten physischen Einflusse der Sonne und des Mondes wird nun aber noch, wie weiterhin von den Gestirnen überhaupt, eine ganz andere spezielle Einwirkung auf die Schicksale des Menschenlebens angenommen, eine Einwirkung, die theils nur durch einen ganz schwachen Faden an die Natur anknüpft, theils jeder denkbaren Verknüpfung mit derselben ermangelt. So wird der Einfluß des Neumondes auf die Geschäfte des Zeugens und Gebährens für schädlich erklärt*), Mond- und Sonnenfinsternisse werden in Beziehung gebracht nicht blos zu Ueberschwemmungen, Hitze und Pestilenzen, sondern auch zu dem Sterben von Potentaten, zu Kriegen und großen Niederlagen und dabei an die Geschichte des Perikles erinnert, der für seinen Unglauben schrecklich bestraft wurde, da er die Furcht seines Schiffsbefehlshabers vor der Sonnenfinsterniß treffend verspottete. Zum Schlusse des reichhaltigen und mit schwierigen und großentheils erzwungenen Combinationen zur Erklärung der bekannten Himmelserscheinungen angefüllten ersten Buches versichert der Verfasser, er sei bei seinen Darlegungen durchweg dem durch Jahrhunderte bewährten Ansehen des Ptolemäus, das man nicht so leicht stürzen werde, gefolgt; die noch mehr von Allem wissen wollen, verweist er auf das große Werk des Meisters**) selbst, das zur Zeit an der Universität in Wittenberg öffentlich erklärt werde.

*) weshalb Gott selbst die Veranstaltung getroffen, daß mares a consuetudine foeminarum menstruis fluxibus arcentur. p. 109.

**) nämlich Syntaxis s. constructio mathematica, in der arabischen Uebersetzung Almagest genannt.

Nun ist die Frage von Interesse: wie stellte sich Melanchthon dem damals eben auftauchenden Copernikanischen Weltsysteme gegenüber? Das entscheidende Werk des großen Astronomen „de revolutionibus orbium coelestium" erschien im Jahre seines Todes 1543; doch schon zwei Jahre vorher war ein wichtiger Theil davon durch den Brief seines begeisterten Schülers Joachim Rhaeticus an Johann Schoner in Nürnberg durch den Druck bekannt geworden. Dieser Rhaeticus war Professor in Wittenberg und legte im J. 1539 seine Professur nieder, um in Frauenburg des Copernikus persönlichen Unterricht zu genießen. Daraus läßt sich schließen, daß Melanchthon, der nach dem Datum der Vorrede zu seiner Schrift dieselbe nicht vor 1549 beendete, hinreichend Gelegenheit hatte, sich noch vor oder während der Arbeit mit dem neuen Systeme vertraut zu machen. Auch nimmt er wirklich an einigen Stellen Beziehung darauf; einmal, ohne den Namen zu nennen, indem er nur allgemein erwähnt, es gebe Leute, welche die Bewegung der Erde und den Stillstand der Sonne behaupten und die Erde mit unter die Gestirne versetzen; ein anderes Mal*), wo er die neue Feststellung der Mondläufe durch Copernikus (recens Copernici fabricatio orbium lunae) sehr scharfsinnig findet; in beiden Fällen jedoch fügt er die ausdrückliche Erklärung hinzu, daß es demselben nicht Ernst mit seinem Systeme gewesen sei, daß er es vielmehr nur als Hypothese zur Uebung des Scharfsinnes und zum Behuf bequemerer Berechnungen aufgestellt habe**), und somit die alte ptolemäische Schulweisheit in voller Kraft bleibe. Die Annahme, daß Copernikus nichts Bestimmtes habe behaupten wollen, ist jedoch irrthümlich und beruht auf einer Verwechselung der Ansicht des Herausgebers der Copernikanischen Schrift mit den Worten des Copernikus selbst, die das gerade Gegentheil enthalten. In dem anonymen Vorberichte nämlich von Andreas Osiander in Nürnberg, der mit Schoner den Druck des Buches besorgte, findet sich die Mittheilung, Copernikus habe sein System als eine bloße Hypothese vorgetragen, die weder wahr noch auch wahrscheinlich zu sein brauche; wie anders dagegen der kühne Schöpfer des Werkes selbst in der von ihm herrührenden Widmung an Papst Paul III.! Mit freimüthiger Zuversicht verspottet er die Stumpfsinnigkeit derjenigen, besonders auch unter

*) p. 409.

**) „Etsi autem artifices acuti multa exercendorum ingeniorum caussa quaerunt, tamen sciant juniores, non velle eos talia asseverare" und „qua in re iterum commonefaciendus est auditor, ut fabricationem tot orbium et Epicycli sciat a geometris excogitatam esse, ut motuum leges et tempora utcunque ostendi possint; non quod tales sint machinae in coelo, etsi aliquos esse orbes consentaneum est. Et sagacitas artificum laudanda est, qui illius admirandi operis imaginem aliquam quasi sculpserunt."

den Theologen, die das „absurde acroama“ von der Unbeweglichkeit und der Centralstellung der Erde für wahr halten, und versichert seinerseits, er werde den Angriff leerer Schwätzer verachten, die, alles mathematischen Wissens unkundig, absichtlich die Stellen der h. Schrift verdrehen, um den Unsinn zur Wahrheit zu machen. Zum Beweise, daß er kein Urtheil scheuen dürfe, wende er sich aus seinem entlegenen Erdwinkel an das Oberhaupt der Kirche, damit es ihn vor dem Bisse der Verleumder schütze. Voll Begeisterung preist er dann die durchgreifende Harmonie seines Systems: durch keine andere Anordnung habe er eine so bewundernswürdige Symmetrie des Universums finden können, als da er die Weltleuchte, die Sonne, die ganze Familie kreisender Gestirne lenkend, wie in die Mitte des schönen Naturtempels auf ihren königlichen Thron gesetzt. *) Hieraus ergibt sich unwiderleglich der Irrthum Melanchthon's und mancher seiner Zeitgenossen, als habe Copernikus nur ein Spiel des Scharfsinns treiben oder aus Furcht seine wahre Meinung verstecken wollen. Uebrigens blieb Melanchthon auch weiterhin beim ptolemäischen System; wenigstens noch in der späteren Ausgabe seines Commentars de anima (deren Vorrede vom J. 1552) nimmt er abermals den Stillstand der Erde und die Bewegung der Sonne als durch die Vernunft und göttliche Offenbarung festgestellt an, ohne dabei den Copernikus eines Wortes zu würdigen. **)

Das zweite Buch, das von den Principien der Natur und den in ihr wirkenden allgemeinen Ursachen handelt, ist reich an aristotelisch-scholastischen Definitionen und Unterscheidungen, die wenig das Naturleben selbst angehen, deshalb hier in Kürze zusammengefaßt werden können. Die aristotelischen Bestimmungen von Materie und Form und der Vermittelung beider in dem drängenden Bedürfnisse der ersten nach der zweiten (privatio***) führen zu einer erschöpfenden Klassifikation der Ursachen †), von denen ich nur die in näherer Beziehung zur Natur stehenden besonders hervorheben will. Die oberste Unterscheidung ist die in causa per se und per accidens. Unter jener, der Ursache im eigentlichen Sinn, ist diejenige zu verstehen, deren Eintreten

*) Vergl. die anziehende Ausführung in A. v. Humboldt's Kosmos II. S. 343. ff. und Anmerk. 496. ff.

**) Es sei für den menschlichen Geist eine angenehme Bestätigung der Wahrheit, zu sehen, wie zur Naturwahrnehmung noch das göttliche Wort hinzukomme; als Beispiel: „Ratio deprehendit terram stare immotam et solem moveri. Sic cum idem divinitus tratitum esse audimus, firmius assentimur.“

***) Also nicht als negatio aufzufassen, sondern vielmehr als „defectus formae quae adesse poterat et natura appetitur.“ p. 201.

†) Causa per se und per accidens, vere causa und c. sine qua non, interior und exterior, naturalis und voluntaria, universalis und particularis etc.

nothwendig eine gewisse Wirkung zur Folge hat*); bei der andern ist dies nicht nothwendig der Fall. Als causae per accidens werden nach Aristoteles fortuna und casus angeführt: fortuna findet statt bei frei oder mit Ueberlegung handelnden Geschöpfen, wenn z. B. milesische Fischer einen goldenen Dreifuß in's Netz bekommen; casus dagegen im Bereiche des Willenlosen, wenn z. B. ein Glas vom Tische fällt und nicht zerbricht. Bei tieferer Ueberlegung werden sich jedoch die meisten sogenannten zufälligen Ereignisse auf eine der folgenden sechs causae per se zurückführen lassen: Gott, gute Engel, böse Geister, Temperament, Einfluß der Gestirne auf Stimmung und Neigungen, gute oder schlechte Sitten und leichte Veränderlichkeit der Materie.

Indem nun von der Zurückführung der Ereignisse auf Gott, auf gute und böse Geister gesprochen wird, ist von der Wirksamkeit Gottes durch die causae secundae, d. h. die Naturgesetze, abstrahirt und nur jene wunderbare gemeint, wo er, um die Menschen zu beglücken oder zu bestrafen, gegen den Lauf der Natur Wirkungen herbeiführt, z. B. die Rettung des Kindes Moses oder Cyrus, den Untergang Sodoms, das Versinken des Oedipus. Viele schreckliche Ereignisse bringt der Teufel hervor, indem er die Wuth und Verblendung der Gottlosen bestärkt und die Menschen in Sicherheit einwiegt; hierher gehört die bekannte Sage vom Ringe des Polykrates, die Täuschung des Krösus durch das zweideutige Orakel und eine Schatzgräbergeschichte, die sich 1530 in Nürnberg zutrug.**) Glückliche oder unglückliche Neigungen und Abneigungen, z. B. für oder gegen eine Krankheit, für oder gegen die Musik, rühren zum Theil von der Stellung der Gestirne her: als Beispiele von dem ausschließlichen Einflusse derselben wird angeführt, daß die in der Conjunction der Sonne und des Mondes Geborenen an einem schlimmen Temperamente leiden, Krankheiten unterworfen sind und im Leben große Hindernisse zu überwinden haben; daß eine gewisse Stellung der Sonne zum Mars, besonders wenn ein böser Aspect des Saturn sich dazu gesellt, auf gewaltsamen Tod abzielt; daß Mars, mit dem Schwanze des Drachen vereint, für den nachmaligen Kaiser Maximilian dessen Gefangenschaft in den Niederlanden bedeutete. Dem Einfluß der Gestirne wird es auch zugeschrieben, daß Jemand unter vielen Mädchen gerade das eine liebgewinnt, ebenso daß die Menschen so verschiedene Kinder an Charakter und Gemüthsart erzeugen.

Alle Natureinwirkungen insgesammt, von den augenscheinlichen bis zu den halb oder ganz eingebildeten, faßt Melanchthon, an verwandte Annahmen

*) „Qua posita in actu necesse est sequi effectum."

**) Wo der Böse einem Geistlichen Schätze im Krystall zeigte und ihn dann beim Ausgraben in der Höhle durch Verschüttung tödtete. p. 243.

des Aristoteles und Ptolemäus anknüpfend, unter dem Begriffe des physischen Fatums zusammen. Der Macht desselben sei der Mensch keineswegs rettungslos unterworfen, vielmehr habe Gott den menschlichen Geist zum Vorausschauen und dadurch zur Abhülfe der ihm drohenden Uebel mannigfach ausgerüstet. So vermöge er die Bewegungen der Gestirne und den davon abhängigen Lauf der Natur und des Menschen- und Völkerlebens zu erforschen; der Nutzen der Sterndeutekunst, wenn sie mit rechtem Grunde betrieben wird, sei unzweifelhaft und Gott selbst habe sie eingesetzt für den Menschen zur Belehrung, zur Warnung und Hülfe.*) Auch Anzeichen anderer Art wußte Melanchthon zu schätzen. Sein Freund und Biograph Camerarius erzählt von ihm, wie er scherzend aus den Zügen der Handfläche die Triebe und Begehrungen zu deuten pflegte; ja er rechnet ihn zu denjenigen Personen, die Aristoteles εὐθυόνειροι nennt, die nämlich bedeutungsvolle Traumgesichte erfahren, und in einem Briefe von ihm an Camerarius findet sich die launige Aeußerung zur Abwehr loser Spötter: „Wie man über meine Träume lacht, weiß ich, wogegen doch Andere weit abgeschmacktere und nichtigere Träume im wachen Zustande vorbringen.“**) In der Schrift de anima spricht sich Melanchthon bestimmter über die Träume aus.***) Hier unterscheidet er physische, von Gott und vom Teufel kommende Träume; die ersten zerfallen ihm wiederum in die gewöhnlichen, die nichts bedeuten, und in die selteneren, bei denen eine Auslegung möglich, jedoch sehr unzuverlässig sei; die von Gott kommenden, wie die h. Schrift deren berichtet, seien bewährte Prophezeiungen; als Beispiel der vom Teufel herrührenden gilt es, wenn derselbe den Hexen Bilder von Gelagen und Lustbarkeiten vorführe, so daß sie solchem Wahne angemessen rufen und sich gebehrden. In Beziehung auf letzteres fügt der Verfasser bei, er könne viele Belege dafür anführen von Heiden, Manichäern und Anabaptisten.

---

*) Luther dagegen hielt nichts von der Astrologie, so sehr auch Magister Philippus sich bemühte, ihn zu bekehren. Er blieb bei der Meinung, welche die Bauern haben, daß auf einen heißen Sommer ein kalter Winter folge. Der ganze Handel sei gegen die Philosophie und die Astrologen hätten von all' seinem Reformationswerke nicht das Mindeste vorausgesehen. Diese kommen ihm vor wie die Ausbieter von Würfeln, mit denen sie stets zwölf werfen wollen: gelingt es, so ist die Kunst recht; man sieht aber nicht, wie oft man zuvor anders geworfen hat. Nicht daß Luther überhaupt in dergleichen Dingen eine freiere Auffassung gehabt hätte, als Melanchthon; im Gegentheil ließe sich ein reiches Capitel zusammenstellen von Luther's aufrichtigem Glauben an die physischen Wirkungen des Teufels, an die incubischen und succubischen Bastarde desselben, an Teufelsbündnisse und Beschwörung der Besessenen, an Zauberei und Hexen, gegen die auch er keine andere Rettung weiß, als den Scheiterhaufen ohne Gnade und Barmherzigkeit. Man lese die Abschnitte XXIV. u. XXV. in Luther's Tischreden (Frankf. a. M. 1593).

**) Vita § XX.

***) In dem Abschn. de somniis.

Als verdammlich erklärt Melanchthon jede Art von zauberischen, d. h. mit Hülfe böser Geister erlangten Weissagungen, also auch die damals übliche Befragung des Teufels im Krystalle, wie überhaupt alles Heren- und Zauberwerk. Mit Luther glaubte auch er, dem Wortlaute des neuen Testaments gemäß, an die Wirkung des Teufels in Besessenen und er erzählt davon in einem Briefe an Hubert Languet *) einige merkwürdige Fälle, wie z. B. eine ganz ungebildete Frau im Zustande der Besessenheit in griechischer und lateinischer Sprache von dem bevorstehenden sächsischen Kriege prophezeit habe. Weder physische Mittel noch die in der alten Kirche gebräuchliche Beschwörungsformel helfe dagegen; wohl aber das Flehen frommer Christen, besonders, wenn sie unter Anrufung des Sohnes Gottes dem Teufel mit Ernst geböten, von dannen zu weichen, und denselben an das jüngste Gericht und die Bestrafung der Bösen gemahnten. Auch in der doctrina physica erinnert Melanchthon daran, daß, wie das Gebet den Einfluß der Gestirne zu beschwichtigen Macht habe, da Gott nicht durch denselben gebunden sein könne, so auch der menschliche Wille mit Hülfe Gottes den Anreizungen des Teufels zu widerstehen vermöge.

In der Klasse der causae spielt eine hervorragende Rolle die causa finalis in der Natur. Daß die letztere in ihrem Wirken nach einem bestimmten Zweck verfahre (agat propter finem), wenn sie auch bisweilen in einem Theil der Materie gewisse Irrungen zulasse, wird aus der gesetzmäßigen Ordnung in der Natur, sowie aus der vernünftigen Einrichtung des menschlichen Geistes, der die äußere Welt entsprechen müsse, nachgewiesen; neben den philosophischen Beweisgründen für die Zweckbestimmung der Natur sei aber noch dies ein besonderes höheres Argument, daß Gott seinen Sohn zur Erlösung herabgesendet. Jene eingestandenen Abirrungen von dem Endzwecke der Natur, die indeß keineswegs, wie Demokrit und Epikur wollen, die Annahme einer weisen und unwandelbaren Gesetzmäßigkeit in derselben umstoßen, bezeichnet der Verfasser als monstra und zählt vier Arten derselben auf, nämlich Geister, z. B. der Triton, der am Rubicon einem der Tubabläser des Cäsar die Tuba entriß und das Signal blies **); Meteore, z. B. Kometen, Sternschnuppen, Erdbeben; wunderbare Erscheinungen in der Luft oder auf der Erde, z. B. streitende Heere oder wie neulich in der Schweiz zwei kämpfende Löwen; endlich Mißgeburten unter organischen Geschöpfen. Die erste und dritte Art stehen außer der Natur und sind von unheilvoller Bedeutung für Menschen und Völker; die beiden anderen haben ihren Ursprung

*) Epistolae Ph. Melanchthonis Witt. 1565. p. 386.

**) In dem letzten Abschnitte der Schrift de anima versichert M., wo er der Gespenster als eines heidnischen Argumentes für die Unsterblichkeit der Seele erwähnt, daß er selbst welche gesehen und zuverlässige Leute kenne, die sogar mit ihnen gesprochen hätten.

in dem wechselnden Fluß der Materie und in den schwankenden Bewegungen der Luft und bedeuten zum Theil nichts oder nur Geringfügiges, zum Theil jedoch auch Wichtiges, wie die Kometen*), und werden in diesem Fall von himmlischen Ursachen gelenkt. Doch auch der Teufel betheiligt sich an solchen Wirkungen; dahin gehört als Vorbedeutung des schmalkaldischen Krieges die Mißgeburt eines Kindes in Franken, in dessen Leibe ein mit der Spitze herausragendes Messer steckte.**) Schließlich warnt der Verfasser abermals vor der stoischen Auffassung, als ob das Verkündigte unabänderlich sei, und beruft sich zum tröstenden Beispiel auf die aus göttlicher Barmherzigkeit rückgängig gewordene Prophezeiung des Jonas. Aus allem bisher Vorgeführten läßt sich entnehmen, inwieweit Camerarius mit Recht von seinem Freunde versichert, er habe sich bei Beurtheilung solcher Dinge stets nur auf zuverlässige Gründe gestützt und keine Vermischung thörichten Wahnes mit wahrer Einsicht und richtigem Gebrauche geduldet.

In dem wichtigen Abschnitte von der Bewegung (de motu), der den Beschluß des zweiten Buches macht, schreitet Melanchthon, wie er selbst versichert, wieder ganz in den Spuren seines verehrten Meisters Aristoteles. Dieser führte nämlich alle Kraftäußerungen und Veränderungen im Gebiet der Materie auf die Bewegung zurück und sein treuer Schüler ist überzeugt: die Lehre von der Bewegung nicht kennen, heiße die Natur nicht kennen. Zunächst gewinnt der Verfasser aus dem Begriffe von Bewegung, je nachdem dieselbe in ihrer Aufeinanderfolge (successive fieri) oder in ihrem Beisammensein (simul esse) aufgefaßt wird, die beiden anderen unerläßlichen Bestimmungen der Körperwelt, nämlich die der Zeit und des Ortes. Auch hier wird ein Hinausgreifen über das Natürliche nach beiden Richtungen gestattet. Abgesehen von der Allgegenwart Gottes, die den Begriff der Oertlichkeit aufhebt, wird auch eine besondere Localität der Geister angenommen, indem diese zwar auch an einem bestimmten Orte sich verhalten, doch ohne die gewöhnliche räumliche Begränzung. Ebenso wird in Beziehung auf die Zeit, neben dem allgemeinen Begriffe der Zeitdauer, unterschieden zwischen der Zeit der veränderlichen Dinge, die Anfang und Ende habe

*) die Gift in die Luft ausstreuen und deren Entstehung der Verf. von Dünsten herleitet, welche durch den Einfluß gewisser Gestirne, namentlich des Saturn, Mars, Mercur und der Sonne, zusammengetrieben werden. Sehr charakteristisch bezeichnet sie dagegen Luther als „Hurenkinder" und „Ketzer" unter den Planeten. (Tischreden f. 43 b.) Camerarius führt eine Reihe von Himmelserscheinungen aus jener Zeit auf und niemals ohne zu bemerken, daß Melanchthon mit gleichgesinnten Freunden, besonders mit dem Biographen selbst, Briefe darüber gewechselt. (v. pp. 139. 156. 174. 250.)

**) Melanchthon schreibt in Beziehung darauf: ante bellum Germanicum und hütet sich wohl vor der Beifügung von brevi. Man nahm es im Zeitalter der Wundersucht nicht eben genau mit der Uebereinstimmung der Zeit.

(tempus), ferner derjenigen der Welt im Ganzen und der Engel, die zwar einen Anfang genommen, aber ohne Ende sei (aevum) *), endlich der anfang- und endelosen, die allein Gott zukomme (aeternitas). Demgemäß werden die aristotelischen Argumente für die Ewigkeit der Welt, soweit sie die Anfanglosigkeit derselben betreffen, widerlegt und auf die Behauptung, die vollkommenste Ursache, d. i. Gott, könne nie beschäftigungslos gewesen sein, aus der Offenbarung erwidert, es bestehe ja ein ewiger Verkehr der Weisheit zwischen dem Vater, dem Sohne und dem h. Geiste, so daß Gott auch vor Erschaffung der Welt in Thätigkeit gewesen sein müsse. Unter den verschiedenen Gattungen der Bewegung sind als Grundlage der Lehre von den Elementen und ihren Veränderungen besonders hervorgehoben: in Beziehung auf die Substanz die Erzeugung und Zerstörung, in Beziehung auf die Quantität die Vermehrung und Verminderung, in Beziehung auf die Qualität die Wandlung (alteratio), endlich die Ortsveränderung im speziellen Sinne. Von zwei besonderen Arten der Bewegung, nämlich Verdichtung und Verdünnung, weist der Verfasser die gebräuchliche Ansicht zurück, als ob sie auf der Vermehrung und Verminderung beruheten, stellt im Gegentheil den Satz auf, daß sie nur als örtliche Bewegungen, die eine als Zusammenziehung (appropinquatio), die andere als Ausdehnung (expansio) der Theile, und zwar jene durch die Kälte, diese durch die Wärme hervorgebracht, aufzufassen seien. Die Frage endlich, ob Alles, was bewegt ist, nothwendig von etwas Anderem bewegt werde, beantwortet er nicht allgemein hin mit Ja; denn obwol zuletzt jeder Bewegung Gott, oder, wie die Philosophen sagen, die himmlische Bewegung, d. h. die der Himmelssphären, zum Grunde liegt, so könne man doch, örtlich genommen, in Wahrheit sagen, daß z. B. das Feuer sich von selbst nach oben bewege. Indeß sei das nur eine relative Einschränkung und die tiefere Betrachtung der Welt dränge mit Nothwendigkeit zur Annahme eines *einzigen ersten und unendlichen Bewegers*, auf welchen zuletzt alle Bewegung zurückzuführen und der selbst als unveränderlich und frei handelnd gedacht werden müsse. Und hier stimmt die christliche Auffassung Melanchthon's wieder so schön mit der heidnischen des Aristoteles, der auch streng an der *Einheit* der ursprünglichen Weltkraft festhält, überein, daß die ungemessene Verehrung der christlichen Philo-

*) Schon oben wurde bemerkt, daß Melanchthon die ewige Fortdauer der Welt annimmt. In einer Stelle des ersten Buches spricht er zwar von dem Weltbrande, in welchem die Sterne untergehen sollen, p. 82: „stellae vero sunt perituraе in conflagratione mundi;“ indeß kann er darunter nur eine Umgestaltung innerhalb des Weltganzen, keine Vernichtung verstehen, wenn die Stelle p. 72. einen Sinn haben soll, wo er sich auf die Lehre der h. Schrift beruft: „mundum sine fine mansurum esse domicilium angelorum et hominum.“

ſophen bis ins 16. Jahrhundert hinein für dieſen Meiſter des Denkens begreiflich erſcheint.

Das dritte und kürzeſte Buch, das von den Elementen, ihren Wirkungen und Veränderungen handelt, führt eigentlich erſt in die wirkliche phyſiſche Welt ein. Dasſelbe beginnt abermals mit dem ſo oft wiederkehrenden Lobe des Ariſtoteles: auch bezüglich dieſes Abſchnittes nämlich gründe ſich die Lehre deſſelben auf ächte Principien wie auf die Erfahrung und ſtimme ſowol mit der Natur als mit der Offenbarung überein. Die Lehre des Demokrit, daß es unendlich viele Elemente, d. h. untheilbare Grundſtoffe, gebe, wird verworfen, ebenſo die des Anaxagoras, der nur Eines zugibt, und bei der älteſten und verbreitetſten Meinung von den allbekannten vier Elementen ſtehen geblieben*). Dieſelben ſind unbelebte und unbeſeelte Weſen; zum Beweiſe dafür wird auf ihre einfachen Bewegungen hingewieſen. Während nämlich gemiſchte Geſchöpfe, z. B. die Thiere, verſchiedene Bewegungen haben, verfolgen dagegen Luft und Feuer ſtets nur eine aufwärts ſteigende, Waſſer und Erde eine abwärts ſinkende Richtung. Auf die Eigenſchaften der Elemente gründen ſich die Qualitäten jeglicher Subſtanz, die auch nur vermöge einer ſolchen, nicht durch ſich ſelbſt, die Kraft hat zu wirken. Der Verfaſſer führt drei Gattungen von Qualitäten vor: die vier primae qualitates wohnen den Elementen unmittelbar inne und zwar immer zwei zuſammen, nämlich Wärme und Trockenheit dem Feuer, Wärme und Feuchtigkeit der Luft, Kälte und Feuchtigkeit dem Waſſer, Kälte und Trockenheit der Erde. Durch dieſe werden in den gemiſchten Körpern wieder andere ſinnlich wahrnehmbare Eigenſchaften, als Geſchmack, Geruch, Härte, Weichheit, Schwere, Leichtigkeit ꝛc. hervorgebracht; dies ſind die secundae qualitates. Die dritte Gattung bilden die virtuales, auch specificae und von den Griechen δυνάμεις genannt, nämlich die nicht blos ſinnlich wahrnehmbaren, ſondern entſchieden wirkſamen Kräfte, wie die anziehende des Magnetes, die heilende des Fenchels für die Augen, der Raute gegen Vergiftung, der Päonie gegen Fallſucht, die vorſchützende der bitteren Mandel gegen Trunkenheit.

Als ein anſchauliches Beiſpiel, wie Melanchthon ſich einen Naturprozeß vorſtellt, möge hier ſpeziell ausgeführt die Wein- und Eſſigbereitung, wie ſcheint, nach Theophraſt und Galenus folgen. Nachdem er vorausgeſchickt, daß der Geſchmack eine Qualität des Saftes ſei, in welchem das Feuchte die Trockenheit gebunden halte**), ſchildert er den Zuſtand der un-

*) Einige Schwierigkeiten macht dem Verf. die leuchtende und ätheriſche Himmelsmaterie und er iſt nicht ungeneigt, obwol nicht beſtimmt entſchieden, dieſelbe als ein fünftes Element gelten zu laſſen.

**) während im Gegentheil beim Geruche die Trockenheit herrſche.

reifen Traube. Sie habe in sich vorwaltend trockene terrestrische Theile, daher ihre Herbigkeit, indem in ihr noch nicht die luftigen Theile durchgekocht seien. Wie dann allmählich die zunehmende Wärme die dickeren Theile verdünnt und die ganze Traube kocht, werde sie mit der Reife zugleich süß, weil ihr Saft schon luftiger und doch noch wässerig und dicklich sei. Sobald aber der Saft ausgepreßt worden, löse die natürliche Wärme im Moste die dickeren und dunstigen Theile auf und vertreibe sie, was Ursache, daß der Most koche. Wenn auf diese Art der Wein abgekocht sei, bleibt zwar die luftige Süßigkeit; da aber die übrigen Theile durch die natürliche Wärme sich schon mehr erhitzt haben, so ist die Süßigkeit geringer, dagegen der Geruch duftiger und die Süße des Geschmackes für die Zunge lieblicher, weil auch das Blut, als von luftiger Natur, süß ist. Je älter nachher der Wein wird, desto mehr verdunsten nach und nach die luftigen Theile, die terrestrischen bleiben, und zwar verbrannt durch die nicht natürliche Wärme wegen Hemmung der Ausdünstung, und es beginnt die Fäulniß, wobei immer noch etwas von wässerigen Theilen zurückbleibt. So verwandelt sich der Wein in Essig, welcher kalt ist wegen Schwäche der natürlichen Wärme und wegen der wässerigen Theile, und zugleich trocken, weil die Theile verbrannt sind. Davon ist sein Geschmack sauer und scharf und deshalb ein wenig erhitzend*). Dieses Beispiel soll zugleich zeigen, wie mit Verwandlung der Materie sich die primae qualitates und mit deren Verwandlung sich die secundae verwandeln. Es sei den Naturkundigen überlassen, die Richtigkeit des geschilderten Vorganges zu beurtheilen.

Für die Mischung der Elemente und elementaren Eigenschaften werden nach Aristoteles folgende Hauptregeln angegeben. Dinge, die in ein Mischungsverhältniß treten sollen, müssen in der Gattung mit einander übereinkommen, in der Art jedoch verschieden sein; so Wärme mit Kälte, nicht Wärme mit Weiße oder mit Gestalt. Das eine muß stärker sein als das andere; so die natürliche Wärme im Verhältniß zur Speise bei der Verdauung. Beide müssen auf geeignete Weise an einander gebracht werden, die Berührung sei entweder mathematisch, wie beim Feuer, oder virtual, wie bei den Gestirnen oder beim Gesicht und Gehör. Das eine assimilirt sich dem anderen, entweder nach der Qualität, so Feuer und Wasser, oder nach der Substanz, wie bei der Ernährung durch Speise. Zwei Arten von Mischung werden unterschieden, nämlich Mengung (confusio), wobei wol Theilchen zu Theilchen kommen, doch keine wesentliche Veränderung geschieht, z. B. Wasser mit Wein, und die eigentlich so genannte Mischung oder Zeugung, wobei eine neue Art entsteht, wie bei der Ernährung aus den Speisen das Blut. Zur letzteren ist stets das feuchte Element unerläßlich;

*) p. 353.

so wird aus der bloßen Erde kein Stein, sondern erst, wenn Dünste und Feuchtigkeit dazu kommen. Welches übrigens die eigentlich treibende Kraft bei der Zeugung sei, daß der Weizen nothwendig wieder Weizen hervorbringt, das ist uns verborgen und wir müssen dabei stehen bleiben, daß die Natur gerade so und nicht anders geordnet sei. Soviel nur weiß man, daß die je vorhandenen Qualitäten sich aus dem Samen, trotz der eintretenden Veränderung, in alle Theile des neu Entstehenden verbreiten und daß die vier ersten Qualitäten gleichmäßig bei der Zeugung betheiligt erscheinen. Später, wo der Verfasser mehrere Klassen von Zeugungen aufzählt, je nachdem Gleichartiges oder Ungleichartiges, ein abgeschlossenes Individuum oder das Gegentheil entsteht*), werden bezüglich der zweiten Klasse einige sonderbare Behauptungen aufgestellt, so vor Allem, daß durch die Sonnenwärme aus fauligem Dunst Frösche erzeugt werden, ebenso aus Quecksilber und Schwefel Metalle, und zwar je nach der Reinheit des ersteren Gold, Silber oder schlechteres; doch geschehe dies nicht ohne Mitwirkung der Gestirne, beim Golde der Sonne, beim Silber des Mondes und des Jupiter; Quecksilber sei gleichsam als Same der Metalle, als Lab derselben von vorwaltend luftiger Natur zu betrachten.

Der letzte Abschnitt des dritten Buches, zugleich des ganzen Werkes, behandelt einige Arten der Wandlung (alteratio) und als die wichtigsten derselben die Zeitigung (coctio)**) und die Fäulniß (putrefactio), jene der Erhaltung, diese der Zerstörung des organischen Lebens dienend. Beide Naturprozesse setzen das Vorhandensein von natürlicher oder eigener Wärme und von Feuchtigkeit in den Geschöpfen voraus. Fäulniß tritt ein, wenn die natürliche Wärme, von außernatürlicher überwältigt, aufgehört hat, das Feuchte zu beherrschen, und dadurch eine solche Auflösung hervorgebracht wird, daß die dickeren und schlechteren Bestandtheile als Koth zurückbleiben. Fäulniß folgt dem Tode, doch ist sie auch schon der Grund zu den meisten Krankheiten im menschlichen Körper, zu Aussatz, Seitenstechen, Schlaganfällen und Fiebern der schlimmsten Art. Im Gegensatz zur Fäulniß ist unter Zeitigung jene fortschreitende Entwicklung in den Naturgeschöpfen zu verstehen, die auf einem richtigen Verhältnisse der natürlichen Wärme zu dem Feuchten und Trockenen in ihnen, d. h. auf dem Vorherrschen der ersteren, beruht. Es besteht nämlich im gesunden Zustande zwischen den vier ersten Qualitäten gleichsam ein Bündniß der Art, daß sie sich gegenseitig nähren und mäßigen, doch dabei die Wärme die größere Wirksamkeit übt. Zweierlei begibt sich dann als wesentliche

*) univoca, aequivoca, partialis, totalis generatio.

**) schwer auf geeignete Weise zu übersetzen; statt Zeitigung vielleicht auch Säfteverarbeitung oder Lebensbereitung.

Momente der Zeitigung, daß nämlich gewisse nützliche Bestandtheile in Substanz des Körpers verwandelt, andere unnütze dagegen, die sich nicht durchkochen lassen, wie Hefen ausgeworfen werden. Eine solche Zeitigung ist das Reifen der Früchte, bei welchem ebenfalls das Vorwalten der natürlichen Wärme gegenüber dem Feuchten entscheidet. Im Menschen aber ist die herrschende Lebenswärme oder der Lebensgeist (spiritus vitalis) gleichsam eine durch den ganzen Körper flackernde Flamme, deren Nahrung die feinsten Theile des Blutes sind, und damit dasselbe nicht zerfließe, wird es in trockenen Gefäßen gehalten und die Wärme gemäßigt durch die kalte Feuchtigkeit. Diese Lebensflamme zehrt unablässig und gierig an ihrer feuchten Nahrung, wie die Flamme der Kerze an dem Wachse, und nähert sich so mehr und mehr ihrem Erlöschen. So lange der Lebensgeist in der Feuchtigkeit noch Nahrung findet, so lange währt das Leben; ist sie völlig aufgezehrt, dann tritt der Tod ein. Der Lebensgeist stammt unmittelbar von dem göttlichen Geiste und darin liegt für die menschliche Seele die Bürgschaft ihrer Unsterblichkeit; noch ein besonderer Beweisgrund dafür ist die Auferstehung des Heilandes von den Todten.*) Von einem anderen Gesichtspunkte behandelt der Verfasser Tod und Auferstehung zu Anfang des ersten Buches, wo er von den aristotelischen Principien, von Materie, Form und der Vermittlung beider, spricht. Als ein Beispiel der letzteren, nämlich des drängenden Bedürfnisses der Materie nach der Form, und zwar im Bereiche der organischen, mithin zugleich der menschlichen Natur, erscheint ihm nun auch der Tod; dieses Bedürfniß hebe der Gottessohn wieder auf, indem er zuletzt die zerstreuten Glieder des Körpers sammelt und zu der ersehnten höheren Form vereinigt**).

Nachdem unser Verfasser auf diese Weise den Kreislauf des natürlichen Seins von dem Ursprunge der Welt bis zum Tode und der Wiederauferstehung des Menschen in seiner Darstellung durchmessen, beendet er dieselbe mit den trefflichen Worten, die für immer ihre Gültigkeit behalten werden: „Wenn der Geist diese wunderbare Ordnung der Natur betrachtet, die Gesetze der Bewegung, die bestimmten Gattungen der Pflanzen und der beseelten Geschöpfe, die Arten der Zeugung und die Perioden der Dauer, so muß er nothwendig den Schluß daraus ziehen, daß es eine andere erste und bewußte Ursache gebe, nämlich Gott den Schöpfer, durch dessen Rathschluß diese ganze Ordnung gegründet worden, geleitet und erhalten wird." Wir Nachlebenden nun, die wir an eine strengere wissenschaftliche Methode der Forschung und Darstellung gewöhnt sind und denen gerade im Gebiete der Natur so tiefe und umfassende Auf-

*) De anima im letzt. Abschn.

**) Doctr. phys. p. 203.

klärungen zu Theil geworden, wir Nachlebenden mögen bei den unleugbaren Mängeln des vorgeführten Werkes, bei der vielfältigen Hereinziehung fremder Elemente in den Kreis der Betrachtung, bei der Vermiſchung des Wirklichen mit den Erzeugniſſen des Wahnes und bei der Herrſchaft des Dogma's über die wiſſenſchaftliche Ueberzeugung doch niemals vergeſſen, daß Melanchthon ein Sohn des ſechszehnten Jahrhunderts war, und dem großen Praeceptor Germaniae die volle Ehre gönnen, wollen uns aber auch nicht verhehlen, daß einem ſolchen Jahrhundert, trotz ſeinen bewundernswürdigen Leiſtungen für den Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes, unmöglich die Befugniß einer unabänderlichen Geſetzgebung über Glauben und Gewiſſen eingeräumt werden könne.

VII.

Leopold Schefer und seine neueste Dichtung.

Von Dr. Theodor Paur.

Vorgetragen in der Sitzung der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Zittau den 20. Mai 1860.

Selbst wenn das Dichterwerk, welches den Gegenstand meines Vortrages bildet, unbedeutender wäre, als es ist, so dürfte doch schon die Rücksicht, daß der Dichter durch Geburt, Erziehung und nun bereits vierzigjährigen Aufenthalt der Lausitz angehört, die eingehende Besprechung desselben in einer unserer Zusammenkünfte gestatten, ja erfordern. Sind diese Zusammenkünfte doch vorzugsweise der Kunde lausitzischer Zustände gewidmet, und zwar nicht blos der urkundlich verbrieften Vergangenheit, sondern auch der lebensfrischen Gegenwart, nicht blos bürgerlicher und kirchlicher Verhältnisse, sondern auch des geistigen Entwicklungsganges in Kunst und Litteratur. Und wahrlich, wenn die Lausitz stolz ist auf ihren Jakob Böhme, auf Lessing und Fichte, dieses Dreigestirn tiefsinnigen Gottschauens, lebenweckender Kritik und Freiheit und Kraft athmenden Denkens, so darf sie auch stolz sein auf Leopold Schefer, ihren Dichter, der jenen Dreien nicht nachsteht an Fülle des Geistes, Eigenthümlichkeit der Anschauungen und Selbständigkeit der sprachlichen Darstellung.

Vorerst mag es nicht überflüssig erscheinen, als unzweifelhaft anzuerkennen, daß Leopold Schefer ein wahrhafter Dichter ist, nicht ein solcher, wie sie in der Gegenwart Legion sind, der den bekannten festgefahrenen Gleisen folgend, Gedichte und Geschichten geschrieben, die aller Welt ein kurzes Ergötzen schaffen, weil sie von der bequemen Oberfläche des Lebens abgeschöpft sind, sondern eine von Gott begnadigte geistige Schöpferkraft, die jedem Stoffe ihren unvergänglichen Stempel aufdrückt und, unbekümmert um Beifall und materielle Vortheile, ihr eigenes inneres Leben offenbart und von dem äußeren der Welt nur alles das, was jenem zur Form und zum Träger dient. Erregt es Gefallen, so fühlt er sich beglückt; wenn nicht, so behält er dennoch die Zuversicht, daß er etwas Lebensfähiges geschaffen.

Wie die Natur bei ihren Schöpfungen sich nicht nach dem wechselnden Begehren der Genießenden und Betrachtenden richtet, sondern in geheimer Stille ihren eingeborenen Gesetzen folgt, ebenso der ächte Dichter. Auch an Schefer's zahlreichen Dichtungen ist Mancherlei ausgesetzt worden, und nicht mit Unrecht: endloses Fortspinnen des einmal begonnenen Redefadens, Unklarheit der Gedankenverbindungen, Härten des Ausdruckes, eine Art von schwelgerischer Lust, Gedanken und Empfindungen bis in ihre Atome zu zerlegen, auch gewisse, die Anschauungen verwirrende barocke Sprünge des Humors, und das Alles noch abgesehen von jener pantheistischen Weltauffassung, in deren Wesen es liegt, die geistigen und die sinnlichen Elemente zu vermischen und die Welt mehr dem Gefühle als der Anschauung zuzuführen. Aber solche Schwächen gehören zu der eigenthümlichen Natur Schefer's und lassen sich nicht von den Tugenden desselben trennen. Nimmt man sich nur die Mühe, das Weben dieses Geistes zu belauschen, dann wird man gewahr werden, daß seine Redefülle doch überall gedankenreich ist, seine Unklarheiten und Härten bei dauernder Betrachtung meistens verschwinden oder auf einen tieferen Grund hinweisen, sein oft unheimliches Hinabwühlen in die Geburtsstätte der Gefühle, wie anderseits seine weltverschlingende, die Unterschiede aufhebende geistige Aneignung einen nie geahnten Reichthum von tiefsten Anklängen und Wechselwirkungen im Leben der Natur und des Geistes offenbaren. Alles zusammengefaßt, möchte ich das Wesen der Schefer'schen Poesie dahin bestimmen, daß sie — um gleichnißweise zu reden — als *das ausschließlich geeignete Organ erscheint, den Duft des Weltendaseins in berauschender Fülle einzuathmen und obwol vergeistigt, doch abermals mehr berauschend als klärend wieder von sich zu strömen.* Diese Poesie hat einen narkotischen Beigeschmack, ist deshalb nicht für Jedermann; aber Niemand wird leugnen können, daß sie etwas Bedeutendes sei.

Bis zur jüngsten Zeit waren hauptsächlich drei Richtungen der Schefer'schen Muse bekannt. Am frühesten trat er mit einer Reihe *Novellen* hervor, die trotz merklicher Verwandtschaft mit den Tieck'schen, zugleich in einem eigenthümlichen Gegensatze zu denselben stehen. Haben nämlich Beide die von den Romantikern stammende Willkürlichkeit in der Handhabung des Thatsächlichen und in der Grundlegung und Durchführung der Charaktere gemeinsam, so unterscheiden sie sich doch darin, daß bei Tieck die abenteuerliche Begebenheit, bei Schefer der absonderliche Charakterzug mit den mannigfaltigsten psychologischen Schattirungen im Vordergrunde spielt. Ich sage: Charakterzug; denn eben eine unendliche Reihe einzelner Züge sind es, die wir mit großer Wahrheit und feiner Unterscheidungsgabe dargestellt finden; weit weniger gelungen erscheinen die Charakterbilder im Ganzen. Es geht darin Schefer ähnlich wie Jean Paul. Seit dem Jahre 1834 sehen wir

dann unseren Dichter mit Veröffentlichung seines „Laienbrevier's" einen neuen Weg einschlagen, neu insofern, als dasselbe für die darauf folgenden philosophisch-religiösen Lehrgedichte, die sich der geistlosen konfessionellen Erbauungslitteratur entgegenlagerten, den Ton angab. Das Werk ist bekannt genug, bekannter, als seine späteren Nachfolger von verwandter Haltung: „Weltpriester" und „Hausreden." Es genügt darauf hinzuweisen, wie in jener Dichtung tiefes Versenken in die Wunder des Alls und der Menschenseele, zartsinniges Erfassen der leisesten Regungen in der sichtbaren und unsichtbaren Welt, schwärmerische Begeisterung für das göttliche Schaffen in der Natur und innige Liebesgluth für die leidende und für die beglückte Menschheit mit einander wetteifern, das Dasein als die schöne Liebesthat Gottes zu feiern. Ein Element jedoch fehlt in diesem breiten, von dem blendenden Spiele der Geistessonne glitzernden Strome lyrisch-didaktischer Beredsamkeit, dasselbe Element, dessen das „Laienevangelium" von Friedrich von Sallet, als Dichtung betrachtet, ein wenig zu viel hat, ich meine die scharfe Bezeichnung der sittlichen Idee, die uns doch nimmer aus der Natur erwächst, sondern ihrem eigentlichen Kerne nach eine Frucht des Geistes ist.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung in dem inneren Lebensgange unseres Dichters ist es, daß, während sonst, seit die Welt steht und Dichter darin sangen, dieselben mit dem Preise der Liebe begannen und erst mit dem allmählichen Niedersinken ihrer Lebenssonne sich der lehrenden Betrachtung hingaben, bei Leopold Schefer dagegen der umgekehrte Fall stattfindet. Erst zwei Jahrzehnte nach dem Laienbrevier, als der Dichter bereits ein Greis von siebzig Jahren war, erschienen die beiden Sammlungen lyrischer Gedichte „Hafis in Hellas" und „Koran der Liebe." Und welch' eine Lyrik! Ist es doch, als ob noch Keiner vor ihm die Liebe besungen hätte, so wunderbar frisch, farbenreich und jugendlich schön lebt und webt es in diesen Liedern, die gegenüber der unaufhörlichen Wiederholung längst verbrauchter Klänge bei den zahllosen Lyrikern der Gegenwart wie aus dem noch unberührten Urborne der Poesie geschöpft zu sein scheinen. Auch die Sprach- und Versform hat hier, schon darum, weil in engeren Schranken gehalten, ein abgeschlosseneres Gepräge und erinnert nicht mehr an die bisweilen peinigende Redseligkeit des Laienbreviers. Denken wir dabei vergleichsweise an Rückert's „Liebesfrühling", so muß die Verschiedenheit des Tones und der Haltung in beiden auffallen. Rückert, der frisch blühende Mann, singt der Geliebten seine Lieder in seliger, oft spielender Ruhe; sie ist ihm die gegenwärtige, die einzige Person, nur um ihrer Willen hat das Weib überhaupt Bedeutung für ihn: bei Schefer dagegen, dem Greise mit dem jugendlich schwellenden Geiste und Herzen, ist es keine bestimmte persönliche Erscheinung, was ihn zum Enthusiasmus fortreißt, sondern das Weib an sich als die schönste Offenbarung des Naturgeistes, als die Blüthe des Sichtbaren. Mit dieser ab-

strakten Auffassung vertragen sich recht gut die dem Orient und dem Griechenthum entlehnten Anklänge, die sonst dem einfältig deutsch liebenden Gemüthe fremd bleiben und gewiß jederzeit mehr den Verstand und die Phantasie auf eine anmuthige Weise beschäftigen, als das Herz rühren werden.

So bot Leopold Schefer bis zum Jahre 1858 als die wesentlichen Seiten seiner litterarischen Erscheinung folgende dar: von früh auf die Neigung, tief in die Räthsel des menschlichen Herzens einzudringen und dieselben an ungewöhnlichen Charakteren und Thatsachen zur Darstellung zu bringen; dann bald weise, bald enthusiastische, bald grübelnde Betrachtung des ganzen universalen Daseins im Größten und im Kleinsten; endlich mit überschwenglicher Hingebung und zugleich doch mit sittlicher Maßhaltung die Feier des Weibes, der verkörperten Liebe und Schönheit. Dazu gesellt sich eine unvergleichliche Fähigkeit, die Reize der Natur zu schildern, nicht zu schildern als schmückende Beigabe zu dem Uebrigen, sondern als eine Macht im menschlichen Leben, ohne die es nicht denkbar. Wer erinnert sich nicht an den Waldbrand in jener Novelle, wer nicht an die Stellen im Laienbrevier, wo sein und sinnig Natur- und Seelenleben in Wechselwirkung gestellt sind und so oft die Liebe des Schöpfers aus den Blüthen des Frühlings, aus den Früchten des Herbstes, aus dem allbelebenden Hauche des Werdens uns entgegen leuchtet und duftet! Und wo Schefer die außerheimische Natur schildert, sind es nicht schwankende Phantasiebilder, wie bei Jean Paul, sondern mit eigenen Augen im Süden Europas, in Griechenland und in Kleinasien gewonnene Anschauungen; denn erst nachdem er ein gutes Stück Welt durchwandert, legte er den Stab nieder und blieb fortan in der lausitzischen Heimath, wo ein kunst- und naturliebender Fürst, dem Sänger und seinem Sinne befreundet, sich und ihm aus einer Steppe ein bezauberndes Paradies zu schaffen wußte.

Eine solche Reihe von Werken, wie sie bis zum Jahre 1858 von Leopold Schefer bekannt geworden, mochte zur Genüge ein ganzes Dichterleben ausfüllen, und es ließ sich keine bedeutende Schöpfung mehr von ihm erwarten. Aber sowie er erst als Greis, gegen den gewöhnlichen Lauf der Natur, die Liebe besang, so setzte er alle die, welche in der Poesie einen tieferen Genuß, nicht flüchtige Ergötzung, zu suchen pflegen, in jüngster Zeit durch die erste Hälfte einer großartigen Dichtung in Erstaunen, einer Dichtung, die zwar die vorhin bezeichneten Grundelemente seiner bisher geübten Dichtweise treu wiedergibt, aber in einer so neuen bewundernswürdigen Art verwendet, daß es den Anschein gewinnt, als habe sich der Dichter durch seine früheren Schöpfungen nur auf diese letzte, als sein Lebenswerk, vorbereiten wollen. Wir waren bisher daran gewöhnt, daß der alternde Dichter in eine mehr und mehr einförmige, nüchtern beschattete Bahn einlenkte und seine Freunde, in dankbarer Erinnerung der blühenden und glühenden Jugendwerke, sich nun mit dem matteren Nachglanze begnügen

hieß: in dem Scheffer'schen Alterswerke dagegen sprüht das Feuer der Begeisterung, lebt die Wonne des Daseins, offenbart sich in Stoff und Form die Zaubergewalt des dichterischen Geistes in völlig jugendlicher Kraft und Anmuth. Zugleich ist als bemerkenswerth hervorzuheben, daß gerade diese letzte Dichtung, wenigstens ihrer Veröffentlichung nach die letzte, nicht lehrend, betrachtend oder lyrisch, sondern darstellend und erzählend ist und auf einen weiten Umfang angelegt erscheint.

Der Titel: „Homer's Apotheose" und der durchgängig angewendete Herameter orientiren sofort im Allgemeinen über den Ideenkreis, den mythischen Stoff und die Behandlungsart dieses Epos der Gegenwart. Uebrigens ist dasselbe keinesfalls erst in jüngster Frist entstanden, vielmehr hat der Dichter für sein Werk das nonum prematur in annum sogar doppelt berechnet; denn schon im J. 1842 erschien von der bis jetzt noch nicht vorliegenden zweiten Hälfte als früher Vorläufer des Ganzen, dessen ursprünglicher Plan in eine noch viel weitere Vergangenheit zurückfällt, in Chlodwig's Taschenbuche Roswitha, der 19. Gesang: „Wie Aphrodite den Paris belohnt." Damals mußte diese herausgerissene Episode, trotz ihrer originellen Schönheit, eben ihrer Originalität wegen, die erst aus dem Ganzen gewürdigt werden konnte, als vereinsamter Fremdling unbeachtet dahin gehen. Aber auch, wie uns nun die erste Hälfte des Werkes vollendet vorliegt, ist es ganz darnach beschaffen, einen großen Leserkreis von sich abzuwehren und nur einem auserlesenen Häuflein den Eintritt in seine Zauberwelt zu gestatten. Die Ursachen liegen sowol im Stoffe wie in der Form. Ich selbst muß eingestehen, daß als ich vor längerer Zeit zu lesen anfing, mich zwar sofort ein großer Sinn aus den ersten Blättern anmuthete, daß ich aber doch bei der Lectüre nicht auszuharren vermochte. Vor Allem befing mich auf quälende Weise die Zumuthung, mich gleich von vornherein in einem Gewebe unbekannter oder fernliegender mythischer Thatsachen, aus welchem der weitere Verlauf sich fortspinnt, zurecht zu finden, früher zurecht zu finden, als sich davon ein Genuß erwarten ließ. Ich mußte später, als ich die Lectüre aufs Neue begann, gewisser Maßen mit ernstem Vorsatz über den Anfang hinwegzukommen trachten; dann freilich ging es unaufhaltsam vorwärts und ich sah mich von Entzückung zu Entzückung fortgerissen. Aber darin liegt ein Mangel. Vergleiche ich damit die Anfänge der homerischen Epen — unser Dichter darf den Vergleich nicht scheuen, da, was ihm von Homer fehlt, er durch hohe Vorzüge anderer Art reichlich vergütet, — so ist der Unterschied auffallend genug. Regt auch Homer das Interesse beim Beginn seiner Darstellung nur mäßig an, so ist doch sogleich Alles klar und durchsichtig wie Krystall, und auch der unvorbereitete Leser hat nicht nöthig, wie bei Scheffer, sich mit einem gewissen Zwange einzuarbeiten. Noch weit über den Anfang hinaus stellt der Dichter Voraussetzungen, durch welche der frische Genuß

seiner Schöpfung verkümmert wird, wie überhaupt die Fülle des Thatsächlichen und die Einführung so zahlreicher Personen störend und verwirrend empfunden wird. Und um die Mängel des Werkes in Einem abzumachen, muß noch die Langathmigkeit einiger Reden in der Weise Klopstock's, die Unfaßlichkeit mancher Ausdrucksweisen und Gedankenverbindungen, die Härte gewisser Wortfügungen, die Gewagtheit, wo nicht Unmöglichkeit, des Gebrauches einzelner Wörter*), endlich hier und da eine allzukühne Apostrophirung**) bemerkt werden. Alles das läßt sich nicht leugnen; doch ist es von untergeordnetem Belang gegen die originelle, dem allgemeinen Typus nach meisterhafte Sprachschöpfung im Ganzen. Mit der Versification verhält es sich ähnlich: man wird nirgend anders prächtigere Herameter finden, aber auch kaum irgendwo so viel mißlungene und schwerfällige, als hier***). Indeß sind die meisten der gerügten Mängel von der Art, daß sie bei einer Revision des Textes leicht zu beseitigen wären†).

Doch wenden wir uns ab von der Menge kleiner Flecken, welche die Schönheit des Ganzen beeinträchtigen, oder treten wir vielmehr in die angemessene Entfernung zurück, von wo sie zu wirken aufhören, und erfreuen wir uns nun an dem wesentlichen Bestande der Dichtung, ihrem geistigen Organismus und den tiefsinnig angelegten, zu lebendiger Plastik ausgeführten Gestalten, die uns überall, bis in die kleinsten Züge vollendet, entgegentreten. Was zuerst den allgemeinen Charakter der Dichtung betrifft, so ist wiederum der Rückblick auf Homer nicht blos erlaubt, sondern durch den Stoff geboten. Bemerkt doch auch der Dichter in seiner Zuschrift an die Oberlausitzische Gesellschaft bei Uebersendung seines Werkes, er glaube damit den Beweis geführt zu haben, daß das Alterthum der Griechen noch gelte; unleugbar hat ihm selbst also die Absicht vorgeschwebt, an das Beste und Ursprünglichste der griechischen Poesie anzuknüpfen. Weiterhin wird sich ergeben, wie selbständig er diese Absicht verfolgt und wie die untergegangene griechische Schönheit, aus Trümmern zu neuem Dasein erstehend, ihm nicht als sklavische Nachcopirung einen Werth zu haben scheint, sondern allein, insofern sie, wie

---

*) z. B. S. 4 V. 29: „rann" (st. rannte), S. 26 V. 27: „sich arfeind", S. 185 V. 421: „ausbließ", S. 203 V. 176: „aufmuthen" (st. aufmutzen) u. s. w.

**) S. 243 V. 70: „vom Kühl'" (st. Kühlen), S. 245 V. 174: „den unheimlich' Ausgang" u. s. w.

***) schon die ungewöhnliche, theils auch völlig unrichtige Betonung einiger Eigennamen wirkt störend, wie: Hekábe, Arés u. a.

†) bei dieser Gelegenheit einige Druckfehler: S. 193 V. 810: Gerber (st. Geber), S. 206 V. 279: Söhne (wol st. Schöne), S. 211 V. 493: um (st. zu), an mehreren Stellen: silberfüssige (st. silberfüßige, nämlich Thetis), endlich im 19. Gesange (Taschenb. Roswitha von Chlodwig 1842) V. 169: Heer (wol st. Herr).

er selbst sagt, „dem Neuen zum Bessern verschmolzen", also fortbildend und verjüngend durch den uralten ewig frischen Lebensgeist, dem immer reicheren Dasein der Menschheit zum Schmuck gedeihe. Dies die Grundidee der herrlichen Hymne Leopold Schefer's „Die Auferstehung der Schönheit" im 2. Jahrgange des Taschenbuches Roswitha, die sich unmittelbar auf die Wiederbelebung der griechischen Kunst und Poesie, im Sinne einer unbefangen menschlichen, der unverfälschten Natur sich anschließenden Auffassung der Welt und des Lebens, bezieht. Da webt die Phantasie wieder unverwehrt mit urerstem Schöpferrechte der Götter, die goldene Aphrodite und der heilige Homeros beherrschen nun wieder die selige Welt und nur der reinen, nicht der lüsternen Liebe ist die himmlische Schönheit erreichbar, die doch nichts Anderes, als die ewige Liebe selbst sei, die das Gute wie das Schöne mit gleich mütterlicher Sorgfalt an ihrem Busen ernährt, und sich von den Moralisten abwendet, die das Heil der Seele im Widerspruche beider, in der Verleugnung der Natur sehen. Doch für solche Fanatiker einer liebeleeren Tugend hat weder Homer, noch Leopold Schefer, noch haben je die Dichter für sie geschrieben, die Künstler für sie geschaffen. Die Kunst erkennt keine Schranken an, als die ihr durch die Natur des Geistes gesetzt sind; von diesen aber leidet sie nicht Zwang, da sie keinen Widerspruch gegen ihr Wesen enthalten. Die Kunst lebt frei und selig in ihrem Element, ergreift mit Liebe die Welt und ihre Gestalten, fragt nach keinem Dogma, keinem weltlichen Gesetze, hält aber immerdar unerschütterlich fest, ernst und heiter, an den ewigen Gesetzen der Natur, der Sittlichkeit und der göttlichen Weltordnung und offenbart sich in den wechselnden Gebilden der Schönheit. Die Formen des vergangenen Lebens verwendet sie mit freier Lust für ihre Zwecke: die Götter des Olymps sind für sie so wenig abgethan, als es je in der Zukunft die milde Erscheinung der jungfräulichen Gottesmutter sein wird; aber so wenig eine Madonna Raphael's sich in einer Dürer'schen wiedererkennen läßt, so wenig sind die Götter Homer's die Götter in dem modernen Epos Leopold Schefer's. Nur Namen und Attribute sind entlehnt; Gestaltung und Seele des Ganzen gehören dem Dichter und seiner Zeit.

Denken wir uns Goethe's „Achilleis", von der leider nur der erste Gesang vorhanden, von dem Dichter zu Ende geführt, so böte sich uns mit Homer's Ilias und Schefer's Apotheose Homer's eine epische Trilogie von anziehenden Gegensätzen dar. Der Grieche singt von dem Zorne und der Rache des göttlichen Peliden und wie zuletzt der Groll seines Herzens, von dem Flehen des greisen Priamos bezwungen, in Milde und Versöhnung dahinschmilzt. Eben da knüpft Goethe an, indem er den jugendlichen Helden, von der Vorahnung des nahen Todes befangen, die er aus dem Untergange Hektor's schöpft, bald nach der Bestattung desselben mit seinen Myrmidonen beschäftigt zeigt, sich selbst den Todtenhügel zu errichten, in welchem

geborgen seine Asche ruhen sollte: zu dem Düsteren tritt Athene in Gestalt des Antilochus und tröstet ihn mit der Hoffnung unsterblichen Nachruhmes. Das Weitere würde wol die Erfüllung jener Todesahnung und dieser verklärenden Hoffnung dargestellt haben. Leopold Schefer führt uns an das Gestade von Ilion, wo zwischen Trümmern neues Leben in idyllischer Beschränktheit zu keimen begonnen, zu dem fernhin winkenden Grabhügel des Achilles, dessen Schatten zürnend nach dem verheißenen Sänger verlangt: Gegenstand der folgenden Gesänge ist es dann, wie ihm ein solcher in Homer von Apollo gesendet wird. Schon aus diesen Andeutungen ist zu erkennen, daß das epische Leben in den drei Werken sich in absteigender Richtung bewegt: bei Homer die Fülle der That, unbedingte Geltung der Gegenwart und lebendige Wirkung der Leidenschaft; bei Goethe elegischer Nachklang und Ahnung der Zukunft und zwischen beiden die Gegenwart nur als Vermittlerin, nicht um ihrer selbst Willen; bei Schefer das Große der That, wie Held Achilles, im Grabe der Vergangenheit bestattet und für die Gegenwart ein anderes Großes, die Feier der That im Gesange. Zugleich wird ersichtlich, wie weit die letzte der drei Dichtungen — von der Goethe'schen, als zum geringsten Theil vollendet, läßt sich nicht viel behaupten — gegen die Homerische an Ruhe und Sicherheit naiver Darstellung zurücksteht. Verflicht Homer durch die allereinfachsten Mittel unser Interesse mit seiner Erzählung, schweifen wir gern mit ihm ab in seitwärts liegende Gebiete, weil es so leicht, so ungezwungen geschieht, und folgen wir ihm dann, wohl vorbereitet, zur letzten unausbleiblichen Entscheidung, so sehen wir uns dagegen bei Schefer in einen Kreis von Episoden gebannt, die nicht, wie bei Homer, das Hauptinteresse nur freundlich weiter geleiten, sondern gleichsam als reife, schwerwiegende Früchte von einem unscheinbaren Stamme abfallen, so daß wir uns nur noch an diese halten und des Stammes vergessen. In der That ist die episodische Art der Darstellung in dem Werke entschieden vorwaltend und wir verlieren auf weite Strecken hin den Sängerhelden Homeros aus den Augen. So ist es in der uns vorliegenden ersten Hälfte des Epos; der bereits früher veröffentlichte 19. Gesang aber, der wiederum durchaus Episode ist, indem er, ohne irgend eine sichtbare Anknüpfung an die Geschichte Homer's, den Raub der Helena darstellt, beweist zur Genüge, daß auch in der zweiten Hälfte der episodische Charakter überwiegen soll. Man wird demnach bei richtiger Würdigung des Schefer'schen Werkes von dem äußerlichen Verlaufe des Episch-Thatsächlichen, das in Homer's Ilias so großartig und einheitlich erscheint, ganz absehen und sich dazu bequemen müssen, der tiefsinnigen psychologischen Entwicklung nachzugehen, welche in den zerstreuten Stücken des Thatsächlichen als das zusammenfassende Band des Ganzen erscheint. Und darin liegt der Hauptunterschied gegen Homer: bei diesem vorwaltend äußerliches sinnliches Naturleben, das Geistige nur insoweit es den

nothwendigen Träger desselben abgibt; bei Schefer überall die vollste, umfassendste, das Geheimste und Aeußerste andeutende Aussprache der Empfindung, der Ahnung und der Betrachtung, zugleich aber eine wunderbar frische, ja üppige Kraft der Sinnlichkeit und in den Naturschilderungen, gegenüber der Kargheit Homer's, eine erschöpfende, doch nirgend belästigende Fülle. Ueberhaupt muß die entschiedene Freiheit der Darstellung von den bekannten Homerischen Eigenthümlichkeiten, die bei seinen Nachahmern zur Manier herabsinken, für die Schefer'sche Dichtung in Anspruch genommen werden. Man vergegenwärtige sich die Art, wie Homer zu schildern pflegt, und vergleiche damit z. B. den Anfang unseres Epos:

„Prachtvoll ruhte das Idagebirg' im Glanze des Himmels,
Weiß vom Frühlingsschnee beräumt auf bläulichem Gipfel;
Helios, schön sich das Scheiden zu schmücken, vergoldete glühroth
Ilos' verödete Burg, die beraucheten Tempelgemäuer
Und die beraseten Gräber am Holm von Helle's Meerstrom.
Denn Zeus machte sich auf und breitete Frühlingsschönheit
Neu in das alte Gefild; die smaragdenen Flammen der Pappeln
Schlugen empor, hellleuchtend und weit; vom scholligen Erdschooß
Rang sanft Krokos sich los, Hyazinth' und duftige Veilchen,
Kraniche schwebten im Kreise daher vom Strome Kaïstros,
Lange die Nachtigal hörte der Hirt schon lieblich am Ufer
Xanthus' klagen im aschgrün schimmernden Laube des Oelbaums.

Da, vom Strande gewandt zur heiligen Höhe von Ilios
Ging mit dem Sängergewand und Stab, vorsichtig die Füße
Hebend, blind und eifrig der göttliche Vater Homeros,
Sanft an der Hand von dem Mädchen geführt, der beginnenden Jungfrau ꝛc."

Ein solcher Anfang des Epos mit Naturschilderung ist durchaus modern und würde den Alten, nicht weniger auch unseren germanischen Vorfahren, sehr verwunderlich vorgekommen sein: wir Neueren aber, für deren Gefühl und Anschauung die Natur um so unabweislicher eine poetische Macht geworden, je mehr unser Geist, durch den Einfluß der Kultur, aus dem unmittelbaren Verwachsensein mit derselben sich losgerungen, wir Neueren wollen uns nicht durch einseitige Theorien eines so herrlichen Schmuckes der erzählenden Poesie berauben lassen! Nun spüre man im Einzelnen den Zügen der Schefer'schen Schilderung nach und man wird erstaunen müssen über die Naturwahrheit und die kunstvoll zusammengefügten Reize des ganzen Gemäldes. Auch die Vergleiche und Bilder, an denen Homer bekanntlich nicht arm ist, haben bei Schefer, trotz einiger Verwandtschaft in den Wendungen des Ausdruckes, doch ein ganz eigenes Gepräge; sie können in ihrer Ausführung, gegenüber den einfachen Feldblüthen des griechischen Volkssängers, als die schönsten Exemplare gefüllter Rosen, Nelken und Tulpen, die Zierde unserer Gärten,

erſcheinen. Ich greife einige Beiſpiele heraus. So das Sprechen der Liebesgöttin*):

„Und Aphroditen entblüht' und brach, wie der Knospe der Roſe,
Wenn ſie zuerſt voll Reiz aufbricht, ihr purpurner Mund jetzt
Roſengedüftvoll auf; und unſichtbar wie der Dufthauch
Quoll aus göttlicher Bruſt ihr der Laut, wie der Nachtigal Laut auf,
„Sprache" von Menſchen genannt, bei Göttern: „Göttererſcheinung"."

Dann die Wirkung des Abendwindes**):

„Da rauſcht' es, da rauſchete Zephyros plötzlich
Unſichtbar in dem Garten daher, durchwehte die Bäume,
Regte das Land und beugte das Gras; die beſtutheten Blumen
Beugten ſich alle vor ihm und ſtreueten ihre Gerüche.
Wie ein feierndes Weib, viel blühenden Kleinen die Mutter,
Freudig die lockigen Häupter im Schooß aus Liebe vereinigt
Drückt, deſſ' bräunliches Haar in die goldenen Haare der andern;
Alſo drückt' er die Blumen in liegender Reihe zuſammen."

Und noch ausgeführter und eigenthümlicher, wo zu Anfang des zehnten Geſanges Zeus das unmerkliche Schwinden der Zeit ſchildert:

„Auch mir Gotte, wie fließen ſo leis mir die Tage vorüber,
Ziehet mir Helios' Wagen ſo ſtill vom Morgen zum Abend,
Leis abſendend vom Himmel den heilig ſchweigenden Lichtſtrom:
Wie ein Mütterchen, alt, halbblind, die verlaſſene Wittwe,
Hin ſich kauert zur Urne des Oels mit dem reinlichen Krüglein,
Daß ſie Geleucht' in die Lampe ſich zapft zur nächtlichen Arbeit;
Schweigend fällt ihr das Oel, ein ſtidern blinkendes Schnürchen,
Stumm und gleich, und gleich und ſtumm. Längſt voll iſt das Krüglein,
Ueber nun läuft ihr das Oel in den Sand! da beſeufzt es die Arme;
Bitter verdroſſen der Taubheit, zupft ſie am Läppchen des Ohr's ſich.
Alſo wie ſchweigendes Oel auch rinnt mir vom Himmel der Lichtquell."

So friſch und unverbraucht ſind die Bilder der Schefer'ſchen Dichtung durchweg, und dabei doch meiſt ſo ungeſucht, daß man meinen ſollte, es hätten von Homer's Zeiten bis auf unſeren lauſitziſchen Dichter herab nicht ſchon tauſend Andere in dem Reiche der Natur und des Lebens nach Bildern gejagt. Doch ich kehre zurück zur Fabel des Epos und verſuche, dieſelbe in einer flüchtigen Skizze zur Anſchauung zu bringen, wobei ich mir erlaube, öfter den Dichter ſelbſt ſprechen zu laſſen; denn ein einfaches Referat vermag ja doch nur ein ſchwaches Nachbild zu liefern, und iſt niemals für ſich allein im Stande, einer Kunſtſchöpfung vollkommen gerecht zu werden.

Der greiſe und erblindete Sänger Meleſigenes, vom Volke Homeros genannt, landet durch die Fügung Apollon's, ſeines olympiſchen Vaters, am

*) Geſ. X. vv. 133 ff.

**) In demſ. Geſ. vv. 228 ff.

Trümmer-Gestade von Ilion. Er weiß es nicht, daß die jugendliche Braut, deren Fest er durch seine Gegenwart schmückt, seine und seiner vor zwei Menschenaltern hier zurückgelassenen Geliebten Agamede Enkelin ist. Dann kehrt er bei Agameden selbst ein, die ihn mit zitternder Freude aus gewissen Anzeichen, wo er sich unbelauscht wähnt, als den verloren geglaubten Jugendgatten wiedererkennt; doch behält sie die Freude als ihr heimliches Eigenthum. Homer hatte, seitdem er von ihr geschieden, wie Odysseus, vieler Menschen Städte gesehen und wie er unnennbare Leiden erduldet, hatte mit Götter-Gesängen Erquickung gespendet, doch sich selbst Neid und Verfolgung bereitet, und war so, schaffend und leidend, zum Sänger des unsterblichen Kampfes herangealtert. Achilleus' Schatten aber zürnte im Hades über die Entweihung seines Hügels durch den hochzeitlichen Reigen. Ein grandioses Stück Unterwelt, würdig eines Dante, wie der Held seine Stimme erhebt, wie Thersites noch da unten lästert, wie die Schattengebilde sie umschweben! Der Herrscher der Todten gewährt dem Stürmenden eine kurze Frist auf der Oberwelt; die Riegel erschließen sich:

„Jetzt zu der offenen Pforte herein quoll labende Lenzluft,
Blüthengedüft und Myrthengehauch weißfüßiger Birken,
Auch nur der Nachtschein warf in das Thor ein blauliches Schlaglicht,
Und aufathmeten alle die Schatten und lächelten weinend*)."

Von der Feuersäule seines Hügels herab entbietet nun der klagende Geist durch eine der heranschwimmenden Nereiden die Mutter Thetis zu sich; er schilt ihr Vergessen und fordert von ihr den verheißenen Sänger zu seiner Verewigung. Nachdem er zum Hades zurückgesunken, läßt sie durch himmlische Dämonen den Grabhügel mit Blumen schmücken und mit Dornen umhegen. Dann erscheint sie vor Zeus flehend um den Sänger zum Ruhme ihres Sohnes; er winkt ihr heimlich Gewährung und verweist sie an Apollon. Dieser erzählt, wie er längst den Sänger der Götter und Helden besorgt habe in seinem eigenen Sohne, den die jungfräuliche Kritheis ihm geschenkt. Er erzählt weiter die ganze so einzig schöne Geschichte von der Geburt und Auferziehung Homer's. Früh schon war ihm selbst das künftige Gebilde des Sohnes im Geiste leis entsprungen, dann, des göttlichen Keimes voll, suchte er sich in Kritheis die irdische Mutter dazu,

„Die das Gewand ihm wirke zum Wandeln unter der Sonne."

Sie entfloh, nachdem ihr Geheimniß entdeckt war, in den Tempel Apollon's und klagte ihm ihr Leid; mit demüthigem Stolze nimmt sie ihr Geschick auf sich, der Liebe des Gottes gewürdigt zu sein. Dieser nährt mit *seinem* Geiste die Frucht im Schooße der Mutter, daß sie heranreife für das künftige

*) Ges. II. vv. 228 ff.

heilige Werk. Aber was begegnete dem Gotte? Er hatte in Kritheis nur ein Werkzeug seiner Pläne für die Menschheit gesucht, und statt dessen sah er sich nun von der holden Blüthe des Weibes, von ihrer Ergebenheit, ihrer Liebe so an die irdische Welt gefesselt, daß er nahe daran war, sich die Ehe der Sterblichen mit ihr zu wünschen, ja einst mit ihr sterben zu können. Die Erinnerung an das genossene Glück entlockt ihm bei der Wiedererzählung die Worte:

„Himmlische Zeit, da ich sie nur vermißte von Allem, was Zeus hat!
Himmlische Zeit, da ich Alles mit ihr schon hatte, was Zeus hat!
Damals todt' ich die Welt Allvaters vor Menschen und Göttern
Laut und murmelnd, selber im Schlaf, und die goldnen Gestirne
Glommen und funkelten nur als blühender Kranz um das Haupt mir!
Damals war ich der frohe, der selige Gott bei den Menschen;
Denn, wann ich, sie verlassend, hinauf zu den himmlischen Göttern
Und Göttinnen gekommen, da war ich seliger niemals,
Sondern es zog mich das Weib in des Phemios Hause hinabwärts*)."

In der Behausung des alten Sängers Phemios, der bestimmt war, Homer's erster Lehrer in der Kunst des Gesanges zu werden, hatte Kritheis Aufnahme gefunden; dort lebte Apollon mit ihr sein heimliches Liebeleben, dort wurde der Knabe geboren. Bis in den Hades hinab wurde die Bedeutung dieses Ereignisses empfunden; Schreck durchschauert die Unterirdischen, wie sie die Geburt des todtenerweckenden Sängers vernehmen, und der Fleischabnager Eurynomos läßt in Verwunderung ab von seinem grausen Werke:

„Mir stockt im Schlunde der Herr hier;
Denn was nagen wir doch noch das Fleisch von den Knochen der Todten,
Wenn uns Einer nun kommt, der da Mark und Bein um die Schatten
Webet, das Keiner zernagt; denn es trotzt und fliehet den Zähnen**)!"

Droben aber am Lichte des Tages schritten die Göttinnen der Liebe, der Anmuth, der Keuschheit und Unschuld, mit ihnen die Musen, zur Geburtsstätte des Knaben heran und weiheten ihm ihre himmlischen Gaben, worunter göttliche Neugier, treue Erinnerung alles Vergangenen und Sprache der Götter; Prometheus schenkte ihm Titanenstolz und freien Gesang; auch Hygieia ein nicht zu verachtendes Gut, unzerstörbare Göttergesundheit:

„Schmerzlos immer zu sein; kein Zahn je sollte ihm wehthun,
Sondern er sollte die Kiefern, bezahnt voll leuchtender Beißer,
Schneider und Mahler, zum Schmuck noch hinab fortnehmen zur Erde;
Was er genösse, das schmeck' ihm wohl, zur täglichen Freude,

*) Ges. IV. vv. 534 ff.
**) Ges. V. vv. 275 ff.

Sei's auch trockenes Brot und frischkrhstallenes Wasser;
Und erst schlafen, das sollt' er so lang' und so süß wie das Pischkind,
Süß bei Sturm und Donnergeroll, sowie unter den Rosen*)!"

Dem so von dem Marke der Natur Gesättigten erst konnte das Weihegeschenk der Huldgöttinnen zum Glücke gedeihen:

„Göttliches Kind Anmuth sei dein! So in Leiden wie Freuden!
Schreckliches fließe dir schön, und schön von der Lippe dir Zartes;
Dann ist es nichts als göttlich, dann ist erst göttlich es Alles,
Wie es der Vater geschaffen und schaut! Du schaue dem Gott gleich!
Weise gewinne du dir von den dornigen Rosen den Duft ab,
Und von der stürmischen Nacht dir die ruhigen gold'nen Gestirne;
Dir von der Höhle die Pracht, und dir von den Todten die Thränen!
Also gewinnst du die Welt Allvaters, so die Gemüther
Seliger Menschen; denn froh und schön soll ihnen das Haus sein,
Alles mit Stimme begabt und Most austriefend wie Trauben!
Was du schön sangst, bleibet so schön durch alle die Tage**)!"

Und zuletzt Apollo selbst, der es weiß, daß alle Gaben des Himmels und der Erde den Sänger nicht auszurüsten vermögen, wenn ihn nicht das Herz, der tief innere lebendige Quell des eigenen Selbst, dazu heiligt und aufnährt, liebend ruft er seinem Neugeborenen die Worte zu:

„Lege getrost dein Herz in die Welt, in die Götter und Menschen,
Und so ist es gethan! So leben sie glaublich und wahrhaft,
Dir gleicht Alles, was lebet, was lebt' und leben dereinst wird
Droben am Himmel, wie drunten im Erdkreis, selber im Aïs;
Auch du Einer, du bist noch das Gleichbild sämmtlicher Schatten,
Bist es, das Gleichbild, unser, der Götter, ja! Wie du geboren
Bist, so ward auch Zeus nur es! Keiner der Himmelbewohner
Besser je, oder der Söhne von uns, noch ich selber von Leto!
Seele des Vaters, habe den Muth auch Pholbos Apollon's!
Was ich zu eigen dir gab, kein Gott je soll es besitzen***)!"

So ist der Dichter der ewige Mensch, der das Urbild alles Gewordenen in sich trägt und der es mit dem Gepräge seiner eigensten Persönlichkeit, ein geistiger Nachschöpfer des Allmächtigen, zum Kunstwerke gestaltet. Mir ist nicht bekannt, das jemals das Wesen der Dichtkunst so tiefsinnig erfaßt, in so hohen und doch so mild ansprechenden Gedankenformen dargestellt worden als hier von Leopold Schefer in der Geschichte der Geburt und Erziehung des Dichterknaben; diesen ganzen Abschnitt muß ich zu dem

*) vv. 336 ff.
**) vv. 320 ff.
***) vv. 478 ff.

Bedeutendsten rechnen, was unsere Poesie nicht blos in der Neuzeit, sondern überhaupt hervorgebracht. Und nicht wenig erhöht es die Wahrheit und den Werth dieser Schilderung, daß derselben in allen Hauptzügen die eigenen Jugenderinnerungen unseres Dichters zum Grunde liegen und daß auf solche Weise der Knabe Homer nicht blos dieser und nicht blos ein Dichterknabe an sich, sondern, genauer betrachtet, kein anderer als der Dichterknabe Leopold Schefer selbst ist*). Mir bleibt nur noch Weniges zur Mittheilung gestattet, aber das Wenige mag andeuten, mit welch' einem Werke wir es zu thun haben. Doch vor allen darf ich, der obigen Stelle gegenüber, in welcher das innere Werden des Dichters aus dem Keime seiner Persönlichkeit geschildert wird, die andere nicht unbeachtet lassen, die das Wesen des dichterischen Geistes in seinem Stoffreichthum, in seiner Weltbeherrschung zeigt. Phemios spricht von dem Strome des Gesanges, wie er, mächtig brausend, leicht und frei dahin trägt, was der heilige Sänger ihm gebietet**):

„Mauern und Städt' hinträgt er zu künftigen Menschengeschlechtern,
Nicht Schifffloten bedrücken die Woog', daß am Ufer sie aufstaut;
Wie sich die Wasserspinne bekriegt auf ruhigem Teiche,
Trägt er die Schlacht! Unzählige Todte, Verwundete werf' ihm
Kecklich der Sänger hinein, er umfängt sie ihm sicher bewahrend;
Auch nicht wallt er zu stolz, noch zu groß, um ruhig zu fließen,
Daß er den Hochzeitkranz und Blütengewinde verachtet:
Hund und Heerd' und Zieg' und Schwein und göttlichen Hirten,
Nicht abspiegle die Hütt' am traubenbehangenen Ufer,
Fallende Sterne so gut, wie den Stab und den Ranzen des Bettlers;
Abendroth und Blüthengebüsch und badende Mädchen,
Alles umfängt der gelassene Strom, ja das Blatt, das hineinweht,
Führt er in würdiger Ruhe mit fort zu dem Vater der Götter,
Welcher hernieder geneigt sich selbst auch schaut in dem Spiegel
Neben des Helios Bild, der Selene goldenes Quellen,
Oder der Pracht der Gestirne zu Nacht, wenn der Hirt nur allein wacht!
Und wie im Honige nie die ertrunkene Biene verwesel,
Also erhält, goldklarer, der Nektarstrom des Gesanges
Selber die Todten lebendig und schön, Unsterblichen ähnlich!"

Wie der Sänger zu dieser geistigen Herrschaft über das gesammte Reich des Daseins, soweit Einflüsse von Außen dazu helfen, gelangen konnte, das

*) So wird ein sonst barock erscheinender Zug der Dichtung allein aus der v. Lüdemann'schen Biographie Schefer's erklärlich; ich meine die wunderliche Mittheilung Ges. VI. S. 119., wie der Knabe seine sterbende Mutter in den Rücken schlägt, da er glaubt, sie habe sich an einer Feige verschluckt. Fast dasselbe erlebte nämlich Schefer bei dem Tode der eigenen Mutter.

**) Ges. VI. vv. 511 ff.

zeigen die erst kindischen, dann ernsteren Lehrjahre des Knaben. Es genügte nicht für seinen Beruf, zu schauen; er mußte die Freuden und die Schmerzen der Menschheit in sich selbst erfahren, mußte die Welt in sich durchleben, von der er einst singen sollte. Von der Mutter zuerst erfuhr er in sich die holde Wirkung der Liebe und Schönheit:

„Mit der Liebe zur Mutter
Keimt und wächst ihm Liebe, Verehrung, kindlicher Ehrfurcht
Hohe Gesinnung vor allem Lebendigen, was da nur Zeus schuf,
Vor der umwohneten Erd' und vor dem gestirneten Himmel;
Ohne die Liebe gedeiht kein Sänger, und ohne die Schönheit
Bleibet er stumm, wie der Todte!"*)

Aber eben, weil er in der Liebe der Mutter eine Welt umfaßte, darum mußte sie ihm sterben, damit er im Schmerze um ihren Verlust zum ersten Mal in den tiefsten Abgrund des Seins hinabstiege und sich wieder daraus erhöbe zu neuer, verklärter Weltschau: nicht die Freude, sondern das Leid gab ihm die Weihe der Vollendung. Damit schließt Apollon's Bericht vor Zeus und Thetis und schließt zugleich der schönste Theil der uns vorliegenden ersten Hälfte des Schefer'schen Werkes. Ich mußte darauf verzichten, noch mehr in's Einzelne einzugehen; versichern aber kann ich, daß diese Abschnitte voll Manna und Honigseim ächter Poesie sind, duftend von geistigem Aether, strotzend von Naturkraft und leuchtend von Zaubergestaltung, zugleich überall Zeugniß ablegend von der Weisheit des Blickes in die Welt, in Natur und in Leben.

Die folgenden Gesänge führen zurück zu den Neuvermählten in Agameden's Behausung und zu ihrem Gaste und Jugendgeliebten Homeros. Ich unterlasse es, umständlich nachzuerzählen, wie Hera, erbittert darüber, daß durch den Sänger ihre Schande, nicht die Schönste der drei Göttinnen zu sein, vor dem Volke offenbar werden soll, in der Gestalt der alten Muhme Kanache, Homer's Gesang von dem schicksaldrohenden Zwiegespräche des Zeus mit dem eben befreiten Prometheus durch ihren Zornausbruch stört und den Anwesenden zum Gelächter wird; wie neue Ankömmlinge den Kreis der Thatsachen und Beziehungen erweitern; wie unter ihnen Philammon, ein Enkel Homer's und Agameden's, vorerst dessen unbewußt und unerkannt, in jugendlichem Eifer das begonnene Lied von dem Schönheitsstreit der drei Göttinnen, dem Keime des trojanischen Krieges, als seinem Vater betrüglich entwendet, durch Gewaltthat unterbricht und dann, von Homer aufgefordert, selbst zu Ende führt. Von diesem Liede aber, das sich über die drei letzten Gesänge erstreckt, muß ich noch hervorheben, wie frei darin, wie heiter, sinnlich anschaulich und süß verlockend, soweit die Kunst als eine Tochter des

*) vv. 40 ff.

Geiſtes es geſtattet, allerdings für unſere prüde Alltagswelt, die doch darum nicht ſittlicher zu nennen, vielleicht zu frei, die Schönheit des Weibes gefeiert wird; doch, wie der Dichter ſie feiert, iſt ſie nicht der gemeine Reiz der Sinnlichkeit, ſondern die unvergängliche Anmuth der Erſcheinung; es iſt die Schönheit, welche der junge Homer in ſich aufnehmen mußte, wenn er der Sänger der Welt werden ſollte. So ſchildert Aphrodite ſelbſt ihr eigen Weſen und Walten*):

„Ich Einzige lebe beſeligt
Rings in der Himmliſchen Haus. Und Heil dem, welchem die Schönheit
Zeitig erſchien, den ſie feſſelnd ergreift, ihm die Seele bezwingend.
Sowie der Purpurſaft, d'rein färbende Frauen des Königs
Tauchen das woll'ne Gewand, nun den Leibrock oder den Mantel
Selber zu Purpur ſchafft, daß er Purpur durch und durch wird,
Alſo iſt Er nun ſchön! und freudig erkennt er die ſchönen
Werke der köſtlichen Welt Allvaters, große Geſtirne
Droben, und Sonn' und Mond und Göttergebilde hier unten,
Liebende Frau'n und Jungfrau'n; ſelbſt noch die Kränze der Roſe
Ihnen im Haar! und das Haar! und die hellen Geſtirne der Augen!
Er iſt göttlich beſchützt, ein Himmliſcher, himmliſch Gewöhnter,
Welchen Geringeres nimmer berührt, als einzig die Schönſte;
Dieſer nur ſpart er ſich auf: Herz, Aug' und heilige Mannskraft.
Alſo trinkt Zeus, ſtolz und keuſch, ſelbſt köſtlichen Nektar
Nur aus goldenen Schalen, geſchmückt mit Gebilden Hephaiſtos',
Reizenden Nymphen am Rand' und im Grund Urania's Antlitz.
Tränk' ein Hirt auch Waſſer daraus, es betäubt' ihm die Seele
Und ihm erſchiene der Gott, ihn umduftete labender Nektar.
Das iſt der Schönheit Segen und Heilskraft. Der iſt gerettet,
Wem ſie erſchien. Denn alle das Andre: freudige Mahle,
Feſtſchmaus, ſelber die Hochzeitnacht und der Kinder Geburtstag . . . .
Alles vergeſſen die Menſchen; es iſt als ob ſie es träumten;
Aber der Schönheit immer gedenken ſie, ſelig im Herzen.
So iſt dem Manne zu Muth auf Lebenstage, vor welchem
Zeus' Blitzſtrahl in die Erd' einſchlug, Ehrfurcht ihm verleſſend
Immer vor jedem Gewölk', ja den ziehenden Funken der Schmiede;
Immer gedenkt er dabei des umleuchtenden Strahls, daß er aufſtaunt."

Das iſt in Wahrheit Kypris Urania, die vom Himmel ſtammende, die auch aus der Schönheit des Weibes, des ächten Weibes, uns entgegenlächelt, nicht Aphrodiſia, die feile Verkäuferin der Reize! Ich gedenke dabei noch einmal des bereits im Jahre 1842 veröffentlichten 19. Geſanges vom Raube der Helena, der ſich dem Stoffe nach, obwol ſechs Geſänge dazwiſchen liegen, von deren Inhalte mir nichts bekannt iſt, faſt unmittelbar an die Epiſode von dem Schönheitsſtreite der drei Göttinnen anſchließt, indem darin erzählt

*) Geſ. XII. vv. 234 ff.

wird, wie Aphrodite den Urtheilspender belohnt. Ich sage nichts von den Schönheiten auch dieses Gesanges und komme auf denselben nur zurück, um nochmals auf einen Gegensatz *unseres* Dichters zu dem des Alterthums hinzuweisen. Wenn Homer die Treue des Odysseus gegen seine zurückgelassene Gattin besingt und dabei doch seinen Helden unter Weges die Reize einer Kirke und Kalypso genießen läßt, so müssen wir über eine so naive Auffassung der ehelichen Treue lächeln; nicht weniger verwunderlich ist es, daß nach seiner Erzählung der Raub der Helena wie der Raub irgend einer anderen Kostbarkeit dargestellt wird, die sich, trotzdem der Räuber sie inzwischen besessen, wieder zurückerobern und wie zuvor freudig genießen läßt; so wenig galt dem Griechen das Weib in seiner selbst bewußten Persönlichkeit! Bei Schefer dagegen eine fein durchgeführte Motivirung und dadurch die Rettung der sittlichen Idee: Helena liebt ihren Gatten nicht, doch sie widerstrebt eine Weile der Verführung des Paris, dessen Erscheinung sie zum ersten Mal mit Liebe erfüllt, bis das Gefühl der Pflicht gegen den Ungeliebten vor der hinreißenden Gewalt der Liebe verstummen muß. Einer solchen Helena hätte Menelas nicht mehr froh werden können, auch nachdem er sie glücklich zurückerobert. Und so finde ich überhaupt den Dichter der Neuzeit, in Vergleich zu Homer, wie in der Auffassung der Natur hingebender und sorglicher, wie im Denken tiefer eindringend, *so auch im Sittlichen geläuterter*, was gerade denjenigen am wenigsten wundern wird, der die Vorzüge Homer's am tiefsten durchdrungen hat.

Es wurde schon oben bemerkt und ist nun nach dieser Skizze verständlicher, daß der thatsächliche Inhalt unserer Dichtung fast nur episodisch zur Darstellung kommt, also eigentlich nicht episch ist; denn die wirklich sich zutragende Geschichte am Strande von Ilion rückt und weicht nicht von der Stelle. Indeß man bedenke, daß uns vielleicht erst die kleinere Hälfte des ganzen Werkes vorliegt; dann aber verstehe man sich auch dazu, der Intention desselben forschend nachzugehen, und man wird den *inneren* Fortgang der Dichtung nicht vermissen. Mir scheint, sie will uns das *Werden des Dichtergeistes* zur Anschauung bringen: wie der noch unerschlossene Keim desselben, der doch schon alle Freiheit und Nothwendigkeit der zukünftigen Entwicklung in sich trägt, allein von Gott, dem Urquell des Seins, stammt — darum ist Apollon der Vater Homer's! — wie nur menschliche Liebe und Sitte, ich möchte sagen: das Gemüth des Hauses, diesen Keim zur Entfaltung bringt — darum ist das irdische Weib Kritheis des Sängers Mutter! — wie die Welt mit Freud' und Leid ihn zum Charakter heranreifen macht; wie der Menschheit Geschichten und Sagen den Funken seines Geistes Nahrung verleihen und ihm zugleich unvergängliche Formen bieten; wie endlich die Schönheit, das schimmernde Gewand des schaffenden Gottes, das er *nie* ablegt, auch *seinem* Schaffen und Bilden zur freien Noth-

wendigkeit wird. Das iſt ſo meine Auffaſſung von der Sache; ob ſie mit der Abſicht unſeres Dichters zuſammenſtimmt, weiß ich nicht zu ſagen, — aber ich getröſte mich ſeines eigenen Ausſpruches liebenswürdigſter Greiſen-Beſcheidenheit:

„Wozu wären wir Alten noch gut, ja die Einzigen, Beſten,
Als aus reichem Gemüthe die Schätz' als Lehre zu geben?
Süßes Geſchäft! Wir leben noch einmal unſere Tage,
Und wir ordnen und ſchmücken die künftigen Tage der Jugend!"*)

Ich eile zum Schluſſe, der Reichthum des Stoffes überwältigt mich ſonſt. Ich könnte aus der Dichtung noch Beiſpiele reizender Naivität, tiefſinnigen Humors vorführen; könnte als Eigenthümlichkeit der Darſtellungsweiſe unſeres Dichters zu zeigen verſuchen, wie ſie ſich, gleich der Natur, mikroſkopiſch bis in ihre kleinſten Beſtandtheile verfolgen läßt und noch immer organiſches Leben verräth; könnte noch beſtimmter, als bisher, die wunderbare Vereinigung von tief eindringender Weisheit und blühender Geſtaltungskraft in dieſem Dichtergeiſte, wie ſie außer ihm vielleicht nicht mehr vorkommt, zur Anſchauung bringen: — aber ich breche hier ab, und wünſche nur überzeugt ſein zu dürfen, daß das von mir Gegebene geeignet war, die tiefe Wahrheit des Spruches zu erweiſen, den der Dichter in ſeinem Werke dem Prometheus in den Mund legt**):

„Alles zuletzt entſcheidet der Sänger nur! Was er verworfen,
Bleibet in Nacht! Und was er emporhob, bleibet verherrlicht!"

*) Geſ. VI. vv. 454 ff.

**) Geſ. V. v. 403.

VIII.

Die Einwirkung des Pietismus auf das Schulwesen.

Ein Vortrag

bei der außerordentlichen Versammlung der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Zittau, den 29. Mai 1860,

gehalten von

Heinrich Julius Kämmel.

Die biographische Skizze*), welche ich so eben zur Begrüßung Ihnen habe übergeben lassen, h. H., versetzt Sie in eine unendlich bewegte Zeit. Es ist die Zeit des Ueberganges vom 17. zum 18. Jahrhundert, die Zeit des gewaltigsten Ringens zwischen dem in sich geschlossenen Frankreich und dem gegen seinen Uebermuth sich einigenden Europa, die Zeit großartiger Staatsentwickelungen im Norden, die bald für den ganzen Erdtheil Bedeutung gewinnen sollten, die Zeit des Erstarkens der brandenburgisch-preußischen Macht und der Anfänge eines verhängnißvollen Dualismus in Deutschland. Und auf den Gebieten des geistigen Lebens — welche Regsamkeit, welche Entfaltung edelster Kräfte, welche Erfolge! Leibnitz und Newton, Bayle und Locke, Pufendorf und Thomasius, Racine und Fenelon, Penn und Spener sind Repräsentanten dieser Zeit, die, wie sogleich einzelne der aufgeführten Namen erkennen lassen, auch unser Volk in bedeutsamster Mitarbeit gesehen hat. Unser Volk hat sich aus der durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Zerrüttung und Erschöpfung in mancher Beziehung doch schneller emporgehoben, als man gewöhnlich annimmt, und wer in die Zustände jener Periode genauer eingeht, findet neben sehr dunkeln Partien auch viel erquickendes Licht.

Ich möchte nun, nachdem ich einmal mir gestattet habe, die Aufmerksamkeit unserer verehrten Gäste auf jene Periode hinzuleiten, in der durch das pädagogische Lebensbild bezeichneten Richtung vorwärts gehen und etwas tiefer

*) Erinnerungen an Gottfried Hoffmann. Ein pädagogisches Lebensbild von H. J. Kämmel. Zittau 1860. 8.

in die reiche Entwickelung des damaligen Schulwesens einführen. Wir haben auch hier viel energisches Streben, epochemachende Neubildungen, unsterbliche Verdienste vor uns. Das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts zeigt das Schulwesen weit umher im nördlichen Deutschland als ein überaus lebensvolles, und während große Schulmänner, mächtig erregt durch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, demselben mehr und mehr Zugang verstatten, ohne die bisher geehrten Bildungsnormen aufzugeben, drängt der Pietismus, der das kirchliche Leben aus Erschlaffung weckt, auch auf dem Gebiete der Schule in neue Bahnen hinein, Aufgaben stellend, an deren Lösung man nur zuweilen gedacht hatte, Arbeiten übernehmend, die, wie nothwendig sie auch erscheinen konnten, doch so lange gemieden wurden, Erfolge erringend, die in weiten Kreisen zu eifriger Nachfolge ermunterten. Es mischt auch hier manches Krankhafte sich mit ein; im Ganzen aber haben wir sehr anerkennenswerthe Bestrebungen vor uns, die wir uns wol einmal in Umrissen vergegenwärtigen dürfen. Und so vergönnen Sie mir denn, h. H.,

die Einwirkung des Pietismus auf das Schulwesen

in rasch hingeworfener Zeichnung Ihnen darzustellen. Wir werden dabei wiederholt auch in das geistige Leben unserer Oberlausitz zu blicken haben und so zugleich der Doppelaufgabe Rechnung tragen, die unsere Gesellschaft stets verfolgt hat, den engern Kreis des Vaterländischen zu erforschen und von diesem frisch wieder in die weiteren und weitesten Kreise zu streben, oder das in diesen Gewonnene zu geschickter Aufhellung vaterländischer Zustände und Entwickelungen zu benutzen.

Das Schulwesen Deutschlands hatte nach dem westphälischen Frieden ziemlich rasch sich erholt. Zahlreiche Neugründungen und Restaurationen fallen schon in die unmittelbar folgende Zeit; Fürsten und Stadtbehörden schienen in der Einführung neuer Schulordnungen zu wetteifern; ausgezeichnete Schulmänner brachten halb zerfallene Gymnasien in kurzer Zeit zu fröhlichstem Gedeihen und sammelten um sich Hunderte von Zöglingen; die durch den Krieg furchtbar mitgenommene Bevölkerung der Städte erkannte in ihren Schulen die werthvollsten Besitzthümer, und unter die Söhne der Bürger mischten sich junge Herren vom Adel in größerer Zahl als je zuvor oder später; mit dem Leben umher standen die Schulen durch häufige oratorische Akte und scenische Darstellungen, durch ihre Theilnahme an allen öffentlichen Vorgängen, wie durch das, was sie in Schrift und Rede dem Einzelbedürfniß an Wiegen, Traualtären und Särgen boten, im innigsten Zusammenhange. Das Görlitzer Gymnasium blühte damals unter Funcke und Grosser, das Budissiner unter Theil und Rosenberg, das Zittauer unter Weise und Hoffmann herrlich auf.

Aber von Gebrechen war allerdings dieses Schulwesen nicht frei. Man gebrauchte für das Studium des Lateinischen ein Maximum von Zeit und

ließ das Griechische fast ganz im Hintergrunde; man erstrebte selten ein wahres Verständniß der Klassiker und eine dadurch mögliche Einführung in das Leben der alten Welt, legte aber großes Gewicht auf Imitationen und Exercitia der mannigfachsten Art; bei tiefstem Respekt vor den Meisterwerken Griechenlands und Roms hatte man doch auch wieder eine heimliche Furcht vor den großen Heiden[1]), und damals konnte es geschehen, daß an der Thomasschule in Leipzig Isokrates vor dem griechischen N. T., Cicero vor Muret verschwand und statt der z. Th. verfänglichen Komödien des Terenz des Schoenaeus Terentius christianus trat[2]), daß selbst an der Fürstenschule in Meißen August Buchner's Reden den Ciceronischen vorgezogen wurden[3]), daß man purgirte Ausgaben, klassische Blumenlesen, Schriften von Kirchenvätern in die Schulen brachte. Die Realien kamen nur ganz langsam zu einiger Geltung. Was der von Amos Comenius angeregte Rektor Bechner in Görlitz schon 1639 über geographische Lehrmethoden vorgetragen (in der Vorrede zu seinem Breviarium Germaniae), wirkte nicht weit, und es gehörte die Gewandtheit und Einsicht eines Mannes, wie unser Johann Hübner war, dazu, daß die Erdkunde als ein nützliches Lehrmittel erschien; aber noch 1713 konnte es der Direktor Juncker in Altenburg als etwas Wichtiges ankündigen, daß im Auditorium majus classis selectae neben den Bildnissen dreier Landesfürsten Landkarten als Schmuck sich darstellen würden[4]). Auch die Geschichte blieb lange vernachlässigt, und was für diesen Unterricht die Stiftungsurkunde des Gymnasiums zu Bayreuth vom J. 1664 verordnete[5]), ragte über die Begriffe jener Zeit so hoch hinaus, daß wir etwas nur einigermaßen Aehnliches aus zahlreichen Schulordnungen und Spezialverfügungen nicht aufzutreiben wüßten. Ebenso fand das Studium der Mathematik Pflege nur durch einzelne Fachmänner, während diese Wissenschaft doch gerade damals

---

[1]) Das Ankämpfen gegen die heidnischen Autoren beginnt schon im Jahrhundert der Reformation und kehrt im 17. Jahrhundert immer wieder. Comenius trat sehr entschieden gegen die Bücher der Heiden auf und wollte nur etwa Seneca und Epiktet zugelassen sehen. Tholuck, das akademische Leben des 17. Jahrhunderts I. 180—182. Manche Schulen machten in dieser Beziehung Ernst; so die zu Güstrow um 1660. Raspe, zur Gesch. der Güstrower Domschule 52—55. Um dieselbe Zeit sprach sich gegen den Gebrauch heidnischer Bücher in Schulen sehr energisch aus der wunderliche Aegid. Gutmann in der Schrift: Offenbahrung göttlicher Majestät (Frankfurt 1675) 207 ff. Später auch Gottfried Arnold in der Schrift: Wohleingerichteter Schulbau 1711.

[2]) S. Stallbaum, die Thomasschule in Leipzig nach dem allmählichen Entwickelungsgange ihrer Zustände (1839) 41—48.

[3]) S. Müller, Versuch einer vollständigeren Geschichte der Fürsten- und Landesschule zu Meißen (1787. u. 89) II. 125.

[4]) S. Ludovici, Schul-Historie IV. 247.

[5]) S. Ludovici a. a. O. III. 56 f.

bewundernswürdige Eroberungen machte. Und der Religionsunterricht — er bewegte sich in den Formen einer neuen Scholastik, war in den unteren Klassen oft bloßes Gedächtnißwerk, in den oberen Anticipation akademischer Vorträge und Disputationen (etwa über Hutter's Compendium) und wirkte nur darum besser als in späterer Zeit, weil er von dem durchaus kirchlich gestimmten Leben umher gehalten und getragen wurde.

Aber das sind Schattenseiten, die uns nicht berechtigen, wesentliche Vorzüge zu verkennen, glänzende Verdienste herabzusetzen. Anders indeß erscheint die Sache, wenn wir nach dem Volksschulwesen jener Zeit uns umsehen. In den Städten fast überall neben den lateinischen Schulen Winkelschulen ohne Kontrole, aber in einer oft glücklichen Konkurrenz mit jenen und selbst späterhin, als die Behörden einzuschreiten begannen, immer wieder, hie und da in einem fast unglaublichen Grade vermehrt, weil das allgemeine Bedürfniß nach einem Volksschulunterricht verlangte, und anders nicht befriedigt wurde[6]). Selbst in dem kleinen Seidenberg gab es noch 1714 eine Winkelschule, die ein Arzt Christian Pietschmann hielt, aber freilich schließen sah[7]). In Neustettin kam es eben damals vor, daß, nachdem der Rektor Palenius endlich die Schließung der Winkelschulen durchgesetzt hatte, unmittelbar darauf wieder neue entstanden und er selbst von seinen Kollegen beschuldigt werden konnte, eine solche zu unterhalten[8]). Wie war man doch hinter dem zurückgeblieben, was Luther und Bugenhagen erstrebt hatten! Der Letztere hatte entschiedener auch die Jugend des Landvolks in's Auge gefaßt; aber noch ein Jahrhundert später sieht man auf dem durch den endlosen Krieg gräulich verwüsteten Lande nur ganz vereinzelte Spuren eines Schulunterrichts, und die „Schulhalter", welche wir bis tief in das 18. Jahrhundert antreffen, waren fast alle einfache Landleute, die eben nur das Nothdürftigste mittheilen konnten und ihren Leistungen entsprechend gehalten wurden. Im günstigsten Falle vertraten die obern Klassen der Gymnasien mit ihren Singechören die Stelle von Landschullehrer-Seminarien. Da mußten oft das Beste die Geistlichen thun; aber es gab doch wol nur selten Männer, wie jener Martin Löscher in Rabenstein bei Chemnitz war († 1677), der, wie uns erzählt wird, Gott zu Ehren, zu Erbauung seiner Kirchen und zum Nutzen des Nächsten viel Knaben aus den eingepfarrten Dörfern in der Vokal-Musik fast täglich unterwies, auch zur Instrumental-Musik Anleitung gab, daß sie

[6]) Vgl. m. Programm: Die latein. Schulen des 16. u. 17. Jahrhunderts im Kampfe gegen die Winkelschulen. Zittau 1855. 4.

[7]) S. Mende; Chronik von Seidenberg 140.

[8]) S. Giesebrecht, Gesch. des Gymnasiums zu Neustettin (1840) 36 f. 40. Vgl. über das Edikt Friedrich Wilhelms I. vom 22. Jan. 1707 gegen die wieder in einen unglaublichen Grade vermehrten Winkelschulen. Möller, Gesch. des Altstädt. Gymnasiums zu Königsberg I. 19.

dann viel Jahre mit viel Stimmen den Gottesdienſt zieren konnten; aber auch die andern Kinder ſeiner Dörfer unterwies er wöchentlich in ſeinem Pfarrhauſe im Katechismus ſo lange, bis ſie zum heil. Abendmahl gehen konnten, wie er denn ſolchen Unterricht auch in der Kirche nach gehaltener Katechismus-Predigt im Sommer mit Jungen und Alten fortſetzte[9]).

Aber da haben wir eine Thatſache, die wie eine vereinzelte Vorbereitung zu den Beſtrebungen Spener's erſcheint. Und Löſcher hatte, wie Spener, ſeine Studien in Straßburg gemacht, wo eine mildere, das praktiſche Bedürfniß in's Auge faſſende Theologie Geltung gewonnen hatte. Doch was iſt Spener ſelbſt, der viel geſchmähte und viel gefeierte Urheber der pietiſtiſchen Bewegungen, dem Schulweſen geworden? Was hat die Schule Deutſchlands dem Pietismus überhaupt zu danken? — Ich verſuche dies jetzt etwas genauer darzuſtellen.

Der Pietismus des ausgehenden 17. Jahrhunderts und der Anfänge des achtzehnten iſt zunächſt, und namentlich in Spener ſelbſt, ein Hinſtreben und Hindrängen auf lebendiges, thätiges Chriſtenthum, auf ein Chriſtenthum des Herzens, das aus wahrer Buße und freudigem Glauben ſich aufrichte und aus dem Glauben zu lauterer und ſtarker Liebe Kraft gewinne, auf ein Chriſtenthum des Heilsverlangens und der Gottſeligkeit, des rettenden Samariterſinnes bei ſtiller Abgezogenheit und hoher Sittenſtrenge. Indem der Pietismus von einer ſubtilen und ſtreitſüchtigen Schultheologie ſich zurückzog, ſtrebte er um ſo voller und entſchiedener dem Leben zu dienen, die evangeliſche Wahrheit als eine Segensmacht im Leben wirken zu laſſen, im Leben der Einzelnen, der Gemeinden, der Kirche. Der Pietismus hat auch mancherlei Krankhaftes hervortreten laſſen; aber zunächſt ging ein friſcher, erquickender Hauch von ihm aus weithin. Er regte an zu einfältig-herzlicher Predigt, zu treuer Seelſorge, zu eingreifenden Bemühungen gegenüber den oft überſehenen Nothſtänden des Volkes, zu vielen herrlichen Liebeswerken. Spener ſelbſt rief noch während ſeiner Wirkſamkeit in Frankfurt eine umfaſſende Armen- und Waiſenpflege in's Daſein; Aehnliches bewirkte er ſeit 1695 in Berlin und von der Reſidenz aus durch das Land. Man faßte dieſe Aufgabe mit ganz beſonderem Ernſte in's Auge und wandte ſich in hingebender Treue eben auch den Kindern der Armen und Aermſten zu. Man dachte dabei zunächſt an Bildung zur Frömmigkeit durch die bibliſche Wahrheit, an Erziehung zu einem Leben des Glaubens, der Demuth, der Pflicht, der Entſagung; in Bezug auf den Unterricht aber glaubte man die oft ſo äußerlichen Uebungen des Verſtandes und Gedächtniſſes zurückdrängen, den chriſtlichen Bildungselementen breiteren Raum verſchaffen zu müſſen, wobei es vor Allem darauf angelegt ward, die Schüler in das Verſtändniß der Bibel einzuführen,

[9]) S. Götz Diptycha Exulum oder Exulanten-Regiſter (Altenburg 1714) 121.

allen übrigen Unterricht darauf zu beziehen und in Harmonie damit zu setzen, in keiner Weise aber dem bloßen Wissen einen Werth beizulegen, sondern lebendige Früchte für Herz und Leben zu erzielen [10]). Dabei gönnte Spener in den höheren Schulen doch auch den sogenannten Realien einen breiteren Raum, auch der Physik, die ja die Erkenntniß Gottes trefflich fördern könne; in der Mathematik erkannte er das beste Mittel zur Schärfung des Verstandes.

Aber das Größte: der Pietismus erhob die christliche Kinderlehre, die Katechese, zu voller Anerkennung empor und machte sie zu einem der ersten Gegenstände geistlicher Thätigkeit. Mit Spener beginnt eine wahrhaft unübersehbare katechetische Literatur, deren Geschichte die anziehendsten Einblicke in die Wandelungen des kirchlichen Lebens gewährt. Die Ausgaben und Bearbeitungen des Katechismus vervielfältigten sich in außerordentlicher Schnelligkeit; ebenso die Anweisungen zum Gebrauche einzelner Katechismen, oder zum Katechisiren überhaupt, letztere zuerst ganz praktisch, bald mehr wissenschaftlich und das Katechisiren als eine Kunst darstellend [11]). Die Regierungen halfen durch Verordnungen nach, und da rasch auch die strengere, der kirchlichen Orthodoxie zugewandte Partei die Bedeutung der Sache erkannte, — ich erinnere für Sachsen an den ehrwürdigen Valentin Ernst Löscher, — so war die Einrichtung der Katechismus-Examina und in den Städten die Anstellung besonderer Katecheten bald etwas Allgemeines [12]). Ueber einzelne Katechismen kam es zu lebhaften Streitigkeiten, wie über den 1724 in Stade eingeführten [13]), ebenso später über den von Culmbach [14]). Schon 1720 wurden in Preußen auch Katechismus-Predigten angeordnet. Es konnte nun bei einer so weit und tiefgehenden Bewegung allerdings auch an Verirrungen nicht fehlen, und früh gewann bei dem in aller Einfalt zu gebenden Unterrichte selbst die Pedanterie eine Stelle, z. B. in Kummer's „Sonderbahrer Manier allerhand Kinderlehren zu halten" [15]); aber die Wirkungen waren im Ganzen doch überaus segensreiche und von allem Volke mit Dankbarkeit erkannte. Als Spener in Dresden zum Erstaunen der Welt es nicht unter der Würde eines Oberhofpredigers fand, zuerst in seinem Hause,

---

[10]) S. Raufe, Dr. Jul. Hecker, der Gründer der kgl. Realschule in Berlin (1847) 8.

[11]) S. vor Allen W. Thilo, Spener als Katechet. Berlin 1840. Vgl. Palmer Katechetik 21—32 der sechsten Auflage. Anregung hatte schon der treffliche Johann Schmid in Straßburg 1638 gegeben. Unschuldige Nachrichten 1714. 424 f.

[12]) Wichtig zur Geschichte der Katechismus-Examina in Sachsen Gerber, die unerkannten Wohlthaten Gottes in Sachsen (1717) 312 ff. Die Verordnung von 1710 in den Unschuldigen Nachrichten 1711. 83 ff.

[13]) S. Unschuldige Nachrichten 1724. 134 ff. 300 ff. 454 ff. 1726. 983.

[14]) Ebd. 1737. 95 f.

[15]) Ebd. 1710. 248 f.

dann in einer Schloßkapelle Kinderlehre zu halten, drängten sich selbst die Kavaliere und Damen des Hofes herzu und hielten zwei Stunden geduldig aus.

Ich brauche nun kaum daran zu erinnern, daß Spener auch, nach vereinzelten Vorgängen, die Konfirmation als Erneuerung des Taufbundes zu völliger Geltung brachte. Unter manchen Schwankungen, hier rascher, dort langsamer, kam sie doch überall im protestantischen Deutschland zur Einführung; die Reformirten, die auch die Kinderlehre aus unserer Kirche aufgenommen hatten, — obwol Hottinger behauptet hat, daß sie eher als die Lutheraner auf das Katechisiren Fleiß gewendet, — eigneten sich bald auch das Institut der Konfirmation an. Wie tiefe Wurzeln dasselbe in unserm kirchlichen Leben geschlagen hat, also, daß nichts an populärer Bedeutung ihm gleich kommt, wissen wir Alle; aber vielleicht ist die Bemerkung hier am Platze, daß Spener selbst, seiner Grundrichtung entsprechend, das erweckliche Moment in der Konfirmation voranstellte, und die gemüthvolle Form unserer Konfirmation, so sehr diese als Sache der ganzen Gemeinde und als Schlußakt eines gründlichen katechetischen Unterrichts erscheint, steht doch im Grunde noch immer unter der Einwirkung des von Spener Ausgegangenen.

Es ist einleuchtend, daß bei den besprochenen Anregungen das ganze Volksschulwesen mächtige Impulse erhalten mußte. Ganze Massen von Thatsachen ließen sich hier zum Beweise zusammenbringen, und hat Heppe's Geschichte des deutschen Volksschulwesens an vielen Stellen direkt und indirekt die segensreiche Einwirkung des Pietismus bezeugen müssen, so würde doch den umfassenden Mittheilungen dieses Werkes noch Vieles zur Ergänzung sich anschließen lassen. Auf den verschiedensten Punkten Deutschlands beginnt man für Volksschulen zu sorgen. Während an der unteren Weser in den damals schwedischen Herzogthümern Bremen und Verden der eifrige General-Superintendent Diecmann († 1720) das Volksschulwesen organisirte — auch die Konfirmation führte er ein[16]) —, war in einer ganz entgegengesetzten Gegend, in dem schlesischen Fürstenthume Oels, der Superintendent Tertor seit 1682 rastlos in gleicher Richtung thätig, und die 1683 erschienene deutsche Stadt- und Landschulordnung für dieses Fürstenthum wirkte anregend auch in andere Kreise. Derselbe Tertor führte übrigens 1689 auch öffentlichen Katechismus-Unterricht ein, begründete Schulkassen, erwirkte die Erbauung eines Asyls für Pfarrer- und Lehrer-Wittwen und suchte auch den „deutschen Lehrern" angemessenes Auskommen zu sichern; als er aber eines ungerecht und grausam verfolgten Edelmanns wider seinen Fürsten sich angenommen hatte, jagte ihn dieser aus dem Lande[17]). — Der Schöpfer des

[16]) S. Dieckmann, zur Charakteristik Joh. Diecmanns (1858).

[17]) S. Leißnig, Versuch einer Gesch. des herzogl. Gymnasiums zu Oels (1841 f.) II, 18. 24.

preußischen Volksschulwesens ist bekanntlich der rauhe Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., der eine Zeitlang sehr entschieden unter den Einfluß des Pietismus sich gestellt hatte, übrigens aber bei aller Gewaltsamkeit seines Regierens einer weitherzigen Toleranz huldigte und über manche kirchliche Differenzen mit wahrhaft königlicher Harmlosigkeit sich hinwegsetzte. Sein praktischer Geist sah überall auch in der Kirche zunächst auf das Nützliche. „Die Prediger aller Parteien sollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der Furcht des Herrn und dem wahren thätigen Christenthume unterweisen; in den Katechisationen sah er ein höchst wichtiges Mittel der Volksbildung; auch bei einem Theile der Predigten sollte Luther's Katechismus zum fortlaufenden Texte genommen, in andern die Reihe der Hauptstücke durch Bibelsprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahle sollte eine Unterweisung der daran Theilnehmenden, auch der älteren Leute, in derselben Form vorangehen; die Wahrheiten des Christenthums sollten von Allen und Jeden begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden[18])." Und eben darum nun auch sein unablässiges Hinarbeiten auf Begründung eines Volksschulwesens, das er in der That aus völligem Nichts zu gesicherter Existenz gebracht hat. Freilich unter hartem Kampf. Mit Unwillen und Erstaunen sieht man, welchen zähen Widerstand der König bei den Behörden fand, die oft mit unbegreiflicher Schlaffheit die Ausführung seiner Anordnungen betrieben oder durch ihr hartnäckiges Festhalten an alten Einrichtungen den neuen und besseren hinderlich wurden. Und so kam Friedrich Wilhelm, wie heftig er auch trieb und drängte, donnerte und blitzte, im Ganzen doch nur langsam vorwärts; er hatte überall nur Einzelne, die ihn verstanden und unterstützten, aber Hunderte, die ihm entgegen arbeiteten[19]). Dafür ist anerkennend hervorzuheben, daß die Geistlichen Berlins ohne Ausnahme Jugendunterricht und Armenpflege als Herzenssache behandelten: in allen Gemeinden der schnell anwachsenden Residenz entstanden Armenschulen[20]).

Man wird annehmen dürfen, daß hier mehr noch die Anregungen A. H. Francke's als die Spener's wirkten. Denn schon hatte Francke in Halle Anstalten in's Dasein gerufen, welche, der Bewunderung aller Zeiten werth, die Menschen jener Zeit in ganz besonderer Weise beschäftigten[21]).

---

[18]) S. Leop. Ranke, Preuß. Geschichte I, 486 f.

[19]) S. Möller a. a. O. I. 20.

[20]) S. Ranke, Hecker 19 f.

[21]) Es ist wohl noch nicht genauer ermittelt, in wiefern auf Francken die Unterrichtsgrundsätze des in mancher Beziehung trefflichen Jac. Thomasius, der 1670—84 Rektor der Thomasschule in Leipzig war, Einfluß ausgeübt haben. Vgl. Stallbaum a. a. O. 46—48. Nach Schulze, Gesch. des Gymn. zu Gotha (1824) 173 f., ist Francke auch durch

Man sah hier aus den kleinsten Anfängen durch einen Mann von unerschütterlicher Glaubenskraft und überströmender Liebesfülle Bildungsstätten errichten, wie sie in christlichen Landen noch nie gesehen worden: eine ganze Gruppe von Schulen und Erziehungshäusern, sicher ineinander greifend, für ganze Schaaren aufgethan, die Kinder der Aermsten in Treue pflegend und doch bald auch Söhne der Reichen und Vornehmen herbeiziehend[22]); dabei ein Unterricht, der, wie sehr er auf das Ewige und Himmlische hinlenkte, doch den Dingen und Bedürfnissen des irdischen Lebens in großer Ausdehnung Rechnung trug, und eine Erziehungsweise, die des Einzelnen in speziellster Seelsorge sich annahm und bei allem Ernste der Zucht, bei allen Uebungen der Frömmigkeit doch auch wieder den Studien durch anmuthige Nebenbeschäftigungen Reiz gab. Für Volksschulen wie für Gymnasien stellte das

---

die Einrichtungen, welche Ernst der Fromme an dieser Anstalt getroffen hatte, angeregt worden. Auf die ältere Literatur über Francke und seine Stiftungen brauchen wir hier nicht zu verweisen. Dafür mag an die Darstellungen Kramer's erinnert werden in der Schrift: A. H. Francke, J. J. Rousseau, H. Pestalozzi (Berlin 1854), und in Schmid's Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens II. 427—440. Gegenüber jener Schrift heißt es in den N. Jahrbüchern für Phil. u. Päd. 1856. 4. Hft. II. 173: „In der That muß man doch einsehen, daß F's. Thätigkeit durchaus eine dem Subjektiven zugekehrte gewesen ist. Er hat in Methode des Unterrichts nichts Neues geleistet und steht weit hinter der energischen und schöpferischen Thätigkeit des Amos Comenius zurück. Er hat auf dem Pädagogium dem Realismus und den feinen Künsten des Lebens, den Anforderungen der vornehmen Gesellschaft Raum gegeben, und ist dadurch der Vater der Philantropine und des Kosmopolitismus geworden, während er mit seiner großen Auktorität sich mehr als ein Anderer dem modernen Wesen hätte entgegenstellen sollen. In seiner Disciplin liegt gleichfalls dieses Subjective: mehr die Richtung auf den Einzelnen, als die Erzeugung eines starken objektiven Geistes, von dem der Einzelne getragen und gehalten würde. Dabei ist darin etwas Befangenes und Aengstliches, was den Trotz und Hohn der Jugend herausfordern muß. Offenbar hat er es auch nicht auf pädagogische Auszeichnung abgesehen gehabt, die mit der Einrichtung seines Lehrerpersonals, freilich durch die Noth geboten, unvereinbar gewesen wäre. Denn diese pädagogische Richtung würde ihn getrieben haben, auf Bildung eines Lehrerstandes hinzuarbeiten, wie F. A. Wolf gethan hat, und mit welchem Erfolge! Das Eine, was Allen Noth thut, hat F. gehabt, ein von lebendigem Glauben erfülltes, von allen christlichen Tugenden geschmücktes Herz, und die Darstellung dieses Einen in Wort und That bleibt immer ein unsterbliches Verdienst."

[22]) „Dem Pädagogium übergaben gräfliche und hochadlige Väter, besorgt für Seelenheil und wissenschaftliche Erziehung, ihre Söhne um so vertrauensvoller, als die Demuth und das ehrerbietige Benehmen der dortigen Regenten gegen vornehme Gönner zweckmäßige Aufrechterhaltung nothwendiger Standesunterschiede verbürgte und das Vorurtheil beruhigte. Wir werden sehen, daß die merkwürdigsten und thatkräftigsten unserer erweckten Grafen aus den Francke-Stiftungen hervorgingen." Barthold in Raumer's Histor. Taschenbuche 1852. 216. Von selbst denkt man an dieser Stelle auch an die von Halle ausgegangenen Hofmeister

Hallische Waisenhaus neue Musterbilder auf, der Realismus leitete sich in umfassendster Weise ein.

Doch dies Alles brauche ich eben nur zu berühren; vielleicht aber gestatten Sie mir noch, den Einfluß der Francke'schen Anstalten etwas genauer darzustellen. Da ist nun zunächst in zahlreichen Thatsachen wahrnehmbar, wie mächtig diese Anstalten auf die Gymnasien wirkten. Merkwürdig ist zwar, daß Francke in Halle selbst eine Reorganisation des Gymnasiums, dessen Scholarch er doch war, nicht durchsetzen konnte, und noch im Jahre 1736 bemühte sich der Rektor Gasser umsonst, einzelne Verbesserungen aus dem Waisenhause in sein Gymnasium überzuleiten[23]); aber anderwärts waren die Einwirkungen um so entschiedener. Gingen doch vom Waisenhause fortwährend nach allen Richtungen Lehrer aus, die dort ihre ersten didaktischen Versuche gemacht hatten. In Königsberg entstand durch Theodor Gehr und Heinrich Lysius das Friedrichs-Kollegium, das bei allem Widerstande der älteren Schulen schnell und kräftig emporwuchs[24]). In Berlin gewann das Friedrichswerdersche Gymnasium durch Francke's Schüler und Freund Joachim Lange eine nie vorher gesehene Blüthe[25]). Was der ehrwürdige Steinmetz für Kloster Bergen war, ist sehr bekannt[26]). Zuerst in Sorau, dann in Brieg, wirkte nach den Grundsätzen des Hallischen Waisenhauses der treffliche Rektor Theune Vielen zu dauerndem Segen[27]). In Hersfeld finden wir als Vertreter der Hallischen Pädagogik den Rektor Conrad Mel, in Kassel den Rektor Stephan Veit[28]). Es war nun freilich nicht überall rathsam für Schulmänner, ihre Hinneigung zum Pietismus zu bekennen; die Gegner der Francke'schen Bestrebungen waren zahlreich und wachsam, und die tüchtigsten Rektoren konnten, ehe sie es dachten, Gegenstand arger Verdächtigung werden. Den Rektor Funcke in Görlitz schützte der Ruhm langjähriger Verdienste nicht gegen gehässige Nachreden, und doch hatte er nichts verschuldet, als daß er von Spener glimpflich geredet[29]). Aehnliches widerfuhr dem Rektor Malsch in Durlach[30]). Dagegen reizte freilich

---

[23]) S. Eckstein, Beiträge zur Gesch. der Hallischen Schulen I. 25. 27 f.

[24]) S. Hortel, der Holzkämmerer Theod. Gehr u. d. Anfänge des kgl. Friedrichs-Kollegiums in Königsberg. K. 1855.

[25]) S. Gedike, Gesammelte Schulschriften (1789) 169—188.

[26]) S. Bernhardi, D. Adam Steinmetz (1840) 35—38. 41. 56.

[27]) S. Kühn, Nachrichten der Soraulschen Schule 62 ff.

[28]) Ueber Mel: Münscher, Chronik des Hersfelder Gymn. II. Ueber Veit: Weber, Gesch. der städtischen Gelehrtenschule in Kassel von 1710—79. S. 30.

[29]) S. Knauth, das Gymnasium Augustum in Görlitz (1765) 105 f.

[30]) S. Vierordt, Gesch. der im J. 1724 aus Durlach nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule I. 39.

auch der sonst großer Anerkennung werthe Vockerodt in Gotha durch bittere Verspottung der Orthodoxen vom Schulkatheder herab zu heftigem Widerstande, so daß selbst die Regierung eingreifen und durch Edikte Ruhe gebieten mußte[31]). In Waldeck erging 1711 eine strenge Verordnung gegen die Begünstiger des Pietismus, und den Lehrern wurde ausdrücklich zur Pflicht gemacht, sich aller Sticheleien auf der Prediger Sermones, aller Urtheile über die Macht und Auktorität der weltlichen Obrigkeit in Kirchensachen gänzlich zu enthalten, dagegen in Autores fleißig einzuführen und die Hauptartikel von der Wiedergeburt, Rechtfertigung, Erneuerung und Heiligung rein und unvermengt vorzutragen[32]). — Aber bei aller Gegenwirkung erfuhr der Unterricht der Gymnasien doch auf mancherlei Weise von Halle aus tiefgehende Wandelungen. Freylinghausen's „Grundlegung der Theologie" verdrängte zwar Hutter's Compendium nicht; aber sein Buch war doch das erste wahrhaft geeignete Religions-Lehrbuch für Gymnasien „und eröffnete eine Literatur, die noch heute an ihrer Aufgabe nicht ohne Mühe zu arbeiten hat." (Palmer.) Joachim Lange's oft aufgelegte lateinische Grammatik mit ihrer pädagogisch bedeutenden Vorrede darf als ein epochemachendes Buch für den sprachlichen Unterricht bezeichnet werden. Wer könnte aber berechnen, was die zahlreichen Lehr- und Lesebücher, welche die Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses zu sehr billigen Preisen erscheinen ließ, gewirkt haben, welche Förderung allmählich der klassischen Lektüre durch die von derselben Handlung ausgehenden Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren zu Theil geworden ist[33])! Der Unterricht im Deutschen gelangte erst durch die Pietisten-Schulen zu einiger Selbstständigkeit. Die Realien, in Halle bis zum Uebermaß gepflegt, fanden bald auch an solchen Schulen, welche dem Pietismus verschlossen blieben, Eingang und Förderer. Wie dann Francke's Waisenhaus auch ein Naturalien-Kabinet, einen physikalischen Apparat, ein chemisches Laboratorium ꝛc. aufzuweisen hatte, so fühlte man bald überall in den gehobenen Anstalten das Bedürfniß, dem Unterrichte durch Veranschaulichung zu helfen, und noch am Anfange des Jahrhunderts konnte der Rektor Juncker in Altenburg darin eine besondere Empfehlung des Gymnasiums sehen, daß es ein Kunst- und Naturalien-Kabinet (Technophysicotameum) besaß, „welches zur öffentlichen und Privat-Anweisung der Jugend in Kunst- und Natur- oder mechanischen Operationen als eine Real- und Werk-Schule zu gebrauchen sei, zum Vorzug vor vielen andern Schulen"[34]).

---

[31]) S. Schulze a. a. O. 201. 204 ff. Vgl. Unschuldige Nachrichten 1715. 336 ff

[32]) Mitgetheilt in den Unschuldigen Nachrichten 1711. 832 ff.

[33]) Vgl. Niemeyer, Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im achtzehnten Jahrhundert (1801) 11—29.

[34]) Ludovici a. a. O. IV. 163 f.

Wie nun der Realismus von Halle aus in besondern Realschulen Geltung und Entwickelung gewann, das wäre allerdings wol ein der Betrachtung würdiger Gegenstand; aber der hier sich darbietende Stoff ist überreich, und ich habe mich auf Andeutungen zu beschränken[35]). In der That braucht man an die in ihrer Art immerhin großartigen Bestrebungen Semler's in Halle und Hecker's in Berlin nur zu erinnern, um sogleich Bilder der durchgreifendsten realistischen Bestrebungen vor sich zu haben, und es ist in der That wunderbar, daß das Realschulwesen von so kräftigen Anfängen aus sich nicht viel rascher und fröhlicher entwickelt hat. Denn das Bedürfniß, von den Wörtern zu den Sachen, von den todten Formen in das volle Leben, von der anscheinend unfruchtbaren Gelehrsamkeit in das unmittelbar Nützliche zu kommen, war aller Orten rege und sprach sich in den verschiedensten Formen aus. Wir haben aus dem Jahre 1703 ein merkwürdiges Buch „A B C der Gelehrsamkeit," dessen mir unbekannter Verfasser in der Vorrede bedauert, „daß die Jugend in den meisten Schulen nur lateinisch und griechisch lerne, hingegen von allen real-seminibus der nöthigen Disciplinen fern bleibe, daher nicht nur der ungebaute Acker Dornen und Disteln treibe, sondern auch die Knaben, weil sie mit lauter Wörtern überhäuft werden, einen Verdruß über die Studia schöpfen. Der Verfasser hält demnach für nöthig, daß jeder in den Schulen, sollte er auch hernach ein Kaufmann, Schreiber oder Handwerksmann werden, die ersten und nöthigsten Ideen der Disciplinen, ohne welche er nicht einmal recht wisse, was er denke, viel weniger eine Predigt oder einen Discours recht verstehen könne, bei zarten Jahren, da das Gedächtniß am fähigsten sei, erlerne. Das Buch enthält nun Initia Logica (die ersten Ideen aus der Logica, Metaphysica, Pneumatica und Physica), dann Initia Matheseos (was aus der Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Kalender- und Baukunst zu wissen nöthig), weiterhin Initia Ethices, ferner Initia Historiae (aus der Universal-, Kirchen- und insonderheit Sächsischen Historie), hierauf Initia Geographiae et Mythologiae, endlich auch Initia Musicae. — In verwandtem Sinne veröffentlichte der grundgelehrte Rektor Christian Schöttgen in Dresden 1742 einen „Unvorgreiflichen Vorschlag wegen einer besondern Classe in öffentlichen Stadtschulen," in welchem er für Handwerker, Künstler und Kaufleute einen besonders eingehenden Unterricht im Christenthum, den Anfangsgründen der Moral und Logik, der Geschichte und Geographie (mit Hinzuziehung der Zeitungen), sowie der deutschen Sprache mit Zurückstellung der lateinischen forderte. Zu derselben Zeit verlangte der Rektor Herbart in Oldenburg auch

[35]) An die Darstellung bei K. von Raumer braucht nur erinnert zu werden. Großentheils nach Ranke's schon angeführter Schrift über Hecker, Lieske, Blicke auf die Gesch. des deutschen Realschulwesens (Dresden 1837) 31 ff.

für die Studirenden eine historische Kenntniß von guten Künsten und Handwerken und empfahl eine neue Lehrart für das Lateinische, durch die Beschreibung der sichtbaren Welt, durch anmuthige lateinische Gespräche über Dinge, welche die Kinder kennen, ferner durch angenehme Bücher und deutsche Geschichten, durch einen Orbis pictus etc. — Es sind dies Alles freilich unsichere und unklare Bestrebungen; aber sie kommen aus einem tiefen Bedürfniß der Zeit. Leider verloren sich auch die bedeutenderen Förderer des Realismus, wie Hecker selbst, nach und nach in ein zerstreuendes und verwirrendes Vielerlei, wobei auch das wahrhaft Bildende unwirksam blieb, und als nun seit Gesner und Ernesti die humanistischen Studien einen neuen und wahrhaft großartigen Aufschwung nahmen, wurden alle regsameren Geister unwiderstehlich mit fortgerissen.

Weiter gehend brauche ich nur obenhin daran zu erinnern, daß die Bildungsanstalten der Brüdergemeinde ganz unmittelbar mit der großen pietistischen Bewegung zusammenhingen. Zinzendorf selbst hatte ja als Knabe schon im Hause der Großmutter Spenern, Francken, Anton und andere Leiter dieser Bewegung kennen gelernt, war dann sechs Jahre lang im Pädagogium zu Halle unter Francke's Augen gebildet worden und hatte unverlöschliche Eindrücke aus diesem Aufenthalte mit hinweggenommen. Die Bildungsanstalten, welche er für die von ihm so eigenthümlich entwickelte und zu so großen Leistungen befähigte Gemeinde in's Leben rief, zeigen nun freilich auch die ganze Eigenthümlichkeit dieser Gemeinschaft, haben aber lange einen weit reichenden Einfluß geübt und besonders auch für unsere Oberlausitz Wichtigkeit gewonnen, namentlich seit dem Jahre 1750, welches die beiden Pädagogien der Gemeinde im Katharinenhofe zu Groß-Hennersdorf vereinigen sah. Der erste Lenker der so vereinigten Anstalten Layritz hatte schon als Rektor zu Neustadt an der Aisch als einer der vorzüglichsten Schulmänner Deutschlands gegolten und in seine Schule aus den fernsten Gegenden Zöglinge kommen sehen. Seine in Groß-Hennersdorf verfaßte Schrift: „Gedanken von der vernünftigen und christlichen Kindererziehung" hat in vielen Kreisen lange Zeit als ein werthvolles Familienbuch gegolten; sein eben hier in Verbindung mit dem trefflichen Zembsch ausgearbeitetes „Hand-Lexikon der lateinischen Sprache" ist gleichfalls zu großer Verbreitung gelangt und hat sich in manchen Schulen lange erhalten[36]).

An dieser Stelle mag noch besonders des wackern Gottfried Polykarp Müller gedacht werden, der nach segensreicher Wirksamkeit an dem hiesigen Gymnasium (1723—38) zur Brüdergemeinde übertrat und 1740 zu Marienborn in der Wetterau zum Bischof geweiht, bald darauf den dortigen Er-

[36]) S. (Gammert), Gesch. des Pädagogiums der evangel. Brüder-Unität. Niesky 1859.

ziehungsanstalten (Seminarium und Pädagogium) vorgesetzt wurde, dann seit 1743 mit einem Theile des Pädagogiums zu Urschkau bei Glogau ein Asyl fand und 1747 von der Gemeinde tief betrauert starb, — nach Schrautenbach ein schätzbarer Mann, ein Gelehrter der alten Zeit, der viel Ideen in etwas Pedantismus einfaßte und durch viel Schulwissenschaft auch zu etwas weitläufigem Vortrage verleitet wurde, aber ein durchaus redlicher Charakter und ein der Sache, der er diente, sehr ergebenes Herz. — In Zittau herrschte übrigens viel Antipathie gegen Herrnhut, und bei aller Anerkennung, die Müller hier gefunden hatte, würde er sich als Anhänger Zinzendorf's auf die Dauer doch nicht behauptet haben. Daß er irgendwie aufreizend hervorgetreten, davon giebt es keine Spuren[37]).

Aber wie rasch ich auch vorwärts eile, es drängt sich immer wieder reicher Stoff entgegen. Ich müßte eigentlich nun eine Geschichte der Waisenhäuser jener Zeit hier einreihen. Wir wissen, daß deren in wenig Jahrzehnten auf allen Punkten Deutschlands entstanden, und wenn nun auch manche nicht direkt auf pietistischen Ursprung zurückzuführen sind, wie die in Dresden (schon 1686 begründet), Bautzen, Zittau, Görlitz, so verdanken sie doch ihren Ursprung der Gesinnung, die im Pietismus einen so lebendigen Ausdruck fand, und daß viele andere ganz unmittelbar Schöpfungen des Pietismus sind, ist Thatsache. Ich erinnere hier nur an die Waisenhäuser in Züllichau, in Glaucha bei Breslau, in Thommendorf an der sächsisch-schlesischen Grenze, in Bunzlau, in Meiningen, in Langendorf bei Weißenfels[38]). Bei genauerer Betrachtung dieser Schöpfungen hat man ein überaus interessantes Bild der deutschen Kulturgeschichte vor sich. Es fehlt hier und da in diesen Waisenhäusern nicht an Verkehrtheiten und Skandalen; aber wir begegnen doch auch höchst erfreulichen Bemühungen und heldenmüthigen Anstrengungen, gar Manchem, was uns beschämet. Wer eine zusammenfassende Geschichte dieser Anstalten schreiben wollte, würde ein sehr lohnendes Werk thun, hätte aber freilich eine zum Theil gar seltsame Literatur durchzuarbeiten.

Kann es bei so mannichfachen Bestrebungen auffallen, daß man gerade damals auch der religiösen Bildung unsrer Oberlausitzer Wenden eifriger sich annahm[39])? Aber es läßt sich kaum bestimmen, wie viel hier

---

[37]) S. Knoblauch, Müller's Leben und Schriften. Frankfurt 1750.

[38]) Ueber Sigmund Steinbart und sein Waisenhaus in Züllichau (1719). Hanow, Bericht über die äußern Verhältnisse der Steinbart'schen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten. Züllichau 1852. Höchst lehrreich ist die Schrift von Stolzenburg, Gesch. des Bunzlauer Waisenhauses. Breslau 1854.

[39]) Vgl. die fleißige Zusammenstellung in Knauth's Annales Typographici Lusatiae sup. (1740) 16—36, 92—96. Sehr anziehende Mittheilungen geben auch die Unschuld. Nachrichten 1703. 232—238. 1722. 1107 ff.

pietiſtiſchen Anregungen zuzuſchreiben iſt. Und ſo muß auch dahin geſtellt bleiben, ob der Rektor Füger in Seidenberg, der 1698 ein förmliches Privilegium zu Anlegung einer Taubſtummen-Unterrichtsanſtalt ſich auswirkte, einer Einwirkung von jener Seite gefolgt iſt[40]).

Gegenſtand einer beſondern Darſtellung müßte die Fortbildung des Pietismus durch die ſüddeutſchen Männer, Benzel, Flattich und Oettinger ſein, von denen die beiden Erſteren für die Pädagogik von großer Bedeutung geweſen ſind[41]).

Aber es iſt Zeit, von den in alle Richtungen führenden Einzelheiten zu einem abſchließenden Urtheile einzulenken. Ich habe viele Thatſachen zuſammengedrängt, um ein anerkennendes Urtheil zu begründen; aber die hiſtoriſche Gerechtigkeit verlangt, daß wir auch die Kehrſeite in's Auge faſſen. Was bei Spener und Francke und ihren nächſten Freunden noch den Charakter des Großen, Freien und Weiten trägt, das wurde bei den Epigonen doch oft ſchwächlich, gedrückt und eng. Der ſpätere Pietismus liebte es, in kleine Kreiſe ſich zuſammenzuziehen und das Leben umher mit Mißtrauen und Aengſtlichkeit zu betrachten, wobei nothwendig auch die Jugend im friſcheſten Aufſtreben gelähmt und an eine ihr unnatürliche Paſſivität gewöhnt ward[42]). In dieſen Kreiſen lief überdies Alles mehr und mehr auf mechaniſch-einförmige Frömmigkeitsübung hinaus, bei welcher das Recht der Individualität ſtark verletzt und die unendliche Mannigfaltigkeit der geiſtigen Erregungen und Entwickelungen, einfach dem Stande der Sünde oder dem der Gnade zugetheilt, im Grunde auf ſehr unwahre und zu tiefer Unwahrheit verleitende Weiſe gerichtet wurde. Und ſo verkannte man bald auch den Werth der wiſſenſchaftlichen Bildung und ſchnitt allen Unterricht nach einer ſehr äußerlichen Nützlichkeitstheorie zu, wobei zuletzt Alles ein prinziploſes Umherſchwanken in einem ſeltſamen Vielerlei von Lehrgegenſtänden werden konnte. — Die natürliche Folge war, daß der Pietismus, nachdem ſo mächtige Impulſe auf das Leben unſers Volkes von ihm ausgegangen waren, allmählich auf die Reſultate und Schöpfungen ſeiner ſchöneren Zeit ſich beſchränkt ſah und ſelbſt in dieſen durch Strömungen, welche aus ganz andern Richtungen kamen, gefährdet wurde. Er hat auch in der ſpätern Zeit einzelne tüchtige Vetreter gehabt, in einzelnen Kreiſen wohlthätig fortgewirkt; aber was er werden zu können ſchien, — eine durchgreifende Erneuerung der proteſtantiſchen Kirche und von dieſer aus des proteſtantiſchen Volkslebens, das iſt er nicht

---

[40]) S. Mende a. a. O. 144.

[41]) S. Palmer, in Schmid's Encyklopädie I. 556 ff. II. 382 ff.

[42]) S. Wieſe, die Bildung des Willens (1837) 21—27.

geworden, und vielleicht liegen doch die Keime des später in so unerfreulicher Weise Entwickelten schon in den unserer Theilnahme so würdigen Anfängen. Betrüben wir uns darüber nicht. Im großen Entwicklungsgange eines Volkes, wie das unsrige ist, sind auch sehr bedeutende Bewegungen nur Momente der Entwickelung. Eine Zeit lang scheinen sie Alles ergreifen, in neue Richtungen reißen, völlig umbilden zu wollen; dann treten Schwankungen ein, das Gute in ihnen wird durch Einseitigkeiten verzerrt, schlimme Elemente drängen sich hervor, die überspannten Kräfte ermatten. Und schon steigen aus unergründlichen Tiefen neue Mächte des Lebens herauf, eine andere Bewegung, andern Bedürfnissen entsprechend, setzt die Geister in Spannung, zieht aus früheren Entwickelungen Einiges an sich, während sie Anderes zurückstößt, und treibt das Ganze machtvoll weiter. Solche Betrachtung macht mild im Urtheil, zu Anerkennung auch des Unvollkommeneren geneigt, läßt das Herz warm werden auch vor solchen Bestrebungen und Gestaltungen, die unsern Anschauungen und Gefühlen ferner liegen, wenn in ihnen nur eine kernhafte Gesinnung und thatkräftiges Streben sich kund giebt; solche Betrachtung versöhnt uns selbst mit Schwächen und Irrthümern, weil sie diese, wie sehr sie auch bei der sittlichen Würdigung ihrer Träger in Rechnung kommen, doch auch aus den allgemeinen Verwickelungen und Entwickelungen zu erklären weiß. — Ich wünschte, in dieser historischen Unbefangenheit gesprochen zu haben.

IX.

Der Literatenverein und die Cantionale in der h. Geistkirche in Königgrätz.

Vom k. k. Kreisphysikus Dr. Eiselt daselbst.

Bereits vor der Hussitenzeit bestanden in Böhmen kirchliche Gesangvereine: Bruderschaft des Literatenchores (bratrstwo kuru literackého) genannt. Sie erreichten im 15. und 16. Jahrhundert den größten Glanz. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch der Königgrätzer Verein beim h. Geist einer der ältesten war. Nach dem großen Brande der Stadt am 28. Mai 1407, wo auch die h. Geistkirche nebst jener der Minoriten und dem königlichen Schlosse ausbrannte, wurde ein Inventar der übrig gebliebenen Kleinodien und Verzierungen (proxima feria secunda ante Thomæ apostoli anno Domini MCCCCVII. infra scripta clenodia et ornamenta ecclesie Sancti Spiritus in Grecz a presentibus sunt inscripta) aufgenommen. Hierbei kömmt ein Cantionale mit 6 Psalmen, 3 Gradualen und 5 Antiphonarien vor, wovon nur Bruchstücke aufgefunden wurden.

Die altböhmischen Roratengesänge wurden durch den Prager Erzbischof Arnost eingeführt.

Im Jahre 1505 schenkte der hiesige Bürger und Tuchmachermeister Johann Franus das noch bis izt vorhandene große und prachtvolle Antiphonarium der h. Geistkirche. Dasselbe ist auf Pergament geschrieben, in weißes Schweinsleder mit breiten messingbeschlagenen Deckeln gebunden. Jedes Blatt ist 1 Elle und 3 Zoll lang, ¾ Ellen breit. Das Titelblat bezeichnet die Widmung mit folgenden Worten: Anno ab incarnatione Xti ultra mille et quingentos quinto sexto Idus Novembris die quinto vero ac sevo gelidi Saturni cum furioso Marte in leone congressu industrius vir Dominus Joannes cognomine Franus, arte pannifex civis in urbe Grez reginae degens sua et opera et impensis hoc memorabilissimum perque horrendum voluminis opus in templum Spiritus sancti quinquaginta quinque Pragensium grossorum sexagenis comparavit. Eam potissimum

nactus rationem et scilicet ex eo immortalem Deum, omnibusque Ejus Sanctis tum abunde, tum indefesse honor et laus consequatur. Ipse vero suae salutis animæ per id egregium et præclarum facinus optime consulere queat. Am Schlusse hievon ist der Spender in ganzer Figur (1/4 Elle hoch) abgebildet, sein Kleid ist ein schwarzer altböhmischer Pelz, am Kopfe eine runde Pelzmütze. Neben ihm erblickt man ein blaues Wappenschild mit einer Tuchscheere. — Der Historiograph P. F. Svenda (druhy zeleyny obraz II. R. p. 35.) ist der Ansicht, daß Franus dieses lateinische Cantionale eigenhändig geschrieben habe, aus jener Familie abstamme, deren Mitglied im J. 1420 sich dem Priester Ambroz wegen ungebührlicher Darreichung des Hochwürdigsten widersetzte, daß er öfter in den Gemeinderath zugezogen wurde und dieses Werk nach Balbin's Berechnung leicht 1000 Fl. kostete.

Professor Wocel (in seinem Berichte über die im August und September 1851 unternommene kunst-archäologische Bereisung Böhmens p. 17.) spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Inhalt, Form und Größe dieses Cantionals stimmt mit dem Jungbunzlauer und Chrudimer lateinischen Cantionale größtentheils überein. Was den Farben- und Goldschmuck betrifft, muß ich es als das reichste und prachtvollste unter allen Gradualen, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, bezeichnen. Es kommen darin ganze Seiten vor, deren sämmtliche Buchstaben sammt den Musiknoten von reinem Dukatengold gebildet sind. Die Versalbilder sowohl, als auch die Arabeskenverzierungen sind äußerst zart und sorfältig ausgeführt, wiewohl viele Figuren steif und die Extremitäten verzeichnet erscheinen. Tadellos gemalt sind aber folgende Bilder: 1) die Auferstehung Christi; 2) die Himmelfahrt Christi; 3) die Sendung des h. Geistes; 4) die Mutter Gottes im Strahlennimbus mit dem Christuskinde, darunter das Wappen der Stadt Königgrätz von einem Engel mit gezücktem Schwerte gehalten; 5) das letzte Abendmahl, ein prachtvoll geschmücktes, zart ausgeführtes Bild. Der Maler dieses Prachtwerkes ist nicht bekannt."

1505 begründete die Bruderschaft den Altar des h. Kreuzes im südlichen Seitenschiff der Kirche, welchen der Bischof Philipp von Sidon bei seiner hierortigen Anwesenheit einweihte. Die Bruderschaft hatte bereits 1584 ein eigenes Vermögen und Grundstücke im Besitze, wie dies aus einer Urkunde hervorgeht, wo sie den 11. April 1586 eine in Pracocic liegende Wiese verund eine andere, der Stadt näher gelegene, ankaufte. Die Vereinsältesten wurden jährlich gewählt.

Den 4. Juli 1583 trat der Erzdechant Johann Benesovsky vor den Stadtrath und führte an, daß beim böhmischen Literatenchor kein Kantor und Verwalter angestellt sei und bei der großen Predigt blos immer ein und dasselbe Lied gesungen werde, daher möge ein neues vollständiges Cantionale angeschafft werden. — Indeß war bereits 1578 beschlossen worden, durch

freiwillige Beiträge ein böhmisches Graduale auf Pergament schreiben zu lassen. Dieses wurde 1585 beendet und enthält die altböhmischen Arnoſt'schen Adventlieder, „Rorate" genannt. Es ist mit Bildern und Portraits versehen. Auf dem ersten Blatte stehen zwei ehrwürdige bejahrte Männer in Rathsmänteln. Der erste hat rechts bei den Füßen ein ritterliches Wappenschild, das erste Feld halb roth und gelb, in der Mitte ein schwarzer Adler, das zweite Feld, schwarz und weiß, oben einen Ritterhelm und Königskrone, zwei Hörner, in der Mitte ein weißrother Adlerflügel, die Buchstaben G. B. Z. W. bezeichnen Georg Balbin von Worlicna, derzeit kaiserlicher Richter.

Ihm gegenüber steht bei den Füßen des andern Mannes ein weißrothes Ritterwappen, gegen die Mitte ein mit einem Pfeil durchschossener gepanzerter Arm, in der Hand einen Hammer haltend, der Helm ohne Krone mit großen Flügeln, zwischen denselben Arm und Hammer. Die Buchstaben M. C. Z. P. bedeuten Martin Ceyp von Peclinow, damaligen Primas. — An der Rückseite dieses Bildes eine ähnliche Mannsfigur mit einem dem vorigen ganz ähnlichen Wappen, nur daß der Arm und Hammer fehlt und im Helm rothe, gelbe und blaue Federn oder Flügel angebracht sind. Ueber der Jahreszahl 1585, die sich auch bei den andern vorfindet, steht L. W. Z. P., wahrscheinlich Lukas Wilimowsky von Petrowic.

Vor dem Anfang der Gesänge ist Johann Kantor Wodnansky in einem Mantel, mit schwarzem Fuchspelz gefüttert, abgebildet.

In diesem Roratenbuch befinden sich mehre Abbildungen von zu jener Zeit geachteten Männern, so vor den Montagsgesängen: Andreas Nozir, Gemeindeältester, im röthlichen Anzuge und einem mit Fuchspelz gefütterten Mantel, im Wappen eine blaue Königskrone, in dieser drei Schwerter eingestochen; vor dem Donnerstag: Wenzel Chotsky, Geschworener, in schwarzem Anzuge mit weiß ausgeschlagenem Mantel, auf dem Kopfe eine hohe, runde Mütze; vor dem Freitage: Matthäus Misticky, Gemeindeältester, in schwarzem Anzuge und einem mit Fuchspelz ausgeschlagenem Mantel, Mütze und Buch in der Hand haltend. — Am Schlusse des Buches ist Georg Pacha von Drewic abgebildet, in schwarzem Anzuge, in einer Hand ein weißes Schnupftuch, in der andern einen mit einer Schnalle gezierten Hut haltend, in einem schwarzen mit Fuchspelz verbrämten Mantel, bei den Füßen ein rothgelbes Wappen mit kreuzweis gelegten Bärentatzen, welche sich auch auf dem mit gelben Federn geschmückten Helm vorfinden.

Ferner wurden auf Kosten des Literatenvereines und der Bürgerschaft zwei prachtvolle Pergamentbücher — böhmische Cantionale — angeschafft, wovon das eine Adventgesänge, das andere Gesänge auf alle Feiertage des Jahres enthält. An diesen beiden Büchern wurde vom Jahre 1585—1604 gearbeitet. Diese 2 Foliobände sind 2′ hoch, 18″ breit, in Schweinsleder

gebunden und mit großen Messingbeschlägen versehen. Im ersten Buche sind die Verfasser abgebildet. Der Schreiber sitzt bei einem Tische das Koratenbuch vor sich. An der Stuhllehne steht mit Goldbuchstaben Aetatis suæ LII.

Es ist dies der königgrätzer Stadtschreiber Matthias Litomericky, der zugleich Geschworener war. Vor ihm sehen wir 2 Männer stehen; einen mit Malerpalette und Farben, den andern eine Papierrolle in der Hand; an einer Säule steht: Matth. Radous Boh. Pictor. Georgius Richnovius compositor. Der erstere war Geschworener (Konsil) in Chrudim, der letztere Geschworener und Chorregent in Chrudim.

In einem sehr selten gewordenen Buche, betitelt: Epitaphia diversis hominibus, diverso anni lethalis 1599 tempore ex hac vita in meliorem translatis inscripta a. M. Joanne Campano Vodniano, Pragæ typis hæredum M. Danielis Adami Weleslavina kömmt vor: Domini Matthiæ Lidomierzicky, civis Hradecensis senatoris 18. August sublati.

Dum fera Hradecii pestis ruit omnia late
Sextilisque fluit nona bis axe dies.
Matthias Lidomirzicius venerabilis annis,
Insignis facie, voce canora obit.
Quantum templa viro, quantum schola, curia quantum
Debeat, ampla locis urbs Hradecina refert.
Si tu dissimulas, contra te templa loquentur,
Et quoscunque istis scripserat ille libros.
Sed non dissimulas, luges magis esse repente
Tot data damna choro, tot graviora foro.

Ein Beweis, in welcher Achtung dieser hochverdiente Mann stand.

Die beiden Ränder des Portraitblattes schmücken musicirende Engelgestalten. — Beide Bände sind überdies mit herrlichen Miniaturen auf das großartigste ausgeschmückt. Nach Prof. Wocel (a. a. O.) sind meisterhaft im I. Theile: „1) Die Geburt Christi, ein das ganze Blatt ausfüllendes Bild. Die Trefflichkeit der Auffassung, Schönheit der Formen, besonders aber die fromme Innigkeit und der Liebreiz im Antlitz Marien's verleihen diesem Bilde die höhere Kunstweihe. 2) Die Beschneidung und Taufe Christi. 3) Die heiligen drei Könige, ein herrliches Blatt voll Leben und individuellem Ausdruck. 4) Die Auferstehung Christi. Der Heiland, von dessen nackter Schulter ein rother Mantel herabwallt, steht mit der Siegesfahne auf dem Deckel des Grabes. Der Ausdruck der Majestät im Antlitze Christi, die Zeichnung und die Behandlung des Nackten dieser Gestalt ist wahrhaft bewundernswerth. Eben so herrlich ausgeführt ist 5) die Himmelfahrt Christi." — In demselben Bande p. 99. befindet sich eine Abbildnng der

Stadt Jerusalem, p. 225 des königgrätzer Literatenchores, p. 105, 117, 118 Scenen aus dem Leben der Apostel. Bei einzelnen Blättern eingemengt kommen vor: Portraits und Wappen des Samuel und Martin von Perlinover, Johann Cikan von Libin, Paul Kawinsky von Stranow, Johann Hatavny von Zahor, Wenzel Ziskra von Sobinec; Männer, welche zur Herstellung des Werkes reichlich beisteuerten.

Im II. Theil „sind unter den zahlreichen trefflichen Miniaturbildern besonders hervorzuheben: 1) Die Sendung des h. Geistes, durch meisterhafte Gruppirung der Gestalten und die charakteristische Lebhaftigkeit der Gesichtszüge ausgezeichnet. 2) Christus am Kreuze. Das schmerzvolle, edle Antlitz des Gekreuzigten ist von ergreifender Wirkung, die Zeichnung und Färbung untadelhaft. Ueberaus schön ist die das Kreuz umgebende Landschaft. Die Lokaltöne im Vordergrund und die harmonisch verschwimmenden Tinten der Ferne sind trefflich gehalten. 3) Das letzte Abendmahl, ein großartiges Bild voll Leben, Bewegung und Ausdruck. 4) Die Taufe Christi. 5) Der Kampf Michaels und seiner Engel mit dem Drachen nach dem XII. Kapitel der Apokalypse dargestellt. Die poetische Auffassung dieses höchst schwierigen Stoffes, die kühne Zeichnung der lebhaft bewegten Gruppen, die kunstreiche Beleuchtung der Scene beurkunden, daß der Name des genialen von der religiösen Idee hochbegeisterten Meisters Radous in das Ehrenbuch der Künstler seiner Zeit eingetragen zu werden verdient."

In diesem Bande befinden sich Portraits und Wappen des D. G. Vokac, Wenzel Plakalius von Zdiar, Johann Ripka, Georg Kavinsky von Stranov nebst mehren Herren und Frauen, Spendern dieses Werkes, deren Namen unleserlich sind.

Professor Wocel (a. a. O. p. 18.) schließt mit den Worten: „Die Zeichnung der zahlreichen, wie wohl nicht mit gleicher Meisterschaft ausgeführten Bilder in diesen beiden Cantionalen ist durchaus korrekt, der Pinsel breit, die Farben leicht aufgetragen. Staunenswerth ist die vortreffliche Ausführung der Gesichter, insbesondere aber der Hände, die den Miniaturmalern unserer Zeit zum Vorbilde dienen könnten. Möge mein Urtheil über diese Miniaturen nicht für übertrieben oder überschwänglich im Ausdrucke gehalten werden; jeder Kunstkenner, der diese Gemälde mit derselben Genauigkeit wie ich betrachtet, wird gewiß meinem Urtheile beistimmen, ja gestehen, daß ich eher zu wenig als zu viel die Werke des Meisters Radous gepriesen habe."

A. Rybicka (archæol. památky. Prag 1857 p. 183.) behauptet mit allem Rechte, daß diese Bücher von unschätzbaren Werthe für die Genealogie und Geschichte von Königgrätz, die Wappenkunde alter Geschlechter und die

Kostüme jener Zeit sind, meisterhafte Beiträge aus der biblischen Geschichte, im Fache der Landschaftszeichnung, Allegorie und Architektonik liefern.

Es ist sehr zu bedauern, daß viele Bilder verwüstet, ausgeschnitten sind und sehr viel Gold von Buchstaben und Noten herabgekratzt wurde. Es ist dem Kunstsinne des Bürgermeisters Ignaz Chotsky und des gewesenen Leiters der bestandenen k. k. Bezirks-Hauptmannschaft Moriz Lißner zu verdanken, daß diese und die nachbenannten, minder werthvollen, dennoch manches Interesse darbietenden Bücher der weitern Verwüstung entrissen wurden. Sie sind gesammelt in 4 großen pultförmigen, mit Schubläden versehenen, abgeschlossenen Kästen, innerhalb einer verschließbaren Einfriedung auf dem rechts vom Hochaltare liegenden Seitenchore der h. Geistkirche aufbewahrt und werden blos Kunstkennern vorgewiesen.

Außer den 3 oben beschriebenen befinden sich noch 5 auf Pergament geschriebene über 1' hohe Cantionale (latein.), 5 etwas kleinere aus dem 16. Jahrhundert auf Papier, hiervon 2 mit latein., 3 mit böhm. Text. Am Schluße des einen steht ein Wappen mit der Unterschrift: Girik Orsius malir z Chottiesic 1614. — Kniby roratni v. J. 1585 mit 8 guten Abbildungen der Stifter derselben, durch die Kostümebilder damaliger Zeit Interesse erweckend. — 20 auf Papier geschriebene Gesangbücher aus dem 16. Jahrhunderte, theils in 4., theils in Folio, zum täglichen Gebrauche bestimmt gewesen; 17 mit lateinischem, 3 theils mit böhmischem, theils lateinischem Text. — 15 alte Bücher, hierunter: Vita Christi. Nürnberg 1478. 18 Zoll hoch, 12 breit, 4½ stark; 5 Bände: Thesaurus Musicus von Jean Montanus und Ulrich Neuberus. Nürnberg 1564. — Psalterium Davidis. 1565 von Paulus Clerus Khittingensis post Vittenbergensis, mit Holzschnitten, 15 Zoll hoch, 9½ breit, 2½ stark. — 2 Bände: Musicus, opus Cerebarium concionum sacrarum. Norimbergæ 1590, opera Friedr. Lindner. — 3 Bände: Musicus, opus harmoniorum. Aut. Jacobo Handl. Pragæ 1596.

Nach Svenda (Med. obraz II. 49.) nahm im Jahre 1640 den Mittwoch nach h. Andreas der „Literatenkonvent beim h. Geist" in Gegenwart des Erzdechants Martin Xaver Karas von Rosenfeld eine Neuwahl seiner Vorstände vor. Der kais. Richter Johann Uhlir, Samuel Sudlice, Samuel Filadelf wurden zu Aeltesten, Samuel Suk, Wenzel Bocek, Karl Ziskra aus Sobenic und Wenzel Kamenik zu Kantoren ernannt.

Der Befehl des Kaisers Joseph II., alle frommen Vereine und Bruderschaften aufzulösen, wurde am 22. Juli 1784 von der Kanzel in der Domkirche verlesen. Die Vorstände des Literatenvereines mußten ein Inventar über ihr Vermögen und Grundbesitz bis zum 5. desselben Jahres an das Kreisamt vorlegen. Die Vorstellung des Bischofs Hay an den kaiserlichen

Hof, daß die hierortigen Gesangbücher nichts Anstößiges enthalten, blieb fruchtlos. Am 9. September wurden alle Grundstücke der Bruderschaft öffentlich veräußert, der dafür gelöste Betrag von 3702 Fl. wurde nach Prag eingesendet. Am 1. April 1786 fand die Versteigerung des übrigen Mobiliars statt. Die sämmtlichen Cantionale kaufte jedoch die Bürgerschaft edelmüthig genug aus ihrem eigenen Vermögen an und erhielt sie so zum ewigen Angedenken am Musikchor der Dom- oder Geistkirche.

Miscellen.

Oslingen bei Camenz.

Kirchen-Documente von 1437, 1443, 1473.

Mitgetheilt von Dr. Pescheck im Jahre 1854.

1437. 14. Martii.

Ich heinrich von der Dube herre czu Houerswerdde Bekenne offintlichen mit diszem mynen briffe vor allen die yn zehen adir hörin leszin, daz ich groszen gebruch vnd schaden irkant habe den der kirchin pharrer holczczeshalbin hat, in dem dorffe czu Oszelingk, alsze habe ich bie mynem geszundem liebe mit wolbedachtem Mute gutem Rathe myner ffrunde vnd rechter wiszin dem gnanten pharrer czu Oszelingk der da iczczunt ist, adir in czukunfftigen geczietin da sein wert, Borneholcz czu Brüwenn czu Backenne vnd czu allen andern ffeuerwerckin seynes huszes notdorfft luterlichen durch got vnde nach mynem tode durch myner vnd myns wiebis ffrouwen Annen vnd durch vnszer beyder Eldern zelen seligkeit wille den got gnade gegebin, vnd gebe ym daz mit crafft diszes briffes nu vnde czu ewiegen geczietin uff mynen vnd der her hersschafft heyden vnde weelden die czu houerswerdde czugehörn, czu houwenne czu furne vnd an seynen nucz in seynen pharrehoffe alleyne czu seynen fuerwercke ewigklichen czu gebruchenne von mir vnd alle mynen Erbnemen vnd nachkommelingen herschafften czu houerswerdde one allerleye intragk vngehindert, doch alszo daz der selbie pharrer Er Mattis Judicis der da iczczunt ist, ader in czukunfftigen geczytin da sein wert myn nach mynem tode myns wiebis ffrouwen annen obgnant, vnd vnszer beyder Eldern czugedechtnisze in yr kirchtodinbuch sollin Schribin vnd ingedechtnisze yren Meszin habin, vnd die ouch szuderlichen uff eynen nemelichen tage eyns in dem Jare, wenn ym daz beqweme ist, met Eyner vilgen vnd Eyner zelemeszin begehen sall, darumb ouch sein Schulmeister Jerlichen houwen vnd furen sall drye fuder holcz weer es sache ab der obgnante pharrer daz nicht Enhielde alsze obingeschriben steht vnd an welchem das irfunden vnd

irkant wurdde, dem sall mon szulche gloubde diszes briffes widderruffen alszo lange daz her von mir mynen Erbnemen vnd nachkommelingen herschafften darczu bracht wert Doch alszo daz dem mebenumpten pharrer czu Oszelingk szulch holcz vnd ffryet vngebrochen seyn sall Szunder daz das uff beyden teylen czu Ewiegin geczytin sall gehalden werdden vorgangk haben vnde nicht abegehen, Habe ich egnanter heinrich von der duba myn Ingesigel vor mich myne Erbnemen vnde nachkommelinge herschafft czu groszer Orkünde bekentnisz vnd geczugkenisze met myner stad houerswerdde Ingesigel an diszin briff laszin hengen, des wir Burgermeister vnd Rathmann der gnanten stad Hoyerswerdde bekennen vnd ouch met unszerm angehangen Ingesigel der stad geczugen, der gegebin ist nach Cristi geborte virczenhundert Jar darnach in dem Czebinvnddriesigisten Jare am Dornstage nach Letare iherusalem. (Ex Originali.)

1443. 12. Sept.

Johannes dei gracia Episcopus Misnensis vniuersis et singulis presentibus et futuris Salutem. In eo qui omni est vera salus Cupientes vt ecclesia sancti Nicolai parochialis in Ossiling Misnensis dioceseos die date infrascripte, cum Capella beati Petri apostoli atque altari sancti Martini per nos ac cimiterio reconsecrata, congruis honoribus frequentetur ac veneretur, omnibus vere penitentibus confessis et contritis, qui eandem ecclesiam singulis diebus per anni circulum et signanter in dedicacione patrociniis aliisve festiuis diebus causa deuocionis visitauerint et inibi missis aut alijs dominicis officijs interessentes quinque pater noster cum totidem aue marie dixerint aut pro fabrica et aliorum ipsius ecclesie necessariorum comparacione manus adjutrices porrexerint uel cimiterium pro defunctis exorando circumierint et qui sacramentum eucaristie aut sacre vncciones, dummodo in eadem villa infirmis in eorum habitaculis porrigitur secuti fuerint aut in pulsu campane cum mane et de vespere pro pace pulsatur vnum pater noster cum tribus salutacionibus angelicis flexis genibus dixerint, aut coram corpore dominico, et qoulibet Altari tria pater noster et tria aue maria orauerint, Quotienscunque quando et vbicunque premissa seu aliquod premissorum deuote fecerint, De omnipotentis Dei misericordia et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius confisi suffragiis Quadraginta dies indulgenciarum de nostris, et Dē indulgenciis reuerendo in christo patri ac Domino Domino Johanni episcopo Misnensi a deo collatis eius auctoritate pro hac vice functi singulas indulgencias a predecessoribus suis aut aliis quibuscunque prefate ecclesie generose donatis approbamus et presentibus

confirmamus, similiter quadraginta dies De iniunctis eis penitencis in Domino misericorditer relaxamus volentes et decernentes presentes nostras literas vim et robur habere perpetue firmitatis Datum in villa Osseling praedicta Anno Domini MCCCCXLtercio feria quinta post festum natiuitatis Marie virginis prefulcite.

In tergo diplomatis.

Heinricus Dei gracia suffraganeus Misnensis Dioceseos confitemur uniuersis et singulis presentibus et futuris salutem in eo qui omni est salus vera cupientes ut in ecclesia sancti Ntcolai parochialis in ossiling Cimiterium Misnensis Dioceseos die date infra scripte reconciliauimus et indulgencias huius ecclesie uel altarium multiplicauimus et duplicauimus quos iohannes Déi gracia episcopus confirmauit ita et nos per suum sigillum confirmamus Dei nomine ut ipse in tantas indulgencias ut singulis diebus dominicis et festiuis populo presentis pronunciacione in ecclesia Datum in ossiling 5ta feria ante oculi mei predicto anno domini M°CCCC°LVIII° prima die Mensis Martii.

Cedula.

Anno domini MCCCCXLtercio feria quinta ante festum natiuitatis marie presens altare est consecratum per reuerendum in Christo patrem ac dominum dominum Johannem episcopum Gardensem sub honore beati petri apostoli nec non Agnetis et Catherine virginum, titulus eius est sanctus petrus. (Ex Originali.)

1473. 25. Aug.

Ich bernhart von blosdorff zcu Ossiling gesessin Bekenne dffor Mich vnd alle meyne Nachkomelinge Erbin ader Erbnemen In dissem meynen offinbriffe vor allen den dy en sehen adir horen leszin das ich mit gutten rate meyner frunde bethedigit habe Czwisschin meynen pfarrer zcu osseling vnd meynen armen lewthen von osseling von eyns wustin Erbins wegin das do denne von alders von der herschafft zcu der pfarren gegebin geegenth vnd gewedemut ist wordin mit allin genadin vnd rechtin vnd mit den czinsen vnd mit allir gerechtikeit vnd freiheitin dorvon sal der pfarrer weyn zcu den messen schigken. Also ist meyne gemeyne von osseling an den pfarrer gefallin vnd han yn von des wustin Erbis wegin Neben sich yn Ire gemeyne wolt czihen Daz mich denne Nebin meynen frundin gedunckit hat daz eyn sulchis eynen pfarrer nicht zcu thune stunde also habe ich sulchin Erthum an-

geseben vnd habe meyne frunt Neben mich gebetin vnd habe nebin yn vnd mit Irem rate eyn sulchs betedingit Cczwsschin dem pfarrer vnd der gemeyne also daz der pfarrer der gemeyne vor alle Ire gerechtikeit vnd kören vnd gewonheytin des dorffis waz dy werin dy dy gemeyne vormeynt uff der pfarren zcu habin von des wustin Erbins wegin do sal eyn pfarrer enen dorvor gebin alle Jar Jerlich drey virtil korn dorvmb sal her des andern allis gantz vnd gar gefreihit vnd entledigit seyn besundern waz fyhe eyn pharrer vor den hertin treibit daz mag her mitte vorschuttin gleich den andern waz her abir vor den hertin Nichtin treibit daz sal her nicht mitte vorschuttin dy fyhe trifft vnd wede frey vnd dy gemeyne sal eyn pfarrer dorvmb vnbetedingit lossin besunder ap dy gemeyne waz treffelichs vorhanden adir vor hettin wollin sy den pharrer dorczu fordern vnd ab her nicht dorczu komen kunde so sullen sy zcu ym gehen waz denne der pharrer hilfft mitte ratin daz wirt er mitte vorantwortin waz her abir nicht mitte reth daz sal her ouch gantcz entladin seyn mitte zcu leydin. Ouch bestetige Ich obinbenanter bernhart von blosdorff yn crafft disses meynes offin briffes meynen pfarrer vnd seynen nochkomelingen pfarrern dy uff sulcher pfarre werdin ader ynne habin werdin Nu vnd zcu ewigen geczeitin alle stucke vnd gerechtikeit also obingeschrebin steit vnd gelobe vnd gerede alle disse obingeschrebene stucke punckte vnd artickel gantcz stete vnd feste vnd vnvorbrochlichin zcu haldin bey meynen warin gutten trawin ane allis geferde ader boszin eyntrag ader wy man den Irdencken mochte vnd zcu sulchir teding habe ich gebetin vnd dorbey seyn gewest Dy gestrengin vnd wultuchtigin Heyntcze Panewitcz zcu Konigiswarte gesessin hannis schreibersdorff zcu obegow gesessin Bartil rober czur dober gesessin Rule von blosdorff czu kunersdorff gesessin Sulche richtunge habin dy meynen obinbenantin meyne frunt Neben mir betedingit czwsschin meynen pfarrer vnd der gemeyne von osseling daz zal Nu vnd zcu ewigin geczeitin gehaldin werdin ane argelist vnd hindernisz vnd ist betedingit In robers hawsze zcur dober am nestin Sontage Petri vnd Pauli der heiligen czwelffbotin. Des czu eynem warin bekentnisz vnd mehir sicherheit habe ich obinbenanter Bernhart von blosdorff mit guttim willen vnd wissen meyn angeborn Ingesegil vndene an dissen meynen offin briff gehangin Der do gegebin ist Noch Cristi geborth Tausent vierhundert Jar dornoch In dem drey vnd sewbinczigistim Jare dy mittewoche Noch bartholomei.

(Ex Originali.)

Ueber die St. Georgskirche in Prag, und Deutung der Namen Budissin und Seydau.

Von J. M. Hulakovsky, Archivar a. D. in Deutschbrod.

In der Abhandlung „Schlangen-Sagen aus der Ober- und Nieder-Lausitz“ im 36. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins, sagt der gelehrte Verfasser Karl Haupt S. 163., daß die Kirche des heil. Georg in Prag auf dem Hradschin nicht mehr existire, wohl aber sei in der St. Veitskirche noch eine bronzene Statue des heil. Georg zu sehen, die ihn darstellt, wie er den Lindwurm erlegt. Diese Behauptung ist irrig, und ich folge nur der Aufforderung des Sekretairs Hirche, wenn ich sie hier zu berichtigen mir erlaube. Die genannte Kirche des heil. Georg in Prag existirt noch, und zwar im Hintergrunde der St. Veitskirche, gegen Osten, links gegenüber der Kollegiatkirche zu Aller-Heiligen. Sie ist aber gesperrt, und wird nur an den Festtagen des heil. Georg und der heil. Ludmila, deren Letzteren Gebeine in einer Kapelle dieser Kirche ruhen, geöffnet; an diesen Tagen werden dort auch heil. Messen gelesen. Im Jahre 1857 wurde sogar das Grabmal (Tumba) und die Statue der heil. Ludmila in jener Kapelle durch den Bildhauer Kamil Böhm auf Kosten des Grafen Johann Kolowrat-Krakowsky renovirt. — Die bronzene Statue des h. Georg befindet sich aber nicht in der St. Veitskirche, sondern im Wasserröhrkasten am dritten Burgplatz.

Einen anderen Irrthum beging weiland Dr. Neumann in seiner Geschichte der geistlichen Administratur des Bisthums Meißen in der Oberlausitz, indem er S. 181. desselben Bandes schrieb, daß „weder die Ableitung des Namens Budissin, wie ihn die Wenden schreiben, noch die des Wortes Seydau (Vorstadt unterhalb Budissin) aus dem Wendischen eine befriedigende Deutung zuläßt“ — „deshalb werden sprachliche Untersuchungen in celtischen Wurzeln vielleicht einige Anhaltspunkte zu einer Prüfung der Ursprungsgeschichte der Stadt Budissin geben.“ Der Name Budissin, wie er auch im Czechischen nach der alten Rechtschreibung geschrieben wurde (jetzt nach der neuen Rechtschreibung mit lateinischen Buchstaben schreibt man Budišin — ss oder š ist gleich dem deutschen sch) ist ein rein slavischer Name. Denn er stammt eben so gut von Budiše, wie Libušin von Libuše, Závišin (Aboschin) von Záviše, Svojšin von Svojše, Tetín von Teta oder Tetka, Jitšín (Gitschin) und Nový Jitšín (Neutitschein) von Jitka (Juditha), Hroznětín (Lichtenstadt) von Hroznata, Kojetín (Kojetein) von Kojata, Slavětín (Schlatten) von Slavata, Zirotín von Zirota, Hostín (Gastein) von Host, Levín von Leva, Děvin (Magdeburg und Theben) von Děva,

Lubin (Lübben) von Luba, Berlin von Berla, Modlin von Modla, Zemlin (Semlin) von Zemla u. ſ. w. (Vergleiche Rozbor etymologicky mistnich jmen česko-slovanskych von Franz Palacky im Casopis českého Museum 1834. S. 410.) Alle dieſe Ortsnamen tragen den Namen ihrer Erbauer, und ſind gebildet von weiblichen oder grammatiſch-weiblichen Perſonen-Namen durch Anhängung der Formſylbe in (nach) Wegwerfung des Auslauts a oder e), wie von männlichen Perſonen-Namen vermittelſt der Endſylbe ov, welche beide Sylben in und ov eigentlich zur Bildung der zueignenden Beiwörter dienen, und wobei daher hier das eigentliche Hauptwort: Burg, Stadt, Hof, Dorf u. dgl. ſelbſt verſtanden wird. Es bedeutet daher Budišin eine von Budiše erbaute Burg oder Stadt, kurzweg Budiſchburg. Budiše oder Budiša iſt abgekürzt für Budislava, wie Ludiše (in der Königinhofer Handſchrift) für Ludislava oder vielleicht Ludmila, Jaroš für Jaroslav, Miloš für Miloslav u. ſ. w. Budislava endlich oder männlich Budislav, zuſammengeſetzt und entlehnt aus den Wurzeln buditi, wecken, aufmuntern (welches wieder von byti, ſeyn, budu, ich werde ſeyn, abſtammt) und sláva, der Ruhm (von sliyn, slouti, heißen) bedeutet Weckeruhm. — Seydau iſt ein eben ſo verdorbener Name, wie Bautzen. Schon ſein Laut und der Umſtand, daß es eine bloße, gewöhnlich ſpäter entſtandene, Vorſtadt von Budiſſin iſt, deutet darauf hin, daß ſein Name eben auch wendiſchen Urſprungs iſt, und dem iſt auch wirklich ſo. Sein wendiſcher Name iſt Zidov, d. h. eine Judenſtadt, von Zid, der Jude. Durch Verwandlung des ž in ſ, des ov in au, durch Ausdehnung des i und u in die Diphthonge ei und au hat ſich der Deutſche ſein Seydau aus Zidov eben ſo mundgerecht gemacht, wie aus Budiſſin zuerſt Baudiſchen zuletzt Bautzen, aus Rudnice Raudnitz, aus Lužice Lauſitz, aus Misen Meiſſen, aus Lípa Leipa (Böhmiſch-Leipa), aus Lipsko Leipzig u. ſ. w. Durch dieſe ſo leichte, einfache und gründliche Erklärung ſowohl der Wurzel als Form oder Bildung und Bedeutung nach aus dem Slaviſchen, wie ſie keine andere Sprache bieten kann, iſt der wendiſche oder ſlaviſche Urſprung des Namens ſowohl von Budiſſin als von Seydau ſicher geſtellt. Wem dieſe Aufklärung nicht genügt, dem ſteht es immerhin frei, ſich mit der fruchtloſen Mühe der Deutung beider obigen Namen aus celtiſchen Wurzeln nach Herzensluſt zu plagen; wenn er dann etwas nicht höchſt Miſerables herausbringt, ſo wird er uns ein großer Prophet ſein. Unbemerkt jedoch kann ich hier nicht laſſen, daß die deutſchen Gelehrten ſehr wohl thäten, und in ihren Alterthumsforſchungen manchen groben Verſtößen vorbeugen könnten, wenn ſie hierbei mehr gründliches Studium der Sprache ihrer nächſten Nachbarn und vermuthlich, wenigſtens zum Theil ganz ſicher, ihrer Ahnen, der Slaven, aus welchen ſie durch Germaniſirung entſtanden ſind, widmen wollten.

Die Sage vom Schlangenkönig in Lübbenau.

Auf S. 165. fg. Band 36. theilt Kandidat Haupt dieſe Sage mit. Etwas abweichend wird ſie in No. 81. (Jahrg. 1859) des Kottbuſſer Wochenblattes erzählt. Da heißt es:

Vor 70 Jahren (die Lübbenauer wiſſen es noch von ihren Großältern her) lebte ein Kaufmann in Lübbenau, den es Tag und Nacht quälte, wie er recht reich werden könnte. — Aber es wollte nicht vorwärts mit ihm. Da hörte er von dem Schlangenkönige ſprechen, der täglich im Parkgarten erſchiene und auf dem ſchönen Raſen deſſelben ſich zu ſonnen liebte. Wer deſſen Krone habe, der werde unermeßlich reich. Das ging dem Kaufmann zu Herzen. Er beſchloß die Krone zu rauben, es koſte was es wolle. Oft ſchlich er ſich in den Garten und ſah das ſchöne Thier im Graſe liegen; aber der Schlangenkönig, als ahne er die Gefahr, duckte ſich in das Grün des Raſens nieder, ſo oft er des Kaufmanns anſichtig wurde. Da bat dieſer um die Erlaubniß, auf dem Schloß-Raſen ein Stück Leinwand bleichen zu dürfen, und breitete nun das weiße Geſpinnſt auf dem ſonnigen Platze aus. Als der Schlangenkönig mit ſeinem Gefolge wieder erſchien, um an alter Stelle ſeinen Hof zu halten, war auch der Kaufmann da. Er ſaß auf einem kleinen ſchwarzen Pferde, verborgen hinter dem Buſch- und Baumwerk des Parks. Die Sonne ſchien hell auf das weiße Linnen und der König glitzerte darauf in ſeiner ganzen Pracht. In dieſem Augenblicke brach der Kaufmann aus ſeinem Verſtecke hervor und, den Hals des Pferdes mit ſeinem linken Arm umklammernd, während ſeine rechte Hand dicht über den Erdboden hinfuhr, riß er jetzt, wie ein Windſtoß, dem Schlangenkönig die Krone ab. Im nächſten Augenblicke war er verſchwunden. Der Kaufmann wurde reich, aber Lübbenau — wurde arm. Der Schlangenkönig und ſein Gefolge kamen nicht mehr in den Park. Im Schloſſe fragte man ängſtlich hin und her, „wo ſind unſre Schlangen?“ Endlich erfuhr man, was geſchehen. Seitdem mühen ſich die Lynar's wieder gut zu machen, was die Habſucht jenes Kaufmanns verbrochen hat. Man ſchont den Raſen und pflegt mit Vorliebe jene ſonnige Stelle. Und ſiehe da, die dauernd ausgeſtreckte Hand ſcheint endlich zur Verſöhnung geführt zu haben. Die Schlangen ſind wieder da. Sie ſonnen ſich auf dem Raſen; beſonders aber — als wollten ſie zeigen, ſie kämen um der Lynar's und nicht um der Stadt willen — lagern ſie auf den Steintreppen des Schloſſes und ringeln ſich um ſeine Thürklinken und Klingelgriffe. Eine erſte Begegnung der Art mag ihr Mißliches haben; im Uebrigen aber liegt ein beſonderer Zauber darin, mit jenen Thieren auf einem Freundſchaftsfuße zu leben, vor deren Berührung von

Alters her die Menschenhand erschrickt. Man erscheint sich wie gefeit, daß man es wagen darf.

Einwanderungen in die Lausitz.

(Aus Mende's Chronik von Seidenberg, Beil. 38. S. XCV.

Nach einer auf dem Friedländer Schloß-Archive befindlichen und vom 30. September 1652 ausgefertigten Specifikation „der der Religions-Reformation halber" aus der Graf Gallas'schen Herrschaft in die Lausitz entwichenen Unterthanen wanderten 1651 und 1652 aus nach der Stadt Görlitz 324 Personen, nach Lauban 108 Personen, nach Zittau 303 Personen, nach Seidenberg (und Alt-Seidenberg) 508 Personen, nach Markliſſa 135 Personen, nach Schwerta, Meffersdorff, Scheiba und Gebhardsdorf 524 Personen, nach Küpper 135 Personen, nach Gerlachsheim 164 Personen, nach Beerberg und Schadewalde 81 Personen, nach Oertmannsdorf 28 Personen, nach Dornhennersdorf 43 Personen, nach Seittendorf 25 Personen, nach Schönbrunn 22 Personen, nach Linda 61 Personen, nach Heidersdorf 27 Personen, nach Bellmannsdorf 36 Personen, nach Reutnitz, Ober- und Nieder-Rudelsdorf, Nieda und Wartha 128 Personen, nach Berna 58 Personen, nach Friedersdorf (bei Reibersdorf) 19 Personen, nach Schreibersdorf 20 Personen, nach Holzkirch 32 Personen, nach Kemnitz 20 Personen, nach Weigsdorf 17 Personen, in Summa:

839 Wirthe,
876 Weiber,
1392 Kinder,
64 Dienſtgeſinde,
9 Hausgenoſſen.

3180 Personen.

Ein kurioses Pasquill.

Mitgetheilt vom Privatgelehrten Jancke in Görlitz.

Im Jahre 1688 erschien zu Görlitz auf Veranlassung des Magistrates, durch das geistliche Ministerium, dem damals der Primarius Michael Fetter vorstand, der sogenannte Görlitzische Katechismus. Der eigentliche Titel dieses itzt sehr raren Büchels ist: „des rechtschaffenen Christenthums

Katechismus, oder wie ein Christ nach Dr. Martin Luther's Katechismus sich in seinem Christenthum üben und recht christlich leben solle," und wurde von der theologischen Fakultät zu Leipzig approbirt.

Dieser Katechismus fand in vielen Punkten, namentlich in Auslegung und Interpretation des 7. Gebotes*) bei der Bürgerschaft gewaltigen Widerspruch, welcher sogar in öffentliche Demonstrationen gegen die Geistlichen, als Verfasser, ausartete. Insonderheit ergrimmte ein Leinweber darob so sehr, daß er den Diakonus M. Seyffert auf seiner Stube auf sehr unanständige Weise zur Rede stellte**), worauf der Primarius Fetter den Sontag darauf pro concione eine Strafpredigt hielt, und auf Satisfaktion drang, welches denn die Folge hatte, daß inculpatus vom 6. bis 13. November in's finstere Gewölbe eingesteckt wurde und dem Ministerium Abbitte thun mußte. Außerdem aber wurde gegen denselben noch eine andere Stimme laut, welche sich durch nachstehenden öffentlichen Anschlag kund that:

„Es ist offenbar, wie kretziger Leinweber die Herren Geistlichen und Einen Rath, auch wohl gar in der Ferne Hochwohlvornehme Leute mit sehr harten Schwächen angegriffen, wie manniglich gehöret hat!

„Der Leinweber heiße Brückner-Paul
gehabt ein teuflisch Läftermaul;
Der hat in vnsrer lieben Stadt,
geschimpfet Geistliche und Rath;
Die hochberühmbte Facultät,
der Bösewicht hiermit auch verschmäht!
Halt! halt! der Hencker wird dich lehren,
wenn er dir wird den Puckel kehren!
Ich schreib nicht mehr, nimm mit vorlieb,
Du tausendfacher Ehrendieb***)!"

---

*) Es werden nämlich die Handwerker in nicht gerade gewählten Ausdrücken, wie sie der Zeit Brauch waren, darin darauf aufmerksam gemacht, wie sie sich in Handel und Wandel vor allen Ungerechtigkeiten zu hüten haben.

**) am 28. October 1688.

***) Drunter steht noch: Tölpel merk's und studiere fein wohl!

Nachrichten aus der Gesellschaft.

Auf Seite 238—283 dieses Bandes ist die Geschichte der Gesellschaft bis zum 27. März d. J. fortgeführt worden. Hieran mögen sich fernere Mittheilungen bis zum 14. August reihen.

In der Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 4. April wurde (§ 4.) die Restkommission von Neuem in Thätigkeit gesetzt und durch den Zutritt des Sekretairs verstärkt. Die Erwerbung einer Sammlung in der Niederlausitz aufgefundener Petrefakten (§ 8.) für den Preis von 30 Thlr. vom Archidiakonus Dr. Kirchner in Sorau wurde beschlossen. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Abendversammlungen einigte man sich dahin (§ 10.), daß sie für das Sommerhalbjahr nicht wöchentlich, sondern monatlich Statt haben sollen. Zum Revisor der Jahresrechnung für 1859 wurde (§ 12.) Diakonus Hergesell ernannt. Der Antrag der Freimaurerloge „zur gekrönten Schlange," ihr die Räumlichkeiten, welche gegenwärtig unser Kustos als Wohnung inne hat, (§ 15.) zu überlassen, ward abgelehnt. Die früher beschlossene Anschaffung der Büsten Luther's und Melanchthon's (§ 16.) wurde vorläufig ausgesetzt, bis sich eine günstige Gelegenheit dazu bieten wird.

Am 11. April, Mittwochs, wurde die 115. Hauptversammlung abgehalten und eine Vorfeier zur Erinnerung an den am 19. April 1560 entschlafenen großen Reformator M. Philipp Melanchthon damit verbunden.

Das Protokoll lautet wie folgt:

Verhandelt Görlitz, den 11. April 1860.

Anwesend waren die Herren: Präsident Graf von Loeben, Oberlehrer Dr. Rößler, Obristlieutenant Köppe, Pastor Dornick aus Hayneswalde, Bürgermeister Haberkorn aus Zittau, Gymnasiallehrer Dr. Tobias aus Zittau, Gymnasiallehrer Wilde, Apotheker Schimmel aus Bautzen, Oberlehrer Tzschaschel, Stadtältester Apotheker Struve, Rektor Berg, Privatgelehrter Jancke, Professor Kaumann, Dr. phil. Paur, Archidiakonus Haupt, Professor Dr. Struve, Justizrath von Gizycki, Pastor Hanke aus Bellmannsdorf, Kreisgerichtsrath von Lüpow, Oberpfarrer

Mende aus Seidenberg, Diakonus Hergesell, Gymnasiallehrer Adrian, Pastor Dr. Flössel aus Siegersdorf, Professor Dr. Anton, Gymnasiallehrer Dr. Joachim, Hauptmann Klaehn, Oberlehrer Fritsche, Dr. med. Schnieber, Sekretair Hirche, Pastor Ender aus Langenau, Oberlehrer Hertel, Katechet Pescheck aus Zittau, Direktor Dr. Schütt, Superintendent Holscher aus Horka, Pastor Conrad aus Deutschossig, Dr. med. Glokke, Professor Dr. Tillich, Realschullehrer Dr. Hartmann Schmidt, Stadtrath Mitscher, Oberlehrer Fechner.

Der Vorsitzende Graf von Loeben eröffnete die 115. Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften durch eine einleitende Ansprache über die Bedeutung und Wichtigkeit der heutigen Versammlung, in welcher das Andenken eines theuren Gottesmannes, der vor 300 Jahren verstorben ist, des Praeceptor Germaniae Philipp Melanchthon, erneuert werden solle.

§ 1. Hierauf hielt Gymnasiallehrer Wilde eine Rede zum Andenken an den am 19. April 1560 entschlafenen Philipp Melanchthon*).

Dr. Tobias legte zwei eigenhändige Schriftstücke von Melanchthon vor.

§ 2. Sodann las der Sekretair eine Rede zum Gedächtnisse des am 3. November v. J. verstorbenen Archidiakonus Dr. Pescheck in Zittau.

§ 3. Vor zwei Jahren wurde die Preisaufgabe gestellt: „Geschichte der Oberlausitz von den ältesten Zeiten bis 1815 für Schule und Haus.“ Es ist eine einzige Bearbeitung eingegangen. Das Preisrichteramt hatten übernommen Professor Dr. Anton, Professor Kaumann und Privatgelehrter Jancke. Ihre Urtheile wurden vorgetragen und zwar von ihnen selbst. Da sie sämmtlich ungünstig ausgefallen sind, so konnte dieser Arbeit der ausgesetzte Preis nicht zuerkannt werden, indem die ganze Versammlung den vorgelesenen Urtheilen der Preisrichter beitrat.

Der unbekannte Verfasser soll veranlaßt werden, die Arbeit zurückzufordern**).

§ 4. Die Versammlung war darin einig, die Aufgabe mit verdoppeltem Preise zu wiederholen. Ueber die Fassung, welche der Aufgabe künftig zu geben sei, erhob sich eine vielseitige Erörterung. Die ursprüngliche Fassung mit unverändertem Ausdrucke wird beibehalten, bei der öffentlichen Bekanntmachung aber soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die „Geschichte der Oberlausitz“ kein wissenschaftliches, sondern ein populäres Werk sein soll. Als Termin der Einlieferung wird der 31. Januar 1862 festgesetzt.

*) Abgedruckt S. 336—345.

**) Ist geschehen.

§ 5. Es wurde nunmehr zum Wahlgeschäfte in Betreff der Meldungen zur Mitgliedschaft geschritten. Durch Ballotement und resp. Stimmenmehrheit wurden erwählt:

A) zu Ehrenmitgliedern: 1) Konsistorialrath Professor Dr. Böhmer in Breslau einstimmig, 2) Oekonomie-Kommissionsrath von Möllendorff in Görlitz durch Pluralität der Stimmen.

B) zu wirklichen Mitgliedern: 1) Bürgerschullehrer Korschelt in Zittau einstimmig, 2) Gymnasiallehrer Dr. Knothe in Zittau einstimmig, 3) Schuldirektor Kretschmer in Löbau einstimmig, 4) Realschullehrer Dr. Hartmann Schmidt in Görlitz meiststimmig.

C) zu korrespondirenden Mitgliedern: 1) Pastor Müller in Beerfelden im hessischen Odenwalde einstimmig, 2) Oberlehrer Kindscher in Zerbst einstimmig, 3) Dr. phil. Pröhle in Berlin meiststimmig, 4) k. k. Oberlieutenant Aue in Wien meiststimmig.

§ 6. Nach Beendigung des Wahlgeschäftes wurde zu den Incidenzpunkten in No. 6 des Programms übergegangen. Auf das Anschreiben des Comité zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Oberbürgermeister Demiani in Görlitz hatte die Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 4. April bestimmt, Ein Hundert Thaler für diesen Zweck bei der Hauptversammlung zu beantragen. Die Stimmenmehrheit sprach sich dafür aus, mit Beibehaltung der Fassung, wie sie in dem Beschlusse der Repräsentanten ausgedrückt ist.

§ 7. Jetzt kam der Gegenstand zur Sprache, daß der Magazinetat beim 4. Hefte des 36. Bandes überschritten worden ist und daher eine Nachbewilligung nothwendig wird. Die Ueberschreitung für das Magazin wird durch Nachbewilligung gedeckt. Die zur Tilgung unsrer Gesellschaftsschulden bestimmte Amortisation soll für 1860 so weit sistirt werden, als es erforderlich ist.

§ 8. Schließlich wurde ein Schreiben des Privatgelehrten Jancke vorgetragen, mittels dessen er der Bibliothek mehre Schriften zum Geschenke übereignet. Es wird ihm dafür der herzlichste Dank abgestattet.

§ 9. Von wissenschaftlichen Vorträgen mußte, weil die Zeit zu weit vorgeschritten war, abgesehen werden.

Da etwas Weiteres nicht zu bemerken war, wurde das Protokoll, nachdem es vorgelesen und genehmigt worden, unterzeichnet.

Graf Löben. Schütt. v. Gizycki. Hertel. Mitscher. Tzschaschel.
Holscher. Klaehn. Fechner. Mende. Haupt. Paur.
Hanke. Flössel. Berg. Adrian. Dr. Tillich.
Ender. Joachim. Jancke.
w. o.
G. T. L. Hirche.

Die Hauptversammlung, bei welcher auch das erste Doppelheft des 37. Bandes unsrer Gesellschaftszeitschrift ausgegeben ward, gewährte das Bild eines frischen, wissenschaftlichen Lebens, und hat auf Alle, die an ihr Theil genommen, einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Ein darauf folgendes Festmahl vereinigte die Mitglieder zu heiterer Geselligkeit.

In der Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 24. April ward die Vermiethung eines Bodenraumes an den Mützenmacher Jahn genehmigt und demselben außerdem gestattet, an der Thüre des Gesellschaftshauses seine Manufakte feil zu halten (§ 2.). Der Antrag der „Zoologischen Gesellschaft" in Frankfurt a. M. auf gegenseitigen Schriftenaustausch fand Annahme (§ 4.). Stadtrath Mitscher überreichte eine Partie Handwerker-Lehr- und Lossagebriefe, die er in einer Auktion erworben hatte, zum Geschenk (§ 5.). Der Geheime Justizrath Dr. Grävell in Dresden ward auf seinen Wunsch aus der Klasse der wirklichen in die der korrespondirenden Mitglieder versetzt (§ 7.). Auch ward beschlossen, der Gedächtnißrede des Sekretairs auf Pescheck, die im Magazin abgedruckt werden soll*), das Verzeichniß der Schriften und Abhandlungen des Verstorbenen nach seiner schriftlichen Aufzeichnung anzufügen, und dabei das erste Verzeichniß wieder mit abdrucken zu lassen, welches ihm die Gesellschaft an seinem 25jährigen Amtsjubiläum als Gratulationsschrift überreicht hat**) (§ 10.). In der Pfingstwoche soll in Zittau eine außerordentliche Versammlung der Gesellschaft veranstaltet werden (§ 11.).

In der Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 15. Mai erstattete die Restkommission Bericht über ihre bisherigen Arbeiten (§ 2.). Rentamtmann Preusker in Großenhain hat seine Selbstbiographie handschriftlich eingesandt mit der Bestimmung, daß die Siegel erst nach seinem Tode gelöst werden sollen. Diese werthvolle Gabe wird mit lebhaftem Danke entgegengenommen und soll im Archive zu künftiger Benutzung aufbewahrt werden (§ 4.). Der Antrag des Sekretairs, die Königlichen Regierungen zu Liegnitz und Frankfurt a. d. O. zu ersuchen, daß sie die Anschaffung des Neuen Lausitzischen Magazins den Kirchenärarien der Ober- und Niederlausitz empfehlen wollen, erfreute sich der Zustimmung aller Anwesenden***) Der Stadtrath Köhler in Berlin hat der Gesellschaft eine ansehnliche Sammlung von Urkunden und Dokumenten, die Geschichte der

*) S. 346—353.

**) S. 353—381.

***) Die Gesuche an die genannten beiden Königl. Regierungen sind bis jetzt noch nicht abgegeben worden, da noch weiter zu beschließen sein wird, daß die gleiche Bitte auch an die Königl. Kreisdirektion in Budissin gerichtet werde, und weil vorher noch eventuell eine angemessene Verstärkung der bisherigen Auflage des Magazins zu beschließen ist.

Lausitz betreffend, zum Kaufe angeboten und dafür 80 Thlr. als Preis gefordert. Der Privatgelehrte Jancke und der Sekretair haben vom 4. bis 11. Mai diese Urkunden genau eingesehen, und auf ihr motivirtes Gutachten wird der Ankauf um die festgesetzte Summe beschlossen (§ 7.). Die Kosten zur Legung eines neuen Fußbodens in der Ladenstube des Kaufmanns Himer im Gesellschaftshause werden nach dem vorgelegten Anschlage bewilligt (§ 11.). Es wurde ferner der Wunsch zum Beschluß erhoben, daß die Referate über die Vorträge des Professor Dr. Tillich in den beiden hiesigen Lokalblättern fernerhin nicht mehr unter der Autorität der Gesellschaft der Wissenschaften erscheinen mögen, so daß also künftig sowohl die Ueberschrift mit dem Namen der Gesellschaft, als auch die Unterzeichnung mit dem Namen des Sekretairs in Wegfall kommen soll (§ 12.). Der Repräsentant des Hauses wird veranlaßt, mit der Freimaurerloge Abrede zu nehmen, daß der eiserne Vorschubriegel entfernt werde, den dieselbe, ohne vorhergegangene Anfrage, an der Thüre hat anbringen lassen, die zu dem Korridor führt, wo sich die Wohnung des Kustos befindet; und im Falle, daß die Loge diese Entfernung nicht bewirke, wird der Repräsentant des Hauses beauftragt, den Riegel selbst beseitigen zu lassen.

In der Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 22. Mai ward ein Schreiben des Archivars Dr. Wattenbach in Breslau vorgelesen, worin dieser Gelehrte einen Brief in Abschrift mittheilt, der sich auf lausitzische Persönlichkeiten bezieht (§ 7.); ferner ein Brief des Pastors Werner in Rammenau über die Familienverhältnisse des von dort gebürtigen Philosophen Fichte (§ 11.); so wie eine Zuschrift des Appellationsgerichtsraths von Salza in Dresden, der um Abschrift einiger seine Familie betreffenden Urkunden bittet (§ 12.). Prediger Seidel in Bethlehem wünscht, daß sein Beitragsrest niedergeschlagen werde, und zeigt seinen Abgang an (§ 14.) Für die in Zittau abzuhaltende Versammlung wird der 29. Mai bestimmt (§ 19.).

Die Versammlung in Zittau am 29. Mai.

In der 115. Hauptversammlung am 11. April d. J. hatte der Gedanke allgemeinen Anklang gefunden, in der schönen Jahreszeit einen Ausflug nach Zittau zu machen und dort eine Versammlung abzuhalten. Die Pfingstwoche schien zur Ausführung am geeignetsten zu sein, und es ward daher beschlossen, am 29. Mai in Zittau zusammenzutreffen. Von vielen Seiten her geschahen Zusagen und auch aus Dresden durfte man Theilnehmer erwarten. Leider hinderte die rauhe, regnerige Witterung Manchen am Erscheinen, der sonst nicht ermangelt haben würde, sich einzufinden. Indessen hat die Versammlung, der Witterung ungeachtet, nicht nur Statt gefunden, sondern auch Alle, die daran Theil genommen. (es waren 26

anwesend), in so hohem Grade befriedigt und angeregt, daß der in Zittau verlebte Tag Allen in freundlicher Erinnerung bleiben wird, wenn auch der Besuch des Oybins unterbleiben mußte.

Mit dem Frühzuge langten die Mitglieder auf dem Bahnhofe von Zittau an, wo sich die dort wohnenden Freunde zum Empfange eingefunden hatten. Um 11 Uhr wurde im Rathhause und zwar im Sitzungssaale des Stadtraths die Versammlung eröffnet. Bürgermeister Haberkorn übernahm den Vorsitz und begrüßte die Anwesenden mit einer Hinweisung auf das Band der Gemeinschaft, welches die beiden staatlich getrennten, geistig aber sich stets geeinigt fühlenden Landestheile der Oberlausitz zusammenhalte, und hob namentlich das Verdienst hervor, welches die Gesellschaft der Wissenschaften sich dadurch erwerbe, daß sie diese ideale Einheit mit Sorgfalt pflege und stärke. Hierauf vertheilte derselbe eine kleine, zur Begrüßung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften vom Professor Direktor Dr. Kämmel in Zittau in Druck gegebene Schrift: „Erinnerungen an Gottfried Hoffmann, Rektor in Lauban (1695—1708) und in Zittau (1708—1712). Ein pädagogisches Lebensbild." Sodann trug der Sekretair der Gesellschaft zwei in lateinischer Sprache verfaßte Salutationen vor, die erste in Versen, von dem ältesten Mitgliede dem Professor Ritter ꝛc. Dr. Anton in Görlitz*),

*) Diese Salutation lautet:

Absens advenio praesens, sociosque saluto,
Qui montes adeunt, atque hilares ibi sunt.
Sit Vobis ridens coelum, sol fulgeat almus!
Ac sitis memores, qui fuit hic, socii!
Quem vidit noster conventus semper adesse,
Defuit hic nunquam, quum studiis pie honor
Præstabatur, ubi doctrina artesque vigebant.
Delectabat eum, volvere perpetuo
Quæ scripsere viri præstantes atque sagaces,
Quorum per meritum gloria stat patriae,
Cujus descripsit res gestas impiger auctor,
Quid passi proavi, quale Dei auxilium.
Est solertia, qua tenebrae nunc lumine splendent,
Admiranda viri, quem celebrant socii,
Sæcula quem laudant, laudabunt saecula semper,
Quod quæ gesta olim, cognita habent per eum.
Atque ut Alexander laudans extollit Homerum,
Utque sibi hoc optat, talis ut expoliat
Quæ fecit peragrans orbem mirandaque gessit,
Urbes devastans et populos subigens:
Sic qui postea erunt, Pescheckii amore flagrabunt,
Acriter et cupient historicum similem.

die andere in Prosa vom Privatgelehrten Jancke hierselbst*), die beide in sinniger Weise an den im November v. J. verstorbenen Archidiakonus

Dignum laude virum dea Musa mori vetat. Huncce
Dis miscet superis, floret ubi usque salus.
Vivet in aeternum, multosque docebit agenda.
Nam quæ facta legunt, hæc facienda docent.

Anton, Dr. th.

*) SOCIIS
NOSTRIS SAXONICIS, ZITTAVIENSIBUS,
SALUTEM IN DOMINO.

In conventu societatis nostrae litterariae Lusaticae auctumnali, ni fallor, anni 1853 *χαίρειν*, quod subsequitur dicavi:

„Amicis atque sociis summe nobis reverendis Zittaviensibus et Budissinensibus, quorum alter historiographus Lusatiae, alter Quinctilianus in extemporali sermone latino et ob latinitatis suavitatem longe clarus, qui hodiernum festum diem pergrata vestra praesentia clarificare non sprevistis, viris doctissimis Doctoribus Theologiae et Juris, dominis spectatissimis M. Christiano Adolpho Pescheckio et Frederico Augusto Klienio, societas litteraria Lusatica laetabunda Falernum libat atque corde amico expetit a Mentoribus suis, ut in posterum quoque animo benevolo nobis succurratis consiliarii in litteris et extra. Quod expetimus cum prece:

„Maneatis molles,
nobis amici!"

Deus O. M. pro sapientia sua mortalibus occulta hosce nostros socios et amicos dilectissimos, quibus terra levis sit! fatum, et nobis imminens, ire jussit.

Nostrum ergo est, viri doctissimi, ut sequamur eos, memores illorum Platonis:

Τί ποιητέον ὥστε με εἰς ταύτην τὴν σοφίαν ἐξικνεῖσθαι; πατέρα ἔχεις, ὦ φίλτατε, πρὸς ὃν, ὡς εἰς παράδειγμά τι ἀπιδὼν, ἀπέρχῃ ἐν ὀλίγῳ σοφός.

Nostrum est, ut *ὡς εἰς εἴσοπτρον* spectantes, ea, quae bene inceperunt, pii illi verendi, inprimis Pescheckius noster, de quo Manlii, quod sibi ipse fecit epitaphium:

Quae tumulum servat? pietas. Quis conditur illo?
scrutator patriae, Manlius historiae!

valet, in societatis gloriam et nostram feliciter ad finem perducere queamus. — IN UNO ergo, amici, IN UNO, quod signum, inde a societatis origine, nobis, ut ita dicam, impressum gerimus, pie, sincere et rite, et in futurum, majorum more, officia nostra litteraria strenue exequamur.

A vobis autem, viri Zittavienses doctissimi, illustrissimi, spectatissimi, amicissimi, instanter expeto, ut in posterum quoque animo benevolo sociis nobis Gorlicensibus, longa annorum serie junctis, sincere et benigne in perscrutandis historiis patriis Lusaticis sitis auxilio.

Valete ergo in saecula saeculorum! Amen!
Dabam in stuba mea, festo Pentecostes A. MDCCCLX. Janitius.

Dr. Pescheck erinnerten und seinem Andenken den Zoll dankbarer Verehrung weiheten. Nunmehr nahm Dr. Paur aus Görlitz das Wort und sprach in einem längeren, aber bis zum Schlusse die Aufmerksamkeit fesselnden Vortrage über den Edelstein unserer Oberlausitz: den Dichter Leopold Schefer, den Verfasser des Laienbreviers, über den Charakter seiner Dichtungen und vorzugsweise über dessen neuestes Werk „Homer's Apotheose" (1. Band. Lahr 1858. 8.). Der Redner verglich dieses dichterische Erzeugniß mit Homer's Ilias und Göthe's Achilleis. Was der Dichter dabei im Auge gehabt habe, ergiebt sich aus einer Stelle eines Briefes vom 23. August 1858, worin er sagt: „Zugleich habe ich den Beweis geführt, daß das Alterthum der Griechen noch gilt, und daß wir müssen deutsche Bildung von denselben herleiten." Das Endergebniß des geistvollen Vortrages war das Urtheil, daß Leopold Schefer'n in der Jetztzeit die erste Stelle als lyrisch-didaktischer und epischer Dichter gebühre. Alle Hörer fühlten sich dem Redner zum innigsten Danke dafür verpflichtet, daß er ihnen durch ausgewählte Proben ein bis jetzt noch wenig bekanntes Dichterwerk näher gebracht und werth gemacht habe*).

Sodann hielt Professor Dr. Kämmel einen sehr gehaltreichen und beredten Vortrag über das Schulwesen im 17. und dessen Gestaltung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und wies den Einfluß nach, welchen Philipp Jakob Spener und seine Schule darauf geübt habe. Es knüpfte sich hieran eine lebhafte Erörterung über das Wesen der Realschulen und ihre wahrscheinliche Zukunft gegenüber den Gymnasien**).

Nach Besichtigung des schönen Bürgersaales begab sich die Gesellschaft nach 1 Uhr in den Gasthof „zur Sonne", wo bei einem heitern Mahle Trinksprüche in deutscher und lateinischer Sprache wechselten und das Gesellschaftssymbolum „ In uno" seine Bewahrheitung fand in einem Toaste auf die beiden Regenten von Preußen und Sachsen, als die hohen Schirmherren unsrer Gesellschaft, die eifrigen Beschützer der Wissenschaft, ausgebracht vom Bürgermeister Haberkorn. Auch der großen Verdienste Pescheck's um die vaterländische Geschichte wurde gedacht und nicht minder dem ersten Dichter der Gegenwart, dem Stolz der Lausitz, unserm Ehrenmitgliede Leopold Schefer, ein begeistertes Hoch gewidmet.

Als das Mahl geendigt war, wurde die Rathsbibliothek besichtigt. Hier hatte der unermüdlich fleißige Bibliothekar Dr. Tobias schon in den vorhergegangenen Tagen alle literarischen Schätze von Bedeutung ausgebreitet und es uns dadurch möglich gemacht, in den zwei bis drei Stunden,

*) s. S. 452—469.

**) s. S. 470—485.

welche hier verbracht wurden, eine ziemlich genaue Kenntniß des Vorhandenen zu gewinnen.

Von großem Interesse sind die Handschriften und darunter vornehmlich die herrlichen Missalien. Für den Freund der lausitzischen Geschichte ist hier eine reiche Quelle zur Benutzung, wie denn überhaupt die Oberlausitz in ihren vielen Stadt- und Privatbibliotheken einen Vorzug hat, wie ihn wenige Länder selbst mit viel bedeutenderem Gebiete besitzen. Es wäre eine sehr verdienstliche Arbeit, die sämmtlichen oberlausitzischen Bibliotheken nach ihrem Bestande und ihren vorzüglichsten Werken in einer besondern Schrift zu behandeln. Bautzen, Görlitz, Zittau, Löbau, Lauban und Kamenz enthalten ungemein viele literarische Schätze.

Zuletzt begab man sich in die Räume des Rathskellers, wo den Mitgliedern der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in dem großen Römer, dem Wahrzeichen des Rathskellers, ein Ehrentrunk von deutschem Rebensafte gereicht und in herkömmlicher Weise das Protokollbuch zur Einzeichnung der Namen vorgelegt ward.

Ein Tag wie dieser prägt sich von selbst tief in das Herz ein. Möge das nächste Jahr uns wieder zu einer belebenden Versammlung zusammenführen in Bautzen oder in Löbau, damit das Band zwischen uns immer mehr befestigt werde.

In der Versammlung der Repräsentanten und Beamten am 16. Juni wurde die Anzeige gemacht, daß der Realschuldirektor Stark in Zombor am 14. September 1859 verstorben ist; der Antrag der Wittwe auf Niederschlagung der Beitragsreste fand Genehmigung (§ 7.). Baron Simolin edler Herr zu Báthory hat wegen Uebersiedelung nach Kurland seinen Abgang von der Gesellschaft gemeldet (§ 8.). Pastor M. Hergang in Oberlichtenau bei Pulsnitz hat für die Gesellschaft einen Stammbaum Melanchthon's nach den vorhandenen geschichtlichen Nachrichten mit großem Fleiße angefertigt. Derselbe wurde mit dankbarer Anerkennung aufgenommen (§ 9.). Ein vom verstorbenen Pastor Horter in See nachgelassenes Manuskript zur Geschichte von Rothwasser ward für 2 Thlr. erworben (§ 11.). Zum Vortrage kam ein Schreiben des Bürgermeisters Eichel in Kamenz, betreffend die Theilnahme unsrer Gesellschaft an der beabsichtigten Errichtung eines Denkmals für Gotthold Ephraim Lessing in seinem Geburtsorte Kamenz. Man erkannte es als unabweisliche Pflicht, sich an diesem vaterländischen Unternehmen zu betheiligen. Um die Art der Mitwirkung zu berathen und später Vorschläge darüber zu machen, wurde ein Lessing-Comité niedergesetzt und Archidiakonus Haupt, Dr. Paur und der Sekretair zu Mitgliedern desselben ernannt (§. 24.). Auch wurde berichtet, daß für das Pescheck-Denkmal an freiwilligen Beiträgen bis jetzt 21 Thlr. 10 Sgr. von den Mitgliedern gezeichnet worden seien (§. 25.). Dem Stadtrath in Zittau soll

schriftlich der Dank der Gesellschaft ausgedrückt werden für seine Theilnahme an der Versammlung daselbst am 29. Mai, und für die freundliche Aufnahme, die den von hier gekommenen Mitgliedern bereitet worden ist (§ 34.).

In der Versammlung am 7. Juli ward angezeigt, daß Professor Dr. Lindner in Leipzig ausgeschieden ist (§ 6.). Kreisphysikus Dr. Eisel in Königgrätz hat der Gesellschaftsbibliothek den Abdruck eines alten Kantionals in böhmischer Sprache geschenkt, was dankend entgegen genommen ward (§ 7.). Die Redaktion der Schlesischen Wochenschrift für Berg- und Hüttenwesen in Breslau beantragt den wechselseitigen Schriftenaustausch, was genehmigt wird (§ 10.).

Auch wird beschlossen, die Lücken, welche in den uns übersandten Schriften mancher auswärtigen Gesellschaften und Vereine sich finden, thunlichst zu vervollständigen (§ 12.). Archidiakonus Haupt überreicht ein früher zu seinem Privatgebrauche angelegtes „Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in alphabetischer Reihenfolge nebst literarischen Nachweisungen". Der Sekretair wird ersucht, dasselbe bis auf die Gegenwart zu ergänzen und fortzusetzen (§ 13.). Archivar a. D. Hulakovsky in Deutschbrod sendet zwei Berichtigungen zum 36. Bande des Magazins ein (§ 18.)*). Kreisphysikus Dr. Eisel in Königgrätz hat eine Abhandlung geschickt: Der Literatenverein und die Kantionale in der h. Geistkirche zu Königgrätz (§ 20.)**). Superintendent Holscher in Horka weist in einem Schreiben auf die Dringlichkeit der baldigen Fortsetzung der Scriptores rerum Lusaticarum hin und wünscht die Anschaffung einiger unentbehrlichen Quellenwerke zur Geschichte deutscher Länder (§ 21.). Die Reparaturen an den Oefen in der Wohnung des Kaufmanns Horn im Gesellschaftshause werden als nothwendig erkannt und zur Ausführung werden die veranschlagten Kosten bewilligt (§ 34.). Für die Hauptversammlung wird der 28. August festgesetzt (§ 35.) und das Programm für dieselbe vorläufig festgestellt (§ 38.).

In der Versammlung am 25. Juli wird das Programm für die Hauptversammlung, wie es in der vorigen Konferenz festgestellt worden, angenommen (§ 3.). Rath Hager in Jungbunzlau schenkt der Gesellschaft eine Kopie, die er vom ersten Bogen des großen dort befindlichen Kantionals hat nehmen lassen, nebst einer von ihm gefertigten Uebersetzung der Vorrede aus der czechischen in die deutsche Sprache (§ 6.). Als Beitrag zum Pescheck-Denkmal sollen bei der Hauptversammlung 50 Thlr. beantragt werden, und zwar so, daß die Gesellschaftskasse bis zur Höhe dieser Summe ergänzend

*) s. S. 497 fg.

**) s. S. 486—492.

eintrete zu dem bereits durch freiwillige Unterzeichnung aufgebrachtem Betrage (§ 12.). Dem Kustos Außmann wird ein außerordentliches Geschenk von 10 Thlr. aus der Kasse bewilligt (§ 13.).

In der Versammlung am 14. August überreichte Hauptmann Klähn ein mit großem Fleiße von ihm angefertigtes Verzeichniß der in der Bibliothek vorhandenen Doubletten an Büchern (§ 4.). Einige Restsachen wurden erledigt (§ 5—11.); die Erwerbung einer Partie ausgestopfter Vögel, welche der Konservator Tobias angeboten hatte, ward beschlossen (§ 12.), mit dem Offenbacher Verein für Naturkunde der Schriftenaustausch genehmigt (§ 14.) und einige Mineralien, welche Hofrath Professor Dr. Zipser in Neusohl für das Kabinet zum Geschenk eingeschickt hatte, dankend angenommen (§ 16.).

Register

zum

37. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins.

Seite

Abendversammlungen, wissenschaftliche 239
Adrian, über das Verhältniß der Pelasger und Hellenen 259. 261. 262
Alexander von Abonoteichos 241
Anton, Dr., Toaste bei der Schillerfeier in Görlitz 46
— über Laura in Schiller's Gedichten 69
— Begrüßung der Versammlung in Zittau 507
Aue, Oberlieutenant in Wien, wird korrespondirendes Mitglied 504
Augsburgische Konfession und Apologie, seltenes Exemplar 261
Bautzen, Schillerfeier 79
Below, Festrede bei der Schillerfeier in Luckau 152
Berg, über die kirchliche Union in Preußen 255
Bertrand, Louise, Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 209
Bibelübersetzung, Lutherische, altes Exemplar 256
Blau, Dr., Gedicht zur Schillerfeier in Görlitz 3
— Festrede bei der Schillerfeier in Görlitz 51
Böhmer, Konsistorialrath und Professor Dr., in Breslau, wird Ehrenmitglied . . 504
Bolze, Dr., Prolog zur Schillerfeier in Kottbus 222
Budissin, Deutung des Namens 497
Clemens, Prolog zur Schillerfeier in Ebersbach bei Löbau 234
Collegium beatae Mariae virginis in universitate Lipsiensi 245
Deutschmann, Andr., Uebersetzung der Glocke von Schiller in's Wendische . . . 235
Ebersbach bei Löbau, Schillerfeier 233
Einwanderungen in die Lausitz 500
Eiselt, Dr., der Literatenverein und die Cantionale in der h. Geistkirche zu Königgrätz 486
Fichte's Reden an die deutsche Nation 249. 253. 254
Geiser, H., Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 210
Görlitz, Schillerfeier 1
Großschönau, Schillerfeier 141
Guben, Schillerfeier 162
Hager, über ein altes böhmisches Cantionale in Jungbunzlau 251. 331
Hartmann, K. A., Lied zur Schillerfeier in Görlitz 236
Haupt, Prolog zur Schillerfeier in Görlitz 36
Hauptversammlung, 113te 502
Heinze, Festrede bei der Schillerfeier in Görlitz 5

Seite
Hergang, Dr., Lebensgefahren Luther's und Zwingli's 263
Hergesell, Einiges aus der Geschichte der Pädagogik 248
Hertel, Wetterbeobachtungen . . . . . drei Tabellen
Hirche, über das Collegium beatae Mariae virginis in universitate Lipsiensi . . 245
— die Paßgraphie 289
— Ludovicus Sartoris Gorlicensis. 298
— Rede zu Peschecks Andenken 346
Hölzer, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Kottbus 225
Homerisches Haus 241
Horn, Moritz, Vorspiel zur Schillerfeier in Zittau 126
Hoyerswerda, Schillerfeier 58
— Sieg der Preußen bei 284
Hubatsch, O., Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 214
Hüttig, über Franz Seydel 269
Hulakovsky, über die St. Georgskirche in Prag, und Deutung der Namen Budissin und Seydau 497
Jänicke, H., Gedicht zur Schillerfeier in Sorau 146
Jancke, Begrüßung der Versammlung in Zittau 508
— ein kurioses Pasquill 500
Kämmel, Dr., Trinkspruch bei der Schillerfeier in Zittau 137
— de vita studiisque Chr. Ad. Peschecii oratio 382
— Melanchthon als Reformator 391
— die Einwirkung des Pietismus auf das Schulwesen 470
Kamenz, Schillerfeier 77
Kaumann, Rede bei der Schillerfeier in Görlitz 4
Kemnitz, Paul, Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 219
Kindscher, Oberlehrer in Zerbst wird korrespondirendes Mitglied 504
Klähn, zur Geschichte und Gaugeographie, besonders des nordöstlichen Deutschlands 315
Klocke, über die Gebirgsarten der preußischen Oberlausitz 260
Klose, Lied beim Pflanzen der Schillerlinde in Löbau 102
Knothe, Dr., Gymnasiallehrer in Zittau, wird wirkliches Mitglied 504
Korschelt, Bürgerschullehrer in Zittau, wird wirkliches Mitglied 504
Kottbus, Schillerfeier 209
Kretschmer, Schuldirektor in Löbau, Schulrede bei der Schillerfeier in Löbau . . 97
— drei Prologe zur Schillerfeier in Löbau 104
— wird wirkliches Mitglied. 504
Lachmann, Konrektor, Xenien zur Schillerfeier in Zittau 139
— Gerichtsamtmann, Toast bei der Schillerfeier in Großschönau 143
Laubau, Schillerfeier 70
Liebusch, Schulrede bei der Schillerfeier in Muskau 60
Literatenverein, der, und die Cantionale in der h. Geistkirche zu Königgrätz . . 486
Liubene in marca Lipani 315
Löbau, Schillerfeier 96
Luckau, Schillerfeier 151
Lübben, Schillerfeier 148
Lübbenau, Sage vom Schlangenkönig in 499
Markliffa, Schillerfeier 57
Martschke, Festrede bei der Schillerfeier in Weißenberg 92

Seite
Melanchthon's Todesfeier 336. 391. 405
Michael, Festrede bei der Schillerfeier in Zittau 114
Miscellen 493
Möllendorff, von, Oekonomie-Kommissionsrath in Görlitz, wird Ehrenmitglied . 504
Müller, J. P., Prolog zur Schillerfeier in Kottbus 210
— Pastor in Beerfelden, wird korrespondirendes Mitglied. 504
Münzzeichen der Kirchen zu Meffersdorf, Schwerta und Volkersdorf 253
Muskau, Schillerfeier 58
Nachrichten aus der Gesellschaft 238. 502
Näther, zur Erinnerung an 289
Neumann, über das Nienburger Urkundenbruchstück 239
Niemann, Ansprache bei der Schillerfeier in Guben 205
Nienburger Urkundenbruchstück 239
Oßlingen, Kirchendokumente 493
Pädagogik, Einiges zur Geschichte der 248
Pasigraphie 289
Pasquill, ein kurioses 500
Paur, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Görlitz 41
— Mittheilungen aus der neugriechischen Poesie 243
— Vorträge über das Kunstleben in Rom und Nürnberg zur Zeit der Reformation 271
— über Giannozzo Sacchetti 304
— über Melanchthon's Naturauffassung 431
— über Leopold Schefer und seine neueste Dichtung 452
Pelasger und Hellenen, Verhältniß der 259. 261. 262
Peregrinus Proteus 249
Pescheck, Verzeichniß seiner literarischen Arbeiten 353
Petrefakten aus der Umgegend von Sorau 283
Pietismus, seine Einwirkung auf das Schulwesen 470
Piper, P., Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 217
Poesie, neugriechische 243
Prag, über die St. Georgskirche in 497
Pröhle, Dr., in Berlin, wird korrespondirendes Mitglied 504
Rauscha, Schillerfeier 68
Reimnitz, Dr., Lied zur Schillerfeier in Guben 192
— Trinkspruch bei der Schillerfeier in Guben 193
Rieloff, Ansprache bei der Schillerfeier in Muskau 66
Rößler, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Bautzen 81
Sacchetti, Giannozzo 304
Säkularfeier eines bei Hoyerswerda von den Preußen erfochtenen Sieges . . . 284
Sage, die, vom Schlangenkönig in Lübbenau 499
Sartoris, Ludovicus, Gorlicensis 298
Saupe, Festrede bei der Schillerfeier in Guben 162
Schefer, Leopold, und seine neueste Dichtung 452
Schillereiche in Rauscha 68
Schillereichen in Ebersbach bei Löbau 233
Schillerfeier in der Lausitz 1
Schillerlinde in Löbau 102
Schiller's Glocke in's Wendische übersetzt von Andr. Deutschmann 261

Seite

Schiller's Lied an die Freude in's Lateinische übertragen von M. Köller und von Prof. Füglistaller 260
Schlangenkönig in Lübbenau, Sage vom 499
Schmidt, Hartmann, Dr., Realschullehrer in Görlitz, wird wirkliches Mitglied . . 504
Seidenberg, Schillerfeier 57
Sonntag, M., Gedicht zur Schillerfeier in Kottbus 216
Sorau, Schillerfeier 145
Schütt, Dr., Worte bei der Schillerfeier in Görlitz 17
— über das homerische Haus 241
Seydau, Deutung des Namens 497
Strube, Dr., über Alexander von Abonoteichos 241
— über Peregrinus Proteus 249
— Vortrag bei Melanchthon's Todesfeier 405
Suttinger, Festrede bei der Schillerfeier in Lübben 149
Union, kirchliche, in Preußen 235
Versammlung in Zittau 596
Vogel, Festrede bei der Schillerfeier in Guben 195
Vorwerk auf dem Rabenberge bei Görlitz 247
Wäntig, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Großschönau 141
Weißenberg, Schillerfeier 92
Wernicke, Weiherede bei der Schillerfeier in Görlitz 55
Wetterbeobachtungen . . . . . drei Tabellen
Wiedemann, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Görlitz 26
Wilde, über Fichte's Reden an die deutsche Nation 249. 253. 254
— Rede zur Vorfeier des 300jährigen Todestages Philipp Melanchthon's . . . 336
Zehme, Dr., Festrede bei der Schillerfeier in Lauban 71
Zezschwitz, Joh. Woldem. von, Mittheilungen aus den Papieren eines sächsischen Staatsmannes 249
Zipfer, Dr., über einen seltsamen Stein 259
Zittau, Schillerfeier 111
— Versammlung der Gesellschaft in 506

Berichtigungen

zum

37. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins.

S. 17. Z. 10. v. u. ist das Wort „freien" zu tilgen.
S. 22. Z. 13. ist „ward" einmal zu tilgen.
S. 26. Z. 9. lies „in dem Bild" statt „vor dem Bild".
S. 36. Z. 8. v. u. lies „Der" statt „Den".
S. 41. Z. 11. v. u. lies „beschwören„ statt „schwören".
S. 55. Z. 5. lies „nur die geringste".
S. 56. Z. 5. lies „hinaufzuarbeiten" statt „heraufzuarbeiten".
S. 64. Z. 2. lies „den unsere" statt „dem unsere".
S. 67 Z. 15. lies „hingeblickt" statt „hinaufgeblickt".
S. 68. Z. 17. lies „Seelen" statt „Saaten".
S. 77. Z. 5. lies „Januar" statt „Mai".
S. 108. Z. 14. lies „Bints".
S. 131. Z. 8. lies „dem Mund".
S. 137. Z. 11. lies „Menschheit" und „bilde".
S. 143. Z. 18. lies „Prengel".
S. 147. Z. 1. v. u. ist der Name „Oberreich" zu tilgen.
S. 161. Z. 9. v. u. lies „leben".
S. 173. Z. 2. lies „Widersetzungsfalle".
S. 193. Z. 13. v. u. lies „Zuvor" statt „Jetzt".
S. 199. Z. 18. v. u. lies „bei" statt „an".
S. 210. Z. 3. v. u. lies „fesseln" statt „fesselt" und „dieselben" statt „dieselbe".
S. 218. Z. 1. v. u. lies „Freunde".
S. 220. Z. 14. v. u. lies „Ja Herder ist es, Herder, der".
S. 231. Z. 1. v. u. lies „Lied".
S. 237. Z. 8. v. o. lies „Hermann's" statt „Herrmann's".
S. 252. Z. 1. v. u. lies „Holy" statt „Woly".
S. 257. Z. 12. v. o. lies „conflagratio" statt „conflugratio" und „Inane" statt „Juave"
S. 283. Z. 3. v. o. lies „titanische" statt „italienische".
S. 301. Z. 2. v. u. lies „zu geben" statt „zu beantworten".
S. 432. Z. 9. v. u. (Text) lies „den größeren" statt „der größere".
S. 437. Z. 3. v. u. (Anmerk.) zu streichen (Vulgata.)
S. 438. Z. 3. v. u. (Text) lies „ewig" statt „ewige".
S. 441. Z. 5. v. u. (Anmerk.) lies „traditum" statt „tratitum".
S. 447. Z. 10. v. o. ist statt des „Punktes" ein „Komma" zu setzen.
S. 464. Z. 4. v. u. lies „daß" statt „das".

Andere geringere Versehen wird der Leser leicht finden und berichtigen.

Druck von H. Jungandreas in Görlitz.

Frühjahr.	Sommer.	Herbst.	Bemerkungen.	No.
	3	5		1
10				
	33	26		2
21				
35	43	34		3
26	14	26		4
.	.	.		5
4	2	11		6
.	.	.		7
30	42	24		8
8	.	11		9
2	.	1		10
1	.	.		11
..	.	.		12
.	.	.		13
39	44	42		14
18	3	11		15
13	3	9		16
2	1	1		17
11	11	13		18
21	23	22		19
14	34	23		20
5	7	7		21
8	10	5		22
92	92	91		23
.	.	.		24
4	9	1		25
.	.	.		26
1	.	1		27
10	.	13		28
.	.	.		29
tr.	ht.	tr.		30
0 . 073	0 . 557	0 . 307		31
S. 52° 52′ W.	N. 57° 1′ W.	N. 67° 5′ W.		32
25. März	.	.		33
.	.	13. Okt.		34
16. April	.	.		35
.	.	31. Okt.		36
.	.	.		37
26″ 7‴ 80	27″ 2‴ 18	26″ 11‴ 03		38
28 . 0 . 00	9 . 40	28 . 0 . 46		39
27 . 4 . 064	5 . 802	27 5 . 822		40
0 . 28	0 . 25	0 . 31		41
1 . 00	0 . 99	1 . 00		42
0 . 77	0 . 69	0 . 80		43

Frühjahr.	Sommer.	Herbst.	Bemerkungen.	
				No.
1	6	1		1
11	17	9		2
46	39	41		3
34	30	40		4
.	.	.		5
2	.	4		6
.	.	.		7
27	43	45		8
13	.	6		9
1	.	.		10
.	.	.		11
.	.	.		12
.	.	1		13
43	43	56		14
17	9	6		15
15	11	5		16
1	2	2		17
20	19	23		18
26	37	33		19
43	41	42		20
14	13	3		21
11	11	6		22
92	92	91		23
.	.	.		24
4	9	.		25
2	2	.		26
1	.	.		27
20	.	8		28
.	.	.		29
tr.	tr.	tr.		30
0 . 373	0 . 418	0 . 561		31
W. 40° 13′ N.	W. 28° 38′ N.	W. 16° 5′ N.		32
.	.	.		33
.	.	.		34
.	.	.		35
.	.	.		36
.	.	.		37
26″ 8.‴ 82	27″ 1.‴ 82	26″ 8‴. 80		38
27 11 . 26	9 . 72	27 11 . 04		39
5 . 151	5 . 922	5 . 118		40
0 . 33	0 . 30	0 . 37		41
0 . 98	0 . 98	1 . 00		42
0 . 76	0 . 71	0 . 83		43

Frühjahr.	Sommer.	Herbst.	Bemerkungen.	No
.	3	4		1
7	23	10		2
40	54	36		3
45	12	41		4
.	.	.		5
2	1	12		6
1	.	1		7
46	41	34		8
7	.	9		9
2	.	.		10
2	.	.		11
.	.	.		12
3	1	1		13
52	41	43		14
9	6	6		15
17	6	5		16
7	5	3		17
27	25	30		18
34	33	20		19
32	48	34		20
7	10	9		21
14	10	6		22
92	92	91		23
.	.	.		24
2	8	.		25
3	3	.		26
1	3	.		27
8	.	14		28
.	.	.		29
tr.	tr.	bed.		30
0 . 320	0 . 533	0 . 453		31
W. 6° 20′ N.	W. 20° 2′ N.	W. 15° 36′ N.		32
6. April Vm..	.	.		33
.	.	31. Oct. Abds		34
30. Apr. Ncht.	.	.		35
.	.	6. Nov. Nchts		36
.	.	.		37
26″ 9.‴ 02	27″ 0.‴ 20	26″ 10,‴. 55		38
27 10. 02	9. 99	27 11. 44		39
4 . 614	5 . 799	5 . 462		40
0 . 40	0 . 29	0 . 43		41
1 . 00	0 . 97	1 . 00		42
0 . 79	0 . 67	0 . 86		43